

Andreea-Elena Elefterescu



ROXANA

Der Geschmack der Freiheit

Roman

Über die Autorin

Die Autorin ist rumänisch-griechischer Abstammung. In ihrer Jugend hatte sie am eigenen Leibe eine ganze Menge schmerzhafter und entwürdigender Erfahrungen erleben müssen. Zumindest einen Teil davon, hat sie in diesem Roman wiedergeben wollen.

Das Waisenhaus war jahrelang ihr Zuhause. Als Kind wurde sie zum Betteln an die Straßenecke gestellt, musste nahenden Fahrzeugen vor die Reifen „stolpern“, unter Zwang stehen, einige Zeit lang als Straßenkind in den Gassen einer rumänischen Großstadt überleben und vieles andere mehr. Doch alles hier aufzuführen würde den Rahmen der menschlichen Würde sprengen.

Dies ist eine Geschichte geboren aus den Launen des Schicksals. Die Autorin hat ihre Geschichte viele Jahre lang in ihrem Gedächtnis gehütet. Erst über zwei Jahrzehnte später, als sie endlich den nötigen Abstand und den Mut hatte, konnte sie sie endlich erzählen. Sie tat es für sich und für all die anderen Kinder auf dieser Welt, die Ähnliches haben erfahren müssen.

Das Wichtigste in diesem Buch beruht auf dem soliden Fundament, das die Wirklichkeit ausmacht. Schließlich wurde es zunächst in griechischer Sprache in Form eines Romans ausgearbeitet, daraufhin in die deutsche Sprache übersetzt, in der Hoffnung, dass der Wind der Zeit ihre Erzählung nie wieder davontragen konnte.

Die Autorin ist heute in einer Hilfsorganisation für Kinder in Not engagiert. Der Erlös des Buchverkaufs ist diesen Kindern gewidmet. Denn sie weiß aus eigener Erfahrung, was Kinder in dieser traurigen Welt oftmals erleiden müssen.



Über das Buch

Janis, ein griechischer Draufgänger der in den Weiten des Balkan seinen „illegalen“ geschäftlichen Aktivitäten nachgeht, stolpert plötzlich im rumänischen Banat in eine gefährliche Situation. Eine junge Frau wird von furchterregend dreinschauenden Männern verfolgt. Sie fällt ihm quasi auf die Motorhaube. Aus dem Stegreif fliehen sie vor der Gefahr und bestreiten in der Folge zusammen eine Reihe von Abenteuern. Es stellt sich heraus, dass die junge Frau als Kind von einer Verbrecherbande geraubt wurde. Dann wurde sie an Zigeuner verkauft, die sie als Werkzeug zum Geldverdienen nutzten. Später kämpfte sie sich selbstständig durchs Leben, bis sie wieder an Zigeuner geriet, und bis vor kurzem noch mit ihnen zusammenlebte.

Doch plötzlich wurde sie Opfer einer Entführung, wo sie ein schreckliches Ende erwartete. Sie floh und fiel Janis auf die Motorhaube. Die Bösen sind nunmehr hinter den beiden her, folgen ihnen bis in die Berge der rumänischen Provinz Maramures, nahe der ukrainischen Grenze, wo Roxana die letzten Jahre bei den Zigeunern gelebt hat. Dort kommt es zum letzten Kräftemessen.

Inhaltsverzeichnis

IRGENDWANN EINMAL	9
PROLOG	23
NEUMOND	33
HALBMOND	177
ROXANA	295
TRANSSILVANIEN	449
VOLLMOND	505
BEFREIUNG	643
NACHWORT & DANKSAGUNG	686
LANDKARTEN	688

Andreea-Elena Elefterescu

ROXANA
Der Geschmack der Freiheit

Roman

Aus dem Griechischen
von Erich Stamatiou

**Für Andreea-Elena,
einem Engel der zur Erde gesandt wurde,
um meine Seele zu retten.**

Der Übersetzer

IRGENDWANN EINMAL

KAPITEL 1 Irgendwo in Rumänien, Spätsommer 2003

Am Horizont erstreckte sich das wogende gelbe Meer der Sonnenblumenfelder, der Himmel machte ein Gesicht, als zürne er. Jedes Mal, wenn ein Windhauch durch die Stängel fuhr, schienen die Köpfe flüsternd und raunend zum Leben zu erwachen, aber sobald dem Wind der Atem ausblieb, verstummte der Spuk. Jetzt dauerte die Hitzewelle schon seit geraumer Zeit an, die ausgelaugte Luft dümpelte wie ein flirrender Schleier über den endlosen Feldern.

Nur zwei kleine Landstraßen durchschnitten das endlose Meer der Sonnenblumenfelder. An ihrer Kreuzung lag das kleine Dorf Solca nahe der ukrainischen Grenze: Eine Ansammlung grauer, erbärmlicher, eng aneinander gedrängter Bauten, die natürlich, je weiter der Ortskern zurückblieb, immer mehr von kleineren Häuschen abgelöst wurden. Ein von kümmerlichen Bäumen gesäumter Bach floss von Nordwesten kommend, schlängelte sich träge um den Ort herum und verschwand dann Richtung Süden.

In dem kleinen Dorf war die Hitze in diesem Spätsommer unerträglich. So heiß wie in diesem Jahr war es schon oft gewesen, so feucht aber nur selten. Wolkenbruchartige Regengüsse wechselten sich regelmäßig mit Momenten klarster Sonne, man hätte fast die Uhr danach stellen können. Die Temperaturen stiegen oft auf 35 Grad Celsius. Gewitter malten das tollste Schauspiel lautlos zuckender Blitze an den nördlichen Horizont. Zwielficht senkte sich über die Landschaft, das Orange des Himmels färbte sich blutrot.

Etwa einen halben Kilometer außerhalb des Dorfes war am späten Nachmittag eine Frau gerade dabei, lustlos frischgewaschene Wäsche auf einen spröden Draht aufzuhängen. Der Draht, der von ihrer morschen Holzhütte, dass ihrer Familie als Wohnhaus diente, zum nächstgelegenen Baum gespannt war, sah aus, als hätte er schon mehrere Weltkriege hinter sich. Die Wäsche war zwar nicht so perfekt gewaschen, wie dies eine Waschmaschine getan hätte. Mehr konnten die abgetragenen Sachen aber von einer Frau, die nur über zwei geschundene Hände verfügte, nicht verlangen.

Ab und zu warf sie einen verzweifelten Blick Richtung Westen zu den Bergen, die aus der dunstigen Ferne fast verächtlich auf das kleine Dorf heruntersahen. Ihre beiden Kinder spielten in ihrer Nähe. Der Junge erblickte den Mann mit der Kutte, der an der Landstraße entlangging, zuerst.

„Ein Mönch, Mama, schau doch! Ein Mönch“, rief er aufgeregt.

Ihr kleines Mädchen, auf einem kleinen Stuhl sitzend sah auf, bemerkte den Gottesmann ebenfalls. Sein Gesicht konnte sie nicht erkennen, da er seine Kapuze über den Kopf gestülpt hatte. Wahrscheinlich hämmerten ihm die Sonnenstrahlen derartig auf den Kopf, dass es anders nicht auszuhalten war. Dennoch rief sie voller Admiration ihrer Mutter zu:

„Ja, Mami, schau, ein Mönch.“ Doch die Mutter widmete sich einfach weiter ihrer Tätigkeit. Die Kinder winkten dem Mönch, der jedoch davon keine Kenntnis zu nehmen schien und einfach seiner Destination entgegenschritt. Bald war er hinter den Sonnenblumenfeldern verschwunden.

Da braut sich wieder was zusammen, überlegte die Frau. Manchmal dachte sie, dass das Drama, das am Abend stattfinden sollte, den ganzen Tag über angekündigt wurde. Ein Gewitter lag in der Luft, dessen unaufhaltsames Nahen mit jeder Minute spürbarer wurde. Wolkenkratzerähnliche Gewittertürme ragten bedrohlich in den Himmel. Momentan nur eine Ansammlung kleiner, unbedeutender Wolken. Doch kaum, dass man es sich versah, hatte man eine gigantische Gewitterfront. In diesem Sommer war dies oft nur eine Frage von Minuten.

Was sollte sie tun, die Wäsche wieder abhängen? Sie könnte die Wäsche auch in ihrer beängstigend kleinen Hütte aufhängen. Dort würde sie sicherlich ebenso trocknen, aber es gab dort sehr wenig Platz. In diesem besseren Hühnerstall konnte man sich sowieso kaum umdrehen.

Sie war jetzt siebenunddreißig Jahre alt und die Enttäuschungen und Entbehungen des Lebens hatten in ihrem Gesicht, ihrer Körperhaltung und in ihrer Seele deutliche Spuren hinterlassen. Ihr Haar war einst braun gewesen, mittlerweile ging es ins grau über. Jetzt trug sie es schulterlang und sah keinen Grund mehr darin, es zu färben. Der blaue Rock den sie trug,

schien aus einer Altkleidersammlung zu stammen, nachdem er vorher schon jahrzehntelang von jemand anderem getragen worden war.

Die Frau sah dies alles jedoch nicht so tragisch. Sie war zufrieden mit dem was sie hatte. Wenn sie zurückdachte, an die ärmlichen Zustände in ihrem Heimatdorf in dem sie aufgewaschen war, so ging es ihr heute wesentlich besser. Die meisten Mitglieder ihrer Familie beneideten sie um das kleine Häuschen inmitten dieser Felder, wo sie einen weiten Blick aufs offene Land hatte.

Es war oft sehr windig hier und daran hatte sie sich bis heute noch nicht gewöhnen können. Ihr Körper noch viel weniger. Mit der Armut geht auch die Krankheit einher, dachte die Frau. Irgendwie schienen sich diese alten Dorfweisheiten immer wieder zu bewahrheiten. Denn für das Rheuma, das sie schon Jahre quälte, war sie eigentlich noch zu jung.

Als ob sie sich mit ihrem Schicksal abgefunden hatte, bückte sie sich seufzend und nahm das letzte Wäschestück aus dem abgekämpften, aus Weidenzweigen geflochtenem Korb. Eine Hose ihres Mannes. Die hatte auch schon bessere Zeiten gesehen, dachte sie sich traurig. Die Hose war vom Gebrauch schon so abgewetzt, dass es fast keinen Sinn mehr machte sie zu waschen und aufzuhängen.

Heute Nacht würde sie mit ihren beiden Kindern wieder allein sein. Ihr Mann war gestern angeblich für ein paar Tage für ein wichtiges Geschäft zur nahe gelegenen Präfektur-Hauptstadt gereist. Wobei der Begriff „nah“ für die Frau eine sehr abstrakte Bedeutung hatte. Die Stadt war für sie fast genauso weit entfernt wie der Mond. Sie war in ihrem Leben bisher nicht sehr weit gekommen. Denn Armut machte nicht nur krank, sie ließ einen auch festwachsen.

Sie wäre, weiß Gott, gerne mal verreist. Ihre Verbundenheit mit Haus und Hof waren nicht so abgrundtief, dass sie sich nicht einige Tage davon trennen konnte. Und sei es nur mal bis zur nächsten größeren Stadt. Sie schüttelte den Kopf und nahm wieder von solch absurden Ideen abstand.

Was ihren Mann betraf, so wollte er heute, angeblich um die Haushaltskasse aufzufüllen, in der Präfektur-Hauptstadt einen guten und lukrativen „Deal“ abschließen. Die Nacht würde er bei

Freunden verbringen, so seine Worte, um nicht unnötig Geld für eine Hotelübernachtung auszugeben. Das mit den Freunden musste sie ihm einfach abnehmen. Musste, weil es in ihrer aussichtlosen und trostlosen Lage wohl keine Alternative gab. Wenn bei ihm mal wieder eine seiner Sauf Touren angesagt war, und sie vorher nicht das wenige Bares was sie besaßen in Sicherheit bringen konnte, war das mühsam Ersparte in nur einer Nacht dahin. Ohne große Gedanken war dann alles versoffen, meist mit irgendwelchen Gleichgesinnten, die er nicht einmal persönlich kannte.

Ihre beiden Kinder spielten unweit vom Haus in einem kleinen Baumhaus, das ihnen letztes Jahr ihr Vater, mehr schlecht als recht auf den ersten Ästen der riesigen Buche, zusammengeschustert hatte. Völlig isoliert in ihrer eigenen Welt, gingen sie ihren Dingen nach. Das Mädchen war jetzt gerade fünf Jahre alt geworden. Sie hatte langes, hellbraunes Haar mit rötlichem Schimmer, das an den Seiten zu zwei Zöpfen geflochten war. Ein kleiner Mund mit vollen Lippen, eine kleine, gerade, sommersprossige Nase und ungewöhnlich schöne lavendelblaue Augen rundeten ihr Gesicht ab. Mit diesen blickte sie Menschen und Dinge offen und gerade an, wie ein neugieriges, intelligentes Kind, das noch viel zu lernen hatte. Der Junge war vier Jahre älter, hatte schwarzes, lockiges Haar, einen dunkleren Teint als seine Schwester und Augen die schwärzer waren als Kohle. Jetzt schon, in seinem jungen Alter, war der Junge oftmals sehr jähzornig, hatte ab und zu recht aggressive Wutausbrüche und einen Hang zur Quälerei. Nicht selten ließ er seine Launen an seiner kleineren Schwester aus, und sie musste dann energisch dazwischengehen, um Schlimmeres zu verhindern. Letztendlich konnte sie aber nicht viel ausrichten, denn der Junge war der Favorit seines Vaters. Dieser beschützte ihn immer vor den Anstrengungen und Bestrafungen seiner Mutter.

Für einen unmittelbar bevorstehenden Gewittersturm war es beängstigend ruhig. Die Ruhe vor dem Sturm, wie es so schön im Volksmund hieß. Ab und zu vernahm sie das Röhren eines klapprigen Lastkraftwagens von der fernen Landstraße. Nur ein schmaler Feldweg verband den Hof mit der Landstraße. Schemenhaft erkannte sie ihre Nachbarin auf deren Hof, der in

ungefähr zweihundertfünfzig Meter Abstand lag, wie sie am Ziehbrunnen Wasser holte. Ihre drei Kinder umkreisten in weitem Abstand ein altes Autowrack. Ansonsten nur trostlose und flache Felder, soweit das Auge reichte. Nur eine Reihe schiefer Masten, die den Strom lustlos übers Land zu ihrer Hütte leiteten, ließen erahnen, dass hier überhaupt jemand wohnte. Das Dorf an sich war hier im Dunst des Tages kaum auszumachen. Ein Storchenpaar, das unweit auf einem der Strommasten genistet hatte, ließ sich im Nest dicht an seine Jungen nieder, wohl ahnend, das sich etwas zusammenbraute.

Ihr Mann war hier aufgewaschen. Warum seine Vorfahren sich einst gerade hier niedergelassen hatten und nicht näher oder gar direkt an der Landstraße, würde wohl für immer ein Rätsel bleiben. Doch, sie war froh überhaupt ein eigenes Zuhause zu haben, dass sie mit niemandem teilen musste. Denn, sowohl ihre Eltern wie auch ihre Schwiegereltern, waren nun seit Jahren begraben. Sie hatte niemandem mehr auf der Welt außer ihn und ihre beiden Kinder. Seit sie nach ihrer Hochzeit hier eingezogen war, war sie von hier nicht mehr weggekommen.

Eine bleierne Stille schien das Land zu erdrücken. Ein plötzliches Rascheln in einem nahen Sonnenblumenfeld erweckte die Aufmerksamkeit der Frau. Wird wohl irgendein Mistkötter sein, der sich vor dem aufziehenden Unwetter versteckt, dachte sie. Traurig sahen die Sonnenblumen aus. Zuletzt bekamen sie zu viel Sonne und zu wenig Wasser. Kaum schafften sie es, ihre erschlafften Köpfe mit der Sonne mitzudrehen. Ein erneutes Rascheln im Feld ließ die Frau kalt. Sie hatte andere Sorgen. Das sie zwei kalte Augen aus den Tiefen der Plantage gebannt anstarrten, nahm sie jedoch nicht wahr, denn sie war zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

Sie war keine Schönheit im eigentlichen Sinne. Trotzdem hatte sie einen gewissen Charme. Und als sie noch unverheiratet war, hatte sie nicht wenigen Männern in ihrem Heimatdorf gefallen. Warum sie sich gerade für ihn, ihren Mann entschieden hatte, wüsste sie heute nicht mehr zusagen. Er war heute mit fünfundvierzig ein vorzeitig gealterter Mann mit Halbglatze. Auch in jungen Jahren war er aber Lichtjahre entfernt von einem Männerideal. Doch damals war er ihr ein guter Mann gewesen.

Damals trank er nicht und war liebevoll mit ihr umgegangen. Und, er gab ihr das Gefühl, etwas Besonderes zu sein. Aber, das war lange her. Die Frage nach dem warum *er*, kam ihr in letzter Zeit sehr oft.

Mit einem Anfall von Wehmut packte sie den leeren Korb und machte sich mit müden Schritten auf, ins Haus zu kommen. Allmählich nahm der Wind zu. Wie ein Herold schien er den nahenden Gewittersturm anzukündigen. Sie rief ihren spielenden Kindern zu und ermahnte diese alsbald ins Haus zu kommen. Auf einmal fühlte sie sich sehr müde. Heute war wieder so ein Tag, dachte sie, an dem sie sich um Jahrzehnte gealtert fühlte. Eine tiefe Müdigkeit, begleitet von der Lustlosigkeit eines beschwerlichen und nahezu freudlosen Lebens. Leben, ja, aber wozu?

Die eiskalten, harten Augen, die sich hinter den braunen Stielen der Sonnenblumen verbargen, starrten die Frau an, bis diese die wenigen Stufen der Holzterrappe hinaufging und dann die Türe der Holzhütte knarrend hinter sich in den Türrahmen knallte. Dann hatte sie die Dunkelheit im Hausinnern geschluckt. Letztendlich kam es ihr sehr gelegen, dass ihr Mann für ein paar Tage wegbleiben würde. Vor seiner Abfahrt hatten sie sich vehement gestritten, und nur die große räumliche Trennung der Höfe verhinderte es, dass der Streit nicht bis zu den Nachbarn vorgedrungen war. Ihr Mann hatte wieder einmal bis zum letzten Moment gewartet, um sie über seinen Abgang und seine Pläne zu informieren. Dass er angeblich ein paar Tage in der Stadt bei Freunden wohnen und Geld verdienen wollte, glaubte sie nicht wirklich. Eher waren Alkohol und Billighuren sein Ziel. Als er endlich fort war, war sie sehr verzweifelt. Da die Liebe aber von diesem kleinen Hof schon vor Jahren fortgezogen war, war es auch kein echter Weltuntergang. Nicht einmal für eine betrogene Frau. Sie würde es schon überleben. Er wird schon wiederkommen, murmelte sie mit dumpfer Stimme dahin. Der Sturm, der draußen zu toben begonnen hatte, schien ihre Worte davonzuwehen.

Während sie in der Küche das Abendessen zubereitete, kamen die Kinder ins Haus. Sie trug ihnen auf sich zu waschen und andere, saubere Wäsche anzuziehen. Später aßen sie alle zusammen ihr kärgliches Abendbrot. Der Wind draußen wurde langsam, aber sicher zum Sturm. Während die Frau den Tisch

abräumte, konnte sie aus dem Fenster die sich in der Nähe des Hauses befindlichen Bäume erblicken, deren Geäste sich fast bis zum Boden bogen. Der Wind fuhr pfeifend durch die Blätter der knorrigen Äste. Über dem Himmel rasten Wolkenfetzen, getrieben von einer wütenden Kraft. Sie ballten sich immer wieder zu hohen Türmen zusammen und wurden dann gleich wieder auseinandergerissen und weitergewirbelt. Doch dies hatte sich in diesem Sommer des Öfteren ereignet, es war nichts Außergewöhnliches. Langsam wurde es dunkel. Gleichgültig ging sie wieder ihrer Arbeit nach.

Später, nachdem sie sich eine Weile mit ihren Kindern beschäftigt hatte, fühlte sie sich auf einmal sehr müde. Die schwere Feuchtigkeit und die hohen Temperaturen des Tages, die immer noch vorherrschten, forderten jetzt, am Ende des Tages ihren Tribut. Sie brachte die Kinder in die kleine Kammer, die ihnen als Kinderzimmer diente, redete ihnen gut zu, dass sie vor dem Sturm keine Angst zu haben brauchten und löschte alsbald das Licht. Nachdem sie die Haustür abgeschlossen und die hölzernen Fensterläden zugezogen und verriegelt hatte, ging sie wenig später in ihr Zimmer und war bald eingeschlafen.

Draußen hatte der Sturm mittlerweile eine Dynamik entfaltet, die an einen Weltuntergang erinnerte. Zischend nahm der Wind immer wieder Anlauf und fegte mit einem Donnerschlag über die dünnen Sonnenblumenfelder dahin. Die eiskalten Augen hatten in der Dunkelheit gewartet, bis das heftige Unwetter seine ganze Wut entfaltet hatte. Dann nämlich sank die Wahrscheinlichkeit, dass sich bei solchen Wetterverhältnissen ein Fahrzeug oder ein Mensch von der fernen Landstraße bis hierher verirren könnte, praktisch gegen null. Nachdem schon seit geraumer Zeit im Haus das Licht ausgegangen und auch sonst kein Laut zu hören war, hielt er die Zeit für gekommen. Die Arbeit, die er jetzt zu verrichten hatte, würde ihm nicht allzu schwerfallen. Doch was getan werden musste, musste getan werden. Er hatte weder einen überhöhten Blutdruck noch einen zu hohen Pulsschlag. Was jetzt folgte war zwar keine alltägliche Routine, aber mit einem klaren Ziel im Auge auch nicht mehr als eine Aufgabe, die erledigt werden musste. Er würde später keine Gewissensbisse haben. Dies war alles rein geschäftlich.

Geboren war er in einem ganz anderen Teil des Landes, in einer kleinen Stadt, die einen unaussprechlichen Namen hatte. Mittlerweile war er im guten Mannesalter, hochgewachsen und kräftig, hatte eine Statur wie ein römischer Gladiator in den alten Hollywoodfilmen. Er strahlte jene seltsam entspannte, aber unmittelbar wahrnehmbare Ruhe eines Mannes aus, der von einem Augenblick zum anderen Tatenlosigkeit in explosive Tatkraft verwandeln konnte. Mit einer schwarzen Mönchskutte bekleidet, mit schwarzen Augen und schwarzen Haaren war er in der Dunkelheit nicht wahrzunehmen. Und, er war nicht allein. Seine Augen standen nie still. Immer wieder warf er einen Blick auf seine drei Kameraden, die sich ebenfalls ganz in schwarz gekleidet im Sonnenblumenfeld versteckt hielten. Dann und wann sah er sie an und nur ganz kurz, nebenbei und uninteressiert.

Plötzlich erstarrte sein Blick, aber auch jetzt blieb sein Gesicht ausdruckslos, wie aus Stein gehauen. Ohne jede Eile erhob er sich aus seiner Versteckposition, zuckte kurz mit den Augenbrauen in Richtung seiner Gefährten. Die anderen nickten zurück und alle begannen sich geräuschlos durch das Sonnenblumenfeld zu zwängen. Als sie endlich draußen waren, liefen sie geduckt auf die Hütte zu.

Wie ein Stroboskoplicht erhellten zuckende Blitze die dunkle Landschaft. Der Anführer der Männer wartete auf den nächsten Blitz und zählte die Sekunden bis zum nächsten Donner. Die Zeitspanne betrug nur wenige Sekunden. So rasch wie das Gewitter heranbrauste, würde das Zeit-Intervall beim nächsten Mal noch kleiner sein. Erneut ein greller Lichtblitz. Der Anführer zählte und schlich sich auf die Sekunde genau zur Haustür ran. Und dann entfaltete der Gewittersturm seine ganze teuflische Kraft.

Am Abend war sie in einen erschöpfungsähnlichen Schlaf gefallen. Die Welt um sie herum war versunken. Ihre Seele war so verletzt, dass sie im Schlaf von einer anderen, besseren Welt träumte. Sie bemerkte nicht, wie die Treppenstufen vor der Haustür knarrten. Dann wieder Stille. Ein Schlüssel drehte sich in der Haustür. Beim Öffnen der Tür spielte der Wind mit den blaugrauen Vorhängen. Zwei schattengleiche Gestalten huschten ins Hausinnere, dann noch einer. Der vierte mit der Mönchskutte

blieb vor der Haustür geduckt im Freien, um jeder zufälligen Laune des Schicksals sofort entgegentreten zu können. Leise wurde die Tür wieder ins Schloss gedrückt. Die Eindringlinge knipsten kein Licht an, sie konnten sich im Dunkeln gut orientieren. Ohne Schwierigkeiten erreichten zwei das kleine Zimmer, wo die beiden Kinder schliefen. Der dritte ging zur Kammer der Mutter. Der Mann öffnete äußerst vorsichtig ein klein wenig die Tür und verharrte dann still. Unruhig drehte sich die Frau im Bett auf die andere Seite. Einmal war es ihr, als hörte sie ein leises Knacken, doch sie schrieb dies dem Wind zu. Letztendlich war sie aber zu erschöpft, zu kraftlos und zu müde um die Dinge richtig zu erfassen. Die Tür öffnete sich Spaltbreit. Ein Schatten huschte hinein.

Die Frau merkte erst zu spät, was eigentlich geschah. Mit einem Aufschrei warf sie sich herum. Doch schon packten sie grobe, stahlharte Hände und rissen sie in die Höhe. Eine Hand presste sich auf ihren Mund, um sie am Schreien zu hindern. Ihr versuchter Aufschrei endete in einem dumpfen, angsterfüllten Gurgeln. Ihre Augen weiteten sich unter panischem Entsetzen, als man sie aus ihrem Zimmer hinauszerre. Sie versuchte sich zu wehren, strampelte mit den Beinen, versuchte dem Widersacher in die Hand zu beißen. Aber jeglicher Widerstand war zwecklos und wurde im Keim erstickt. Ihre Kräfte reichten nicht aus, um etwas gegen den Mann auszurichten, der sie festhielt. Jetzt bemerkte sie, dass weitere Männer im Haus waren, die ihre beiden Kinder aus ihren Betten geholt hatten und ebenfalls festhielten. Alles drehte sich vor ihren Augen als sie ihre Kinder sah, die wie paralysiert diese ganze Situation noch gar nicht begreifen konnten. Sie setzte zum Schreien an, versuchte zu begreifen wie die Eindringlinge ins Haus kommen konnten. Kein Laut kam jedoch über ihre Lippen. Die Tür war geschlossen, die Holzläden auch.

Da öffnete sich die Tür und ein vierter Mann, der einem Mönch gleich ganz in schwarz gekleidet war, kam ins Innere. Um den Hals trug er ein schweres, goldenes Medaillon, in dessen Mitte ein Kreuz war. Es hatte den Anschein, als ob er der Anführer der Bande zu sein schien. Als es in diesem Moment draußen wieder blitzte, erblickte die Frau im Dämmerlicht, dass von außen der Schlüssel im Türschloss steckte. Aber wie konnte dies sein?

Nur ihr Mann und sie hatten einen Hausschlüssel. Ihrer war wie gewöhnlich in der Schublade unter dem Küchentisch, damit ihn die Kinder nicht aus Versehen nehmen konnten. Die bittere Wahrheit, die ihr plötzlich in den Sinn kam, war recht einfach. Die Eindringlinge hatten sich nicht irgendwie gewaltsam Einlass verschafft, sie waren mit dem Schlüssel durch die Tür gekommen. Denn, dies war der Schlüssel . . . ihres . . . Mannes.

Aber, wo zum Teufel, war er? Wusste er von den Geschehnissen, die sich in diesem Moment hier abspielten? Die beiden Bösewichte, die ihre Kinder gepackt hatten, schoben sich langsam im engen Raum an ihr vorbei. Die Kinder, immer noch unfähig auch nur einen Laut von sich zu geben, waren sichtlich zu Tode erschrocken. Sie wurden regelrecht in die Luft gehoben und zur Tür hinausgebracht, wobei ihnen ihre jeweiligen Peiniger mit Riesenpranken die Mäuler zuhielten.

Der Anführer und der Mann, der die Frau festhielt, sahen sich kurz an. Dann ging der Anführer ebenfalls ins Freie und schloss die Tür hinter sich. Bald war er mit den Komplizen und den Kindern durch die Sonnenblumenfelder verschwunden. Sie hatten sich quasi in Luft aufgelöst, so als hätten sie nie existiert. Bis zu diesem Augenblick war es der Frau nicht ein einziges Mal gelungen, ihren Peiniger wenigstens einmal richtig ins Gesicht zu bekommen. Der Mann fummelte plötzlich mit der einen Hand in seiner Hosentasche herum, zog sogleich eine steife Drahtschlinge hervor. Mit einer schnellen, geübten Bewegung zog er diese über den Kopf der Frau und ließ sie schnell bis auf ihren Hals hinabgleiten. Jetzt nahm er auch seine Hand von ihrem Mund, da er beide Hände brauchte, um die Schlinge zuzuziehen. Der letzte Gedanke der Frau, bevor die Schlinge sich zuzog, galt ihren beiden Kindern.

Ein weiterer, gewaltiger Blitz schlug in diesem Moment ein und zwang einen verängstigten herrenlosen Hund, der im Schutze der Hauswand entlangschlich, völlig zu erstarren. Regungslos und mit gespitzten Ohren lauschte er den gutturalen und schrillen Geräuschen, die durch die dünnen Hauswände und selbst durch den Lärm des tobenden Sturms zu ihm nach draußen drangen. Auch wenn er den Sterbegeräuschen keinen wirklichen Sinn entnehmen konnte, wusste doch seine Nase, dass er sich

schleunigst aus dem Staub machen sollte. Denn sein Instinkt sagte ihm, dass der Tod herumging.

PROLOG

KAPITEL 2 Rumänien 2019, Junge wird gejagt, ermordet

Die Luft war mild, obwohl ein reger Wind herrschte. Irgendwo draußen ertönte der Ruf eines Käuzchens. Der Mond stand hell am Himmel, schlich sich durch das kleine vergitterte Fenster und tauchte den düsteren Raum in ein fahles Licht. Sie wandten sich plötzlich erschrocken um, als die friedliche Stille durch ein lautes Geräusch unterbrochen wurde. Auf einmal wurde die Tür zu ihrem Verließ aufgerissen. Zu Tode erschrocken richteten sich die beiden Jungen ein wenig vom Boden auf, starrten gebannt auf den Eingang. Einer der Männer, die ihnen heute Nacht schon so viel Leid angetan hatten, bedeutete ihnen, sofort nach draußen zu kommen. Als die beiden nicht sofort reagierten, drang er sofort in den Raum. Er riss die beiden vollends auf die Beine, versetzte dem Größeren, der gerade zwölf geworden war, einen heftigen Stoß, so dass er in den Gang hinaus strauchelte. Der Kleinere setzte sich wieder auf den Boden, fing an zu jammern. Darauf ging der Mann nochmals ins Zimmer hob ihn einfach hoch und klemmte ihn sich unter den Arm. Der Kleine zitterte so stark, dass seine Zähne klappernd aufeinanderschlügen.

„Na, kommt schon, ziert euch nicht so“, sagte er zu den beiden. „Es wird nicht schlimmer als beim ersten Mal werden.“ Er lachte ein wenig über seinen eigenen Witz. „Aber wenn ihr Zicken macht, vergesst nie, es kann immer schlimmer werden.“

Ausgelöst durch die Worte des Mannes, erlebte in diesem Moment der kleinere der beiden nochmals die Szenen, die sich vor Stunden abgespielt hatten. Sie waren von einem dritten Mann gebadet, vorbereitet und in ein großes, schönes Zimmer gebracht worden. Danach waren zwei Männer erschienen, die zunächst sehr nett waren und ihnen Süßigkeiten mitgebracht hatten. Dann jedoch hatte die Situation eskaliert. Zunächst fing es mit einfachen Streicheleinheiten an. Als die Männer sich mit derben Worten gegenseitig aufreizten, der Appetit und das Verlangen der beiden immer gieriger wurden und die Jungen nicht darauf ansprachen, wurden sie heftig geschlagen. Der größere, erinnerte er sich jetzt, der weit das meiste der Schläge abbekommen hatte, war für eine ganze Weile in Ohnmacht gefallen. Der Bewusstlose hatte nicht mehr wahrgenommen, wie ihn die beiden Männer ausgezogen

hatten. Darauf begannen sie allerlei komische, und für ihn unverständliche Dinge, mit ihm zu treiben. Er selbst, noch keine neun Jahre alt, musste sich nur streicheln und küssen lassen. Als die beiden bösen Männer mit ihnen fertig waren, hatten der eine sie vom einen Gebäude in ein anderes gebracht, dass etwa zwanzig Meter weiter weg lag. Dann wurden sie in den Raum gesperrt, den sie soeben erst wieder verlassen mussten. Vor ihnen lief jetzt der größere unwillig den Gang entlang. Bald hatten sie das Ende erreicht. Abrupt blieb er vor einer verschlossenen Tür stehen, setzte den Kleinen auf den Boden auf und strich ihm das lange Haar aus den Augen. Schließlich fummelte er in seiner Hosentasche herum, brachte einen Schlüssel hervor und steckte ihn ins Schloss.

„So, wir gehen jetzt wieder rüber ins andere Gebäude. Vor meinem Freund will ich kein Theater, ist das klar? Sonst setzt es wieder was“, drohte er und hob andeutungsweise die linke Hand um eine Ohrfeige vorzutauschen.

Er schloss auf und öffnete die Tür, nahm den Kleinen bei der Hand und wollte ihn schon hinter sich herziehen. Auf einmal begann dieser wieder zu weinen, sträubte sich ins Freie zu gehen. Der Mann sah ihn grimmig an, glaubte die Drohgebärde würde genügen, um ihn zur Raison zu bringen. Doch der Kleine spannte seinen Körper, stemmte sich mit den Beinen gegen den Boden und biss dann, völlig unerwartet dem Mann in die Hand. Völlig perplex und aus der Fassung gebracht, ließ er den Jungen für einen Augenblick los, der Hals über Kopf den Gang entlang in Richtung des Zimmers zurückrannte, in welchem er die letzten Stunden eingesperrt gewesen war. Der Mann begann gleich darauf dem Kleinen hinterherzurennen, bis er merkte, dass er den Größeren dabei völlig außer Acht gelassen hatte. Sofort machte er kehrt und sah, dass dieser geflüchtet war.

Der größere Junge rannte, als ob der Teufel hinter ihm her wäre. Schon des Öfteren war er in brenzlichen Situationen gewesen, sodass er instinktiv handelte. Sein Herz schlug rasend, das Blut floss wie Blei in seinen Adern. Hinter sich hörte er in einiger Entfernung den Mann schreien, wobei er nicht verstand, was er sagte. Ein kräftiger Lichtstrahl kam von den Gebäuden und näherte sich seinem Schatten, den er im fahlen Mondschein warf.

Er schaute zurück und sah einen Mann, der das Licht in der Hand hielt. Der Mond meielte ein dunkles Profil heraus, das auf das Gebäude geworfen wurde. Plötzlich war die Schreckensstarre fort. Jetzt war er nur noch ein Tier, das fliehen musste. Die Entfernung zu dem Mann mit dem Licht abschätzend, rannte er noch schneller. Noch hatte er ihn nicht im Scheinwerferlicht erfasst.

Schon bald würde er den Rand des Waldes erreicht haben, der sich in der Dunkelheit abzeichnete und knapp 250 Meter vom Gebäude entfernt lag. Der fallende Wind erzeugte einen schweren, monotonen Klang in dessen mächtigen Ästen, der von der dunklen Tiefe und Größe des Gehölzes sprach und die Nacht zu beherrschen schien. Er hatte das ungute Gefühl, als würde sein drahtiger Körper mit jedem Meter, den er hinter sich brachte schwerer und unbeholfener. Seine Bewegungen wirkten unsicher. Er drehte den Kopf, erhaschte noch einen Blick und sah, dass in den Gebäuden hinter sich viele Lichter leuchteten. Irgendwo hatten Hunde angeschlagen.

Jetzt hatte er das Waldstück erreicht. Wie ein Vorhang schloss sich das Geäst hinter ihm, sobald er eingedrungen war. Seine Augen benötigten einen Moment, um sich an die neue Situation zu gewöhnen. Sein Blick wanderte über den Waldboden. Er war ungleichmäßig und holperig, sodass er nicht mehr so schnell weiterrennen konnte. Wurzeln angelten nach seinen Beinen und etliche dickere Äste lagen ihm im Weg. Zweige streiften sein Gesicht, wenn er zu dicht an die Bäume herankam. Die Kratzer, die auf seiner Haut entstanden schmerzten und er fühlte das warme Blut, das ihm über die Wangen lief. Sein Haar fiel ihm in die Stirn und der sich bildende Schweiß glänzte auf seinem Gesicht. Wimmernd und stöhnend lief er weiter und hatte das Gefühl, dass jeden Moment eine Hand nach ihm greifen könnte. Die Bäume flogen förmlich an ihm vorbei. Schwarz und drohend ragten die Stämme aus dem Waldboden.

Auf einmal tat sich eine kleine Lichtung auf. Er nahm den Mond über sich wahr. Das Licht lud die Schatten der Bäume zum Tanz ein. Panik kroch in ihm hervor. Bevor er registrierte, dass das Wimmern, das er hörte, aus seiner eigenen Kehle drang, war er vor Schreck ganz starr geworden. Er glaubte am anderen Ende der Lichtung kleine Pfade wahrnehmen zu können. Doch einmal dort

angekommen, wusste er nicht welchen Weg er einschlagen sollte. Einen Augenblick lang verharrte er reglos, konnte sich nicht entscheiden, drehte sich dann im Kreis, auf der Suche nach einer Lösung. Es war wie ein Gefängnis ohne Mauern und Gitterstäbe. Aus der Umklammerung der Lichtung schien es keinen Ausweg zu geben. Zunächst ging er auf jedem der Wege ein paar Schritte zu, doch sobald er tiefer eindrang, ließ ihn die Schwärze zurückscheuen. Alles sah gleich aus und er wusste nicht weiter, es war zwecklos. Und er hatte gehört, dass es in den heimischen Wäldern noch Wölfe und Bären geben sollte. Insgeheim dankte er dem Mond für seine Gesellschaft und wurde wieder ein wenig ruhiger.

Die Nacht war noch jung, es würde noch Stunden dauern, bis die Sonne aufging. Er hätte sich wahrscheinlich so weit beruhigt, um eine vernünftige Entscheidung treffen zu können, wenn er nicht der Meinung gewesen wäre, plötzlich Schritte zu vernehmen. Zweige knackten irgendwo in der Dunkelheit. Den Kopf in die vermeintliche Richtung drehend, drückte er sich hinter einem Baum, ging in die Hocke und wagte es nicht sich zu regen. Langsam kristallisierte sich ein Lichtstrahl zwischen den Baumstämmen heraus. Die Taschenlampe stach mit grellem Strahl in den Wall aus Bäumen. Dies war sicherlich weder ein Wolf, noch ein Bär, sondern ein Mensch. Das Licht kam näher! Fürchterliche Angst überfiel ihn wieder. Der Lichtstrahl einer Taschenlampe erreichte die Lichtung, eine dunkle Gestalt ließ ihn über das offene Feld wandern. Sie wiederholte die Prozedur noch einmal, dann entschied sie sich für eine andere Richtung. Bald waren die Gestalt und das Licht wieder verschwunden, als ob sie nie dagewesen wären.

In der Hocke hinter dem Stamm hatte er so flach geatmet, dass er zu wenig Sauerstoff bekam. Taumelnd und wankend begann er von Neuem loszurennen. Einfach in eine Richtung, kopflos und ohne Ziel. Sein Entsetzen hatte seinen Siedepunkt erreicht. Er fühlte, dass er wahnsinnig werden würde, wenn er noch eine Weile in diesem düsteren Labyrinth umherirrte. Andererseits wusste er aber auch nicht, welcher der richtige Weg, oder die einzuschlagende Richtung war, die ihn wieder aus diesem Wald hinausführen würde. Es galt auf eine Ebene zu kommen, ein

Dorf zu erreichen. Vielleicht gab es einen Bauernhof hier in der Nähe. Seine Beine trugen ihn mechanisch vorwärts. Wenn er fiel, rappelte er sich sofort wieder auf, obwohl seine Kräfte langsam nachließen. Die Dunkelheit um ihn herum schien zu leben, zu atmen und zu wispern. Die Geräusche des Waldes und der Nacht gingen ihm bis ins Mark. Bald war er nicht mehr fähig, seine Situation mit klarem Verstand zu erfassen. Ihm wurde bewusst, dass etwas Entsetzliches und Unfassbares geschehen war, doch er ahnte nicht, dass dies nur ein Auftakt dessen war, was noch kommen sollte.

Bald befand er sich mitten in einem Dornengestrüpp. Wie aus dem Nichts waren im Dunkeln die wilden Brombeeren aufgetaucht und er war beinahe hineingelaufen. Zum Glück war er schon vorher völlig außer Atem gewesen. Somit war er nur mit verminderter Geschwindigkeit mit den ersten kleinen Zweigen des Busches in Kontakt gekommen. Augenblicklich blieb er stehen, befühlte und betastete seine von den Stacheln blutig gerissenen Beine. Würde er es schaffen? Am Ende seiner Kraft setzte er sich auf den Waldboden. Sein Blut rieselte über seine Waden, die Wunden brannten höllisch. Als er den Kopf hob, sah er im Mondlicht in naher Entfernung eine Felsenlandschaft. Mit letzten Kräften lief er darauf zu. Dort angekommen ließ er sich einfach neben dem ersten Felsbrocken nieder und gedachte sich hier eine Weile auszuruhen. Seine Präsenz ließ einen Vogel, sichtlich von seinem Erscheinen gestört, in die Nacht hinausfliegen. Der Junge, zu Tode erschöpft wie er war, lehnte sich für einen Moment gegen einen größeren Stein. Gewaltige Kiffern und Buchen reckten sich gegenüber in den Himmel. Dazwischen spendete der Mond spärliche Lichtflecken und flüsterte dem Jungen ein wenig Mut ein.

Eine oder zwei Stunden, wie sollte er es genau wissen, blieb er dort. Erst dann besann er sich mit einem Mal wieder darauf, dass man hinter ihm her war. Eiskalt überfiel ihn wieder die Furcht. Wohin jetzt? Er wusste es nicht, begann wieder zu laufen. Nach einer Weile nahm er im schwachen Mondlicht einen schmalen Ziegenpfad wahr, der zwischen den Felsen hindurchführte. Endlich Leben! Wo Tiere waren, gab es sicherlich auch Menschen.

Instinktiv folgte er mit neuem Elan dem Pfad. Seine Müdigkeit war verflogen, er schöpfte neue Hoffnung. Eine Weile später blieb er stehen, schaute sich einen Augenblick um und hastete, über seine eigenen Füße stolpernd, wieder weiter. Sein Auge erfasste eine huschende Bewegung auf dem Boden. Irgendein kleines Tierchen, dass durch sein Kommen aufgeschreckt wurde und sogleich im Unterholz verschwand. Endlich wurde es ein klein wenig heller, die Felsen schwanden nach und nach. Bald war er aus ihrer Umklammerung hinaus aufs freie Feld. Jetzt wurde sein Blickfeld erweitert. Er begann zu taumeln und blieb stehen, glaubte es endlich geschafft zu haben. Mit zitternden Händen und Füßen stand er schwankend da, blickte für einen Augenblick hinter sich. Niemand zu sehen, kein Geräusch zu vernehmen. Also konnte er seinen Weg fortsetzen, denn er musste endlich auf eine menschliche Behausung stoßen.

Er begann wieder dem Pfad zu folgen. Nach einer Weile flogen plötzlich einige hühnerähnliche Vögel auf. Fasane oder Rebhühner, er wusste das nicht so genau. Sein Herz war ihm regelrecht in die Hose gerutscht. Bei jedem Geräusch den sie machten, schreckte er zusammen. Schweißgebadet schaute er ab und zu nach hinten, wollte sicher sein, dass sich niemand am Horizont abzeichnete. Auf einmal befand er sich an einem kleinen, steinigen Abhang. In den scharfen Geruch seines Schweißes mischte sich plötzlich etwas anderes. Nur mühsam konnte er sich noch aufrecht halten. Ängstlich blickte er den Hang hinab. Wieder erfassten seine Riechorgane einen Geruch, der ihm bekannt vorkam. Ziegengestank! Dann begann er verschwommene Umrisse zu erkennen. War das nicht eine Art Dach? Immer deutlicher hoben sich die Umrisse einer einfachen Behausung in der Dunkelheit vom Horizont ab. Endlich! Sein Herz schlug so stark, dass er meinte, es könnte aus seiner Brust hinausbrechen. Er konnte plötzlich Hundegebell vernehmen. Mittlerweile sah er auf dem Dach einen Schornstein, ein wenig später Rauch aufsteigen. Endlich hatte er es geschafft, hier lebten Menschen. Jetzt rannte er buchstäblich die letzten Meter den Hang hinab. Ein letztes Mal lugte er nach hinten, wischte sich den Rotz am Handrücken ab und hatte diese Hölle endlich hinter sich. Als er endlich im Vorhof des kleinen Hauses stand, konnte er die Umrisse weiterer kleiner

Anbauten erkennen. Vor einem der Gebäude, machte sich im Schein einer schwachen Lampe ein älterer Mann mit langem Bart, an einem Packsattel zu schaffen. Ein kleiner Hund trieb sich nervös vor seinen Füßen herum, schien ihm mit seinem Gejammer und Bellen auf etwas aufmerksam machen zu wollen.

Von seiner Arbeit aufsehend, bemerkte der Mann den kleinen Schatten im Hof. Die schwächliche Gestalt machte einige Schritte auf ihn zu, dann regte sie sich nicht mehr. Der Alte schien durch seine Erscheinung nicht sonderlich aus seiner Ruhe gebracht worden zu sein, fuhr gelassen mit seiner Arbeit fort. Als er geendet hatte, wandte er sich wieder dem Schatten zu, der noch immer an derselben Stelle stand und vor sich hin weinte.

„He, du“, rief er. „Komm her! Los, hab doch keine Angst.“ Er machte nun seinerseits einige Schritte auf den Jungen zu und nahm ihn bei der Hand. Der Weinende schluchzte vor sich hin. Krämpfe schüttelten ihn und es schien, als ob er gleich in Ohnmacht fallen würde.

„Bitte helfen Sie mir“, schluchzte der Junge. „Schnell, Sie müssen die Polizei anrufen, die sind hinter mir her.“ Er gebärdete sich so hysterisch, dass der alte Mann einwilligte die Behörden zu informieren.

„Warte einen Moment, ich muss ins Haus, um mein Mobiltelefon zu holen.“ Der Junge setzte sich auf einen Hocker. Der kleine Hund tänzelte um seine Beine herum und sprang an ihm hoch. Der Mann eilte ins Haus. Dann holte er sein Mobiltelefon, das er letztendlich in seiner Hosentasche hatte, hervor und wählte eine ihm bekannte Nummer. „Hier ist Vladimir“, meldete er sich. „Der kleine Bastard, den ihr sucht, ist hier, bei mir auf dem Hof.“ Der Angerufene gab ihm einige Instruktionen, dann legte er auf. Sobald er wieder beim Jungen war, holte er sein Telefon erneut hervor und gab es dem Jungen. Da er in seinem Alter im Dunkeln angeblich schlecht sah, nannte er ihm eine Nummer, die er eintippen musste. Während der Junge mit zitternden Fingern die Tasten drückte und dann auf das Freizeichen wartete, hatte der Mann eine Axt aus dem Schatten hervorgeholt. Der Junge wunderte sich, dass kein Ton erfolgte und drehte sich verständnislos zu dem alten Mann um, um ihn um Hilfe zu bitten. Er konnte gerade noch die Axt erkennen, die in

diesem Moment auf seinen Schädel zuraste. Sein letzter Gedanke galt der Erkenntnis, dass es immer schlimmer kommen konnte, als man dachte.

NEUMOND

KAPITEL 3 Taverne Zorbas, Thessaloniki

Einer der regelmäßig Ende Mai, Anfang Juni einsetzenden Regengüsse ging über der makedonischen Hauptstadt nieder und verwandelte die Straße und Gassen in kleinere Wasserläufe. Der Himmel und das Meer, in den letzten Tagen sonst immer in einem strahlenden Blau, hatten heute stattdessen ein langweiliges und eintöniges Grau angenommen. Dennoch schien der Regen den Menschen nichts anhaben zu können. Auf den Straßen der Großstadt, auf den Plätzen, Gassen und Boulevards im Zentrum herrschte ein reges Treiben.

Τα περίπτερα, die bunten Zeitungskioske, ihres Zeichens eine fest verankerte griechische Institution und an jeder Straßenecke zu finden, wurden von vielen Menschen frequentiert. Jeder wollte sich ein Zeitungsexemplar ergattern. Schließlich ging es heute um ein Thema von nationaler Bedeutung. Nicht um irgendwelche belanglosen Angelegenheiten, für die sich außerhalb der Stadtgrenzen niemand interessierte.

Es waren parlamentarische Wahlen angesagt worden. In etwas über einem Monat würden die Griechen eine neue Regierung wählen, die die Geschicke und die Verantwortung des Landes übernehmen würde. Neugierig wurden die Berichte und Kommentare in den bekannten Tageszeitungen studiert. In den *καφενεία*, den traditionellen Kaffeehäusern unten an der Strandpromenade und am Hafen, ging es heiß her. Die Einheimischen, die sich ansonsten mit griechischem Kaffee, einer Tasse Tee oder dem lokalen *τσιπουρο* Schnaps dem Tavli-Spiel widmeten, mutmaßten dieser Tage über die zukünftige politische Entwicklung des Landes.

Würde am Athener Syntagma-Platz, dem Sitz der griechischen Regierung, der neue Besen besser, und vor allem effizienter kehren? Oder würde die alte Garde um Alexis Tsipras wiedergewählt werden und Griechenland vollends verstauben? Eines war sicher: Von der amtierenden Regierung wurde das Land in den letzten Jahren ziemlich aussicht- und führungslos verwaltet. Vom Regieren konnte eigentlich keine Rede mehr sein. Die Nachrichten in den Medien drehten sich nur noch um die Wahl des neuen Ministerpräsidenten. Die Opposition lag vor den

Wahlen mit über 10 % der Wählerstimmen vorn. Würde es aber reichen, um eine absolute Mehrheit zu erlangen? Fragen, Fragen, Fragen, Fragen!

An einen großen Platz unweit des Luxushotels *Makedonia Palace*, bildeten die ineinandergreifenden Äste zweier Platanen eine Art Schutzdach vor der Taverne Zorbas. Gegenüber stritten sich hupende Taxis um einen Parkplatz am Fahrbahnrand. Ein Bettler drückte sich eng an die Hauswände, um nicht völlig durchnässt zu werden. Im Wald der Regenschirme, die über die vor Nässe glitzernden Gehsteige tanzten, waren die Passanten, die sich vor dem Regen schützten, kaum auszumachen.

Das Lokal hatte eigentlich nichts Schönes an sich und war vom Erscheinungsbild her ganz dem Lebensgefühl griechischer Billigläden nachempfunden: Resopaltische, auf denen Papiertischdecken mit Meeresmustern und dem Aufdruck *καλή όρεξη*, Guten Appetit lagen, und Brotkörne, die mit Besteck und Papierservietten versehen waren. Hinter der Kasse, die neben der Öffnung zur Küche auf einem großen Tisch aufgebaut war, hingen Billig-Ikonen in verschiedenen Größen.

Unschöne, gräuliche quadratische Fliesen, hellblau verputzte Wände mit vergilbten, in billige Plastikrahmen ausgestellte Fotografien unbekannter Vorfahren des Besitzers prägten das Bild. Weiter hinten an der Wand hing der Nachdruck eines Gemäldes, das Thessaloniki Ende des neunzehnten Jahrhunderts abbildete. Ein auf stumm geschalteter Fernseher an der gegenüberliegenden Wand zeigte ein belangloses Mittagsprogramm.

Die Kundschaft bestand für gewöhnlich aus Handwerkern, Arbeitern, Pensionierten, Taxifahrern und sonstigem einfachen Volk. An einem langen Tisch hatte heute eine Familie Platz genommen. Die Mutter war dauernd damit beschäftigt ihre zwei Kinder zurechtzuweisen, wovon diese jedoch kaum Kenntnis nahmen.

An einem anderen Tisch diskutierten drei ältere Männer über die jüngsten Entwicklungen in der Makedonien-Frage und den anstehenden Parlamentswahlen. Weiter hinten hatte sich ein junges Paar, um sich vor den Augen der übrigen zu verstecken, hinter einem Stützpfiler abseits in eine Ecke gedrängt. Jung und

verliebt, schienen sich die beiden gegenseitig mit den Augen zu fressen. Links davon hatten drei junge Damen unglaublich viel Lustiges zu besprechen und kicherten dabei andauern, während ihr Essen langsam aber sicher kalt wurde. Zwei Bedienungen liefen dauern zwischen den Tischen hindurch, jederzeit bereit den Kundenwünschen zu entsprechen.

In der offenen Vorderfront der Taverne, unter dem schützenden Geäst der Platane, saßen zwei Männer an einem runden, rostigen Metalltisch. Seines Zeichens eine Art Stammtisch, war er nur speziellen Gästen vorbehalten.

Der Jüngere telefonierte aufgeregt, gestikuliert mit den Händen und schien alle Mühe zu haben, seinen Gesprächspartner bei Laune zu halten. Der andere starrte unbewegt in die Regenwand hinaus. Menschen waren dabei, sich vor den sintflutartigen Wassermassen irgendwo ins Trockene in Sicherheit zu bringen. Mit fast hämischer Schadenfreude prasselte der Regen auf das wogende Meer aus Regenschirmen nieder.

„Ich bring dich um, du gottverdammter Hundesohn“, brüllte plötzlich der Jüngere, der gerade sein unangenehmes Gespräch beendet hatte.

Daraufhin schleuderte er sein Mobiltelefon über den Tisch, dass es vornüber auf den Boden fiel. Er hatte so laut geschrien, dass sich vorbeieilende Passanten, die sich so gut es ging vor dem Regen zu schützen versuchten, erschrocken zu der Geräuschquelle hin umdrehten. Die im Lokal anwesenden stoppten jegliche Aktivität, verharrten mit der Gabel im Mund und schauten mit großen Augen und offenen Mündern zu den beiden hin.

„Wie oft soll es ich dir noch sagen? Was ich mache und mit wem ich in deinem Scheißladen hier auftauche, geht niemanden etwas an, verdammt. Du hast es keinem anderen unter die Nase zu binden“, schrie der Jüngere, während er sichtlich aufgeregt einen schon abgequälten Zahnstocher aus dem Mund zog und ihn in die nächste Pfütze schnippte.

„Es tut mir leid, Janis, es tut mir wirklich leid“, winselte Panagiotis, „dass ich Pavlos erzählt habe, dass du mit der *Souvlaki* vorgestern hier aufgekreuzt bist. Und der Idiot hat es dann unbedingt Tatiana auf die Nase binden müssen.“

Panagiotis Karademiroglou, der Besitzer dieses Etablissements, war ein untersetzter, rundlicher kleiner Makedone mit einem verhältnismäßig großem, lächerlichen Schnurbart. Selbst zu seinen besten Zeiten, hatte er ein irgendwie jämmerliches und kummervolles Aussehen. Er war im Grunde ein gutmütiger Mensch, jedoch von Unsicherheit und Einfalt gelähmt. Schon die fünfzig weit überschritten, lebte er unter dem Pantoffel seiner „liebervollen“ Gattin, die er in jungen Jahren in einem Moment geistiger Umnachtung geehelicht hatte. Sie schikanierte ihn den ganzen Tag und kontrollierte selbst sein Kommen und Gehen. Mit wenigen Worten, sie war ein Alptraum. Eine Kommunikation mit einer Wandtapete war unterhaltsamer.

Jedes Mal, wenn Janis in Panos Taverne kam, riss er ihn mit seinen Geschichten und Abenteuern, seinem lustigen und lebendigen Gehabe aus seiner grauen Existenz und manchmal fühlte sich Panos, als ob er selber Teil dieser Geschichten wurde. Janis, der sich auf seinem Stuhl nach vorne gebeugt hatte, setzte sich auf und wandte den Kopf seinem Gegenüber zu, um ihn in die Augen schauen zu können.

„Wie oft soll ich dir noch sagen, das ist keine *Souvlaki*, sondern eine Slowakin, du Hornochse. Kannst du nicht mal das unterscheiden?“

In der letzten Zeit hatte Janis den Avancen einer jungen Slowakin nachgegeben und war einige Male mit ihr ausgegangen und was sonst noch damit einherging. Mehrmals war er mit ihr auch in Panos Taverne eingekehrt, da er genau wusste, dass seine derzeitige „Liaison“ Tatiana, ihn hier nicht überraschen konnte. Snob wie sie war, schätzte sie solch niedere Lokalitäten nicht. Daher bestand keine Gefahr, dass sie jemals selbst aus Versehen auf die Idee kam, an diesen Ort einzukehren. Obwohl ihm ihr Gehabe manchmal auf den Geist ging, hatte Tatiana natürlich viele andere Vorzüge aufzuweisen.

Sie war eine 173 große, reinrassige, dreißigjährige blonde, russische Schönheit, und sprach Griechisch mit dem typischen, schweren slawischen Akzent. Als sie nach dem Millennium, damals noch minderjährig, wie so viele andere junge Frauen und Mädchen aus den Ländern der früheren Sowjetunion nach Griechenland gekommen war, hatte sie zunächst mit falschen

Papieren in einem Athener Nachtlokal als Stripperin gejobbt. Dort hatte sie nach einer Weile das Interesse eines um dreißig Jahre älteren, aber sehr betuchten Verehrers aus Thessaloniki geweckt. Wie so viele andere Frauen in ihrer Situation, war sie einige Monate später eine Scheinehe mit ihm eingegangen, um eine reguläre Aufenthaltsgenehmigung zu erwirken. In Zeiten der Unsicherheit musste man eben wissen, aus der Not eine Tugend zu machen.

Zunächst wollte sie nur die gesetzlich vorgeschriebenen zwei Jahre mit ihm verheiratet bleiben. Sobald sie dann die permanente Aufenthaltsgenehmigung erhielt, wollte sie das Weite suchen. Doch ihm gegenseitigen Einverständnis blieben sie weiterhin zusammen. Zum einen konnte sie nicht mehr ohne den Luxus leben, der mit den angetrauten Gatten einher ging. Zum anderen war sie ein sehr geselliger Mensch, der diese Vaterfigur zu schätzen gelernt hatte und gern in seiner Gesellschaft war. Doch als junge Frau und Russin hatte sie auch den Teufel im Leib, und somit hielt sie sich einen Lover. Und zurzeit war es eben Janis.

„Pano“, sagte Janis mit Nachdruck, „als dein Freund muss ich dir sagen, dass du ein prima Kumpel bist. Und, ich muss es wissen. Denn ich bin nicht nur dein Freund, sondern auch dein einziger. Leider Gottes hat bei dir die Natur den Mund mit dem After verwechselt, sodass du allzu oft nur Scheiße daherredest. Um zu einem Ende zu kommen, halt in Zukunft einfach die Klappe. So, und nun hör um Himmelswillen auf, so ein Gesicht zu ziehen und dich schuldig zu fühlen. Ich bin hierhergekommen da ich gehofft hatte, du würdest mich ein wenig aufheitern.“

Der andere runzelte die Stirn und kratzte seinen beachtlichen Bauch. Durch das eben gehörte war er innerlich zusammengesunken. Er wünschte sich, die Erde könnte sich öffnen und ihn darin verschlingen.

„Ehrenwort, Janis, ich tu's nie wieder“, beteuerte er.

„Du bist der Größte, Pano“, schmeichelte ihm Janis und bückte sich um sein Mobiltelefon aufzuheben.

Aus seinem Gesichtsausdruck war nicht klar zu erkennen, ob Letzterer sich geschmeichelt fühlte oder beleidigt war. Doch anstatt weiter darauf einzugehen, zog er die auf dem Tisch liegende Tageszeitung *MAKEAONIA* heran und blätterte zu den

hinteren Seiten, wo sich der Sportteil befand. Darauf vertiefte er sich in einen Artikel über die Fußballer des derzeitigen, vor kurzem erst gekürten Meisters der griechischen SUPERLIGA. Das Team des Π.A.O.K. FC zählte in den letzten Jahren zu den erfolgreichsten Mannschaften im griechischen Profi-Fußball.

„Außerdem“ fuhr Janis nach einer Weile fort, „bist du so ungefähr der einzige Bewohner Thessalonikis, der immer noch bereit ist sich mit mir abzugeben. Also, ich kann es mir gar nicht leisten, wählerisch zu sein, oder?“

Panagiotis schüttelte traurig seinen Kopf und schnalzte mit der Zunge. Wie ein junger Welpen beteuerte er nochmals, wie leid es ihm tat. Janis sagte noch ein paar beruhigende Worte und verlor sich dann in Schweigen. Weder der eine noch der andere sprachen in den nächsten Minuten, aber jeder von ihnen hatte in der Gesellschaft des anderen ein wenig Trost gefunden. Auf einmal erwachte Janis als erster aus dieser Lethargie.

„Wenn dieses Scheißleben so weitergeht, hau ich wieder ab von hier. Vielleicht nach England, oder zurück nach Stuttgart, in die alte Heimat“, argwöhnte er phlegmatisch. Mit diesem Themawechsel bekam Panagiotis wieder Oberwasser und getraute sich erneut, sich in die Gedankengänge seines Gastes zu mischen.

„Ah komm, jetzt erzähl bloß keinen Unsinn. Du bist doch mittlerweile viel zu alt, um zurückzugehen.“

„Man ist nie zu alt, mein Freund“, belehrte ihn Janis mit einem bedrückten Ton, so, als ob er selbst nicht an seine Worte glaubte.

Daraufhin versuchte es Panagiotis mit einer neuen Taktik. Etwas, dass er am besten über die nördlichen Breiten Europas zu wissen glaubte, obwohl er in seinem bescheidenen Leben nie aus Nordgriechenland hinausgekommen war.

„Aber, dort regnet und schneit es doch andauernd und es ist sehr kalt. In diesem verregneten, feuchten Land ist doch der Sommer höchstens als schlechter Scherz zu verstehen. Und die Menschen erst, so unfreundlich und oberflächlich, ohne Ehrgefühl und Großzügigkeit. Das ist doch mittlerweile nichts mehr für einen eingefleischten Makedonen wie dich. Oder . . .“, kam ihm auf einmal ein anderer glorreicher Gedanke, „bist du vielleicht krank? Dann solltest du einen Arzt aufsuchen.“

„Sag mal, spinnst du? Bevor ich in dieser Bananenrepublik einen Arzt aufsuche, gehe ich lieber zu einem Astrologen. Oder lass mir von einer alten Zigeunerin den Kaffeesatz deuten, anstatt mich irgendwelchen hiesigen Quacksalbern preiszugeben. Die Kurfuscher hier sind in der Lage jemandem den Blinddarm mit einer Motorsäge herauszunehmen. Wenn man sich erst einmal mit denen eingelassen hat, kommt man nicht mehr von ihnen los, bis die einen in den Sarg stecken.“

„Ist ja schon gut, verteidigte sich der Gastronom. Hab's ja nur gut gemeint.“ Doch Janis wechselte wieder das Thema.

„Spaß beiseite! Du weißt doch, ich bin dort geboren und aufgewachsen. Dort ist meine wahre Heimat. Willst du nicht deinem Hausdrachen entfliehen und mit mir kommen, einen neuen Anfang machen?“

„Unsinn, du bist jetzt einer von uns, Grieche mit Haut und Haar. Du kannst nicht mehr weg hier. Das wäre ein großer Fehler und du würdest es sicher bereuen. Und warum solltest du hier auch weg wollen? Hier hast du doch alles. Eine neue Heimat, dein Haus, deine Arbeit, das Meer, gutes Essen, Tatiana und nicht zu vergessen . . .“, hier machte der sich mittlerweile in Rage gesteigerte Panos eine rhetorische Pause, „ . . . mich!“ Janis wollte etwas erwidern, winkte aber zunächst einmal ab. Und wieder setzte Stille ein. Gedankenverloren schaute er in den Regen hinaus.

„Ah, was. Man kann sich überall zu Hause fühlen. Man muss es nur wollen. Und wie heißt es so schön: Die Heimat ist dort, wo man begraben liegt.“ Dabei winkte er ab, um zu signalisieren, dass er jetzt seine Ruhe haben wollte.

Seine Gedanken schweiften zu Tatiana, die ihm noch vor ein paar Minuten am Telefon die Hölle heiß gemacht hatte. Doch was sollte er sich groß aufregen. Letztendlich war ihre Beziehung nichts Ernstes und beschränkte sich hauptsächlich aufs Ausgehen und Sex. Frauen, und vor allem schöne Frauen, hatten immer wieder das gewisse „Etwas“, das ihm gefiel. Da überlegte er nicht lange, ob es ein tragfähiges Fundament für eine Beziehung gab. Er verliebte sich in die Illusion, die das schwache Geschlecht ihm vermittelte, und erst wenn er die Betreffende nach einer Weile genauer kennenlernte, begannen die Probleme. Je mehr die

Auserwählte zu einer Persönlichkeit mit Schwachstellen und Anforderungen, zu einem Menschen aus Fleisch und Blut wurde, desto mehr verlor die Frau für ihn an Faszination. Wenn es dann nach einer Weile nicht funktionierte, suchte er sich eben die Nächste. Es klang zwar unreif, war aber nicht zu ändern.

Plötzlich erinnerte er sich an den Tag, an dem er vor nun bald zehn Jahren Deutschland verlassen und in diesem gottverlassenen Teil des Planeten gestrandet war. Als Sohn griechischer Gastarbeiter war er in einer kleinen Gemeinde, unweit der schwäbischen Hauptstadt Stuttgart geboren. Aus Gründen die für immer ein Geheimnis bleiben würden, war sein Vater Anti-Grieche. Somit wurde er typisch deutsch erzogen, musste entgegen den Kindern anderer griechischer Gastarbeiterfamilien in eine deutsche Schule. Man sprach kaum Griechisch daheim. Nach dem Abitur hatte er ein Studium absolviert. Sein Leben nahm einen geregelten, typisch gutbürgerlichen Lauf mit allem was dazugehörte.

Doch plötzlich, eines Tages, hatte er alles zurückgelassen. Alles was ihm einst lieb und teuer war und mit der schwäbischen Heimat verband. Er war auf Nimmerwiedersehen nach Süden gezogen. Wie einst Jahrzehnte zuvor seine Eltern ohne Sprachkenntnisse nach Deutschland emigrierten, begann er nun seinerseits in Griechenland, mit kaum brauchbaren Sprachkenntnissen, ein neues Leben.

Mittlerweile war er achtunddreißig Jahre alt, ungefähr 180 groß, hatte kurz geschnittenes, dunkles Haar und einen durchtrainierten Körper, der kein einziges Gramm Fett zu viel hatte. Sein angenehmes Gesicht untermauerte er immer mit sportlich, eleganter Kleidung bekannter Marken. Was jedoch besonders herausstach an ihm waren seine dunklen Augen. Sie waren von Schatten untermalt, doch es waren keine Schatten der Müdigkeit, Erschöpfung oder Krankheit. Vielmehr drückten sie Ernst und Konzentration aus. Man konnte darin ebenso absolute Entschlossenheit wie auch Melancholie erkennen. In seinem Blick mischten sich in einen Augenblick Sanftmut, um gleich darauf in grenzenlose Unerschrockenheit und sture Unbeugsamkeit umzuschlagen. Etwas Lebendiges, Schelmisches und Glitzerndes schien seinen Augen eigen.

Man musste schon ein geschultes Auge haben, um zu erkennen, dass mit ihm nicht unbedingt zum Spaß war. Er war vielleicht des Öfteren ein Tagträumer, zugleich aber auch jemand, der in einem heiklen und gefährlichen Moment selbst eine Waffe mit Entschiedenheit führen konnte. Einer, dem man in einer Krisensituation besser aus dem Weg ging, wenn seine Augen in Flammen standen und jeden in Abstand halten konnten. Wenn man ihn eine Weile kannte, nahm man auf der einen seine ruhige, arrogante Art wahr. Andererseits bemerkte man, wie seine fortwährend lebendigen Augen jede Einzelheit seiner Umgebung registrierten. Und, wer sich einmal darin verfangen hatte, konnte sich schwerlich wieder davon lösen.

Janis sprach mehrere Sprachen perfekt. Zum einen hatte seine schulische Bildung hierfür den Grundstein geleistet, zum anderen hatte er die diversen Sprachen durch seine jetzige Tätigkeit verfeinert. Eines seiner Hobbies war das Lesen. Ständig hatte er ein oder mehrere Bücher dabei. Im Grunde tat er in seiner Freizeit nicht viel anderes als Lesen und Joggen. Natürlich nur, sofern ihn Tatiana nicht ihrer ungeteilten Aufmerksamkeit zuteilwerden ließ.

Eine Zeit lang hatte er nur die großen Klassiker der Antike erworben, darin geblättert, aber wenig gelesen. Er war soweit vorgedrungen zumindest so viel zu verstehen, dass er so etwas wie Vorlieben entwickeln konnte. Aristoteles kam ihm persönlich sehr trocken vor. Platon dagegen, mit seinen harten Ideen zum idealen Staat, war gar nichts für ihn. Seine Gliederung der Gesellschaft wie eine Aufteilung der diversen Arbeiten in einem Ameisenstaat, glich der zweieinhalb Jahrtausende später genossenen Doktrin Stalins. Am liebsten mochte er von all dem antiken Gekritzel Homer's Troja, das er gleich in mehreren Sprachen hinunterschlang, in der Hoffnung die eine Übersetzung sei besser und aussagereicher als die andere. Letztendlich erfreute er sich aber auch eines guten Romans. Ein Sachbuch über Biologie oder Quantenphysik weckte aber ebenso sein Interesse.

Es gab kaum ein Thema in einer Gesprächsrunde, über das er nicht Bescheid wusste und nicht seinen Mist dazugeben konnte. Und wer viel las, konnte sich natürlich auch entsprechend gut ausdrücken. Seine Erläuterungen waren meist brillant

formuliert, aber ebenso allgemein einfach verständlich. Er besaß das Talent, drei oder vier Argumente gleichzeitig zu verfolgen, bevor er sie meisterhaft zu einem einzigen Punkt von überzeugender Logik zusammenfasste. Wenn er in einer Gruppe beisammensaß, redete er viel, lachte und gestikulierte. Doch obwohl er alles andere als ein verschlossener Mensch war, gab er dennoch nicht viel von sich preis. Wenn man über den Inhalt des Gesagten nachdachte, das sich auf seine Person bezog, stellte man fest, dass man eigentlich so gut wie gar nichts erfahren hatte. Nichts jedenfalls, was wirklich Aufschluss über sein Innenleben, seine Gedanken und Gefühle verraten hätte.

In der ersten Zeit seines neuen, einsamen Daseins in Thessaloniki, schlich sich unbemerkt ein neues Gift in sein Leben ein: Die Routine. Immer enger schlossen sich die konzentrischen Kreise seiner Existenz um ihn, bis er zu ersticken meinte. Bald hatte er die Unsitte einreisen lassen, bis spät in den Vormittag hineinzuschlafen. Die einzige Eigenschaft, die er im Laufe dieser Zeit hatte entwickeln können, war die Fähigkeit, die Zeit totzuschlagen. Bis er schließlich merkte, dass dies einem nicht unbedingt guttat. Wenn man in ein reguläres Leben eingebunden war, wenn man Familie, eine geregelte Arbeit und sonstige bürgerliche Verpflichtungen hatte, wenn jeden Morgen der Wecker unbarmherzig einen aus den Federn riss und die schönsten Träume zerplatzten, wünschte man sich immer, lange in den Morgen hinein schlafen zu können. Aber wehe es bot sich die Möglichkeit des Landschlafens: In kurzer Zeit wurde man depressiv und hing nur noch herum. Wie ein nasses Handtuch, das zu nicht mehr viel zu gebrauchen war.

Irgendwann hatte er dies eingesehen und sich dann einen geradezu militärischen Tagesrhythmus angewöhnt. So fest in seinem Innern verankert, dass er nunmehr ohne Uhr jeden Morgen zur gleichen frühen Stunde erwachte. Denn gerade, wenn man keine Pflichten hatte, außer an sich selbst zu denken, brauchte man Regelmäßigkeit. Dies schuf Struktur, und diese war es, die einen letztendlich trug.

Nachdem er sich einige Zeit in Thessaloniki eingelebt hatte und ein klein wenig zum „Griechen“ geworden war, fing er an seine deutschen Gewohnheiten hinter sich zu lassen. Auf

einmal fuhr er bei Rot über Straßenkreuzungen, bog in entgegengesetzter Richtung in Einbahnstraßen ein und parkte wo es ihm gerade einfiel auf den Bürgersteigen. Was andere über ihn dachten, ob man ihn wegen seiner Vorgehensweise zum Teufel scherte, kümmerte ihn plötzlich nicht mehr.

Irgendwann machte er die Bekanntschaft des Inhabers eines Reisebüros. Sobald sie sich ein wenig nähergekommen waren, einige Gedanken ausgetauscht und Vassilis glaubte ihm vertrauen zu können, legte er eines Abends bei einem Glas Wein die Karten auf den Tisch. Er eröffnete ihm, dass er sich „nebenberuflich“ in einem weiteren Betätigungsfeld versuchte. Nicht legal, das verstand sich von selbst. Griechischer Nationalsport! Ein jeder tat was er konnte. Es galt nur das elfte Gebot: Man dürfte sich nicht erwischen lassen!

Schon vor einiger Zeit war Vassilis in seinem Reisebüro von albanischen Kunden angesprochen worden, ob er denn nicht in einer äußerst delikaten und persönlichen Angelegenheit Hilfe leisten wolle. Es ging darum Verwandten der Albaner, die aufgrund des damaligen Status ihrer Heimat als Drittland bzw. Bananenrepublik keine Möglichkeit zur Ausreise in ein Land der Europäischen Union hatten, die „Instrumente“ zu erwirken, die es ihnen ermöglichen würde, nach dorthin zu gelangen.

Diese erste Anbahnung führte zu einer weiteren und später wiederum zu vielen anderen Geschäftsbeziehungen. Derzeit war Vassilis mit seinen albanischen Partnern dabei, archäologisches Gut aus deren Heimat nach Griechenland zu schmuggeln. Die Baubranche boomte dort derzeit. Sobald man beim Baggern fündig wurde, verständigte man nicht wie hierzulande sofort das Kultusministerium, das zunächst mal das Baugelände für weitere Recherchen für unbestimmte Zeiten sperrte. Der Albaner war praktischer veranlagt. Zunächst einmal wurde alles wertvoll Ausschauende bei Seite geschafft. Dann kam wieder der große Bagger, fuhr ein paar Mal über die Baustelle und alles war in Ordnung. Morgen konnte man weiterarbeiten.

So begann Janis mit Vassilis zusammenzuarbeiten, avancierte in dieser Verbindung jedoch in kürzester Zeit mit einer derartigen Vehemenz zu einem Top-Dealer, sodass es Vassilis mit der Furcht bekam.

Janis ließ sich auf jeden Deal ein. Er vermittelte archäologisches Material nach Athen und nach Nordeuropa. Dann organisierte er Hilfe um die Syrischen, Pakistanischen und Afghanischen Emigranten durch Nord-Makedonien nach Serbien und weiter in den Schengener Raum zu schleusen. Schließlich fand er Möglichkeiten zur Beschaffung von Reisedokumenten diverser Staaten, verkaufte sie selbst an dubiose Typen, auch wenn sie polizeilich gesucht wurden und ein ellenlanges Vorstrafenregister hatten.

In Serbien schmuggelte er von Neureichen und Parteifunktionären riesige Dollarpakete ins europäische Ausland, um sie dann in Luxembourg oder in Lichtenstein in Nummernkonten verschwinden zu lassen. Für die Bosse der Unterwelt aus dem Raum Belgrad vermittelte er zur Waschung ihrer Schwarzgelder, ganze Hotelanlagen an der Nordgriechischen Riviera, nahe der Stadt Katerini am Fuße des Olymp.

Was jedoch dem Fass den Boden ausschlug war, als er in der an der Adria gelegenen Hafenstadt Durrës zusammen mit lokalen Polizeifunktionären, türkischen Drogendealern half, ihre Logistikprobleme zu bewältigen und dort heiße Waren an Land zu bringen. Böse Zungen in einschlägigen Unterweltskreisen behaupteten sogar, dass er in Albanien auch in Missionen unterwegs gewesen sein sollte, bei denen es Schusswechsel mit Verletzten und Toten gab. Dies war der Moment, wo sich Vassilis von ihm verabschiedete und aus ihrer Geschäftsverbindung ausstieg. Ihm war es einfach zu heiß geworden.

Janis war mittlerweile nicht mehr der junge, korrekte *λαζογεργμανός*, Lazo-Germanos, wie die griechischen Gastarbeiter in der eigenen Heimat abwertend genannt wurden. Er hatte sich zu einer knallharten, akribisch genau geschmierten Maschine perfektioniert. Seine Geschäftspartner und Kunden waren nunmehr dubiose Gestalten aus den Kreisen der Unterwelt, korrupte Funktionäre, geldgierige Polizei- und Zollbeamte. Es gab alles, und alles hatte seinen Preis. Und er, konnte es beschaffen. Durch die jetzige Tätigkeit begann er ein wenig Albanisch zu verstehen, versuchte sich in Russisch und Serbisch und lernte auch ein paar Brocken Arabisch. Alles hatte seinen Zweck, fand irgendwann einen Nutzen.

Panagiotis hatte ihm mittlerweile einen Whisky eingeschenkt und gelangweilt den Tisch verlassen. Schließlich gab er sich diversen mathematischen Aufgaben hin und schien sich an seiner Kasse mit angesammelten Rechnungen zu beschäftigen. Letzterer nahm das Getränk, leerte die Hälfte in einem Zug. Es brannte sofort wohltuend in der Kehle und riss ihn aus seinen Gedanken. Verdammt, dachte er: Ob er sich in fünf, zehn oder noch mehr Jahren immer noch wie jetzt verhalten würde, ohne Bezug auf irgendetwas, außer der Sinnlosigkeit seines täglichen Daseins?

Als er mit einem weiteren Schluck seines Scotchs das eben Analytierte hinunterzuspülen und zu verdauen versuchte, zuckte ihm einer Stichflamme gleich der Hauch einer Erinnerung durch den Kopf. Er versuchte sie zu greifen und festzuhalten, um sie betrachten zu können. Doch was er zu fassen bekam, war nichts als eine Traumwelt am Rande des Horizonts, kurz erblickt und gleich wieder verschwunden. Der größte Teil seiner Erinnerungen an früher war unscharf und verwaschen, und er brauchte Mühe und Zeit um sich Einzelheiten in Erinnerung zu rufen. Doch einige Szenen gab es, die ihm stets präsent waren, hell erleuchtet und überwältigend klar.

Als Kind hatte er stundenlang durch das Fenster seines Zimmers in die sternenklare Nacht gestarrt und sich den Himmel als eine mit Glitzersteinen bestückte Leinwand vorgestellt. Später wurde in seiner kindlichen Fantasie daraus ein hauchdünner Schleier, durch den Juwelen funkelten und schließlich der Beginn der Unendlichkeit waren, hinter der es nichts mehr gab, was der menschliche Verstand in Begriffe fassen konnte.

Das Alter jedoch dämpfte die Begeisterung für Abstraktionen. Es förderte die gefährliche Vorstellung, dass das Leben sinnlos war und jedes Tun nur ein Ausfüllen der Zeit war, bis einen das Zeitliche segnete.

Seine Gedanken zogen ihn mit sich und bald fing er an, sich an alle Schmerzpunkte und Freudenkörner in seinem Leben zu erinnern. Er versuchte zu verstehen, was ihn eigentlich zu dem Menschen geformt hatte, der er heute war. Falls eine dermaßen infantil vereinfachte Fragestellung überhaupt zulässig war. Sogleich nippte er den letzten Rest aus seinem Glas hinunter.

Panagiotis eilte sofort herbei und stellte ihn ein weiteres Getränk hin. Auf dem Gebäude der Straße gegenüber gurrten Tauben im Schutze eines kleinen Daches. Gemeinsam weilten sie dort und warteten auf das Ende des Regens.

„Wer bin ich, wer war ich einst . . .“, murmelte Janis leise vor sich hin, wobei das Ende des Satzes vom lauten Regen hinweggewischt wurde. Ihm kam oft der Gedanke, dass er wie ein Mann lebte, der gezwungen war, sämtliche sich ihm in den Weg kommenden Steine umzudrehen, denn er musste immer wissen, was sich darunter befand. Die Geschichte seines Lebens war eine Aneinanderreihung von Fehlern, die er begangen hatte, ohne sich groß etwas dabei zu denken. Letztendlich lebte er nur noch für den jeweiligen Tag, und ein Tag reihte sich an den anderen.

Und dennoch wusste er, dass er auf diese Schattenexistenz aus Abenteuer und Gefahr nicht mehr verzichten konnte. Ebenso gut wusste er aber auch, dass ihn sein Glück früher oder später in Stich lassen würde. Eine Antwort auf das Geschick seines Schicksals ließ sich nicht finden. Abgesehen davon, dass es für alles viele Ursachen zu geben schien, die ihn auf unklare Weise in dieselbe Richtung gezogen hatten. Eine Stimme aus der Vergangenheit hallte schwach in seinem Kopf und fragte: Was ist das, das einem Leben Sinn gibt?

Der Regen hatte zwar etwas von seiner Intensität eingebüßt, fiel aber weiterhin in einem leisen, konstanten Rhythmus. Er trug dazu bei, dass sich Janis in diese melancholische Stimmung hineingesteigert hatte. Wie allzu oft, wenn er nicht mehr weiterwusste, seufzte er und setzte sein neues Glas an die Lippen. Das verflixte Gesöff schmeckte so gut, dass er sich oftmals zusammenreißen musste, um ein gewisses Maß nicht zu überschreiten.

„Was soll's“, sprach er zu sich selber, „man lebt nur einmal“, und leerte es in einem Zug. Ihm war, als sei er an einem Ort ohne Vergangenheit und ohne Zukunft, wo er nicht mehr er selbst, sondern ein völlig Unbekannter war. Übermüdet und orientierungslos, beschloss er einfach noch einen zu trinken. Bevor er überhaupt etwas für eine weiter Bestellung andeuten konnte, war Panagiotis schon mit der Flasche herbeigerannt und schenkte ihm direkt in das schon benutzte Glas ein. Er wusste, Janis würde

jetzt, wie so oft, immer tiefer in seinen Gedanken versinken, würde nichts mehr sagen und immer weiter abdriften. Nur Gott allein wusste wohin ihn seine Odyssee durch seine Erinnerungen trieb, mit welchen Dämonen er in seinem Innern zu kämpfen hatte. Auf jeden Fall würde er ihn dabei unter keinen Umständen stören. Denn er wusste aus Erfahrung, dass Janis dann recht bösartig, wenn nicht gar gefährlich reagieren konnte. Und Panagiotis, war alles andere als ein Held.

KAPITEL 4 Auf dem Weg in die Karpaten

Als sie die Vororte von Bukarest verlassen hatten, war die Mittagszeit schon vorbei. Ihre Fahrt ging auf der Autostrada A1 über die Ebene der Walachei nach Pitești. Danach folgten sie der Nationalstraße 7 durch die Carpatii Meridionali, den Süd-Karpaten, bis Sibiu in Transsilvanien. Später würde es noch ein klein wenig auf Regionalstraßen weitergehen, bis sie endlich ihr Ziel erreicht hatten.

Walachei bedeutete ausschließlich Felder, Straßendörfer und zähe alte Frauen mit zerfurchten Gesichtern und bunten Kopftüchern, die mittags im Schatten auf einer Bank saßen. Die Bank stand vor einem Zaun, der Zaun umschloss ein kleines Häuschen. Jeder Zaun hatte für gewöhnlich ein Holztor, das jedoch meist offenstand. Jede Bank, jeder Zaun und jedes Tor waren anders gestaltet und gestrichen, aber die zugrunde liegende Idee spiegelte sich in jedem Dorf wider. Durch die Holztore watschelten Enten und Gänse, Leute verkauften Gemüse und Obst am Straßenrand. Zwischen den sporadischen Dörfern gab es unzählige Felder, in denen Mais und Sonnenblumen angebaut wurde. Ein sich ewiges Wiederholen, das einen richtig schläfrig machte.

Der ältere Mann auf der Rückbank des großen, schwarzen Mercedes mit deutschen Kennzeichen, schaute gedankenverloren aus dem Fenster und lies die Landschaft ausdruckslos an sich vorüberziehen. Er war von mittelgroßer Statur und trug einen dunkelgrauen Anzug. Wenn man genauer hinsah, hatte er nur einen kleinen Bauchansatz und war Anfang sechzig. Die

Gesichtsfarbe glich eher der eines Südländers als eines Mannes dieser Breiten. Zudem hatte sie einen gelb-rötlichen Stich, wie man sie häufig bei Rauchern und Trinkern fand. Seine Stirn war gerade und hoch, die Nase hatte etwas von der Noblesse eines Aristokraten. Zwei Augen schienen hellwach und in dauernder Bewegung. So, als ob sie die ganze Zeit ihre Umwelt scannten und ihnen nichts entgehen könnte. Die graumelierten Haare trug er kurz. Sein harter, ausdrucksloser Gesichtsausdruck schien wie eine marmorne Maske zu sein. Selbst in seltenen Fällen, wo er grinste oder lachte, wirkte er noch dominierend.

Vorne saß sein Fahrer zu dem er vollstes Vertrauen hatte. Einerseits betraf dies seine professionelle Kompetenz, andererseits sein überaus ausgeprägtes Taktgefühl. Der Mann schien immer genau zu wissen, wann er seinen Chef in Ruhe lassen musste und wann er ihn stören durfte. Er hatte mittlerweile die vierzig überschritten, sah wie ein bulliger Preisboxer aus und überragte seinen Chef um gut einen Kopf. Die beiden kamen für gewöhnlich so gut wie ohne Worte aus. Generell sagte der eine etwas und der andere bejahte mit einem Kopfnicken. Ein gut eingespieltes Team, das schon viele Jahre zusammen war.

Der Blick des Älteren glitt wieder über die heiß flirrende Landschaft. Normalerweise wäre jetzt Siesta-Zeit, dachte er. Über den Hängen der Karpaten hingen im Nordwesten mächtige weiße Wolken. Es hatte den Anschein, als würden sie mit ihrem ganzen Gewicht die schwüle Luft hinunter in die Ebene drücken. Heute würde es wieder ein sehr warmer Frühsommertag werden. Auf einmal erblickte er einen rostigen alten Traktor, der direkt aus einem Landwirtschaftsmuseum hätte stammen können. Für die Dauer einiger Momente ergriff ihn ein nostalgischer Gedanke und rief ihm die alten Zeiten in Erinnerung, als in diesem Teil der Welt noch der Kommunismus an der Tagesordnung war. Heute gab es auch hier riesige, nagelneue Traktoren und Mähdrescher, die sich gleichförmig und schier unaufhaltsam durch golden leuchtende Halme Richtung Horizont fraßen.

Der Mann fiel in einen leichten Schlaf. Als er durch ein Holpern des Fahrzeugs erwachte, waren sie schon über Pitești hinaus, mitten in den Karpaten und nunmehr auf der Nationalstraße nach Sibiu. Außerhalb der Ortschaften waren

Menschen kaum zu sehen. Ihre Reise führte an einigen Schafherden vorbei. Große Hunden, mit langem, Rasta artigem Fell hielten sie zusammen und trieben sie in ruhiger Gleichförmigkeit über die Landschaft. Der Mann liebte diese weiten, menschenlosen Regionen. Er konnte stundenlang in die Ferne schauen. Es schien ihm immer, als fiele hier seinen Augen das Sehen leichter, befreit von Hindernissen und Grenzen, ohne Mauern und Dächer, die den Weitblick einschränkten.

Vielleicht sollten sie eine kleine Rast einlegen und eine Erfrischung oder einen Kaffee zu sich nehmen. Ein wenig frische Luft einzuatmen wäre auch nicht schlecht. Sein Fahrer würde bestimmt auch gerne eine rauchen. Kurz nachdem sie die Ortschaft *Râul Vadului* hinter sich gelassen hatten, gab er seinem Fahrer ein unmissverständliches Zeichen. Als bald fuhr dieser den nächstmöglichen Gasthof an.

Das *New York* war direkt an der Nationalstraße gelegen. An dieser Stelle uferte die Straße in einer großen Ausbuchtung aus. Diese diente dem Gasthof, Club oder Café, je nachdem wie man das sah, als Parkplatz. Als sie eintraten fanden sie sich in einem relativ großen Raum wieder. Im Vorraum standen zwei Billardtische, die Wände neben dem Queueständer waren mit verschiedenen Stickern verziert. Eine Reihe von verstaubten und schmutzigen Pokalen hinter der Theke und ein gutes Dutzend Wimpel verrieten zudem, dass das *New York* Stammlokal irgendeines ortsansässigen Teams war. Die obligaten TV-Geräte in jeder Ecke, die mit verschiedenen Whiskymarken durchaus gut ausgestafferte Bar und jede Menge Neon-Accessoires verliehen dem Lokal fraglos einen recht amerikanischen Eindruck. Eine junge Kellnerin hatte wenig zu tun. Das Lokal war zu dieser Stunde noch recht leer und somit konnte sie sich ihnen zuwenden, sobald sie sich gesetzt hatten. Sie bestellten zwei Kaffee und zwei Mineralwasser. Hinter dem Tresen stand ein junger Bursche und bereitete zwei Kaffee-Frappees zu: Kalter, aufgeschäumter Nescafé, mit einer dicken Schaumhaube und einem Strohalm. Die waren wohl für die zwei Lastkraftfahrer bestimmt, die träge am Tresen herumhingen.

Sein Fahrer zog auf einmal einen Tabakbeutel aus seiner rechten Jackentasche. Unwillig schüttelte der Ältere den Kopf. Er

war selbst Raucher, sah jedoch selbstgedrehte Zigaretten als ein billiges ordinäres Laster. Leute seines Standes, sowie seine Entourage, sollten sich seiner Meinung nach nicht damit abgeben. Leider eines der Laster, von dem sein Untergebener nicht loskommen konnte. Dieser legte ein Blatt Zigarettenpapier vor sich hin, nahm eine Portion Tabak aus der Packung und begann das Ganze zu formen und zu rollen. Dann befeuchtete er die Kante des Blättchens, glättete die Klebefläche und stopfte die Tabakfasern an den Enden mit einem Streichholz hinein. Zuletzt führte er sein Meisterwerk an die Lippen, zauberte trotz der Streichhölzer von irgendwoher ein Zippo hervor und zündete es an. Tief inhalierend schien er sogleich eine innere Befriedigung zu erlangen. Von einer Sekunde auf die andere wirkten seine Sinne wie die eines Wolfes, aufs Äußerste angespannt und konzentriert. Er schien seine Umgebung und alles, was um ihn herum passierte, gleichzeitig zu sehen, zu hören und zu riechen. Oft hatte der Ältere, wenn er ihn so sah, den Eindruck, als sei seine Wahrnehmung so geschärft, dass er jedes fallende Blatt eines Baumes, jede Veränderung des Lichts, jeden Ruf eines Vogels und jedes Rascheln der Natur bemerken konnte, ohne sich jedoch davon ablenken zu lassen.

Im Fernsehen hatten soeben die Nachrichten begonnen. Zunächst ging es wie immer um die politischen Belange der Nation. Die ersten paar Minuten konnte der Ältere den Nachrichtensprecher kaum verstehen, da der Bursche hinter der Theke irgendwelche Getränke mixte und dabei einen gehörigen Krach machte. Auf einmal herrschte wieder Stille. Der Nachrichtensprecher schwafelte etwas von einem Streik der Mitarbeiter im öffentlichen Dienst, die gegen Gehalts- und Personalkürzungen protestierten. Sie hatten vor, so ein Wortführer der Gewerkschaft, das ganze Land lahmzulegen. Auch wenn viele Beamte ganz grundlegende Dienstleistungen bereitstellten, gab es unter ihnen auch eine beträchtliche Anzahl von Parasiten und Bürokraten, die absolut nichts für ihre Mitbürger taten. Zudem behinderten sie einfache und gewöhnliche Prozeduren und verlangten Schmiergelder, wenn man sie zu umgehen wünschte. Durch ihre Komplikation wurde das Land jahrzehntelang lahmgelegt. Das Ganze fing an, ihn zu nerven. Gerade wollte er

darum bitten, die Nachrichten auszuschalten oder den Kanal zu wechseln, da wurde er plötzlich ganz Ohr und lauschte aufmerksam.

„ . . . nach Angaben der Behörden legten mehrere, der sich in Untersuchungshaft befindlichen und unlängst an der rumänisch-ungarischen Grenze festgenommen Männer, umfassende Geständnisse ab. Dem leitenden Staatsanwalt zufolge sei damit, an den Außengrenzen des Schengener Raumes, ein großer Erfolg im Kampf gegen den organisierten Drogen- und Menschenhandel gelungen. Aufgrund der geltenden Antidrogengesetze müssen die Täter mit sehr hohen Gefängnisstrafen rechnen. Als skrupel- und gewissenlose Menschenhändler hatten sie in den letzten Jahren zweistellige Millionenbeträge in Euro an Gewinn geschneffelt. Ihre *Waren* fanden sie vor allen bei uns und in den übrigen, ehemaligen Ostblockländern. Junge Frauen und Mädchen, die den verlockenden Versprechungen eines besseren Lebens erlagen. Eltern, die glaubten, dass sie ihre Töchter in ein besseres Leben voller Chancen schickten. Auch Kleinkinder fanden in den entsprechenden Kreisen einen reißenden Absatz. Der Justizminister zeigte sich sehr erfreut über den Erfolg der Exekutive, äußerte aber auch Bestürzung darüber, dass einer der Festgenommenen ein hohes Mitglied der Regierungspartei sein sollte. Das Parlament kündigte sofort umfassende und tiefgreifende Untersuchungen an“

Der Ältere hörte dem Nachrichtensprecher gar nicht mehr zu. Die letzte Neuigkeit hatte ihn in seinen Gedanken abschweifen lassen. Irgendwie schien ihm die Nachricht ans Gemüt zu gehen und ihn zu erregen. Dennoch bewahrte er Ruhe und ließ sich nicht anmerken, wie sehr ihm das Gehörte beunruhigt hatten. Mit einem Blick gab er seinem Fahrer zu verstehen, dass dieser die Rechnung begleichen und sie sich wieder auf den Weg machen mussten.

Knapp eine Stunde später hatten sie Sibiu erreicht. Die deutschstämmige Bevölkerung nannte den Ort zu früheren Zeiten Hermannstadt. Ein unweit der Straße gelegener Park erweckte seine Aufmerksamkeit. Er war zwar nicht sehr groß, dafür aber schattig und schön. Auf einer Seite kletterte eine Horde Kinder auf einem Klettergerüst herum, wippte auf den Schaukeln und

rutschte eine Rutschbahn hinunter. Weiter hinten waren andere am Ballspielen. Die Sorglosigkeit, mit der sie ihre Welt betrachteten, faszinierte ihn.

Sibiu kam linker Hand in Sicht, eine Stadt mit ungefähr 150.000 Einwohner. Die meisten der Siebenbürger Sachsen hatten Hermannstadt, nach dem Ende der Schreckensherrschaft des Diktators Nicolae Ceaușescu und dem Fall des Kommunismus, verlassen. Die Sachsen, die schon seit dem 13. Jahrhundert hier ansässig gewesen waren, zählten heute, von einst über 20.000 Seelen, nur noch knapp 1500. Die Deutschstämmigen konnten damals dem Reich der Schatten nicht schnell genug entfliehen. Sie verscherbelten ihre Anwesen für ein Brot und für ein Ei. Somit zog auch hier die rumänische Normalität ein.

Bald hatten sie die geschichtsträchtige Sachsenstadt hinter sich gelassen. Sie passierten die nördlichen Vororte. Dann ging es auf einer Landstraße weiter Richtung Norden. Ab hier wurde die Fahrt mühsam. Nicht das sonderlich viel Verkehr herrschte. Doch auf der schmalen Landstraße hatten sich alle möglichen undefinierbaren Vehikel verirrt: Alte Traktoren, zuweilen Eselskarren und Sonntagsfahrer aller Art. Zudem kreuzten ab und zu plötzlich Schafsherden die Fahrbahn und schränkten so die Reisegeschwindigkeit rigoros ein. Die unzähligen, beachtlich tiefen Schlaglöcher waren ein zusätzliches Übel, bei dem der Fahrer immer wieder sein großes Können unter Beweis stellen musste.

Der Mann sah aus dem Fenster und erblickte unterhalb der Straße einen älteren Bauern, der am Ufer eines kleinen Baches ein paar Gänse entlangführte. Ein wenig später tauchte auf einer holprig aussehenden Nebenstraße eine kleine Bauarbeiterkolonne auf, die etwas nicht Erkennbares instand zu setzen schien.

Plötzlich, wie aus dem Nichts war auf einmal ein Eselskarren vor ihnen. Er war so hoch überladen, dass der Alte sich wunderte, wie der Treiber bei all den Schlaglöchern das Vehikel überhaupt in der Spur im Gleichgewicht halten konnte.

Mittlerweile war es sehr warm geworden. Die Temperatur hatte sicherlich die 30 Grad Celsius überstiegen. Er betätigte den elektrischen Fensterheber an seiner Seite und ein Schwall feuchtwarmer Luft kam ihm entgegen. Ein größeres Straßendorf

erschien. Sie fuhren hinein und sahen sich eingerahmt von ärmlichen Häuschen mit wild wuchernden Gärten. Die Straßenränder waren mit Wahlplakaten zugeklebt. Der Himmel war von quer über der Straße gespannten Spruchbändern verdeckt. Von rechts, links und von oben sahen sehr wichtig dreinblickende Lokalmatadoren, Vertrauen heischend, auf das Fahrzeug herab. Gesichter, die zu Apparatschik der Parteien, Verbänden, Gewerkschaften und ähnlich obskurer Organisationen gehörten. Irgendeine Art von Kommunalwahlen stand in dieser von Gott verlassenen Region bevor. Eine neue Riege war angetreten, sich aus der maroden Staatskasse und dem prallen Geldsäckel der Europäischen Union zu bedienen. Die Gegenwart sollte angeblich katastrophal sein, aber die Zukunft sollte besser werden.

Das glaubte der Mann zumindest im Vorbeifahren auf einem der Plakate gelesen zu haben. Als er den Kopf zurücklegte und noch einmal tief einatmete, schmunzelte er schelmisch über die dummen Menschen, die sich durch solche Wahlversprechen belügen ließen und sich mit großem Eifer in den Wahlkampf stürzten.

Plötzlich fluchte sein Fahrer unmissverständlich vor sich hin, als er am Straßenrand einige liegende Hunde sah und fürchtete, sie könnten aufschrecken und ihm vor den Wagen laufen. Hunde streunten hier genauso herum, wie in Bukarest und im übrigen Rumänien durch die Straßen.

Herrenlose Köter, einzeln oder als Meute, denen sogar Futter auf die Gehwege bereitgestellt wurde. Dass seine Befürchtungen berechtigt waren, zeigten wenig später einige plattgefahrene Kadaver, ausgetrocknet oder noch blutig. Jedes Mal, wenn er sie sah, ekelte er sich davor. Zum Glück fuhren sie soeben aus diesem Loch.

Auf einmal kam hinter ein paar alten Bäumen, hoch und flach wie ein Tafelberg, eine Mülldeponie in Sicht. Ganze Schwärme von Vögeln kreisten darüber, machten einen riesigen Lärm, ließen den Älteren aufhorchen und wieder aus dem Fenster schauen. Zunächst schaute er zu den Vögeln hoch, konnte aber nicht genau definieren, welcher Vogelart sie angehörten. Die Sonne stach hier so unbarmherzig von Himmel herab, dass er geblendet wurde. Durch große, schwere ein- und ausfahrende

Fahrzeuge, war hier die Straße besonders beschädigt. Um den überaus gigantischen Schlaglöchern auszuweichen, musste der Fahrer die Geschwindigkeit drastisch verringern.

Und plötzlich sah er sie, die gebeugt gehenden Menschen, die langsam über die Müllfläche zogen. Sie bückten sich immer wieder, um irgendetwas herauszuziehen. Manchmal rochen sie daran, steckten es zuweilen in den Mund. Vieles warfen sie wieder weg. Manches, das für sie einen gewissen Wert darstellte, steckten sie in unförmige Säcke, die sie über die Müllfläche zogen.

Es gab auch viele Kinder unter den Sammlern. Einige versteckten sich hinter einer Ansammlung von Lastwagenreifen. Gleich dahinter öffnete sich ein kleiner Hof mit fest getrampeltem Erdboden, auf dem kräftig lodernde Feuer brannten. Kinder, dunkelhäutig und halb nackt, seines Erachtens Zigeuner, schichteten unter der Aufsicht bärtiger, schmutziger Männer Metallteile aufeinander. Manche von denen glühten bereits oder hatten sogar zu schmelzen begonnen. Die Kleinen erschienen rotzfroh und es hatte von weitem den Anschein, als ob sie mit den Erwachsenen wie Gleichaltrige diskutierten. Im Übrigen stank es nach Müll, Gummi und Metall und dem scharfen Qualm, der vom Feuer aufstieg. Ein Junge warf eine Kabelrolle ins Feuer, drei andere wuchteten zusammen einen Gullideckel in die Flammen. Angeekelt betätigte der Mann erneut den elektrischen Fensterheber und rümpfte arrogant die Nase.

Allmählich ging die Fahrt ihrem Ende zu, denn ein vergammeltes, schiefes und aus mehreren morschen Holzbrettern zusammengemeistertes Ortschild kündigte ihr Ziel in den nächsten zwei Kilometer an. Die kleine Ortschaft *Honorici* bereitete sich, im Licht der mittlerweile tiefstehenden Sonne, auf den nahenden Abend vor. Entgegen seiner Annahme war die Ortschaft nicht eines jener typischen Straßendörfer, die nur aus einer Hauptstraße bestanden, mit maximal zwei Häuserreihen links und rechts davon. Das hier war eher ein richtiges Dorf, mit allem Drum und Dran. Gleich an der Ortseinfahrt gab es mehrere Geschäfte, dann einige Kreuzungen, einem kleinen Supermarkt und sogar einem Kreisverkehr in der Dorfmitte. In dessen Zentrum wurde ein riesiger Baum von einem schmiedeeisernen Zaun in seinen Schranken gehalten.

Im Schrittempo passierten sie den Kreisverkehr und erreichten den Platz vor der Kirche. Der länger werdende Schatten des Kirchturms, des einzigen Gebäudes, das die alten Platanen auf dem schmalen Marktplatz überragte, hatte bereits die Apotheke am gegenüberliegenden Ende erreicht. Zwei Gemüsehändler waren dabei ihre hölzerne Warentische zusammenzupacken. Sie luden die wenigen übrig gebliebenen Früchte und diversen Gemüsesorten, auf einen von zwei Eseln gezogenen Leiterwagen. Von irgendwoher war lautes Hundegebell zu vernehmen. Die zahlreichen, meist vagabundierenden Tiere, die wohl bis vor Kurzem noch träge in der Wärme des späten Nachmittags gedöst hatten, verabschiedeten nun lautstark die Sonne.

Bevor das Dort Richtung Nordwesten sein Ende fand, öffnete sich rechter Hand ein kleiner Platz. Im sanften, rotgelben Licht dominierte ein kleines Gebäude, das Lebensmittelgeschäft, Imbiss und Café in einem war. Ein paar schäbige, silbrig aussehende Tische und Stühle waren im angenehmen Halbschatten eines Baumes aufgestellt. Zu dieser Stunde waren nur zwei der Tische besetzt. Später am Abend würde es sicherlich voller werden. Die Männer des Ortes trafen sich dann zum Kartenspielen. Die wenigen, hier noch unverheirateten Frauen, nutzten das Café als Logenplatz, um den jungen Männern dabei zuzuschauen, wie sie mit ihren Motorrollern knatternde Runden auf dem kleinen Platz drehten. Für ein paar Stunden würde das Ortszentrum dann noch einmal betriebsam werden: Eine charakteristische Klangmischung aus Motoren, bellenden Hunden, kichernden, pubertären Mädchen und den vollkommen unverständlichen Rufen der Kartenspieler beim Reizen und Stiche sammeln. Jetzt aber waren kaum menschliche Geräusche zu vernehmen. Schwer und ruhig lag der Ort da, als müsse er sich von der Hitze des Tages erholen und frische Luft atmen, um wieder zu neuer Lebendigkeit zu erwachen.

KAPITEL 5 Albanische Küste

Schwere, tiefhängende Wolken ballten sich über der Bucht, die im Norden von Kap Rodonit, im Süden durch die Umgebung der

albanischen Stadt Durrës eingerahmt wurde. Das Meer sah grau und gefährlich aus. Sturmwolken zogen in der Ferne herauf, träge vorangetrieben von einem harten Wind. Bäume schwankten und schüttelten sich in seinem Rhythmus. Mit hinterhältigen Fingern riss er nach ihren Ästen.

Auf dem zusammengeschusterten Unterschlupf, den ein Wellblechdach zierte und das dem Hirtenjungen Fatmir, während er seine Schafe hütete als Unterschlupf diente, begannen große Regentropfen zu trommeln. Er lebte mit seinen alten, kranken Eltern unweit der kleinen Ortschaft *Lalez*. Von ihnen hatte er die heruntergekommene Bretterbude, die ihnen als Behausung diente und die Hundertschaft Schafe bekommen, mit der er den Lebensunterhalt der Familie bestritt.

Er hätte heute nicht hierherkommen sollen. Doch die letzten Tage hatte es so heftig geregnet. Das Gras war saftig und seine Schafe fraßen es wie nie zu zuvor. Der Milchertrag würde dieser Tage besonders ausgiebig sein, was sowohl die Quantität als auch den Geschmack anbetraf. Fatmir bemerkte, dass hier und da selbst der Boden weggewaschen worden war. So heftig waren die Wassermassen, die vom Himmel fielen, und entsprechend gravierend war auch der Schaden, den sie anrichteten.

Ein Sturm zog wieder auf. Er sollte sich wohl besser auf den Weg in seine Unterstellung machen. Während sich dort draußen die Elemente noch immer in einer Schlacht mit ungewissem Ausgang befanden, begann er seine Hunde zu animieren, pff und rief einen für beide Seiten verständlichen Kode, den nur er und seine Hunde verstanden. Die Hunde setzten sich daraufhin in Bewegung, fingen an die verstreute Herde zusammenzutreiben und bewegten sich in der ihnen bekannten Richtung. Mit geübtem, wachsamen Auge wachte der Hirtenjunge über die ganze Operation, um gegebenenfalls sofort einschreiten zu können, sollte sein Eingreifen notwendig sein.

Der Boden hatte sich vollgesogen wie ein nasser Schwamm. Hier und da hatten sich vereinzelte Wassermassen angesammelt, die nicht sofort versickern konnten. Fatmir versuchte diesen, soweit er konnte auszuweichen, um nicht nasse Füße zu bekommen oder gar bis zu den Knien im Dreck zu versinken.

Vereinzelte kleinere und mittelgroße Felsbrocken waren das charakteristische Merkmal dieser ansonsten ebenen, saftig grünen Landschaft. Er versuchte sich mit seiner dicken Regenkappe so gut es ging gegen die herabfallenden Wassermassen zu schützen. Dennoch würde er, bis er die heimische Behausung erreichte hatte, sicher klatschnass werden.

Plötzlich erfasste sein wachsames Auge etwas in einiger Entfernung neben einen Felsbrocken, das irgendwie nicht in das sonstige Bild dieser momentan verregneten Gegend passte. Der Regen, der nun wie ein Vorwand aus Wasser herunterkam, erschwerte das genauere Erkennen. Eigentlich wollte er auf dem schnellstem Weg seine Unterstellung erreichen, doch bekanntlich ist die Neugier eines der größten Laster der menschlichen Rasse. So ging er in voller Zuversicht, dass seine Helfer, die Hunde, die Schafe schon auf den richtigen Weg halten würden, eiligen Schrittes auf die Stelle zu.

Nähergekommen erkannte er, dass neben dem Felsbrocken etwas bronzeähnliches oder Metallisches, in der schlickartigen, braunen Erde matt schimmerte. Der heftige Regen hatte hier wohl schon vor Tagen die Grasnarbe abgetragen. In der Folge hatte er, Tag für Tag, insgesamt ungefähr einen halben Meter Boden weggeschwemmt. Somit lag das metallische Objekt jetzt frei sichtbar. Von einer schier unbändigen Neugier erfasst, verspürte er auf einmal weder Regen noch Wind. Er kniete sich auf den nassen Boden und versank bis zu den Oberschenkeln im kalten Wasser. Was er hier vor sich hatte, sah aus wie der Deckel irgendeiner Metallkiste. Was denn wohl hier versteckt sei, rätselte er. Es könnte natürlich alles Mögliche sein. Vielleicht Flaschen mit Raki, die andere vor einiger Zeit versteckt hatten und dann in Vergessenheit geraten waren. Ja! Heute Abend würde er sich einen guten Rausch antrinken. Bei diesem Scheißwetter konnte man ja sowieso nichts anderes tun.

Triefnass begann er die Erde abzutragen, die mittlerweile so feucht war, dass er sie mühelos mit seinen Handflächen abschaufeln und zur Seite schieben konnte. Zu seinem Erstaunen hatte er wenig später einen reich verzierten Metalldeckel von ungefähren Maßen 50 mal 70 Zentimeter freigelegt. Um die Voraussetzung zu schaffen, die Hände weit unter die Kiste zu

schieben und das Ganze aus der Erde zu ziehen, versuchte er an den Seiten etwas Erde herauszuholen. Doch vergeblich, er musste weitergraben. So einfach war es wohl doch nicht. Da das Metall nicht verrostet zu sein schien, musste es zumindest aus Bronze beschaffen sein, dachte er sich. Allein schon das, war ein guter, sich lohnender Fund, für das er beim Altmetallhändler einige *Lek* bekommen würde.

Fatmir beschloss schnell seiner Herde hinterherzugehen, sie in den Unterschlumpf zu treiben. In der Hoffnung, dass später auch der Regen etwas nachgelassen hätte, wollte er mit dem entsprechenden Werkzeug wiederkommen. Er konnte sich nicht vorstellen, dass bei diesem Sauwetter ein anderer in dieser Gegend herumspazierte und zufällig seine Entdeckung fand.

Vier Stunden später hatte er die Kiste freigelegt. Sie war recht schwer, jedoch nicht so, dass er sie nicht heben konnte. Mit dem entsprechenden Werkzeug, das er mitgebracht hatte, machte er sich daran das grobe Schloss zu öffnen. Zunächst mal ging er vorsichtig zu Werke, um die Kiste nicht zu beschädigen. Doch das mit dem Öffnen klappte irgendwie nicht so recht.

Nach einer Weile hatten sich sein Frust und die immer noch anhaltende Neugier soweit gesteigert, dass er mit der Brechstange an die Sache heranging und die Kiste mit Gewalt zu öffnen versuchte. Bald darauf hatte er das Schloss aufgesprengt. Er versuchte seine Neugier und den Trieb zu unterdrücken, den Deckel mit einem Schlag aufzureißen. Stattdessen tastete er sich ganz sachte mit einem Schraubenzieher an die Sache heran. Der Deckel leistete zunächst einigen Widerstand, so als ob er an der übrigen Kiste festgewachsen wäre.

Unter Ächzen und Stöhnen begann sich der Deckel endlich zu lösen. Innerhalb einiger Sekunden lag das Innere der Kiste frei. Zu seinem Erstaunen stellte er fest, dass das Innere trocken war. Eine ihm unbekannte Materie, die einer Wachsschicht glich, bedeckte den Inhalt und hatte diesen luftdicht versiegelt. Der Inhalt musste also unbeschädigt sein. Er klappte den Deckel wieder zu und packte anschließend sein Werkzeug wieder zusammen. Dann band er die Kiste mit den mitgebrachten Riemen auf seine Schultern und schleppte sie bis zu seiner ärmlichen Behausung.

Dort, unter einem Vordach im Trockenen, konnte er sich endlich der äußerst delikaten Fortsetzung seiner zerbrechlichen Entdeckung widmen. Was auch immer es war, steckte unter der wachsähnlichen Schicht, die er abzutragen begann. Als er sich endlich die Finger von dem Zeug saubergeschrubbt hatte, fand er sich mit mehreren Schichten gelblich-brauner Leinentücher konfrontiert, die er nun aufzudecken begann.

Doch zu seiner Enttäuschung entpuppte sich der Fund leider als Farce. Kein Raki, keine Geldbatzen, ja eigentlich gar nichts von Wert. Nur Rollen mit vergilbtem Papier, die großen Rollen von länglichem Toilettenpapier ähnelten. Wer hatte denn solch einen Unsinn in solch einer schönen Kiste gelagert? Und warum diese auch noch an einen so entfernten Ort verbuddelt? Sollten darauf vielleicht irgendwelche Staatsgeheimnisse aus der kommunistischen Hoxha-Ära aufgezeichnet sein? Die Stirn in tiefe Furchen gelegt, versuchte Fatmir die Rollen zu entziffern. Leider waren seine Schreib- und Lesequalitäten nicht besonders weit vorangeschritten. Denn als armer Sohn kranker Eltern, der für das Auskommen der ganzen Familie sorgen musste, hatte er noch nie eine Schule von innen gesehen, als dass er sich mit Geschriebenem welcher Art hätte auseinandersetzen können. Somit nahmen seine Augen nur eine Ansammlung unverständlicher Zeichen war.

Bis vor kurzem hatte es ihm nichts ausgemacht, dass er nicht lesen und schreiben konnte und nur die Aneinanderreihung von Buchstaben auf einem Stück Papier erkannte, die seinen Namen ausmachten. Auch wenn er damit kaum gebildeter war als sein Hund, der hörte, wenn man seinen Namen rief. Jetzt verfluchte er sich dafür, dass er nicht lesen konnte. Vielleicht waren die verdammten Rollen ja von großem Wert? Vielleicht bekam er dafür sogar einen Gegenwert von ein paar hundert Euro und könnte sich endlich ein neues Smartphone leisten? Ohne Kenntnis dessen, was auf diesem braunen Klopapier geschrieben stand, war er jedoch jedem ausgeliefert, dem er es anpreisen würde. Jeder könnte ihn übers Ohr hauen und ihn mit einem lächerlichen Betrag, weit unter dem tatsächlichen Wert des Fundes, abspeisen.

Fatmir wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Es gäbe die Möglichkeit zum Ortsvorsteher zu gehen. Der konnte

immerhin lesen und schreiben. Letzterer half seiner Familie stets in allen amtlichen Angelegenheiten und las ihnen Briefe vor, die sie ab und zu erhielten. Oder, sollte er lieber warten? Sein Vetter lebte in der Hauptstadt und wollte sie nächste Woche besuchen, um sich zwei Schaffe für ein Fest auszusuchen.

Tirana war nur 50 Kilometer entfernt. Fatmir war jedoch noch nie in seinem Leben dort gewesen. Dort kannte der Vetter sicherlich jemanden, dem man diesen Unsinn für einen Batzen *Lek* andrehen konnte. Vielleicht irgendeinem dummen Touristen, der für diesen Ramsch ein paar gewichtige Euro locker machen könnte. Schließlich stand täglich ein Dummkopf auf, dem man jeglichen Schrott andrehen konnte. Ja, er würde auf den Verwandten warten, mit ihm die Kiste verscherbeln und sich zusammen mit dem Erlös einen schönen Abend machen. Vielleicht würde es sogar für einem Abstecher zu leichten Mädchen reichen. Letztendlich dachte er glücklich mit sich und der Welt, war es trotz des schlechten Wetters ein guter Tag gewesen. Zufrieden blickte er in die hereinbrechende Dunkelheit, die ihn langsam verschlang.

Kapitel 6 Das Kloster Caritate

Nachdem sie den Ort hinter sich gelassen hatten, ging es noch ein Stück weit in die karge Gebirgslandschaft. Die Dämmerung setzte langsam ein und tauchte die Natur in glutrotes Licht. Die ersten Falter flatterten bereits durchs Zwielflicht. Die Luft begann sich abzukühlen. Plötzlich öffnete sich die Landschaft und gab, in einigen hundert Metern entlang der Straße, ihr Ziel frei. Vor ihnen lag der Grund der heutigen, strapaziösen Fahrt, von Bukarest bis hierher.

Von weitem sah das kleine Kloster *Caritate* in der leeren Landschaft einigermaßen passabel aus. Einige dicht beieinanderstehende, zweistöckige Gebäude drängten sich um einen kleinen Platz, der dahinter auf offene Grasflächen ausuferte. Im Zentrum lag eine kleine Kirche mit zwei schiefen Türmen. Das Ganze hatte ein hollywoodähnliches Ambiente, das einem Gruselfilm zu entstammen schien. Das Kloster war ringsherum

von einer zweimeterhohen Mauer umgeben. Endlich hielt die schwarze Limousine vor dem Tor. Ohne ein Wort von sich zu geben, öffnete der Fahrer die hintere Tür des Fahrzeugs und ließ seinen Chef aussteigen. Zusammen schritten sie dann auf das breite, offene Tor in der Klostermauer zu. Eine Ziege hieß sie am Eingang mit lautem Meckern willkommen. Eine gackernde Hühnerschar kam ihnen neugierig entgegengelaufen. Da man auf sie aufmerksam geworden war, kam auch schon ein Mönch herbeigeeilt, der den Älteren mit tiefen Verbeugungen begrüßte.

„Exzellenz“, beteuerte er, „was für eine Ehre. Wir hatten Sie schon früher erwartet. Ich hoffe Sie hatten eine gute Fahrt. Bitte, bitte, folgen Sie mir. Sie werden schon sehnsüchtig erwartet.“ Ohne weiter darauf einzugehen, grüßte seine Exzellenz zurück und folgte dem Mönch.

Karl hatte sich diesen Marketing-Trick schon beizeiten ausgedacht. Er wusste, dass Menschen vor Orden und Titeln immer einen großen Respekt hatten. Somit tat er alles, um seiner Person den nötigen Respekt zollen zu lassen. Teure Kleidung, großer gediegener Wagen, Leibwache und eine Sekretärin, die einem Anrufer immer betonte, dass seine „Exzellenz“ den Anruf entgegennehmen wird.

Sie gingen an einem Weg entlang und erblickten eine alte Frau mit Kopftuch, die bunte Wäsche an eine Leine zwischen den Rundbögen eines Kreuzgangs hängte. Die Kleidungsstücke gehörten natürlich nicht den Mönchen, denn die trugen durchweg schwarz. Ein Stück weiter hinten bearbeitete ein weiterer Mönch ein kleines Gemüsebeet. Unter seiner Kutte trug er jedoch eine Trainingshose. Sein langer, grauer Bart sah ungepflegt aus und triefte vor Schweiß. Ein anderer, mit langem Gewand, stand schwitzend in der untergehenden Sonne und unterhielt sich mit zwei Jugendlichen.

In der unmittelbaren Umgebung waren weitere Kinder und Jugendliche, sowohl Jungen wie auch Mädchen, mit Spielen und Gesprächen beschäftigt. Eine Gruppe junger Burschen trollte sich hastig, um nicht dasselbe Schicksal wie ihr Genosse zu erleiden. Dem hatte nämlich gerade eine kleine, dicke, gemein aussehende Frau das Ohrläppchen langgezogen. Mit schmerzverzehrtem Gesicht hatte er eine Hand auf das in

Mitleidenschaft gezogene Ohr gepresst. So stand er vor der energischen, kleinen Person und ließ eine Standpauke über sich ergehen. Ihre Stimme war schwer und hatte durchaus etwas Furchteinflößendes. Beim Anblick der Ankömmlinge verharrten beide schweigend in ihren Positionen.

Am Eingang der kleinen Kirche angekommen, kam ein weiterer Mönch von kleiner Statur aus dem Inneren und verbeugte sich ehrerbietig vor den Gästen. Auch er grüßte untertänigst und ging ihnen dann ins Innere der Kirche voraus. Die Gottesstätte war innen zum Teil weiß gestrichen. Der Mönch wies zu seiner Rechten auf eine Holzkonstruktion hin, hinter der halb verborgen eine dunkle Gestalt stand.

Die Gestalt trug eine schwarze Robe, die sich über seinen gutgenährten Bauch wölbte. Darüber fiel ein blütenweißes Seidentuch mit kompliziert gemusterten Stickereien, das wie ein Kragen um den Hals gelegt war. Sein schwarzer Bart war äußerst penibel zurechtgeschnitten. Der Mönch hielt ein silbrig glänzendes Smartphone am Ohr und brummte gelegentlich etwas Unverständliches. Er hatte die Besucher schon wahrgenommen und gestikuliert freundlich lächelnd in ihre Richtung.

Seine Exzellenz drehte sich ein wenig zur Seite und erblickte im Halbdunkel ein schlitzförmiges Fenster in der steinernen Wand, durch das ein wenig Licht auf die geschnitzten Sesselreihen einer seitlichen Nische fiel. Ansonsten gab es im Innern keine anderen Sitzmöglichkeiten. Die dunklen Wandmalereien, die sich entlang der Wände bis zur Kuppel zogen und durch deren Fenster wenig Licht schien, waren im Halbdunkel kaum zu erkennen.

Am gegenüberliegenden Ende erhob sich wuchtig die Ikonenwand, deren Goldverzierungen an einigen Stellen hell aufglänzten. Auf dem Boden kniete ein Mönch, schlug das Kreuz und verbeugte sich immer wieder bis zum Boden. Als er die Ankommenden bemerkte, erhob er sich, grüßte flüchtig im Vorbeigehen und machte sich, wenn auch dezent, aus dem Staub.

„Karl, mein Freund, willkommen.“ Er vernahm ein Brummen hinter sich und drehte sich um. Die dunkle Gestalt hatte endlich sein Telefonat beendet, stand mit ausgebreiteten Armen vor ihm und hatte seinen sorgfältig gepflegten Bart zu einem

sanften Lächeln verzogen. Die Augen des Mannes glänzten hellblau unter den breiten Augenbrauen, Lachfalten zogen sich bis fast zu den Ohren. Er war eine stattliche Figur im reifen Mannesalter und gut ernährt.

„Oder soll ich dich vielleicht auch mit Exzellenz anreden?“, witzelte er. Karl erwiderte die Begrüßung ebenso herzlich. „Ich freue mich, dass du endlich da bist. Komm mein Freund, lass uns nach hinten in mein Büro gehen.“

Nach wenigen Metern erreichten sie eine Tür, die bei ihrem Öffnen ein modernes, ganz in weiß eingerichtetes Arbeitszimmer mit teuren Ledersesseln preisgab. Der Raum hätte in jedem größeren Konzern, ohne weiteres mit dem Sekretariat der Geschäftsführung mithalten können. Zudem war er mit den allerneuesten technischen Innovationen der EDV- und Kommunikationstechnik ausgestattet. Eine erst kürzlich installierte, kostspielig aussehende Klimaanlage, surrte leise vor sich hin. Sicherlich überteuert, aber im Raum herrschten angenehme Temperaturen. Das Ding war sein Geld wert. Der Gastgeber, seines Zeichens der Leiter dieses kleinen Klosteranwesens, bat seinem Gast Platz zunehmen. Den Fahrer würdigte er keines Zeichens, so als ob er nicht existierte.

„Odo“, herrschte Karl plötzlich seinen Mitarbeiter an. „Dass uns keiner stört, bis wir wieder herauskommen.“ Der Hüne kommunizierte den Bruchteil einer Sekunde mit den Augenbrauen mit ihm, machte sofort kehrt, zog die Tür hinter sich zu und stellte sich davor. Was auch passieren sollte, er würde nicht von hier weihen und auch keinem Einlass gewähren, was auch immer sein Begehrt sei. Nur über seine Leiche, im wahrsten Sinne des Wortes.

„So, endlich allein, Simeon“, sprach Karl und umarmte jetzt nochmals seinen alten Freund und Geschäftspartner. „Warum muss es jedes Mal so warm sein, wenn ich hierherkomme? Heute Abend sind Hitze und Luftfeuchtigkeit wieder einmal nicht auszuhalten. Komm, schenk uns was zu trinken ein.“

Karl setzte sich, dem Schreibtisch gegenüber, in einen der komfortablen Sessel und machte es sich bequem. Irgendwo unter seinen Schreibtisch zauberte der Gastgeber eine Flasche Chivas und zwei dazu passende Gläser hervor. Er schenke beiden eine

stattliche Ration ein, nahm ebenfalls Platz und prostete seinem Gast zu, der sofort das halbe Glas hinunterkippte. Der Alkohol war jetzt genau das Richtige, denn die Fahrt hierher hatte ihn ein wenig ermüdet. Zudem musste er an diesem Abend, zusammen mit Pater Simeon und weiteren Mönchen, unweit des Klosters zur Einweihung eines neuen Gebäudetraktes vorstellig werden. Die Klimaanlage surrte monoton weiter und verbreitete kühlen Optimismus.

Pater Simeon war seit nunmehr fünfzehn Jahren der Leiter dieses kleinen, zur orthodoxen Kirche gehörigen Klosters. Als man ihm damals von Seiten der Kirchenobrigkeit diese Promotion anbot, war es eher als Gottes Strafe zu verstehen, denn als wirklicher Aufstieg. In seiner vorhergehenden Gemeinde hatte er sich nicht gerade wenig zuschulden kommen lassen. So war irgendwann einmal das Maß voll. Er konnte es sich aussuchen: Entweder aus dem Kirchendienst auszuschneiden oder aber, in diesem gottverlassenen, heruntergekommenen Nest die Leitung des maroden Klosters zu übernehmen. Denn, trotz der Schuld, die er auf sich geladen hatte: Führungsqualitäten besaß er, das musste man ihm lassen.

Und so landete er eines Tages hier, um seine Schuld zu büßen. Denn anders, war es nicht zu verstehen. Unweit des Klosters gab es eine Zigeunersiedlung, die ihm anfangs zu schaffen machte. Die Roma waren laut, schmutzig und stahlen immer wieder alles was nicht niet- und nagelfest war. Es war ein sehr ärmliches Dasein. Es gab Tage, da fragte sich Simeon wer den ärmer sei: Die Roma in ihrer Siedlung oder er in seinem kirchlichen Anwesen. Das Kloster hatte nach jahrzehntelangem Kommunismus verwahrlost dagelegen, die Kommune war klein und die Zigeuner eine Plage Gottes. Simeon musste von Null auf neu beginnen. Die Zukunft sah damals alles andere als rosig aus.

Doch im Laufe der Jahre musste Gott ihm verzeihen haben, denn eines Tages machte er, als er zu einen Treffen mit der Kirchenobrigkeit in die Hauptstadt musste, in einem Bukarester Hotel Karls Bekanntschaft. Ganz nebenbei waren sie bei einem späten Drink an der Hotelbar ins Gespräch gekommen, und hatten sich über Verschiedenes unterhalten. Irgendwann erzählte der Kirchenmann vom Dorf in Transsilvanien, seiner Stellung im

Kloster und die Geisel, die Gott zu seiner Strafe gesandt hatte: Die Zigeuner-Kinder, die ihm unaufhörlich Probleme bereiteten und immer wieder die wenigen Habseligkeiten des Klosters klauten.

Bei diesem letzten Schlagwort war Karl hellhörig geworden. Er war Vorstand einer humanitären Organisation mit Sitz in Deutschland. Deren Aufgabe war es, den armen, obdachlosen und sexuell missbrauchten Kindern in Rumänien zu helfen. Die Existenz derartiger Missstände, war schon vor der rumänischen Revolution im Jahre 1989 bekannt. Zunächst aber wurde das Problem, in seinen gigantischen Ausmaßen, von der damaligen Regierung vor der allgemeinen Öffentlichkeit und der International Presse, geheim gehalten. Schließlich lagen die Prioritäten damals woanders. Es gab nichts. Alles lag danieder.

In Wirklichkeit war alles aber viel schlimmer. Keiner konnte die Ausmaße des Elends ermessen. Ein Großteil der Bevölkerung, vor allem in den großen Städten, lebte unterhalb der Armutsgrenze. Kinderreiche Familien konnten ihre Kinder nicht mehr ernähren. Manche steckten sie daraufhin einfach in staatliche Waisenhäuser, andere wiederum „warfen“ sie einfach auf die Straße. Der Staatsapparat wiederum war, in diesen Tagen der Restrukturierung der Nation, auf solch einen Ansturm von hilfsbedürftigen Kinder, nicht vorbereitet. Das Land befand sich im Aufschwung. Dies bedeutete jedoch im Grunde nur, dass es einigen wenigen im Staate recht gut ging, während die Lebenshaltungskosten für alle anderen wesentlich teurer geworden waren. Für diejenigen, an denen die positiven Auswirkungen des Sturzes Ceaușescus und dem Fall des Kommunismus ohne große Veränderungen vorübergegangen waren, hieß das, dass ihr täglicher Kampf nur schwerer geworden war.

Es sollen Kinder von den eigenen Eltern getötet worden sein, weil sie die staatlichen Behörden in den Waisenhäusern nicht aufnehmen konnten bzw. wollten. Andere wiederum landeten mutterseelenallein auf der Straße, aus zerrütteten Familien geflohen oder von den Erwachsenen sexuell missbraucht. Hunderttausende lebten in extremer Armut. Bei den Roma war die Situation noch gravierender. Niemand kümmerte sich um sie, niemand fühlte sich zuständig. Tagein, tagaus kämpften sie auf der Straße ums nackte Überleben.

Schließlich gingen die Bilder, von den sterbenden Kindern in Rumäniens Waisenhäusern um die Welt. Aber dies war nur die Spitze des Eisbergs. Kinder lebten in der Bukarester Kanalisation, wo sich im feuchten, matschigen Schlick Ratten und Myriaden von Ungeziefer tummelten. Um zu überleben, druckten sie sich nachts bei zweistelligen Minustemperaturen frierend an die Fernheizungsrohre. Um sich den Misshandlungen der Erwachsenen zu entziehen, versteckten sich in den U-Bahnstationen und Bahnhöfen. Sie suchten im Müll nach etwas Verwertbarem, oder stahlen sich hier und da etwas, um zu überleben. Die körperliche Hygiene wurde sehr selten praktiziert, denn Wasser stand nicht immer zur Verfügung. Infolgedessen wurden viele von Läusen und Flöhen geplagt. Andere litten an Fußpilz und ähnlichen Krankheiten. Es ist verständlich, dass Bukarest unter diesen Zuständen zu einer europäischen Hochburg der Pädophilie avancierte.

Kinder wurden nicht nur sexuell missbraucht, sondern auch ausgebeutet. Prostitution und Kinderhandel wurden daraufhin ein lukratives Geschäft. Schließlich gab es ja genügend „Material“ auf der Straße, dass man mit wenig Aufwand einsammeln konnte. Die Mädchen und Jungen wurden eingeladen oder eingefangen, dann in die westeuropäischen Staaten geschafft. Dort mussten sie unter Zwang und unter Androhung von körperlicher Misshandlung Betteln gehen, wurden in den Haushalten der besseren Gesellschaft als Hausklaven gehalten und ebenso behandelt, oder noch schlimmer, an die Sexindustrie verkauft.

Die Organisation „Kinder dieser Welt“ der Karl vorstand, wollte dieser Notsituation entgegenwirken. Auch wenn das Medieninteresse zu diesem Thema längst abgeebbt war, leistete sie immer noch konsequent ihren Beitrag für eine bessere Welt. In Rumänien gab es eine Zweigstelle in Bukarest, die dort den Namen *Copiii acestei lumi* führte. Die Hilfsorganisation war etwas ähnliches wie die bekannten, karikativen deutschen Hilfswerke Caritas, Hilfe für Kinder e.V. und SOS-Kinderdörfer. Freiwillige, Ehrenamtliche, karikativ eingestellte Volontäre, sammelten in Deutschland Spendengelder und mit diesen „bediente“ die Organisation, ausschließlich in Rumänien, diverse

humanitäre Projekte. Karl schlug damals dem Klosterleiter vor, in den leerstehenden Gebäuden des Klosters, von denen es angeblich genug geben sollte, ein solches Projekt zu starten. Karls Organisation würde die Finanzierung sichern. Simeon und seine Mannen würden sich der Aufgabe stellen, für die in das Projekt eingestellten Kinder zu sorgen, ihnen eine Schulbildung zu sichern und anständige Christen aus ihnen zu machen. So begann vor nun bald zehn Jahren eine Geschäftsverbindung, die für beide Seiten bis heute recht zufriedenstellend verlaufen war.

Somit startete in den klostereigenen Gebäuden ein Kinderhilfswerk. Mit Karls Geldspritzen wurde die Infrastruktur geschaffen. Simeons Mönche zogen aus und sammelten die Kinder regelrecht von der Straße weg. Derzeit hatte Pater Simeon 146 Kinder unter der Obhut seiner Mission. Mit der Inbetriebnahme des neuen Gebäudetraktes, der heute Abend offiziell eingeweiht werden sollte, sollten demnächst weitere 30 dazukommen. Es gab viele rumänische, ungarische und einige moldawische Kinder. Etwa ein Drittel stellten die Roma-Kinder, wobei trotz ihrer angeblichen Armut, nur zwei die Vollwaise waren, vom benachbarten Zigeunerdorf stammten. Die Kinder schliefen zu mehreren in einem Zimmer. Sie wuschen sich täglich und kleideten sich, mittels Bergen von Altkleidersammlungen die von „guten Meschen“ aus Deutschland gesandt wurden, anständig und erlernten handwerkliche Berufe. Zu guter Letzt bekamen sie eine Grundausbildung in Lesen und Schreiben. Und vor allem, wurden sie nicht nur zu einfachen Christen, sondern zu guten Orthodoxen erzogen.

„Wenn du so weit bist, Karl“, seufzte Simeon der gerade sein Glas geleert hatte, „so sollten wir es hinter uns bringen. Ich nehme an, im neuen Gebäude warten schon alle auf uns, speziell auf dich. Du bist schließlich unser Gast heute Abend. Der Mann, der dies hier alles erst ermöglicht hat. Und die Kinder freuen sich aufs Fest, das danach folgt.“

Die beiden Gefährten erhoben sich gemächlich und reckten sich. Gelangweilten Schrittes verließen sie Simeons Büro. Odo stand steif da, wie eine griechische Statue. Gemeinsam machten sich auf den Weg. Es ließ sich nicht vermeiden, der Plicht musste Genüge getan werden.

„Ah, und ehe ich es vergesse“, sagte Simeon plötzlich. „Ich bitte dich etwas vorsichtig zu sein, das deutsche Paar ist heute Abend wieder bei uns. Du erinnerst dich doch, die aus Nürnberg. Bitte achte darauf, was du ihnen gegenüber sagst, wir wollen doch schließlich nicht das Maultier vertreiben, das den Karren zieht“, schmunzelte er. Das deutsche Paar Inge und Walter waren engagierte, freundliche Mitfünfziger, die zuverlässig und beständig Hilfe aus Deutschland sandten. Mehrmals im Jahr kamen sie persönlich angereist, um ihre Schützlinge zu besuchen. Freundlich gestimmte Spenderkreise in der Heimat ermöglichten es Ihnen sowohl Kleider und Lebensmittel wie auch Medikamente und Geldbeträge zu senden, die zum Wollen des Projektes genutzt wurden. Erstere für die Kinder. Die Medikamente dagegen wurden weiterverkauft und der Erlös landete mit den Geldspenden in Simeons Taschen.

Simeon war ein Schurke. Einer von der Sorte, die man in Rumänien und auch anderswo in der Welt, wo Bürokratie, Korruption und Kirche untrennbar miteinander verbunden waren, zum Überleben und Geschäftemachen brauchte.

Draußen war bereits die Dunkelheit hereingebrochen und die Luft hatte sich abgekühlt. Irgendwo war der Ruf eines Kauzes zu hören. Auf dem Platz hatte man den Gebäudewänden entlang Tische aufgebaut. Darauf waren Teller mit Schinken, Hähnchen, Lammfleisch, Brot, alkoholfreien Getränken jederart und vieles andere mehr ausgelegt. Das Ganze wurde mit vielen Lampen erhellt, die an über dem Platz gezogenen Metalldrähten hingen und mehr schlecht als recht für eine wirklich ausreichende Beleuchtung sorgten. Jugendliche und Kinder in großer Anzahl standen herum, und es war ihnen anzusehen, dass sie auf ein Startzeichen warteten, um sich auf das Festessen zu stützen. Gegenüber war eine große Bühne aufgebaut.

Eine Gruppe junger Burschen, wahrscheinlich Zigeuner ungarischer Abstammung, spielte leise die schwermütigen heimatlichen Melodien, die fälschlich von Nicht-Zigeunern als „Zigeunermusik“ bezeichnet wurden. Irgendwo in einer Ecke unterhielt sich ein älteres, westeuropäisch anmutendes Paar mit zwei Mönchen. Die Wohltäter aus Deutschland zeigten reges Interesse an dem Gespräch und strahlten eine Euphorie aus, wie

sie wahrscheinlich auch Kolumbus bei der Entdeckung der Neuen Welt ergriffen hatte. Vor der Bühne waren für die wichtigen Gäste einige Tische aufgestellt. Karl und das deutsche Paar hatten die Ehrenplätze am Haupttisch.

An der Bühne angekommen, bat Simeon die Musikanten eine Pause zu machen. Die Anwesenden scharrten sich um die Bühne, Kinder wie Mönche, alle waren da. Daraufhin begann er eine Lobesrede auf die guten Freunde aus Deutschland. Ohne deren Engagement, wäre der neue Gebäudetrakt nie zum Leben erweckt worden und der heutige Abend würde überhaupt nicht gefeiert werden.

Dann folgte eine Würdigung auf Karls Organisation für die unaufhörliche Unterstützung, die die Mission seit nunmehr vielen Jahren erhielt. Zu guter Letzt vergaß er selbstredend nicht seine Wenigkeit. Mit seinen Mannen hielt er hier tagein, tagaus alle Fäden in der Hand. Mit übermenschlichen Anstrengungen und nie endend wollender Energie trugen sie zum Wohle der Kinder dieser Gemeinschaft bei. Darauf bat er das deutsche Paar auf die Bühne, stellte sie nochmals der Gemeinschaft vor sagte noch einige erlesene Worte zu Ihnen. Anschließend verbeugte er sich untertänigst vor seinem Publikum und eröffnete das Fest.

Die Kinder stürzten sich daraufhin auf die aufgebauten Auslagen, aßen, tranken, redeten und ließen es sich gutgehen. Die Musikanten nahmen ihre Akkorde wieder da auf, wo sie zuvor abgebrochen hatten. Ihre Musik wurde lebendiger, viele der Jugendlichen begannen sich im Rhythmus der Harmonien zu bewegen. Die Ehrengäste hatten sich am Haupttisch niedergelassen. Ein Mönch schenkte ihnen Wein ein. Das Gesprächsthema in dieser Runde waren natürlich die Belange der Kinder, und wie man ihnen auch in der Zukunft gerecht werden konnte. Odo stand einige Meter hinter seinem Chef in sicherem Abstand, jederzeit und zu jedem Anlass bereit.

Weiter hinten auf der offenen Wiese hatte man schon in Vorfeld alles für ein großes Lagerfeuer vorbereitet. Nun gingen einige Jugendliche daran, dieses zu entzünden. Das Feuer begann sich erst langsam, dann aber sicher und unaufhörlich in die Höhe zu recken. Bald hatten die Flammen die Zweimeterhöhe erreicht. Die Jugendlichen standen herum und unterhielten sich fröhlich

und munter. Dennoch, eine heitere Unruhe schien in der Luft zu schweben. Plötzlich materialisierte sich ein junger Bursche aus der Menge, ergriff einen brennenden Holzseid und schwenkte ihn von links nach rechts.

„Kommt näher und seht euch den bezaubernden Tanz der schönen Zigeunerin an“, pries er wie ein Marktschreier. „Seht und staunt, die feurige Zigeunerin wird für euch tanzen.“

Die Menge hatte sich mittlerweile um das entfachte Feuer versammelt und wich nun langsam zurück. Die Jungen und Mädchen bildeten einen Halbkreis und klatschten rhythmisch in die Hände. Ein Bursche mittleren Alters begann auf seiner Geige eine fröhliche Melodie anzustimmen und ein junges Mädchen trat in die Mitte des Halbkreises.

Die Musik verstummte wieder. Das Mädchen stellte sich in Position und hob die Arme. Plötzlich erklang eine melancholische Melodie, leise Töne, zu denen sie langsam und grazil die Arme bewegte und sich im Kreis zu drehen schien. Die Augen der Anwesenden waren ganz auf ihre Erscheinung fixiert, schienen förmlich in ihren Bann gezogen.

Die junge Tänzerin bewegte sich mit einer natürlichen Anmut. Sie ließ ein impulsives Rhythmusgefühl in ihre Bewegungen einfließen und tanzte um das helle, flackernde Lagerfeuer. Eine kurze, weiße Bluse und ein langer, dunkelblauer Rock, der ihr bis zu den Knöcheln reichte, waren alles, was sie anhatte. Ein junges Mädchen von faszinierender Schönheit. Eine rassige Zigeunerin, die mehr Sexappeal und Erotik versprühte als manches bekannte Sexsymbol, das man aus Film und Fernsehen kannte. Die Zuschauer konnten sich von diesem wildromantischen Anblick nicht losreißen. Ihr Tanzrhythmus wurde immer rascher und voller Ekstase, während sie um das Lagerfeuer herumwirbelte.

Am Haupttisch hatte sich nun auch die Ehrengäste erhoben um gingen mit behäbigen Schritten, aber zielstrebig, dem Geschehen entgegen. Karl schob sich freundlich an einer Gruppe junger Mädchen vorbei, die ihm ehrfurchtsvoll Platz machten und stand plötzlich ganz vorn. Die Melodie wurde schneller, leidenschaftlicher. Das Mädchen hob ihren Rocksäum, nackte Haut blitzte auf. Sie schwang betörend ihre Hüften, bewegte grazil

ihre Arme und wirbelte barfuß an ihm vorüber. Ihr Atem ging schwer, ihre kleine Brust hob und senkte sich. Stolz hielt sie den Kopf hoch, ihre Miene war ernst. Eine besondere Aura umgab sie, eine Ausstrahlung, die sie geheimnisvoll machte und die anderen auf Abstand hielt. Ihr Tanz war etwas Besonderes, ein Geschenk für die Zuschauer, aber auch für sich selbst.

Die Musik und das Klatschen der Menge vereinten sich zu einem Sturm, der Karl bis ins Innerste zu erschüttern schien. Er schluckte, schloss die Augen und genoss diesen Moment der Leidenschaft. Die Musik wurde wieder leiser, traurig, sehnsuchtsvoll. Die Tänzerin schloss die Augen, lauschte und bewegte sich harmonisch zu den Klängen der Geige, die zu Beginn sehnsuchtsvoll und verzaubernd und nur wenige Sekunden später wieder temperamentvoll und mitreißend waren.

Als Karl wieder die Augen öffnete, war die Tänzerin zu Boden geglitten und hatte dabei ihren Rock wie einen Teppich vor sich ausgebreitet. Die Geige verstummte und für einen Augenblick war das Auditorium mucksmäuschenstill. Das Mädchen richtete sich auf, zauberte mit ihren formvollendeten Lippen ein Lächeln und verneigte sich schelmisch. Die Menge begann begeistert zu klatschen. Die Tänzerin ging auf Karl zu, kam auf seiner Höhe an ihm vorbei. Die Haut ihrer Hände und ihres schlanken Gesichtes schimmerten samtig und eben. Karl schaute wie erstarrt geradeaus. Gekonnt vermied er es, der anderen gegenüber sein überaus, großes Interesse für ihre zarte, formvollendete Person zu zeigen. Von irgendwoher rollte eine Welle Hundegebell heran. Das junge Mädchen wandte ihren Blick dem Klang der heulenden, rostigen Tierstimmen zu. Dies war eine gute Gelegenheit für ihn, sie unauffällig und aus dem Augenwinkel heraus zu betrachten. Dann war sie auch schon an ihm vorbei und vermischte sich einige Meter weiter mit anderen, zu einer Gruppe lebendig gestikulierender Heranwachsender. Jemand legte ihm freundlich eine Hand auf die Schulter. Karl drehte sich um und schaute einem hämisch lächelnden Simeon geradezu ins Gesicht.

„Na, wie schaut es aus? Habe ich dir zu viel versprochen?“, fragte er grinsend. „Die Kleine ist Dynamit, eine Zeitbombe. Und wenn du ihre Schwester erst kennlernst! Sechszehnjährige Zwillinge. So viel Schönheit auf einem Haufen

hast du schon lange nicht mehr gesehen.“ Er schnalzte mit der Zunge, als wenn er sich gleich über eine saftige Boulette hermachen würde. Wie ein Gemischtwarenhändler, der seine gute Auslage anpries, fuhr Simeon fort. „Die Eltern gibt es nicht mehr. Die beiden ziehen schon lange von einem Ort zum nächsten. Als ich sie vor einiger Zeit verwairst und ausgehungert in einem kleinen Nest auf der Straße aufgelesen hatte, sahen sie beide übel aus. Jetzt sind sie schon fünf Monate hier bei uns, haben sich prächtig erholt und wollen gar nicht mehr hier weg. Der Gesundheitszustand der beiden ist in bester Ordnung. Du verstehst mich!“

„Ich muss die beiden haben, um jeden Preis.“ Ein Anflug von Fanatismus schien sich für einen Moment in seinen Augen festgesetzt zu haben, verflog aber sofort wieder. „Mach mir die beiden so bald wie möglich fertig zur Abfahrt. In zwei Tagen werden meine Kuriere hier vorstellig sein.“ Dabei blickte Karl gedankenverloren gerade aus, überlegte, kalkulierte. Ein fast nicht wahrnehmbares Lächeln setzte sich auf seine Lippen. Irgendwo im Hinterkopf ratterte eine Maschine und berechnete zukünftige Gewinne.

KAPITEL 7 Janis in Athen

Janis war am Vormittag mit dem Intercity aus Thessaloniki angereist. Während der Fahrt hatte eine derartig lähmende Müdigkeit von ihm Besitz ergriffen, dass er sich kaum noch bewegen konnte. Auf dem letzten Kilometer, bevor der Zug in den Hauptbahnhof *Σταθμός Λαρίσης*, Larisa Train Station wie der Athener Hauptbahnhof hieß, einfuhr und dort zum Stillstand kam, glitt gerade ein anderer Zug aus dem Bahnhofsareal. Er war dermaßen mit Graffiti verschmiert, dass man meinen könnte, er wäre ein sich bewegendes, überdimensionales „Modern Art“ Gemälde, das aus der nächstgelegenen Pinakothek geflohen war.

Die wenigen Schienen, die in den Bahnhof führten, vielleicht fünf oder sechs, so genau hatte er nicht darauf geachtet, schimmerten silbrig wie Schneckenspuren in der frühen Morgensonne. Ab und zu gab es Verbindungen, die hin- und

herführten und es erlaubten von einem Gleis auf das andere zu wechseln.

Wie leicht, dachte er, findet sich ein Mensch, ohne es zu bemerken auf einem Gleis wieder, das parallel zu dem Leben verläuft, das er eigentlich immer leben wollte. Um dann Jahre später zu entdecken, dass es keine Verbindung mehr vom einen zum anderen gab. Zumindest sollte er dann so alt, gebeugt und bärtig sein und mit einem Stock den Ausgang suchen und nicht das Gefühl haben, dass er zum entscheidenden Zeitpunkt nicht in der Lage gewesen war, die Spur zu wechseln.

Als er mit leichtem Gepäck aus dem Wagon der ersten Klasse stieg, schien die Sonne an diesem Tag Anfang Juni schon unbarmherzig. Obwohl es zuvor die letzten Tage nur geregnet hatte, war das Blau des Himmels tadellos. Als hätte es ein Künstler mit einem Aerographen an das Firmament gespritzt. Nicht ein kleiner Fetzen einer Wolke war zu sehen.

Hier herrschte ein tumultartiges Treiben. Reisende aller Hautfarben kamen und gingen, schließlich war Sommer und die Tourismusbranche boomte. Eine Gruppe von hochgewachsenen Männern und Frauen in bunten Gewändern und Kopftüchern gehüllt, hielten ihre Kinder so eindringlich auf dem Arm, als ob sie sie sonst in diesem Tumult verlieren könnten. Weiter hinten waren zwei Taliban ähnliche Gestalten in einer Telefonzelle gerade dabei, laut in die Muschel zu schreien. Sie versuchten sich an irgendeinem entlegenen Winkel dieser Erde verständlich zu machen. Doch irgendwie klappte die ganze Sache nicht so recht. Ihre Erscheinung schien genauso in die Landschaft zu passen, wie zwei Eskimo vor den Pyramiden von Gizeh.

Dazu kamen Unmengen von Griechen. Es schien, als ob die halbe Bevölkerung dieses Landes seine Zelte abgebrochen und mit dem Großteil seines irdischen Besitzes im Gepäck, auf Teufelkomm-raus, verreißen musste. Koffer wurden von Damen mit Kindern und widerspenstigen Kläffern in den Zug gehievt. Pfiffe, Rufe, Geschrei und gereizte Gesten gingen zwischen dem lärmenden Rudel von Schaffnern und Lastenträgern hin und her, die gegen den Fahrplan und ihre eigene Lethargie ankämpften. Das Letzte was seine angestregten und strapazierten Ohren hörten war eine Mutter, die eindringlich einem Jugendlichen das

Versprechen abrang, sofort zu Hause anzurufen, sobald dieser an seinem Endziel angekommen war.

Endlich hatte Janis die wenigen Meter von der Plattform bis zu dem vollbesetzten Taxistand geschafft. Die Fahrer verbrachten ihre Wartezeit mit Pläuschen. Sie ließen sich nicht auf jede Fahrt ein, die ihnen nicht kostendeckend oder lukrativ genug erschien.

Im ersten Moment schien alles recht einfach. Um aber am Athener Hauptbahnhof ein Taxi zu bekommen, musste man eine Spezialausbildung hinter sich haben. Man schnappte ihm das nächste freie Taxi vor der Nase weg, bevor er auch nur ein Wort mit dem Lenker wechseln konnte. Der nächste Fahrer weigerte sich unter dem Vorwand gleich Feierabend zu machen ihn mitzunehmen, weil ihm wohl die Strecke bis zu Janis Hotel zu kurz erschien. Der dritte wollte nur Kunden haben, die in die entgegengesetzte Richtung, nach Norden wollten.

Als er nach großen Mühen und Anstrengungen endlich ein Taxi erkämpft hatte, war er schon auf hundertachtzig. Ihm wurde das Privileg zuteil in ein altes, japanisches Modell einsteigen zu dürfen, das sicherlich schon bessere Tage gesehen hatte. Aufgrund der kurzen Distanz zu seinem Hotel, war er in diesem Moment aber froh, überhaupt mitgenommen zu werden. Er nannte dem betagten, gutmütigen Chauffeur die Adresse des Hotel Hilton und machte es sich in seinem Sitz bequem. Das Autoradio dröhnte mit einer entnervenden Lautstärke, spielte alte Rembetiko-Stücke. Das Taxi verließ das Bahnhofsgelände, bog nach etwa ein hundert Metern links in eine Straße ab, die einen dahinsiechenden Eindruck machte. An vielen aufgelösten Geschäften klebten an den Schaufenstern ausgefranzte, heruntergekommene Plakate. Manche warben für diverse Reiseziele in ferne Paradiese, andere priesen die Ankunft bekannter griechischer Volkssänger in den populären, stadtbekanntesten Clubs an. In einem ungepflegten zweistöckigen Gebäude war ein Geschäft für Telekommunikation untergebracht. Leute unterschiedlichster asiatischer Herkunft lungerten davor herum und unterhielten sich mit einer lauten Gestik. Einige Autos quälten sich im Schritttempo vor ihnen, es ging kaum vorwärts. Eine Schildkröte würde wahrscheinlich schneller vorankommen.

„Willst du den Kasten nicht mal ein wenig leiser drehen?“, fragte Janis den Wagenführer sichtlich genervt. „Von dem Gejammere wird einem richtig schwindelig. Und wo wir schon dabei sind, hupe mal kräftig, damit man uns endlich vorbeilässt.“

„Was?“ Der Fahrer hatte sich ihm zugewandt und blickte ihn mit einer herablassenden Miene an. „Ich verstehe Sie nicht, was sagen Sie?“ Doch endlich drangen die Worte bis in sein Bewusstsein, worauf er gelangweilt entgegnete: „Wo brennt’s denn, ist das hier etwa ein Notfall?“ Frustriert winkte Janis ab.

Wenig später kreuzten sie den Boulevard Acharnon. Gleich darauf fanden sie sich im Gefolge eines altersschwachen Lastwagens wieder, der mit Plastikbehältern aller Art beladen war. Nicht genug damit, dass er die Taxiinsassen mit den Ausdünstungen seines Auspuffs zu ersticken drohte. Nein, er musste auch noch an jeder kleinen Kreuzung halten, und wenn er dann wieder Gas gab, verpasste er seinem Hintermann eine doppelte Ladung krebsverdächtiger Emissionen.

„Willst du deinen verdammten Auspuff nicht mal reparieren lassen?“, rief der Taxifahrer dem LKW-Lenker zu, als Ihm endlich in der schmalen Straße ein Überholmanöver gelang. „Du erstickst uns ja mit deinen Abgasen.“ Der Lkw-Fahrer blickte von oben herab, runzelte die Stirn so, als ob er das Gesagte nicht verstanden hätte. Plötzlich unterdrückte er ein Lächeln, schmunzelte vor sich hin, als ob er über einen eigenen Witz zu lachen schien.

„Sag mal Alter“, mokierte er sich von oben herab, „jetzt erzähl‘ mir bloß nicht, es hat schon Katalysatoren gegeben, als deine japanische Schrottkiste vom Band lief.“

Die Fahrt ließ Janis vollkommen gleichgültig. Er war nach Athen gekommen, um einen Mann zu treffen, mit dem ihn ein guter Geschäftspartner, Themis aus Korinth, in Verbindung gebracht hatte. Es ging darum, erst kürzlich entdeckte und ausgegrabene archäologische Artefakte an den Mann zu bringen. Wie so oft in letzter Zeit, hatte man in Albanien wieder wertvolle Kunstgegenstände ans Licht gebracht.

Nun galt es, diese Objekte einem anspruchsvollen und betuchten, vor allem aber diese Schätze des Altertums liebenden

Interessenten, zu präsentieren. Bauarbeiter hatten im Süden des Landes, unweit der einstigen antiken griechischen Kolonie Apollonia, Objekte von unbeschreiblicher Schönheit und großem Sammlerwert entdeckt. In einer Nacht- und Nebelaktion wurde die Gegenstände an den erstbesten Barzahler in Tirana weiterverkauft. Nun suchte man einen echten Mäzen antiker Schönheit, der bereit war sich das Ganze einen Batzen Dollar oder Euro kosten zu lassen.

Das Verkaufsangebot erreichte Janis albanischen Freund Mondri in der albanischen Kleinstadt Pogradec. Der wandte sich vertrauensvoll an Janis, da er um dessen exzellente Möglichkeiten in der Beschaffung allerlei Kontakte und Geschäftsbeziehungen wusste. In der Hoffnung natürlich, dass bei einem etwaigen Verkauf auch für ihn eine anständige Provision abfallen würde. Janis wurden Fotos per Email zugesandt, worauf er dann seinen Freund Themis einschaltete. Dieser verkehrte in den besten Athener Kreisen und hatte Zugang zu Menschen mit dickem Portemonnaie. Ein paar Tage später hatte er ihm einen Kontakt zu einem sehr betuchten Athener Geschäftsmann hergestellt, der ein großer Liebhaber der antiken Kunst zu sein schien. Aus Sicherheitsgründen hatte Janis daraufhin den Interessenten zunächst aus einer öffentlichen Telefonzelle kontaktiert. Sie vereinbarten, sich in den nächsten Tagen in Athen zu treffen. Er ließ sich die Adresse des Mannes geben und würde ihn anrufen, sobald er in der Hauptstadt sei.

Auf Höhe des Archäologischen Museums hupte der Taxifahrer, da ihm einer der unzähligen, kamikazeähnlichen Motorroller fast auf die Motorhaube gefallen wäre. Es ging nach links und gleich darauf nach rechts in den Boulevard Alexandras. Die dreispurige Straße verhalf ihnen schnell vorwärtszukommen. Schon hatten sie den *Άρειος Πάγος*, den obersten Gerichtshof, das Fußballstadion des Panathinaikos F.C., die ΓΑΔΑ, ihres Zeichens die zentrale Polizeidirektion von Attika und die Metrostation Ambelokipi, erreicht. Hier bog der Fahrer in den Boulevard Vasilissis Sofias, um kurz darauf die amerikanische Botschaft und das nationale Konferenz-Zentrum *Megaro Moussikis* zu passieren. Ein paar Augenblicke später erblickte er das imposante Gebäude des Hotel.

Er hatte sich erst gestern Abend zu dem heutigen Trip entschieden. Wissend, dass zurzeit in der Tourismusbranche Hochsaison war, hatte er sein Glück auf ein Zimmer in den günstigeren Hotels erst gar nicht versucht. Daher hatte er sich gleich im Intercontinental erkundigt. Dort waren leider nur noch Suits vakant, deren Preise einfach exorbitant klangen. Im Hilton gab es zum Glück noch normale Zimmer. Das Preisniveau *normal* hatte aber auch hier, nichts mit der Vorstellung des einfachen griechischen Normalverdieners gemein. Aber was soll's, dachte er. Irgendwo musste er für die nächsten ein oder zwei Nächte unterkommen. Zum Glück konnte er sich diese *normalen* Preise leisten.

Als er das Foyer durchquerte und auf die Rezeption zuhielt, fühlte er sich einen Moment lang etwas schäbig. Inmitten all der korrekt gekleideten Geschäftsleute und glanzvollen Frauen, die in den Canapés der Lobby in ihre Modezeitschriften vertieft waren, sah er ein wenig fehl am Platze aus. Er war nicht unpässlich gekleidet, doch das Niveau hier war eine Klasse besser. Es galt jetzt sich schnell in sein Zimmer retten und sich umzuziehen.

Was im Vorbeigehen seine Neugier weckte war der Umstand, dass es in der Lobby spezielle Lehnssessel gab. Der Sitz befand sich hoch genug über dem Niveau des Fußbodens. So mussten sich rheumatische, betuchte alte Damen nicht unwürdiger akrobatischer Kunststücke bedienen, um aus ihrem Sitz wieder auf die Beine zu kommen, nachdem sie mit ihrem Allerwertesten lange genug darin gewieilt hatten. Auch waren die Sessel nicht alle von derselben Art. Es gab solche mit gerader und mit schräger Rückenlehne, und es gab Fauteuils aller Breiten, um sowohl Schlanke wie auch Belebte aufzunehmen.

Endlich in seinem Zimmer, duschte er im Schnellverfahren, zog sich um und ging wieder nach unten. Er wollte sich heute, wie bei jedem Athen-Aufenthalt, die Stadt anschauen. Morgen würde er dann seinen geschäftlichen Aktivitäten nachgehen. Als er aus dem Hotel hinaustrat, blieb er erst einmal stehen und atmete einige Male das ein, was in Athen als frische Luft galt. Er konnte sich glücklich schätzen, dass es heute keinen *véφος*, Smog gab. Von den umliegenden Bergen eingefangen und von atmosphärischen Inversionen ins Tal

hinuntergedrückt, reicherte sich die Luft mit Säure an. So reizte sie Augen und Lungen der Millionen Einwohner und beschleunigte angeblich den Zerfall der antiken Monumente. An schlimmen Tagen legte sich der Smog wie ein Schleier über die Stadt.

Janis bestieg eines der Taxi, die hier immer vor dem Hotel auf bessere Kundschaft warteten und ließ sich Richtung Omonia-Platz fahren. Durch die Scheibe wärmte die weißleuchtende Sonne sein Gesicht. Als ob sie unzählige kleine Zungen wären, erregten die Strahlen seine Haut und erzeugten ein angenehmes Kribbeln. Sogleich fühlte er ein unbändiges, flehentliches Begehren, jetzt gleich hier und sofort aus dem Fahrzeug zu springen und auf Erkundungstour zu gehen. Das Hupen der Autos, der bleckende Lärm der Großstadt, waren wie Balsam in seinen Ohren und standen in Kontrast zu seinen derzeitigen Gefühlen. Ein Meer von Menschen die ihrer Arbeit nachgingen, Einkäufe tätigten, die zu ihren Lieben und Familien wollten und nach Hause zurückkehrten. Frauen, Kinder, Männer, Söhne und Töchter, die Geometrie des normalen Lebens.

Eine Stimme aus der Vergangenheit, wie aus einem anderen Leben, hallte schwach in seinem Kopf. Und das ist es, was dem Leben Sinn gibt, fragte sie? Diese Stimme hatte er in den letzten Jahren Tausende von Malen gehört. Er war einsam, das war der Kern der ganzen Angelegenheit. Und diese Einsamkeit war nie ausgeprägter als in den gelegentlichen Pausen seines meist von zu vielen Reisen geplagten Daseins.

Am Ende der Tour würde niemand daheim seine Ankunft erwarten, mit Ausnahme dem Hund des Nachbarn, den er ab und zu fütterte. Es gab keine Frau und keine Kinder, obwohl er früher einmal Familie hatte. Was hatte er einst für Pläne für sich und seine Familie gehabt. Nun ja, wenn du Gott zum Lachen bringen willst, erzähle ihm von deinen Plänen, dachte er.

Ohne sich genau zu erinnern warum, startete er seine Athen-Exkursion jedes Mal am Omonia-Platz. Das Taxi hielt, er bezahlte und begann Richtung Panagia Tsaldari Straße zu gehen. Neben dem Gitter des Metroschachtes schliefen ein paar Obdachlose und Emigranten. Händler arabischer Herkunft standen träge am Straßenrand und boten *steuerfreie* Zigaretten, illegale Dvds und „echt falsche“ Ray-Ban Brillen an. Manchmal

hielt ein Passant an. Der Deal wurde schnell oder gar nicht ausgeführt. Man ließ sich aus Sicherheitsgründen nie auf lange Gespräche ein. Am Tresen eines Geschäftes stand ein Geldwechsler mit Brille. Er prüfte die Dollarnoten eines Afrikaners, tippte daraufhin Ziffern in seinen Taschenrechner und hielt dem Mann das Display unter die Nase. Kurzer Dialog, Nicken, fertig. Euroscheine und einige Münzen wechselten schnell den Besitzer.

Das ganze Stadtviertel war hier schon seit vielen Jahren von Immigranten aus Asien und Afrika bevölkert, es gab fast keine Griechen mehr hier. Pakistani, Afghanen, Kurden, Afrikaner und sonstige Abenteurer aus der Dritten Welt, hatten hier eine neue Heimat gefunden. Obwohl es armselig und sehr schmutzig aussah, kam Janis dennoch jedes Mal hier vorbei. Nach 150 Meter ging es links an in die kleine Geraniou-Gasse. Hier war nun wirklich, im wahrsten Sinne des Wortes, kein Grieche mehr anzutreffen. Es war ein Bild, wie man es aus dem Fernsehen bei Reportagen aus fernen afrikanischen oder arabischen Ländern kannte. Alles ging wild durcheinander, ohne Ordnung und Organisation. Dennoch sah es hier sehr lebendig aus. Es erinnerte ihn in gewisser Weise an das Araberviertel in der südfranzösischen Stadt der „Phokäer, Marseille, in der er einige Zeit verbracht hatte. Vor knapp drei Jahrtausenden waren die alten Griechen dort ansässig gewesen. Heute waren es nebst den Franzosen rund 250.000 Maghrebiner und andere Schwarz-Afrikaner, die dort eine Stadt in der Stadt geschaffen hatten. Das Sammelsurium der verschiedenen Nationalitäten hatten die Franzosen der Einfachheit halber *arab* getauft.

Von dort ging es weiter an Geschäften mit chinesischen Schriftzeichen an den Fenstern. Die Sofokleous, ihres Zeichens gleichzusetzen mit Athens Chinatown, führte hinauf zur Athinas Straße. Dort stand das alte Rathaus dem Kotsia-Platz vor, in dem immer noch viele städtische Behörden untergebracht waren. Das Bild, das sich einem in diesem Teil des Zentrums bot, war das alte Athen, das der kleinen Leute, die hier ihre täglichen Einkäufe tätigten und ihren Geschäften nachgingen.

Vorbei am Zentralmarkt von Athen, der *Βαρβάκειος Αγορά*, zog er weiter Richtung Monastiraki. Und überall

dazwischen auf den Gehsteigen die unaufhörliche Schar von Touristen aus aller Welt. Mittlerweile war in diesem Straßenbild die Präsenz der Pakistani, Ägypter und Sudanesen, die auf Leinentücher Handtaschen, Ledergürtel, Taschenrechner, Uhren, Handyzubehör und sonst noch alles Mögliche feilboten, nicht mehr wegzudenken.

Am Monastiraki-Platz angekommen, verfiel sich sein Blick in dem Gewimmel der Touristen, die wie einem Ameisenhaufen gleich, in alle Richtungen gleichzeitig zu streben schienen. In dem Getümmel waren einige, die entgegen der griechischen Ethik etwas zu frei gekleidet waren. Insbesondere beim weiblichen Geschlecht erblickte er einige junge Teenager nordeuropäischer oder amerikanischer Herkunft, die Aufgrund der großen Hitze ihre heutige Garderobe aufs Minimum beschränkt hatten.

Einige Jugendliche mit tief in den Gesichtern gezogenen Kapuzen, die herumlungerten und offenbar nichts zu tun hatten, kickten mit leeren Bierdosen herum und pöbelten Vorübergehende an. Ab und zu löste sich einer von der Gruppe und versuchte sein Glück, indem er Passanten anschnorrte. Eigentlich sollte man gar nicht mehr ins Zentrum gehen, dachte er. Nur so blieb man verschont von den unschönen Bildern dieser neuen Armut bewahrt. Vor den Bettlern, die in den Fußgängerzonen auf einen warteten. Vor den Pappkartons und alten Zeitungen, die das Zuhause von Menschen geworden waren. Vor diesen deprimierenden Wogen: Hast du nicht mal ein bisschen Kleingeld übrig, oder, kannst du mir ein Euro geben? Und vor den Lumpensammlern, die tagein, tagaus auf den Müll der besseren Gesellschaft warteten und in deren Tonnen wühlten.

Die Auslagen der Geschäfte des Flohmarktes ließen ihn unberührt. Dies war etwas für Touristen. Russen, Deutsche, Engländer, Amerikaner und andere aus aller Herren Länder schwärmten von Laden zu Laden, bestaunten die Ware, hielten sie manchmal ans Tageslicht und befiengerten sie.

Eine blonde Frau feilschte mit dem Verkäufer eines Souvenirladens um den Preis einer kleinen Vase. Dieser schwenkte dabei die Arme so wild wie ein Sizilianer, der einem Freier gegenüber die Vorzüge und Qualitäten seiner Schwester anpries,

oder mit einem Polizisten über einen Strafzettel wegen Falschparkens debattierte.

Janis nahm diese Schauspiel gelassen hin, wollte sich durch dieses kunterbunte Geschehen einfach nur wie auf Wellen treiben lassen. Er genoss es, einfach in der Masse aufzugehen, dazuzugehören und dennoch anonym und unsichtbar zu sein. Einfach wie eine einzelne Ameise in einem großen Ameisenhaufen. Ohne Eile ging er weiter und sog die pulsierende Energie der Straße ein. Die Sonne schien immer noch unablässig, nicht ein Blatt rührte sich.

Vor einem Schuhgeschäft schien sich ein Flötenspieler, der seinem äußeren nach aus Südamerika stammen musste, davon nicht beirren zu lassen. Offenbar war er solche Temperaturen von zuhause gewöhnt. Nur mit einem typischen bunt bedrucktem T-Shirt und einer dünnen Hose bekleidet, blies er seine Melodien auf seinem Instrument, das fast zwischen seinen prankenähnlichen Händen verschwand. Dazu hüpfte er immer wieder im Rhythmus von einem Bein auf das andere.

In einem Zigarrengeschäft nebenan, war man gerade dabei neu zu dekorieren. Eine kleine, zierliche Frau kletterte geschickt wie eine Zirkusartistin zwischen den Zigarrenkisten umher. Gerade stellte sie eine auf ein kleines, hölzernes Podest. Wohl eine besondere, exklusive Ausführung, die es galt besonders hervorzuheben. Majestätisch lagen die kurzen, dunkelbraunen Exemplare mit kunstvoll gestaltenden Banderolen nebeneinander und liebkosten mit dem Betrachter. Sie appellierten an sein Unterbewusstsein, versuchten in ihm das Verlangen zu wecken, welche zu kaufen. Es war schon eine Ewigkeit her, dass er einen Glimmstängel im Mund hatte. Zwar überzeugter Nichtraucher, ließ er sich in guter Gesellschaft dennoch von Zeit zu Zeit dazu hinreißen und paffte eine Zigarre, der Präferenz mit Vanillegeschmack. Nun, jetzt war er der Meinung, dass die Gelegenheit gekommen war, sich etwas zu gönnen. Einige Minuten später verließ er die Boutique mit einer Packung Zigarren in der Hand. Leider hatte er der Versuchung, sich dem Konsumzwang entgegenzustellen, nicht standhalten können.

Zufrieden mit sich selbst schlenderte er die Fußgängerzone der Ermou, Athens meist frequentierte

Shoppingmaile, hinauf bis zum Syntagma-Platz. Rings um den bekanntesten und wichtigsten Platz Griechenlands gab es eine Menge von Läden, Kiosken und Fastfood-Geschäften, das übliche Sammelsurium jeder griechischen *πλατεία*. Plötzlich bog ein von oberhalb der Stadiou-Straße kommender Bus quietschend um die Ecke. Im Inneren klammerten sich die Fahrgäste, wie an einer Schnur aufgehängt, an den oberen, horizontalen Haltestangen. Einige mit Sitzplätzen, die Gesichter fast auf die Scheiben gepresst, sahen gedankenverloren auf die Fußgänger, die auf dem Trottoir vorbeischlenderten. Unmengen von Autos, Lastwagen, Zweiradfahrzeugen und noch mehr Bussen, die in der Mittagszeit über die Straße donnerten, ließen die Luft erzittern und mischten beißende Benzin- und Dieseldämpfe unter die übrigen Gerüche.

Janis überquerte den Syntagma-Platz und kreuzte den Boulevard Amalias der ihn vom griechischen Parlament, der *Βουλή*, trennte. Es war ein monumentales Gebäude. In ockerfarbenen Tönen getüncht, hatte es viele Fenster und eine große neoklassizistische Säulenfassade. In den Jahren 1836 bis 1842 als Residenz für den ersten griechischen König Otto erbaut, war es heute das Herz der griechischen Demokratie. Er mischte sich unter die Touristen, die sichtlich interessiert dem balletartigen Manövern der beiden Evzonen-Wachen folgten. Mit ihren Bajonetten und ihrer typischen traditionellen Tracht gingen sie auf und ab.

Die Auserwählten der Präsidentengarde bewegten sich mit ihren mit Troddeln besetzten Holzschuhen rückwärts und scharten dabei mit den Füßen. Die von ihnen mit patriotischem Stolz getragene *φουστανελά*, Fustanella, symbolisierte mit ihren 400 Falten die Anzahl der Jahre des türkischen Jochs. Einst war sie die Volkstracht der griechischen Freiheitskämpfer von 1821.

Er erblickte den Lykabetos, den höchsten Hügel in der Athener Stadtlandschaft und erinnerte sich an seinen letzten Athen-Besuch. Damals erreichte er den Hügel mit der Drahtseilbahn, die vom vornehmen Kolonaki-Viertel in zwanzig Minuten Intervallen nach oben verkehrte. Für Besucher war der Lykabetos von besonderer Attraktivität, da man von hier aus einen atemberaubenden Ausblick auf die ganze Stadt hatte. Der Hügel mit seiner kleinen Kapelle, die dem heiligen Georgios

gewidmet war, stand für das neue Griechenland mit seiner christlich-orthodoxen Tradition. Ohne zu wissen warum, hatte er der kleinen Kapelle damals einen kleinen Besuch abgestattet. Natürlich hatte er dem heiligen Georgios keine Kerze gewidmet.

Damals war er auf die gepflasterte Aussichtsplattform gegangen, hatte auf die Stadt hinuntergeblickt und die Boulevards betrachtet. Sie sahen aus wie riesige Förderbänder für Autos, deren gesammelte Abgase dem tiefhängenden *véφος* neue Nahrung zuführten. Zugleich hatte er den dichtgedrängten Beton der chaotischen Architektur bemängelt, der jede noch so kleine Grünfläche zu verschlingen schien. Aus dieser Höhe wirkte die Stadt wie die Bauklötzchen-Konstruktion eines Kindes. Ein Modell, das sich geweigert hatte, in den engen Grenzen der Vorstellungskraft zu bleiben.

Beim Kaffeetrinken oder Dinner, konnte man in der einsetzenden Dämmerung das Schauspiel der einsetzenden Spot-Beleuchtung rund um die Akropolis bewundern. Der heilige Felsen, der das antike Griechenland verkörperte, schien am Nachmittag irgendwie im Chaos der Betonlandschaft zu versinken. Dann jedoch erhob sich die Masse des kleinen Hügels, mit dem Parthenon und den übrigen Tempeln aus der goldenen Ära des klassischen Altertums, wie ein Brillant aus der hereinbrechenden Dunkelheit. Dreihundert Meter über der City hatte man das Gefühl, alles hinter sich zu lassen. Den Lärm, den Smog, die eigenen Probleme und die übrige Welt.

Er wurde aus seinen Gedanken gerissen als er bemerkte, dass weiter hinten in der Einbiegung zur Panepistimiou-Straße ein große Menschenmenge gegen irgendetwas zu demonstrieren schien. Streifenwagen der Polizei hatten zwei der drei Fahrspuren gesperret, damit die zahlreich erschienenen Demonstranten ihre verfassungsrechtlichen Rechte ausüben konnten. Auf der verbleibenden Spur schlich sich die angestaute Wagenkolonne im Schneckentempo vorwärts. Die Fahrzeuge hatten sich ineinander verkeilt. Jeder Fahrer kämpfte zäh um jeden Millimeter Boden, den er gutmachen konnte. Die von den Seitenstraßen dazustoßenden Fahrzeuge verbanden sich mit dem Hauptstrom zu einem zähfließendem Blechbrei. Er musste plötzlich an *Falling Down* denken, mit Michael Douglas in der Hauptrolle.

Janis fragte sich, wann diese Leute aus dem Gemenge entkommen und ihre Ziele erreichen würden. Einige hupten, andere fluchten lautstark. Eine verwirrt wirkende, ältere Frau, die gerade Tauben mit altem Brot fütterte, schaute verständnislos auf das bizarre Spektakel. Irgendwie war sie verloren in diesem modernen Rhythmus der neuen Ära. Wo war das alte, das gute, „ihr“ Athen? Jener der Göttin geweihten Stadt, der Göttin der Weisheit, . . . jener im modernen Griechenland am wenigsten verbreitenden Tugend.

Ein landhaariges Relikt aus besseren Hippie-Zeiten, das geradezu aus den siebziger Jahren entsprungen schien, war dabei ein tragbares Mikrofon einzurichten. Im Schatten der *Βουλή*, wollte er in Kürze mit seinesgleichen die Missetaten der Regierung Tsipras anprangern. Seine Mitstreiter versuchten ein riesiges, schlampig bemaltes Transparent auf zwei meterhohen Latten aufzuspannen. Janis fragte sich, ob sie die Slogans, die darauf verewigt waren, überhaupt verstanden.

Denn letztendlich konnte er sich nicht vorstellen, dass die Menschen, und insbesondere die Griechen, wirklich daran glaubten, mit Protestkundgebungen Veränderungen herbeiführen zu können. Wer auf die Straße zog und seinem Frust freien Lauf ließ, auf gut Griechisch „demonstrierte“, tat es wahrscheinlich bloß um später in den Spiegel schauen zu können und sich selbst einzureden, dass zumindest er etwas getan hatte.

Unzählige Reporter und Fotografen hatten sie eingefunden, um sich das Spektakel nicht entgehen zu lassen. Heute Abend würde sie ihre Nachrichtensendungen mit spektakulären Reportagen füllen. Polizeitruppen versuchten die Passanten in sicherem Abstand zu dem Geschehen zu halten. Denn es war allgemein bekannt, dass solche Versammlungen in der griechischen Hauptstadt sehr schnell eskalieren konnten. Uniformierte diskutierten mit Demonstranten, andere winkten Passanten auf dem Gehweg durch.

Janis, der sich mittlerweile genähert hatte, blieb in sicherem Abstand hinter den Absperrungen der polizeilichen Kräfte. Auf dem Trottoir drängten sich Frauen mit Kinderwagen, Jugendliche mit Kaffeebechern und andere Schaulustige. Ein paar afrikanische Händler mit ihren schwarzgebrannten DVDs, ließen

sich von dem ganzen Geschehen nicht beirren. Sie standen weiterhin neben ihren Auslagen, jederzeit bereit diese gegen jedermann zu beschützen.

Nachdem sich die Demonstranten an dieser Stelle einige Zeitlang verausgabt hatten, zogen sie weiter Richtung Athener Universität. Ununterbrochen verkündeten sie ihre Wut auf die Regierung. Ab und zu machten sie Verbesserungsvorschläge und brüllten sich ihren Frust aus den Lungen: Für ein besseres, gerechteres Griechenland der Zukunft. Der ganze Zug passierte das vom Anfang des 19. Jahrhunderts stammende, historische Gebäude der früheren Griechischen Nationalbibliothek. Erst kürzlich war sie, im Jahre 2016, in die Stavros Niarchos-Stiftung ins Faliro-Delta umgesiedelt. Janis folgte dem ganzen Geschehen in sicherem Abstand. Die Demonstration steigerte langsam, aber sicher ihre Vehemenz. Bald ging es auf Nebenstraßen der Panepistimiou Straße Richtung Universitätsbezirk und Anarchistenviertel Exarchia zu.

Die Gebäude des einst vornehmen Viertels waren heute heruntergekommen und vollbesprüht mit bunten Graffiti. Die Wände waren zum einen vollgeklebt mit Plakaten, deren Inhalt Aufrufe zu Demonstrationen und Streiks waren. Zum anderen zierten sie harte Sprüche, die den Untergang des Systems und die Verdammnis mancher Großunternehmer, Banker und Politiker forderten. Überall gab es Cafés, in denen junge Männer mit Pferdeschwanz und ausgeflippte Mädchen in zerrissenen Jeans, von Marx und Lenin schwärmten.

Hier und da waren Haustüren mit den Köpfen von Che Guevara dekoriert, die mittels selbstgebastelten Schablonen aufgesprüht worden waren. Im Osten davon lag jenseits einer unsichtbaren Demarkationslinie der Stadtteil Kolonaki, das verhasste Viertel der besseren Gesellschaft. Dort lebten die wohlhabenden Athener. Staranwälte, Technokraten, Banker und Politiker, die in den Straßen von Exarchia überall angeprangert wurden.

Hier endlich angekommen, verbündeten sich die Demonstranten mit anderen Gruppierungen. Die wiederum gaben ihren eigenen Kampf. Sie standen hinter Barrikaden aus Absperrgittern und Stacheldraht, und kämpften für Ihre Sache.

Immer wieder griffen sie die Polizeikräfte an und schrien Parolen durch Megaphone. Indem sie kurz aus ihren Deckungen heraus sprangen, gingen sie auf die verhassten Bullen mit Knüppeln und Steinen zu. Gleich darauf sprangen sie wieder hinter ihrem Schutzwall in Deckung. Die Einsatzkräfte standen hinter ihren Schutzschilden bereit. Man verständigte sich mit Funkgeräten und bereitete sich auf den nächsten Ansturm vor. Am Rande des ganzen Geschehens, unparteiisch wie Schiedsrichter bei einem sportlichen Wettkampf, standen koreanische Touristen in Shorts und T-Shirts mit dem Aufdruck *I love Greece*. Sie schauten dem Treiben mit fröhlicher Miene zu. Gegen wen oder wozu die Demonstranten sich versammelt hatten und warum sie sich hier so verausgabten, blieb ihnen verborgen.

Plötzlich gestikuliert der Einsatzoffizier der Polizeikräfte wild mit den Händen, ergriff ein Megaphon aus den Händen eines Untergeordneten und dirigierte seine Männer an ihre Standorte. Diese stürmten darauf hinaus, schlugen dabei mit ihren Schlagstöcken laut und rhythmisch auf ihre Schutzschilde.

Wie einst die 300 Spartaner des Leonidas, versuchten sie mit dieser martialischen Geste, aus der Zeit der Schlachten der griechischen Antike, sich Mut zu machen und sich vor dem Gegner Respekt zu verschaffen. In wenigen Sekunden war die ganze Ecke abgeriegelt. Die Demonstranten fingen an, Steine und Holzknüppel zu werfen. Dann folgten leere Flaschen, die beim Aufprall auf dem Asphalt in tausend Stücke gingen und somit die Verletzungsgefahr erhöhten. Die Situation konnte jeden Augenblick eskalieren. Schließlich würden die Molotov-Cocktails folgen und dann die Hölle ausbrechen. Janis hatte genug gesehen. Es war Zeit hier die Zelte abzureißen, um nicht unversehens in ein Handgemenge zu geraten. Letztendlich führten ihn andere Geschäfte nach Athen. Die Welt zu verändern, überließ er anderen.

Eigentlich wollte er heute noch die Akropolis ersteigen, doch auf einmal fühlte er sich sehr müde und wollte nur noch ins Hotel. Er flüchtete ein paar Gassen weiter, stellte sich an den Bordstein, streckte wie es in Griechenland üblich war, die Hand hoch und hoffte, dass ihn bald ein Taxi mitnehmen würde. Es dauerte nicht lange, schon war er dem Trubel entkommen.

Bald war er wieder in der angenehmen Atmosphäre des Hilton angelangt, ging auf sein Zimmer, stellte die Klimaanlage auf eine angenehme, kühle Temperatur und nahm sich einen Whisky aus der Minibar. Kurz darauf war er, mit der Fernbedienung in der Hand, vor dem laufenden Fernseher eingeschlafen.

KAPITEL 8 Mädchen gefangen

Es war dunkel. Die schmale Mondsichel schimmerte schwach, durch die fehlenden Bretter der Holzläden, in das Zimmer. Der Schlaf hatte sie übermannt, hielt sie ein paar arglose, glückliche Augenblicke in seiner Umarmung. Er liebte sie, schien all ihre seelische Last auf den stillen, tiefen Meeresgrund hinuntergedrückt zu haben. Dann aber erfasste sie eine gewaltige Strömung der Erinnerung, hob und drückte sie auf und ab und ließ die Wellen der Gezeiten über sie hereinbrechen. Plötzlich war sie wieder wach, und mit ihr all ihre Sorgen. Sie konnte es kaum glauben, dass sie in ihrer Situation eingeschlafen war. Ihre Schmerzen und ihre Erschöpfung hatten über Entsetzen, Furcht und Übelkeit gesiegt. Wie lange sie geschlafen hatte, wusste sie nicht, aber es mussten Stunden gewesen sein. Die ganze Zeit über hatte sie das Gefühl wahnsinnig zu werden. Weil sie sich mit ihrem Schicksal nicht abfinden wollte, hatte sie Schläge erhalten. Momentan war sie kaum in der Lage, die Augen zu öffnen oder irgendetwas zu sagen. Ihre Ohren waren irgendwie verstopft und angeschwollen. Durch die vielen Ohrfeigen herrschte ein schier nicht auszuhaltender Druck auf ihren Trommelfellen. Am meisten quälte sie aber, dass sie sich nicht bewegen konnte. Eine Angst ersticken zu müssen, überflutete sie. Sie brauchte ihre ganze mentale Kraft, um die Panik immer wieder niederzuringen.

Der eine der beiden Männer, die sie hierhergebracht und durch eine gute Tracht Prügel soweit gezähmt hatten, hatte ihr den Mund mit Klebeband verschlossen. Sie hatte ihn angefleht, hatte gebettelt, ihm geschworen, dass sie nicht schreien würde. Umsonst! Er ließ sich auf gar nichts ein. Wortlos hatte er sie verpackt und auf dem Sofa liegen gelassen. Das Klebeband hatte

dieser Bösewicht ihr gleich mehrere Male um den Kopf gewickelt. Es war nun so fest mit ihren Haaren verklebt, dass es sicherlich schwer sein würde, es wieder abzulösen. Der ekelige Geruch des Klebstoff bewirkte, dass sich in ihrem Magen merkwürdige Reaktionen anzubahnen schienen. Doch das Schlimmste, vor dem sie sich im Moment fürchtete, war in Panik zu geraten, nicht ausreichend Luft zu bekommen und sich dann erbrechen zu müssen. Todesangst kam auf, vor dem Erbrechen, dem Ersticken.

Sie kämpfte gegen Tränen an, als sie sich langsam der Ausweglosigkeit ihrer Situation bewusstwurde. Wahnsinn war im Begriff ihren Körper und ihr Bewusstsein in Stücke zu zerreißen. Verzweifelt zwang sie sich, an etwas anderes zu denken. Etwas Schönes, dass sie erst vor kurzem erlebt hatte. Denn sie wusste, sie musste Ruhe bewahren, um die Fähigkeit klar zu denken wieder aufzurichten. Dann erst konnte sie vielleicht verstehen, was geschehen war. Während der wenigen Augenblicke, in denen es ihr gelang die Panik zurückzudrängen, versuchte sie alles auszuwerten, was im Augenblick mit der vorherrschenden Wirklichkeit ihrer Situation zu tun hatte. Jetzt lag sie auf dem Boden, ihre Hände und Beine waren gebunden. Der Untergrund war feucht und rau, es musste ein Zementboden sein. Ihre Bluse war auf der einen Seite hochgerutscht, und ihre Haut berührte den nackten Boden. Irgendwo hatte sie sich an der harten Oberfläche die Haut aufgeschrammt, denn es brannte arg.

Doch warum lag sie da? Zunächst war sie doch auf dem Sofa gewesen, wie war sie auf den nackten Fußboden gekommen? Wahrscheinlich hatte sie sich im Schlaf so unruhig hin- und her gewälzt, dass sie von der engen Schlafstelle heruntergefallen war. Sie riss sich zusammen und versuchte ihre wirren Erinnerungen zu ordnen. Konzentriert ging sie in Gedanken, bevor die Dunkelheit sich ihrer bemächtigt hatte, zum letzten Ausgangspunkt zurück, an den sie sich erinnern konnte. Bevor sich überhaupt ein Faden der Geschehnisse abzeichnen begann, fing sie kurz und heftig an zu weinen, hörte aber genauso schnell wieder auf. Sie versuchte das Puzzle der Ereignisse zu rekonstruieren, dass sie in diese missliche Lage gebracht hatte.

Unbeschwert, fröhlich und eine Melodie vor sich hin summend, war sie zu Fuß eine Landstraße entlang gegangen, um

in der nahegelegenen Ortschaft etwas zu besorgen, als ihr plötzlich ein Wagen entgegengekommen war. Mit der harmonischen Wiedergabe ihres Liedes beschäftigt, hatte sie nicht gemerkt, wie das Gefährt etwas weiter hinten abbremste. Ohne ihre Aufmerksamkeit zu erregen, wendete es und folgte ihr in sicherem Abstand. Zwei oder dreimal waren andere Fahrzeuge an ihr vorbeigefahren, ansonsten war alles ruhig gewesen. Ohne sich Böses zu denken, war sie einfach weitergelaufen.

Plötzlich hörte sie erneut ein Fahrzeug von hinten heranfahren. Als es auf ihrer Höhe war, erinnerte sie sich, dass sie es vorhin schon bemerkt hatte, als es ihr entgegengekommen war. Schon wollte sie glauben, dass es irgendwelche junge Männer aus der Ortschaft seien, die immer wieder herumfahren und die Mädchen anbaggerten. Doch zu ihrer Verwunderung waren die Insassen zwei erwachsene Männer, die beim Vorbeifahren so bestimmt ihre Augen auf sie richteten, dass sie das Gefühl hatte, von ihnen ausgezogen zu werden. Ein mulmiges Gefühl überkam sie, zumal sie noch recht weit vom Dorf entfernt war. Man hörte ja allerhand üble Geschichten, die sich von Zeit zu Zeit ereigneten, wobei die Leidtragenden meistens junge Mädchen waren. Doch zu ihrer Beruhigung verlangsamte das Fahrzeug nicht, im Gegenteil: Nachdem es an ihr vorbei war, beschleunigte es und war kurz darauf hinter der nächsten Kurve verschwunden.

Endlich hatte sie die kleine Anhöhe erreicht, von der aus sie den Ort sehen konnte. Noch zwei Kurven, und in ein paar Minuten hätte sie ihr Ziel erreicht. Ein kleiner grauer Lieferwagen ihr unbekannter Marke und dunkel getönten Scheiben, sodass man darin die Insassen nicht erkennen konnte, war ihr plötzlich langsam entgegengekommen. Auf einmal war das Fahrzeug in einiger Entfernung auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehengeblieben. Der Motor lief. Zunächst dachte sie sich nichts dabei, doch als sie weiterging, schien sich eine Unruhe ihrer zu bemächtigen. Doch sie verwarf den Gedanken sich ruckartig umzuwenden und davonzulaufen. Sie versuchte die Unsicherheit zu ignorieren und schaute einfach Richtung Dorf. Nur nicht hysterisch werden, dachte sie. Nur weil ein paar Fahrzeuge hin- und herfahren und sie sich auf einmal so mutterseelenallein fühlte. Obwohl sich überhaupt nichts ereignet hatte, zwang sie

letztendlich eine plötzlich aufkommende Nervosität, sich ruckartig umzuwenden. Es war einfach ein sich einschleichendes Gefühl gewesen, dass etwas nicht stimmte, ein Gefühl von Bedrohung ohne direkte Gefahrenquelle. Die Nackenhaare hatten sich ihr aufgestellt und trotz der Wärme des Tages, hatte sie ein Frösteln gefühlt. Forschen Schrittes hatte sie den Rückzug angetreten. Auf einmal hörte sie den Wagen anfahren, langsam beschleunigen und unter gemäßigter Geschwindigkeit zu ihr aufzurücken. Ihre Brust schien zu bersten. Sie wusste nicht was sie tun sollte. Losrennen, versuchen sich die Böschung links oder rechts hinauf durchzuschlagen? Auf ihrer Höhe angekommen, war der Lieferwagen jedoch ganz normal vorbeigefahren. Ihr war auf einmal mulmig zumute, ihre Beine schienen sie nicht mehr tragen zu wollen, doch endlich atmete sie wieder auf.

Plötzlich war er direkt hinter ihr gestanden. Keine drei Schritte von ihr entfernt. Sie hatte gerade noch so viel Zeit sich darüber klar zu werden, dass der Typ aus dem Lastauto ausgestiegen sein musste, ohne dass sie die Tür gehört hatte. Ohne zu wissen, ob sie dabei einen Schrei ausstieß, war sie auf einmal losgerannt. Doch die neu aufkommende Situation hatte sie gelähmt. Letztendlich ausschlaggebend war, dass der Mann einfach viel schneller laufen konnte als sie. Er war in Jeans und Polo gekleidet, trug eine völlig undurchsichtige Brille und Handschuhe. Das war alles, was sie noch erkennen konnte, bevor er sich von hinten an sie ranmachte.

„Bitte, lass mich los . . .“, hatte sie zu Tode erschrocken dahingestottert. In einer blitzschnellen Aktion hatte der Mann etwas Feuchtes gegen ihren Mund und Nase gepresst, sodass ihr keine Möglichkeit zur Gegenwehr blieb. Ein stechender Geruch nebelte sie ein, verursachte Übelkeit und raubte ihr kurz darauf die Sinne. Wie der Lieferwagen gleich darauf zurücksetzte und sie hineinverfrachtet wurde, bekam sie schon nicht mehr mit.

Als sie wiedererwachte, lag sie gefesselt im Innenraum des Transporters, in irgendeiner dunklen Garage. Irgendwo musste eine Lichtquelle sein, denn durch die Scheiben des Fahrzeug nahm sie ein diffuses, rotes Licht wahr. Es musste ein Irrtum sein, der hier vorlag, dachte sie. Sie versuchte zu verstehen. Warum? Wer hätte einen Vorteil davon, sie hier gefesselt festzuhalten? Sollte

man sie hierhergeschafft haben, um sie zu vergewaltigen? In einer Ecke der Welt, wo man sich mit Kleingeld die Gunst einer Frau erkaufen konnte, schien ihr der aufgebrauchte Aufwand ihrer Entführung nicht ganz logisch. Irgendwo in ihrem Kopf ahnte sie, dass der Wahnsinn anderswo seine Wurzeln haben musste. Das konnte kein Versehen sein. Nein, diese Aktion galt gezielt ihr.

Es herrschte absolute Ruhe. Sie vermochte nicht zu sagen, wieviel Zeit vergangen war. Ob es Tag oder Nacht war. Die Stille zerriss jäh, als die Hintertür des Wagens aufgerissen wurde. Zwei Kerle standen auf einmal vor ihr. Einer der beiden war ein vierschrotiger Kerl mit massigen, muskelbepackten Armen, einem Stiernacken und einem enormen Oberkörper. Er hatte riesige Hände mit abgebrochenen Fingernägeln an den kurzen, dicken Fingern. Die sahen aus, als könnten sie mit Leichtigkeit einen zierlichen Frauenhals zerquetschen.

Der andere war schlanker und sehniger, sein Blick durchtrieben und schlitzohrig. Mit unverhohlener Verachtung musterte er sie, als sei sie seiner nicht würdig. Blanker Hass lag in seinen Augen, als er sie aus dem Wagen zog und auf die Füße stellte. Beim ersten Versuch etwas zu sagen, schlug er ihr mit unglaublicher Härte sofort ins Gesicht. Der Schlag brannte höllisch und der Schmerz breitete sich über ihren ganzen Körper aus. Ihr wurde dermaßen schwindelig, dass ihr fast die Beine wegnickten.

„Komm, mach nicht schlapp. Beweg dich“, herrsche er das Mädchen barsch an. Er zauberte ein Messer hervor und machte ihr die Fußfesseln los. Dann stieß er sie unwirsch aus der Garage ein paar Stufen hinauf. Sie bemerkte im Vorbeigehen, dass an den Wänden die Farbe abblätterte. Ihre Schritte hallten auf dem kalten Fußboden. Dann erreichten sie eine Treppe. Oben angekommen öffnete der Kräftige eine Tür und machte ihr Platz damit sie hineingehen konnte. Fast über die Türschwelle stolpernd, fand sie sich in einem mittelgroßen Raum wieder. Vor den Fenstern waren die Holzläden, bei denen einige Querbretter fehlten, geschlossen. Eine Lampe brannte kraftlos von der Decke herab. Schäbige Sofas, deren Schaumstoff hier und da aus Rissen herausquoll, standen ohne erkennbare Ordnung im Raum. Das Ambiente sah furchtbar aus.

„Los, pflanz dich da hin“, orderte der Schlanke und schubste sie auf eines der Sofas. Unter ihrem Gewicht gab es nach und sie sank bis fast auf den Boden hinunter. Eine Staubwolke erhob sich augenblicklich darauf, die kleinen Partikel stiegen ihr in die Nasenlöcher. Sie dachte an all das Getier, das wahrscheinlich in der Schaumstofffüllung hauste und ekelte sich augenblicklich davor. Bei dem Gedanken, dass irgendein Insekt unter ihre Kleidung, direkt auf ihre nackte Haut kriechen könnte, erschrak sie und fuhr, die Hände immer noch gefesselt, hoch.

„Bitte, lasst mich endlich weg hier. Was hab ich euch denn getan, was wollt ihr von mir? Warum habt ihr . . .“ Weiter kam sie in ihrer Hysterie nicht. Der Schlanke fing sofort an, sie mit heftigen Ohrfeigen zu bearbeiten. Sie knickte zusammen, konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Der Bullige hatte in der Zwischenzeit von irgendwoher ein Klebeband hervorgebracht. Er zog sie in Sitzposition, begann in Mundhöhe ihren Kopf mit dem Film zu umwickeln. Weitere Schreibversuche wurden somit im Keim erstickt. Der Kräftige verband ihr daraufhin auch noch die Beine und ließ sie ausgestreckt auf dem Bett liegen. Die beiden Männer sahen sie noch einmal grimmig an, gaben ihr zu verstehen, dass sie sich ruhig verhalten sollte. Der Schlanke knipste das Licht aus und drehte von außen den Schlüssel ins Schloss.

Auf einmal war es bedrückend still gewesen, sie bekam fürchterliche Angst. Die Dunkelheit löste klaustrophobische Gefühle in ihr aus, machte ihr das Atmen schwer. Irgendwie war ihr, als ob sie jemand aus der Dunkelheit beobachtete. Sie versuchte rational zu denken, versuchte Ruhe in ihre Gedanken zu bringen und redete sich selbst Mut zu, um nicht verrückt zu werden. Das ist alles ausgemachter Unsinn, schalt sie sich, wird sich sicherlich bald wieder auflösen. Letztendlich spielte es keine Rolle, wie lächerlich eine Lüge war, wenn sie die einzige Möglichkeit darstellte, der Situation zu entkommen. In ihren Gedanken, in denen sich für einen Augenblick ein Anflug von Klarheit breitgemacht hatte, kehrte langsam wieder Besorgnis ein. All die rationalen Erklärungen, die sie für ihre Situation erfunden hatte, halfen ihr nicht wirklich über die Beklemmung hinweg, die sich in ihr ausgebreitet hatte. Durch die Tracht Prügel so sehr

geschwächt, entglitt sie irgendwohin in eine Welt, in der sie Ängste und Schmerzen des Lebens nicht erreichen konnten.

KAPITEL 9 Im Nightclub

Als er gegen acht erwachte, die Fernbedienung des Fernsehgerätes noch immer in der Hand, liefen gerade die Nachrichten. Ein griechischer Politiker der aktuellen Noch-Regierung war gerade dabei, Zahlen zur wirtschaftlichen Situation darzulegen. Die Situation wäre nicht ausweglos, beteuerte er. Griechenland und die Griechen wären endlich auf dem richtigen Weg, man sah schon ein Ende aus der Krise . . .

Janis sprang aus dem Bett, stellte sich sogleich unter die Dusche. Ein wenig später war er frisch gekleidet und bereit für einen kleinen Ausflug in das Athener Nachtleben. Doch zunächst einmal wollte er sich bei seinem Freund Themis rückversichern, dass dem morgigen Termin nichts entgegenstand und vor allem keine Gefahren barg. Nachdem sie telefoniert hatten und der Freund ihm nochmals gewährleistet hatte, dass alles mit rechten Dingen zugging, war er ruhig und zufrieden.

Gleich morgen früh würde er zeitig zu der ihm vom Interessenten genannten Adresse fahren. Dort würde er sich auf die Lauer legen und darauf hoffen, dass dieser sich aus dem Haus begab. Dann würde er ihm hinterherfahren. Irgendwann gegen Mittag würde er ihm dann einen Termin für die frühen Abendstunden bestätigen. Ab diesem Moment würde er höllisch darauf achten, ob der gute Mann irgendwelche krumme Touren vorhatte. Wenn der Typ sauber wäre, würde Janis dann am Abend bei ihm vorstellig werden. Wie Stalin immer zu sagen pflegte: Vertrauen ist gut, aber Kontrolle ist besser!

Im Hotelrestaurant nahm er ohne großes Interesse ein leichtes Abendessen zu sich. Danach wollte er in eine der Bars, die sich in unmittelbarer Umgebung des Hotel wie Satelliten um die Erdumlaufbahn eingenistet hatten und noch einen Drink zu sich zu nehmen, um den Abend abzurunden. Er wollte es nicht zu doll treiben, wollte zeitig ins Bett gehen, um am nächsten Morgen ausgeschlafen zu sein.

Die Nacht war warm. Aus den Gärten der Häuser entlang der Straßen, wehte ihm der Duft von Jasmin entgegen und vermischte sich hin und wieder mit einem Hauch von Thymian, der wahrscheinlich auf einem Brachland gegenüber wucherte. Einen Häuserblock weiter, in einer verwinkelten Seitenstraße, befand sich der Club *Babes*. Der Schriftzug in rosa Neonröhren blinkte über der eleganten Eingangstür, lockte einladend und sah vielversprechend aus. Ein kräftiger Türsteher grüßte, schätzte zunächst die Zahlungsfähigkeit des Eintreffenden ab. Dann öffnete er die Tür und deutete die Treppe hinunter. *Enjoy Yourself, Sir*, schien sein gespielter Lächeln in unsicherem Englisch ausdrücken zu wollen. Er war wohl des Glaubens, dass Janis ein weiterer ausländischer Gentleman sei, der die Vorzüge der Athener Nacht kennenlernen wollte.

Sobald man aber unten am Ende der Treppe angekommen und seinen Fuß auf den Boden gesetzt hatte, war man enttäuscht. Es war dunkel und heruntergekommen. Die Mitte des Raumes wurde von einer langen Theke, mit einem Dutzend Barhockern, eingenommen. Lautsprecher hingen von der Decke herab, berieselten den Besucher mit romantischen Melodien von Sade. An den Wänden ringsherum standen Tische, einfache Holzstühle und Hocker, die sich über die Jahre hinweg ein wenig verzogen hatten. Runde Wandlampen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Sturzhelmen hatten, sorgten für eine trübe Beleuchtung.

Doch die bereits anwesenden Gäste, hauptsächlich Geschäftsleute und die jungen Frauen, die einen schnellen Weg zu Reichtum suchten, schienen sich davon überhaupt nicht zu stören. Janis arbeitete sich langsam zu der langen, mit Bronzeblech beschlagenen Bar vor. Seine Augen passten sich allmählich der Dunkelheit dieses Etablissements an. Den Geheimitipp hatte er von einem der Taxifahrer bekommen, die draußen vor dem Hilton in der Warteschlange herumlungerten. Er hatte ihm den Laden so schmackhaft geschildert, dass man glauben konnte, er beschreibe die Nobeletablisements *Lido* oder *Moulin Rouge* in Paris. Ein Geheimitipp! Janis hoffte, der Taxifahrer würde nicht mit der gleichen Nonchalance Wetttipps an andere verteilen.

An der Bar angekommen, nahm er weiter hinten im Lokal einen kleinen Tisch wahr, den noch niemand unter Beschlag

genommen hatte. Daneben gab es einen großen, mit Spiegelfließen bedeckten Kasten, aus dessen Mitte eine Eisenstange bis zur Decke ragte. Eine junge Frau in leichter *Tenue* hielt sich daran fest, wobei sie sich langsam und lautlos um die Stange drehte. Er setzte sich und blickte in die Runde und bemerkte, dass der protzige Barmann und einige andere Damen ein Auge auf ihn geworfen hatten. Die Jäger warteten darauf, dass sich die Beute endlich irgendwo niederließ. Die Artistin wiederum drehte sich jetzt schneller und setzte ein vielverheißendes Lächeln auf.

Der Bartender deutete einem der Kellner, sich an ihn heranzuschleichen, um ihn zu einer Konsumation anzuregen. Gleichzeitig telepathierte er mit den Augen mit zwei Mädchen, die rauchend in einer Ecke lümmelten. Betont langsam machten sich diese dann sofort auf den Weg zu ihm. Auf halbem Weg schien die eine ihre Meinung geändert zu haben, schlug daraufhin eine andere Richtung ein. Die Übriggebliebene, kam mit wackelnden Hüften und einem professionellen Lächeln unter den blond gefärbten Haaren, zu Janis herüber.

„Good evening! My name is Entela“, stellte sie sich vor. Ihre Raucherstimme schien an Schmirgelpapier zu erinnern.

Janis erwiderte einen Gruß gerade so laut, dass sie ihn durch die Musik und das Gemurmel an der Bar verstehen konnte. Sie lächelte mit dem Mund, nicht mit den Augen.

Der Kellner kam, brachte zwei halbvolle Sektgläser. Marina schwang sich auf einen Stuhl, schnappte sich ein Glas und leerte es auf einen Zug. Er starrte sie nur ausdruckslos an. Sie wiederum saß mit zusammengepressten Knien und einem naiven Lächeln auf den Lippen da, wie eine züchtige Jungfrau, die in Gegenwart ihres Vaters zurückhaltend agierte.

„Are You first time in Athens?“, versuchte sie es auf ein Neues. „Tourism or Business? Come with me, my dear“, sagte sie mit einem liebkosenden Flüstern. Er rührte sich nicht, sprach kein Wort. Sie erhob sich behände, nahm ihn am Arm und versuchte ihn mit sich zu ziehen. Doch er blieb auf seinem Stuhl sitzen. Der Kellner, dem keine Bewegung zu entgleiten schien, war sofort herbeigeeilt.

„Was ist, willst du vielleicht ein anderes Mädchen?“ Er sprach mit einer überraschend hohen Stimme. „Ich habe gleich

geahnt, dass du kein Tourist bist.“ Daraufhin beugte er sich an Entelas Ohr und flüsterte ihr irgendetwas zu. Gequält richtete sie einen quietschenden Abschiedsgruß an Janis, erhob sich unverrichteter Dinge und suchte das Weite.

Janis bestellte sich einen doppelten Whisky und erbat sich mit Nachdruck beim Kellner, ihn vorerst nicht weiter mit Damen zu belästigen. Seinen Drink genießend, nahm er ganz hinten in der dunklen Ecke eine Frau wahr. Sie hatte sich ganz sachte einem schwarzhaarigen Mann angenähert, der allein an seinem Tisch saß. Ohne Eile legte sie ihm schmeichlerisch eine Hand auf die Schulter und flüsterte ihm ins Ohr. Dabei versuchte sie ihre Gesichtszüge, die sie hinter billiger Gesichtsschminke verbarg, im Dunkeln zu halten. Ihre schweren Brüste zeichneten sich unter einer engen roten Bluse einladend ab und schienen den Blusenausschnitt zu sprengen. Der Mann bestellte schnell einen Drink für sie und krallte bald darauf seine linke Hand in einen ihrer Oberschenkel.

Um den guten Sitten genüge zu leisten, beschwerte sie sich einen Augenblick mit einer übertriebenen züchtigen Grimasse, doch dann setzte sie sich zu ihm und in einem sehr schnellen Intervall folgte eine Runde der nächsten. Vom Alkohol sichtlich erheitert, sprach sie unablässig auf den Mann ein und verschwand dann mit ihm hinter einen Vorhang, dessen Existenz Janis jetzt erst entdeckte.

Links davon saß ein junger Mann allein an einem Tisch und trank mürrisch vor sich hin. Die Tischplatte aus Glas hatte mehr Kratzer als ein räudiger Hund. Der Mann brummte etwas vor sich hin, schien auf irgendjemanden zu schimpfen. Um weiteren Bemühungen des schönen Geschlecht vorzubeugen, entschied Janis sich diesem zu nähern und sich zu ihm zu setzten.

Die andere Alternative wäre gewesen, sich an der mittlerweile überfüllten Bar anzureihen, wo jeder Gast weniger Platz hatte als eine Ölsardine in einer Konserve. Kräftige Hände, ein hübsches Gesicht und braunes Haar, soweit er dies in dieser Dunkelheit ausmachen konnte, charakterisierten den jungen Mann. Seinem Aussehen nach zu urteilen, musste er Lager- oder Hafenarbeiter sein. Auf die Frage, ob er sich zu ihm gesellen dürfte, murmelte dieser, ohne den Kopf zu heben ein gutturales

von mir aus. Ansonsten fixierte er weiterhin sein Glas und saß schweigend da.

Eine hübsche weibliche Bedienung, die er schon beim Betreten dieses Lochs wahrgenommen hatte, wurde vorstellig. Mit einem imperativen Ton fragte sie ihn, ob er noch etwas zu trinken bestellen wollte. Er musterte sie mit Kennerblick. Ihr blondes Haar war zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, eine schicke Bluse bekleidete ihren Oberkörper und brachte ihre überaus fülligen Qualitäten voll zur Geltung. Der kurze Rock ließ ihre wohlgeformten Beine noch länger aussehen. Wäre er nicht geschäftlich hier, dann . . . ! Ah, zum Anbeißen, dachte er.

Janis fragte den verstimmten Tischnachbar, ob er ihm einen Drink spendieren dürfte. Dieser, zunächst etwas verduzt, bejahte schließlich und bestellte nochmals das Gleiche. Für sich orderte er wieder einen Whisky, worauf die göttliche Bedienung wortlos kehrt machte und auf die Bar zusteuerte. Zwei Minuten später, an denen am Tisch noch kein Wort gesprochen worden war, erschien sie wieder mit der Bestellung. Sie servierte, kassierte und setzte ein fröhliches Lächeln auf, als sie ein anständiges Trinkgeld bekam. Dann zog sie wieder ab. Auf einmal kam Leben in den Tischgesellen, er summte ein leises Danke, hob das neue Glas an, mimte ein zum Wohl und nahm einen Schluck.

„Na, wo brennt's denn?“, fragte ihn Janis. Er war sich sicher, dass der Jüngere jemandem sein Herz ausschütten wollte.

„Die verdammte Schlampe . . .“, murmelte der andere vor sich hin. Er gab einen Grunzlaut von sich, senkte erneut seinen Kopf, nahm ihn in seine Hände und raufte sich im wahrsten Sinne des Wortes die Haare. „Ich war ein wenig gestresst in letzter Zeit, verstehst du“, erzählte er Janis. „Dachte, was soll's, muss mich auch mal entspannen. Und da traf ich in diesem Loch hier eine hübsche junge Albanerin. Sie hat mir schöne Augen gemacht und ließ nicht von mir ab. Später brachte sie mich ein paar Gebäude weiter in ein kleines Hotel auf ihr Zimmer. Zunächst war es großartig, aber als ich morgens aufwachte, war sie verschwunden. Und mit ihr mein Geld, meine Papiere, alles. Ich hatte fast noch meinen ganzen Monatslohn bei mir.“

„Was, das elende Frauenzimmer hat dir dein Geld gestohlen? Das tut mir aber leid für dich“, heuchelte Janis mit

vorgetäuschter Anteilnahme. Geschah dem Idioten ganz recht, dachte er. In Zukunft würde er sich sicherlich nicht mehr mit albanischen Weibern einlassen. Es gab hier so viele leichte Mädchen aus dem Ostblock. Wie konnte dieser Einfallspinsel an so eine geraten? So viel Pech auf einmal war schon sträflich. „Und jetzt wartest du hier in der Hoffnung, dass sie wieder auftaucht?“ Amüsiert lehnte er sich in seinem Stuhl zurück und schaute den jungen Mann an. „Also ehrlich, ich glaube nicht, dass sie nochmals hier aufkreuzt. Du wartest vergebens“, versuchte er ihn zu belehren. „Das Beste wird sein, du lässt in Zukunft die Finger von Frauen des Nachbarlandes, und leichten Mädchen generell. Und falls du dennoch nicht ohne Abenteuer dieser Art leben kannst, versuche es das nächste Mal lieber mit einer slawischen Frau, am besten einer echten Russin. Diese sind nicht so schäbig wie die auf ihren Vorteil bedachten Albanerinnen und Griechinnen. Die verkaufen doch Liebe nach ihrem Gewicht und tun alles, um dich auch noch beim Abwiegen zu beschießen. Die Russin legt eher noch zu. Sie geizt nicht mit ihren weiblichen Reizen. Das kann ich dir aus besten Erfahrungen bezeugen. Und nun komm, Kopf hoch. Das Leben geht weiter. Komm schon, las uns noch einen trinken.“ Janis versuchte den Jungen ein wenig aufzumuntern. „Du weißt ja sicherlich, wie es im Volksmund heißt: Lieber nasse Füße, als einen trockenen Hals!“

KAPITEL 10 Gala-Dinner im Hotel Zenit

Wenn alles glatt ging, so sollte ihn die Abwicklung der heutigen Transaktion seinem Ziel einen gewaltigen Schritt näherbringen. Wie ein Meister im Schachspiel hatte er die entscheidenden Züge im Voraus geplant. Viele Jahre hatte er auf diesen Moment hin zugearbeitet. Auf unzähligen Partys, Empfängen und den unterschiedlichsten Treffen aller Art, hatte er seine kostbare Zeit nur für diesen Zweck vergeudet. Er hatte es endlich so weit geschafft, das Vertrauen jener Leute zu gewinnen, die für sein Business entscheidend waren: Politiker, Unternehmer, Neureiche und Vertreter des Showbiz. Aus allen Bereichen der besseren Gesellschaft stammten die Durstenden, die nach jungem Blut

lechtesten. Egal ob Mann oder Frau, Jung oder Alt, sie alle wollten sich ein Stück von dem sichern, was er ihnen anzubieten hatte. Sein Ziel war es, diese gesellschaftlichen Parasiten so weit zu bringen, bis sie ihm am Ende alle aus der Hand fraßen.

Das Luxushotel Zenit war seit seiner Eröffnung vor ein paar Jahren der erklärte Treffpunkt der Reichen und Mächtigen. Vor allem Vertreter der aktuellen Garde der regierungstreuen Unternehmer stiegen mit Vorliebe hier ab. Sie trafen sich zu einem Gedankenaustausch mit Politikern, hofften aber ebenso auf Filmstars und andere Intellektuelle zu stoßen, die sich hier tummelten.

Selbst Regierungsmitglieder befreundeter Nationen hatte die Regierung bei deren Besuchen immer wieder hier einquartiert. Daher versuchte jede Organisation, die sich ein entsprechendes Renommee wünschte, mit ihrem Event hier unterzukommen.

Den riesigen Raum beleuchteten fast unsichtbare Lampen. Die fünfundzwanzig Tische waren bemerkenswert gedeckt. Das Besteck schimmerte, das Geschirr glänzte und das Kristall funkelte. Es war nicht nötig zu erwähnen, dass das Essen superb und der Wein ein Göttertrunk war. Das andächtige Schweigen, in das die verzauberten Anwesenden verfallen waren, war nur vergleichbar mit der ehrfürchtigen Andacht, wie man sie in einer Kirche antraf.

Zusammen mit der Hoteldirektion, die einer der Hauptsponsoren der Veranstaltung war, hatte hier Karl, als Vorstand der humanitären Organisation Kinder der Welt, an diesem Wochenende ein Gala-Dinner ausgerichtet. Geladen waren natürlich nur Personen, die aktuell im Rampenlicht ihrer jeweiligen Institutionen standen, ob dies nun Politik, Wirtschaft oder Showbiz waren. Reporter, entsprechend von Karl instruiert, waren zahlreich vertreten, um danach das Spektakel in den Medien auszuschlachten.

Offiziell war das Dinner zu Ehren der Kinder und deren Not veranstaltet worden. Als deren Hauptverfechter wies Karl nach dem Essen mit aller Eindringlichkeit darauf hin, dass die Organisation nicht über genügend Ressourcen verfügen würde, um all ihren Erfordernissen gerecht zu werden. Vor allem die Projekte in den sozial schlecht gestellten Regionen des Landes,

bräuchten die volle Unterstützung aller heute Abend hier Anwesenden.

„Ach, sowas gibt es?“, fragte ein Vertreter des Ministeriums für Wirtschaft ganz beiläufig. „Haben wir denn sozial schlecht gestellte Regionen in unserer so perfekt verwalteten Republik?“ Karl hätte ihm gerne entsprechend geantwortet, unterdrückte aber den Drang und machte stattdessen eine freundliche Miene. Schließlich ging es hier ums Geschäft.

Nachdem der Abend weit nach Mitternacht zu Ende gegangen war, zog sich der Gastgeber in seine Suite zurück, die er für die heutige Nacht reserviert hatte. Seine Mitarbeiterin Flora, die ihm heute Abend mit fünf weiteren Damen zur Seite gestanden hatten, begleitete ihn.

Sie ließ sich vollkommen ausgelaugt auf ein Sofa nieder und kramte in ihrer eleganten Handtasche. Endlich schien sie gefunden zu haben, wonach sie gesucht hatte und entnahm der roten Packung eine Zigarette. Sogleich fummelte sie wieder in der Tasche herum und brachte ein goldenes Feuerzeug hervor. Nachdem sie die Kippe angeraucht hatte, blies sie genüsslich den Rauch aus und schien sich endlich von den Strapazen des Abends zu erholen.

Odo, der hünenhafte Begleiter und Beschützer hatte sich etwas abseits in einen Sessel gedrückt. Wie immer verhielt er sich still und sagte kein einziges Wort, wenn es nicht unbedingt nötig war.

„Ziemlich langer Abend“, meldete sich Karl und setzte sich Flora gegenüber.

„Ich bin fix und fertig, Excellenz“, stöhnte die frühere Miss Timișoara. Sie hatte den ganzen Abend hindurch die Gäste unterhalten, hatte Getränke serviert, herumgelacht, geschmeichelt und Konversation betrieben. Show war eben alles was zählte, um diesem Volk, das sich heute hier eingefunden hatte, die Illusion zu geben, dass sie wie Wunder toll wären. Flora und Karl, ebenso wie die anderen fünf jungen Damen, die Flora von einem exklusiven Begleitservice angeworben hatte, hatten alles getan, um ihren Gästen in bester Erinnerung zu verbleiben. Und natürlich auch um deren Portmonees zu öffnen.

„Machst du das öfter?“, fragte Karl.

„Natürlich! Was denken Sie denn!“, sagte die ehemalige Miss. „Aber glauben Sie nicht, dass ich zu solchen Partys gehe, weil es mir Spaß macht.“ Sie machte eine angewiderte Miene. „Ich bin noch verhältnismäßig jung. Das heißt aber nicht, dass ich nicht weiß, was ich tun muss, um ganz nach oben zu kommen. Ich ziehe von Veranstaltung zu Veranstaltung, um gesehen zu werden. Sonst komm ich nie an die Spitze.“

„Deshalb hast du heute an diesem Dinner teilgenommen?“

„Ist doch klar! Ansonsten sind diese Geschichten doch todlangweilig. Nur alte Gockel, Mächtegernmodelle und schwule Intellektuelle“, sagte Flora frei heraus. „Aber, wenn ich nicht ab und zu irgendwo in einer Zeitschrift mit Promis abgedruckt bin, sinkt mein Marktwert quasi auf null.“

„Könntest du dir vorstellen für mich zu arbeiten?“, fragte Karl. „Ich glaube, ich kann dir ein sehr lukratives Angebot machen. Doch vielleicht sollten wir morgen darüber reden, denn ich habe jetzt noch zu tun.“ Worauf er mit den Fingern Richtung Odo schnippte und dieser wie ein geölter Blitz in die Höhe sprang. „Mein Mitarbeiter gibt dir gleich den vereinbarten Betrag für dich und die Mädchen. Ruf mich morgen an, dann reden wir weiter. Falls du es dir nicht anders überlegen solltest. Ich darf mich jetzt empfehlen.“ Bevor sie noch etwas erwidern konnte und ohne weiter auf sie einzugehen, stand er auf und verschwand im Nachbarszimmer.

Dort angekommen entledigte er sich erstmal seines Jacketts und legte es über den Rücken seines Bürossessels. Obwohl er gezwungenermaßen, den ganzen Abend über, zu viel getrunken hatte, nahm er sich nun noch einen Wodka aus der Minibar. Der Abend war ein toller Erfolg, dennoch hatte sich eine gewisse Unsicherheit seiner bemächtigt. Endlich hatte er einen direkten Kontakt zu einem hohen Tier aus der Politik aufbauen können. Der Mann wollte sich nach dem Gala-Dinner gleich bei ihm melden. Sobald er sicher aus dem Hotel draußen war, und niemand ihr Gespräch belauschen könnte. Doch bisher, knapp zwei Stunden später, hatte er immer noch keinen Anruf erhalten.

Er brauchte jetzt ein wenig Entspannung. Wenig später hatte er sich an seinen Schreibtisch gesetzt, seinen Laptop

aufgeklappt und eingeschaltet. Bis das Gerät sich endlich auf der Betriebsoberfläche eingedockt hatte, hing er seinen Gedanken nah und schluckte den Rest seines Getränks hinunter. Dann war nur noch ein Klappern auf der Tastatur zu hören.

Karl wusste, jetzt würde ihn niemand mehr stören. Mit dem Verlassen des Raumes war für Odo klar, dass der Tag gelaufen war. Immer wieder unterbrach Karl seine Suche, schaute sich den Bildschirm an, dann ging das langsame Klicken der Tasten wieder los. Das stahlblaue Licht des Bildschirms spiegelte sich in seinem Gesicht wider. Nach einer Weile verrichtete er seine Suchaktivität nur noch mit der linken Hand. Die Rechte hatte mittlerweile den Reißverschluss seiner Hose geöffnet, hatte sein erigiertes Glied gepackt und spielte daran herum. Doch irgendwie schien ihm die Szene auf dem Screen nicht ganz anzusprechen. Er glaubte, dass er diese schon einmal gesehen hatte. Der gleiche Junge wirkte nicht mehr auf ihn. Mit der freien Hand klickte er die nächste Szene an und beugte sich näher vor, um das Geschehen besser aufnehmen zu können. Gutes, neues, unverbrauchtes Material, Nahaufnahmen die ihm sehr gefielen. Schwächliche, junge Körper, ohne jede Verunstaltung, ohne Tätowierung, unbefleckt! Er betrachtete das Geschehen im Bildschirm eine ganze Weile, während unter dem Tisch seine rechte Hand an seinem Glied auf- und abglitt, bis er endlich aufkeuchte.

Eine kleine Weile saß er nur so da. Erst jetzt ereilte ihn die Müdigkeit des Abends. Er nahm sich einige Taschentücher aus einem Spender, der auf dem Schreibtisch stand und säuberte sich. Endlich konnte er wieder klar denken. Der Abend war ein Erfolg! Die Summe der Spendengelder war nicht unansehnlich, doch darum ging es letztendlich nicht. Das Dinner diente dem Zweck, zu besonders einflussreichen Personen mit entsprechend extravaganten sexuellen Wünschen Bande zu knüpfen, um in Zukunft deren Ansprechpartner zu sein.

Karls Gedanken kreisten um seine aktuellen politischen Ambitionen. Es galt seinen speziellen Service und sein Wissen um gewisse Dinge ins Spiel zu bringen, um seine Zukunftspläne voranzutreiben. Sein Werdegang glich einem Spiel. Um die entscheidenden Züge realisieren zu können, musste man immer ein Ass hervorzaubern können. Und er hatte es.

Seine Bemühungen traten in eine entscheidende Phase. Eine neue Schlacht stand bevor, die sich allerdings nicht mit jener des einfachen Soldaten, kurz vor dem Kampf, vergleichen ließ. Es war eher die gespannte Erwartung eines geübten Schachspielers, der seine Figuren schon vorausschauend in Position gebracht hatte und dabei die beruhigende Gewissheit verspürte, dass die Partie an ihn gehen würde.

Plötzlich nahm er das Vibrieren seines Mobiltelefons wahr. Endlich! Mit nervösen Gesten holte er es aus seiner Jackentasche heraus und schaute erregt auf das Display. Etwas unbeholfen nahm er das Gespräch an.

„Hallo“, sagte er ohne weitere Worte. Sein schwerer Atem verlangte nach einer kurzen Pause.

„Ich habe mich ein wenig verspätet“, sagte der Anrufer in einem leisen Ton. „Konnte leider nicht anders, musste absolut sicher sein.“

„Kein Problem“, sagte nun Karl mit entschieden dynamischer und gewinnender Stimme. Er hatte wieder Oberwasser. Die Nervosität war in dem Moment verfliegen, als er die Stimme des Mannes wahrgenommen hatte. „Wir haben vor einigen Stunden über bestimmte Dinge diskutiert. Ich habe Ihnen versprochen, dass ich mich zu Ihrer größten Zufriedenheit um Ihre Belange kümmern werde.“ Er schwieg einen Moment, um das Interesse seines Gesprächspartners weiter anzustacheln.

„So, so“, gab der andere gelassen. „Und . . . ?“, kam nach einigen Momenten die knappe Frage. „Was gedenken Sie für mich zu tun?“

„Wenn es Ihnen recht ist, werde ich mir erlauben alles zu arrangieren. Sie brauchen mir dann nur noch den genauen Zeitpunkt zu nennen. Selbstverständlich steht Ihnen mein bescheidenes Anwesen zur Verfügung, sofern Sie dies wünschen“, sagte er mit einem schelmischen Lächeln auf den Lippen und quittierte den Erfolg seiner Strategie. Auf der anderen Seite der Leitung zögerte der Anrufer, ehe er antwortete.

„Geht in Ordnung. Ich melde mich bald wieder bei Ihnen.“

„Wünsche eine angenehme Nachtruhe, Herr Direktor“, schloss Karl das Gespräch zu seiner vollsten Zufriedenheit ab.

KAPITEL 11 Michalis Panopoulos

Am Vormittag saß Janis, gegenüber dem Eingang eines Bürogebäudes, im Schatten einer Platane. Er hatte im Hotel einen anonymen, grauen Mietwagen der Marke Toyota gemietet. Die Gebäude und Straßen um ihn herum, waren in eine stille Trägheit verfallen. Die Sonne, die sich schon von der Motorhaube auf die Windschutzscheibe des Fahrzeugs hinzuarbeiten schien, verstärkte die Wirkung. Trotz dem Schatten, den der Baum spendete, schien die Hitze durch die Scheiben den Fahrgastraum zusammenzupressen und ihn noch kleiner und beengter zu machen.

Er konnte kaum die Augen offenhalten. Trotz bester Vorsätze war er nach der Zecherei mit dem unglücklichen jungen Mann, erst um drei Uhr in der Nacht in sein Bett gekrochen. Sogleich war er eingeschlafen. Doch eine innere Unruhe hatte ihn zwei Stunden später wieder geweckt. Danach war er wachgelegen, hatte mit gemischten Gefühlen an den heutigen Tag gedacht. Und jetzt, angeschlagen von zu wenig Schlaf und zu viel Whisky, fühlte er sich spärlich gerüstet, um mit dem fertigzuwerden, was er sich vorgenommen hatte.

Frühmorgens hatte er einem Taxifahrer die Adresse des Interessenten genannt, den er heute Abend treffen wollte. Er hatte diesen darauf großzügig entlohnt und war ihm mit dem gemieteten Leihwagen Richtung Norden der Hauptstadt hinterhergefahren. Am Zielort, irgendwo in einer exklusiven Wohngegend von *Kifissia*, gab ihm der Taxifahrer einen Wink und zeigte auf eine große Villa. Dann drehte das Taxi wieder ab und war gleich darauf verschwunden. Die Villa erhob sich inmitten eines gepflegten Parks, der seiner Schätzung nach fast die Größe eines Fußballfeldes hatte. Eine steinerne Mauer, in der ein gewaltiges schmiedeeisernes Tor eingelassen war, umschloss dieses kleine Paradies auf Erden.

Janis hoffte, dass der gute Mann einer geregelten Tätigkeit nachging. Somit würde er früher oder später das Haus verlassen. Er hatte im Schatten der Bäume, in sicherem Abstand zum Anwesen, geparkt. Bald hatte er sich an die vorherrschenden, dunklen Lichtverhältnisse gewöhnt und harnte geduldig der Dinge,

die kommen würden. Mit der Zeit merkte er, dass sein Herz raste und das Blut in seinem Kopf heftig pulsierte. Sichtlich erregt, nahm er jedes Geräusch wahr, das zu ihm drang.

In der Nachbarschaft schrie irgendwo ein Säugling. Sein Klagen vermischte sich seltsam mit der Sirene eines entfernten Feuerwehrfahrzeugs. Irgendwo spielten ein paar Kinder und riefen einander zu. Über sich in den Ästen fühlte er, wie sich die Nadeln leicht bewegten. Selbst das Klappern von hochhackigen Schuhen in einer Nebenstraße, das eine exklusivgekleidete Dame verursachte, konnte er vernehmen. Letztendlich wirkte alles völlig normal und sicher.

Kurz vor elf Uhr öffnete sich das große Eisentor und eine silberne Limousine erschien. Im Inneren des großen Mercedes saß ein älterer Mann, der die sechzig sicherlich schon weit überschritten hatte und dessen Gesicht genau der Beschreibung gerecht wurde, die Themis ihm von dem Interessenten gegeben hatte.

Der Fahrer betätigte den Blinker, schaute vorsichtig auf die Straße und fuhr alsbald los. Ein wenig später waren sie auf der Nationalen 1 Richtung Piräus. Kurz davor nahmen sie die Ausfahrt nach Glyfada. Dann folgte er dem Mercedes am Stavros Niarchos Kulturzentrum vorbei, um dann links in den Boulevard Andrea Syggrou abzubiegen. Endlich, nach einer etwa halbstündigen Fahrt, scherrte die Limousine auf die Parallelstraße aus. Nach etwa weiteren dreihundert Metern kam sie vor einem aus Stahl und Glas konstruierten Gebäude auf einem freien, wohl für sie reservierten Parkplatz, zum Stehen.

Der Fahrer stieg aus und ging mit erhabenen Schritten schnurgerade auf das Gebäude zu. Dessen etwas erhöhtes Erdgeschoss schien allem Anschein nach ein Architekturbüro zu sein. Dort begrüßten ihn zwei weitere Personen, mit denen er bald rege zu diskutieren begann. Alle drei blickten mehrmals in einen großen Bildschirm, schlugen irgendwelche Ordner auf und wälzten Papier hin und her. Bald darauf nahm eine der Personen hinter einem Schreibtisch Platz und telefonierte. Er hatte jenes blasse Aussehen das Menschen eigen ist, die den größten Teil ihres Lebens bei künstlicher Beleuchtung arbeiteten. Sein Alter war schwer zu bestimmen. Das glatte jugendliche Gesicht passte nicht

recht zu den müde dreinblickenden Augen. Der andere wirkte weit älter, schien aber im Gegensatz zum ersten von einer inneren Rastlosigkeit getrieben.

Mittlerweile war es zwei Uhr mittags geworden. Die Zeit floss träge dahin wie Sirup. Die Sonne schien unbarmherzig auf die Stadt herab. Selbst die Schatten hatten sich erschrocken unter die Platane geduckt. Die Hitze im Wageninneren war mittlerweile unerträglich. Die Vögel waren verstummt. Sie hatten sich im schattigen Blätterdach verborgen und warteten, bis die schweren Stunden der Mittagshitze vorbeigehen würden. Ihm dagegen dröhnte vom Verkehrslärm und den Abgasen der Schädel.

Um nicht weiter aufzufallen, hatte er eine Weile im Auto zugebracht. Dann war er in sicherem Abstand zum betreffenden Gebäude, ein paar Mal auf- und abgelaufen. Später suchte er unter dem Vorwand einen Kaffee zum Mitnehmen bestellen zu wollen, in einem nahegelegenen Café die Toiletten auf. Er hoffte, dass der Mann nicht gerade jetzt auf die Idee kam, das Büro zu verlassen. Schließlich durfte er ihn nicht aus den Augen verlieren. Doch es ging nicht anders, er musste dringend aufs Klo. Dann ging es schnell wieder zurück zum Fahrzeug. Zum Glück war alles unverändert. Der Beschattete ging immer noch seiner Tätigkeit im Büro nach.

Er hatte die Fenster nur ein klein wenig geöffnet und war in seinem Sitz tiefer gerutscht, um so wenig wie möglich von Vorbeigehenden gesehen zu werden. Für einen Passanten sah es so aus, als ob er sich ausruhen würde. Sein Blick schweifte müde über die mit grauem Stoff überzogene Innendecke des Fahrzeugs, die so eintönig war, wie die Inneneinrichtung einer Mönchszelle. Da er sie jetzt schon seit zwei Stunden immer wieder betrachtete, fing er an imaginäre Pfade und Wege darauf zu erkennen. Sie glich einer Landkarte, die seinen morgendlichen, zermürbenden Leidensweg wiedergab. Die Wege und Wasserläufe, die er dort inzwischen zu erblicken meinte, halfen ihm die Zeit totzuschlagen.

Endlich war es seiner Meinung nach an der Zeit, den guten Mann zu kontaktieren. Erfahrungstechnisch glaubte Janis zu wissen, dass ein Interessent der unlauteren Absichten hegte, gleich nach der Kontaktaufnahme mit ihm, die Polizei über sein baldiges Kommen informieren würde. Er tippte die Nummer in

sein Mobiltelefon und wartete gespannt. Dabei fixierte er gebannt das Treiben im Inneren des Büros, schaute sich mehrmals nach allen Seiten der Straße um. Zunächst meldete sich niemand. Als er plötzlich das Splittern von Glas hörte, drehte er sich sichtlich erregt hastig um, nur um zu sehen, wie etwas weiter hinten eine alte Frau leere Flaschen in einen dafür vorgesehene Recycling-Container warf. Nach mehrmaligen Klingelzeichen nahm er wahr, wie der Angerufene endlich sein Mobiltelefon aus seiner Jackentasche herausholte und sich meldete.

„Παρακαλώ, ja bitte“, sagte er in einem höflichen, gestandenen Ton. „Was kann ich für Sie tun?“ Er hatte bisher seinen Namen noch nicht genannt, stand lässig an einen Schreibtisch gelehnt und schaute zum Fenster hinaus.

„Seien Sie mir begrüßt“, erwiderte Janis. „Ich bin es, der Freund Ihres Bekannten aus Korinth. Ich bin soeben in Athen eingetroffen, habe noch eine kleine geschäftliche Verpflichtung und könnte heute am späten Nachmittag bei Ihnen sein“, log er. „Wenn es Ihnen recht ist selbstverständlich.“ Das er schon gestern in Athen eingetroffen war, erwähnte er mit keinem Wort.

„Ah, Herr Janis, sehr erfreut, dass sie sich wieder melden. Mein Name ist Panopoulos. Ich bin untröstlich, aber ich glaube, ich habe es bei unserem letzten, kurzen Gespräch nicht erwähnt. Michalis Panopoulos“, fügte er mit einem gewissen Stolz hinzu.

„Sehr erfreut auch meinerseits, Herr Panopoulos. Ihre Adresse habe ich mir schon bei unserem ersten Kontakt notiert. Also, sagen wir um 20.00 Uhr bei Ihnen?“ Janis hielt das Gespräch so spartanisch wie möglich. Mehr Worte wollte er am Telefon mit einer ihm nicht bekannten Person nicht austauschen.

„Sehr gut. Also dann erwarte ich Sie heute Abend. Bis dann.“ Ohne sichtbare Erregung beendete Panopoulos das Gespräch.

Jetzt kam es darauf an. Denn nichts war gefährlicher als ein Geschäftspartner, der auf zwei Seiten gleichzeitig mitmischte. Jetzt würde ein Panopoulos, wenn er mit denen etwas am Hut hätte, die Bullen kontaktieren. Große Vorsicht war geboten. In Verbindung mit archäologischen Artefakten, wurden hierzulande unlautere, illegale Antiquitäten- und Schmuggelgeschäfte mit recht harten Gefängnisstrafen bestraft. Und das Schlimme war,

dass bei fast jeden Deal, bei dem die Täter gefasst wurden, der Interessent fast immer ein vorgeschobener Polizist war. Oder er agierte im Einvernehmen mit den entsprechenden polizeilichen Behörden.

Panopoulos jedoch hatte sich wieder ganz selbstverständlich seiner geschäftlichen Tätigkeit zugewandt, zeigte keine Reaktion, die auf Erregung oder Panik schließen ließ. Er begann wieder mit seinen Mitarbeitern zu konferieren und verhielt sich völlig normal. Janis musste noch eine gute Stunde im Schatten ausharren, bis Panopoulos endlich aus dem Gebäude kam. Sogleich stieg er in seinen Wagen und fuhr los. Jetzt wäre die zweite Möglichkeit mit den Behörden Kontakt aufzunehmen, oder direkt bei einer Polizeistation vorzufahren. Doch Panopoulos telefonierte nicht. Er kämpfte sich mit seiner Limousine auf Schleichwegen unter den Boulevard Syggrou hindurch. Sobald er die gegenüberliegende Seite erreicht hatte, fuhr er wieder den gleichen Weg, den er vormittags gekommen war, Richtung Norden. Die dreispurige Stadtautobahn ermöglichte ein zügiges Vorwärtstkommen.

In sicherem Abstand folgte ihm Janis eine ganze Weile. Der Verfolgte war ein ruhiger, bedächtiger Fahrer und schwamm zu dieser mittäglichen Stunde mit dem Strom der Blechlawine mit. Als er die *Attiki Odos* kreuzte und Janis nunmehr sicher war, dass der gute Mann nach Hause fuhr, atmete er erleichtert auf. Bald fuhr er rechts ab auf eine breite Straße Richtung *Kifissia*. Hier herrschten wieder alltägliche, griechische Straßenverhältnisse. Entsprechend gab es einfach zu viele Fahrzeuge jeder Größenordnung und das übliche Chaos.

Bei dem ganzen Durcheinander, der Undiszipliniertheit, dem Gehupe und den motorisierten Zweirädern die einen immer schnitten, konnte man Verfolgten sogar fast an die hintere Stoßstange auffahren, ohne dass diese es merkten. Der Mercedes hielt plötzlich an einem Kiosk. Panopoulos stieg bei laufenden Motor und Warnblinker aus, kaufte einige Tageszeitungen und fuhr wieder weiter. Janis wusste zwar nicht genau, wo er sich momentan befand, dies war aber nebensächlich. Hauptsache Panopoulos verhielt sich unauffällig und fuhr zu keiner Polizeidienststelle.

Endlich kamen sie an eine Straßenkreuzung, die ihm bekannt vorkam. Er hatte sie schon heute Morgen bemerkt, als er dem Taxifahrer zu der Villa gefolgt war. Noch zwei weitere Abbiegungen und schon waren sie in Sichtweite von Panopoulos Anwesen. In gebührendem Abstand fuhr er an den Straßenrand und sah, wie sich das eiserne Tor öffnete.

Wenig später war die Limousine dahinter verschwunden. Janis konnte endlich aufatmen. Es war sehr unwahrscheinlich, dass Panopoulos jetzt noch die Behörden ins Spiel brachte, so glaubte er zumindest aus Erfahrung zu wissen. Jetzt würde er sich eine Weile hinlegen, bevor er heute Abend wieder hier vorstellig wurde.

Wieder im Hotel, kamen ihm Zweifel auf. Gestern schon, als er hier eintraf, hatte er sich gefragt, was er hier eigentlich tat. Langsam schlitterte er in jenes Wechselbad der Gefühle, in das man hinabschlingert, wenn man sich über den Sinn seines eigenen Handelns nicht mehr ganz im Klaren ist. Warum musste er jeden Tipp, jeder ihm dargebotenen Spinnerei nachgehen, als wäre er ein Erforscher neuer Kontinente. Hatte er denn nichts Besseres zu tun?

Er nahm sich eine Coca-Cola aus der mittlerweile wieder aufgefüllten Minibar. Sein Geist fühlte sich ebenso müde und angespannt an wie sein Körper. Dennoch, er konnte sich seinem Schicksal nicht widersetzen. Etwas Unergründliches trieb ihn immer weiter, immer vorwärts. Noch halbvoll, ließ er die kalte Erfrischung stehen und nahm sich einen kleinen Whisky. Er hoffte, das alkoholische Getränk würde ihm helfen, die in seinem Inneren rebellierenden Dämonen zu ignorieren und schnell einzuschlafen.

Was für ein verpfushtes Leben, dachte er und bemitleidete sich selbst. Könnte er doch alles, was er gesehen und erlebt hatte wie diesen Whisky hinunterschlucken, auslöschen und nochmals von vorne anfangen. Eine Stimme, die in der äußersten Ecke seiner Einsamkeit saß, schien ihm zuzurufen. Er vernahm das unablässige Organ, das ansonsten nur nachts zu ihm sprach, ihn verhöhnte und die Stille und Einsamkeit noch mehr unterstrich. Sein Herz war aufgewühlt. Als müsste er an diesem Tag Rechenschaft für seine Schandtaten ablegen, zog wie ein böser Alptraum sein Leben hastig vor seinem Auge an ihm vorbei.

Sein Blick schweifte aus dem Fenster zu den Hügeln in naher Ferne, Akropolis und Lykabetos. In weiterer Entfernung nahm er das Ymittos-Gebirge wahr. Dessen einzelne Hügel, wie seine einzelnen Enttäuschungen, waren zu einem Gebirge herangewachsen. Mit einem Zug kippte er den Rest des Alkohols hinunter. Er zwang sich, jetzt nicht mehr nachdenken. Auf dem Bett liegend starrte er zur Decke, während sich langsam eine Leere seiner bemächtigte und Morpheus ihn in seinem Reich empfing.

Er lenkte den Wagen in eine endlose Weite, die keinen Anfang und kein Ende zu haben schien. Eine tiefe Schwärze umgab ihn, als sei das klapprige Mietauto eine Kapsel geworden, die sowohl von der Zukunft, in die er fuhr, als auch von der Vergangenheit, der er entfloh, isoliert war. Plötzlich erblickte er sein Spiegelbild, das in der Windschutzscheibe reflektiert wurde. Felder wurden auf einmal auf beiden Seiten einer Straße sichtbar, von denen Saatkrähen mit ihren schwarzen Schwingen krächzend aufflatterten. Eine Vogelscheuche war mitten in einem Acker aufgestellt, mutterseelenallein. Das Gerippe war aus altem Holz zusammengebastelt. Die Kleidungsstücke, die sie trug, sahen vergammelt und zerrissen aus.

Er konnte zuerst nicht ausmachen, ob sie einen Kopf und ein Gesicht hatte. Beim Näherkommen jedoch erschrak er. Was er sah und düster erkannte, war sein eigenes Antlitz. Und doch schien er nicht mehr er selbst zu sein, hatte aufgehört zu existieren. Etwas war im Begriff sich herauszukristallisieren, sich zu irgendetwas zu formen, was immer es auch sein mochte: Reue, die seinen Willen wie Essig zerfraß, Gewissensbisse, die in seiner Kehle wie Galle brannten. Es war ihm gleich, wohin er fuhr und was aus ihm werden würde. Zeit und Entfernung waren alles, was er zwischen sich und der Flut lebhafter Erinnerungen dazwischenschieben wollte: Dämonen, die sich an ihn dranhängten, geißelten ihn und versuchten ihn in eine bodenlose Dunkelheit hinabzuzerren. Bilder und Geräusche, die er nicht ertragen konnte. In seiner Verzweiflung fuhr er immer weiter, war überzeugt, dass er ihnen entkommen konnte.

Was ihn plötzlich über die Schulter schauen ließ wusste er nicht. Er verfluchte jedoch seine eigene Nervosität und glaubte zu hören, wie sein Herz in der Brust schlug. Doch da war niemand,

kein einziger Mensch. Wenn doch wenigstens einige andere da wären, um seine Einsamkeit zu teilen oder diese zu vertreiben. In seiner Unachtsamkeit war er in einer Kurve geradeausgefahren. Panik ergriff ihn, gleichzeitig fing er an am Lenker zu drehen. Dabei fühlte er jene Erleichterung, die immer dann eintrat, wenn man nach einem angespannten Moment der Unentschlossenheit zu handeln begann. Mit einem waghalsigen Manöver versuchte er die Kurve aufzufangen. Die Reifen quietschten. Ja, er würde es noch rechtzeitig schaffen, oder, nein, doch . . . Panikartig öffnete er die Augen. Die Realität hatte wieder von ihm Besitz ergriffen.

Pünktlich wie immer, war er kurz vor acht zur Stelle. Vor Ort hatte er nochmals die nähere Umgebung des Anwesens Panopoulos auf etwaige Ungereimtheiten abgecheckt, jedoch nichts Auffälliges entdecken können. Janis machte sein Kreuz und ging zu einem Pförtnerhäuschen, das unweit des großen eisernen Tores in die Mauer des Anwesens eingelassen war. Neben einer großen Sicherheits-Glastür, war dort eine Türsprechanlage mit Kamera installiert. Somit konnte man jeden vorstellig gewordenen Besucher, im Vorfeld vom Haupthaus aus, optisch einschätzen.

Janis klingelte. Doch zunächst antwortete ihm niemand. Etwa eine halbe Minute später erschien ein älterer Mann mit fleckigem Gesicht und nach hinten gekämmten Haar. Er schaute kurz durch die Scheibe der Glastür, schätzte den Besucher ab, öffnete und sah fragend zu ihm hinaus. Mit seinem Körperbau, seiner Mimik und dem asthmatischen Keuchen, erinnerte er ihn an eine Bulldogge, die missmutig aus ihrer Hundehütte schaute.

„Kann ich Ihnen helfen, mein Herr?“, fragte er in einem hochnäsigen Ton, der darauf schließen ließ, dass er nicht unbedingt erfreut war. Janis Aufmachung schien nicht dem Erscheinungsbild gerecht zu werden, das für gewöhnlich zu solch fortgeschrittener Stunde der Image der Personen entsprach, die hier vorstellig wurden. „Haben Sie einen Termin mit Herrn Panopoulos? Wen darf ich melden?“, fragte er und musterte den Besucher von oben bis unten, wie bei der Einberufung zum Wehrdienst. Seine Stimme glich der eines Bischofs, der zu einem Bettler sprach.

Janis stellte sich vor. Gleich darauf ließ ihn die Bulldogge in den Garten des Anwesens eintreten. Von dort führte ein äußerst

gepflegter Weg durch eine kleine Parkanlage zum Haus. Einige Augenblicke später wurde er in ein luxuriöses, Wohnzimmer mit Panoramafenster eingeführt. Die Möbel und Dekorationen schienen trotz aller Üppigkeit den vorhandenen Raum nicht ausfüllen zu können. Die Bulldogge immer auf Schritt und Tritt hinter ihm, so als müsste sie sicherstellen, dass Janis nicht mit dem Silberbesteck durchbrannte.

Verwundert blickte er in die Runde, denn solch ein schönes Haus hatte er von innen noch nie gesehen. Ein riesiger Kamin im alten Stil, gestützt mit alten, verzierten Marmorsäulen, thronte an der hinteren Wand. Neben einem exklusiven, seines Erachtens sehr teurem Canapé, lag ein betagter Dalmatiner und schien zu schlafen, ohne sich durch die Eindringlinge stören zu lassen. Alles hier schien vom Besten. Das Ganze war mit kostbaren Antiquitäten, die allesamt aus der klassischen Periode der griechischen vorchristlichen Geschichte zu stammen schienen, durchsetzt. Wie konnte es in dieser Fülle möglich sein, dachte er. Doch er hatte keine Möglichkeit darüber nachzudenken.

In diesem Augenblick erschien der Gastgeber in einem dunkelgrauen Anzug, mit dazu passender gelber Krawatte. Er hatte die Sechzig wohl überschritten, hielt sich aber korrekt aufrecht, als hätten die Jesuiten ihm dies auf einem katholischen Internat mit dem Stock adressiert. Sein kurzes, schwarzes Haar, gab ihm eine Nuance von Frische und Dynamik. Eine dicke, kostbare Uhr schmückte sein linkes Handgelenk. Die ganze Optik wurde von äußerst sauberen und gut polierten Schuhen unterstrichen.

Wie durch Magie hatte sich die Bulldogge, die ihn bisher bewacht hatte, im gleichen Moment sprichwörtlich in Luft aufgelöst. Nachdem er vom Hausherrn aufs herzlichste begrüßt worden war, bat ihn Panopoulos, ihm in die Bibliothek zu folgen. Dort würden sie alles Weitere besprechen. Doch einmal dort angekommen, musste Janis erstmal tief Luft holen. Er fand sich in einem Raum wieder, der denen alter englischer Schlösser ähnelte und die man oftmals in Hollywood-Filmen zu sehen bekam.

Tausende, wenn nicht gar zehntausende, alter Folianten reihten sich hier auf unzähligen Wandregalen aus feinstem, verzierten Eichenholz aneinander. Irgendetwas an diesen

Laufmetern bedruckter Seiten erfüllte ihn mit Andacht. Sichtlich bewegt, sog er den Geruch des Papiers ein, ließ seinen Blick über die Dramen, Romane und Sachbücher verschiedenster Art schweifen. Stunden- und tagelang könnte er sich in dieser Bibliothek, die einer Traumwelt glich, aufhalten.

In den diversen Büchern herumzublättern oder sich mit einem, das ihn fesselte, hinzusetzen, darin zu lesen und die Welt um ihn herum zu vergessen, schien ihn auf einmal in eine andere Dimension zu versetzen. All das hier repräsentierte ein Vermögen, für eine Leseratte wie ihn unbezahlbar. Wie in einer großen Kathedrale, blieb er fassungslos in der Mitte des Raumes auf einem großen Perserteppich stehen. Er verschränkte die Arme und blickte überwältigt, aber auch beschämt, in die Runde. Plötzlich begriff er, wie klein und unbedeutend er eigentlich war.

„Verzeihen Sie mir die Unordnung“, sagte der Hausherr heiter und nahm einen Stapel Papier, von einem der teuer aussehenden Sesseln, neben seinem Schreibtisch. „Alle meine Freunde sagen mir, ich sollte den Buttler hinauswerfen. Aber der Gute ist praktisch seit den Tagen des griechischen Freiheitskampfes hier. Ich habe einfach nicht das Herz oder die Courage, mich von ihm zu trennen.“ Er lachte und führte weiter aus: „Der wird uns alle noch überleben.“

Als perfekter Gastgeber bot Panopoulos ihm an, auf den alten, erlesenen Sesselementen Platz zu nehmen. Auf einer großen, luxuriösen Kommode gab es eine futuristisch anmutende TV-Anlage mit gewölbten Bildschirm, die sicherlich ein kleines Vermögen gekostet hatte. Die Nachrichten liefen gerade mit leisem Ton, der kaum hörbar war. Der Hausherr schenkte ihnen einen guten Rotwein ein. Gentleman alter Schule wie er war, ging er nicht gleich ins Eingemachte. Er drückte sich sehr kultiviert aus und sein Wortschatz ließ erkennen, dass er eine hervorragende Schulbildung genossen hatte.

„Herr Janis, erlauben Sie mir bitte zunächst etwas zu meiner Familie zu berichten, um Ihnen ein wenig Einblick in die Beweggründe meines Handelns zu geben. Ich entstamme einer sehr wohlhabenden Familie. Sie gehörte schon immer zur ökonomischen Elite dieses Landes“, erzählte der Gastgeber ohne die kleinste Nuance von Überheblichkeit. „Es liegt mir nicht daran

Kunstwerke, beziehungsweise archäologische Funde zu erwerben, um diese dann mit Gewinn weiterzuverkaufen. Nein! Ganz und gar nicht.“ Panopoulos machte hier bewusst eine rhetorische Pause.

„Mal abgesehen davon, dass mein Vater steinreich war, wurde ihm die Ehre zuteil, eine Zeit lang Kurator des Athener archäologischen Museums gewesen zu sein. Er war ein engagierter Befürworter, Pionier und Frontkämpfer für die Rückholung und Erhaltung der archäologischen Schätze des Landes.“ Mit einem unübersehbarem Stolz flossen nun die Lobesworte aus seinem Mund. „Mein alter Herr wurde häufig in Fragen der Repatriierung von Kunstschätzen zitiert. In regelmäßigen Abständen sprach er sich auch dafür aus, dass die Marmorskulpturen und -fragmente der Akropolis, die einst von Lord Elgin nach England gebracht wurden, in unsere Heimat zurückkehren sollten.“

Die weiteren Ausführungen Panopoulos bezogen sich auf die Überlegungen der Allgemeinheit, dass der Engländer die Kunstobjekte einst vom heiligen Felsen geraubt hätte. Sein werter Herr, als bedeutender Fachmann in der betreffenden Disziplin, war ein umworbener Gast in den Salons der Reichen und Mächtigen Europas und ließ nie eine Gelegenheit aus, neue Fürsprecher für seine Sache zu gewinnen. Janis versuchte all die Zeit zu ergründen, worauf Panopoulos eigentlich hinauswollte. Als Sohn seines Vaters hatte Panopoulos ebenfalls die Archäologie und Werke der Antike zu schätzen gelernt. An dessen Sterbebett hatte er ihm schwören müssen, seine Aufgabe, seine heilige Mission weiterzuführen.

Mit einem Auge nahm Janis im Fernsehbildschirm wahr, wie sich der noch amtierende *πρωθυπουργός*, wie der Ministerpräsident in Griechenland hieß, gerade im Parlament vor versammeltem Plenum abzappelte. Er beteuerte, dass die Ökonomie der Nation sich wieder stabilisiert hätte. Endlich stünden bessere Zeiten an. Vorausgesetzt natürlich, man würde bei den in Kürze stattfindenden Wahlen wieder auf ihn und seine Partei setzen.

„Mein alter Herr hatte noch an die Anständigkeit der Menschen appelliert, hoffte von Zeit zu Zeit diverse Objekte wieder in die Heimat repatriieren zu können. Mittlerweile haben

die sich die Zeiten aber geändert.“ Wieder eine rhetorische Pause. „Mein Wohlstand erlaubt es mir heute, nicht mehr auf die Gutherzigen, Museumsdiebe und sonstige Grabschänder warten zu müssen. Die meisten gaukeln einem sowieso nur etwas vor. Am Ende versprechen sie alles, was man hören will, halten jedoch nichts ein. Ich war es leid, andauern wie die Katze um den heißen Brei herumschleichen zu müssen. Immer wieder musste ich mich mit dubiosen, kleinkarierten Ganoven und Möchtegernexperten abgeben. Letztendlich ist es effizienter, mit Leuten ihres Schlages gleich zum Punkt zu kommen. Meine eigenen Erfahrungen sagen mir, dass die Menschen, die wirklich etwas bewegen, dazu neigen, tatsächlich die Wahrheit zu sagen. Sofern man ihnen erst gar nicht die Gelegenheit einräumt, sich in Lügen zu verstricken. Somit habe ich den Schritt gewagt und suchte Kontakt zu Leuten wie Ihnen, Herr Janis. Salopp ausgedrückt, versuche ich direkt, im einfachen Kuhhandel, Kunstwerke zu erwerben.“

Jetzt begann Licht in die Ausführungen zu kommen. Janis war ganz Ohr.

„Mit der Archäologie ist das eine komische Sache, nicht wahr. Erst kommen für gewöhnlich die Archäologen, dann die Grabräuber und sonstige Ganoven aller Art. Am Ende erscheinen die Aufkäufer und Händler.“ Panopoulos Verzweigungen in die Materie wurden immer komplexer.

„Gerade wir Käufer tun wirklich unser Bestes, damit die Menschheit das alte Zeug für wertvoll hält, dass Menschen wie Sie und die hinter Ihnen aus der Erde holen. Würden wir nicht die Preise für diese Gegenstände in die Höhe treiben, was glauben Sie wohl? Gebe es auch nur ein Museum auf der Welt? Nur weil ein paar verrückte Akademiker und Historiker meinen, dass sei von kultureller Wichtigkeit? Gewiss nicht! Nur wenn diese alte Erzeugnisse und Meisterwerke einen hohen materiellen Gegenwert repräsentieren, sind sie davor geschützt, auf ewig vom Antlitz der Erde zu verschwinden.“ Hier hatte der Hausherr den Nagel auf den Kopf getroffen. Von diesem Standpunkt aus hatte es Janis noch nie betrachtet.

Der Oppositionsführer hatte im TV-Gerät mittlerweile das Podium erstürmt. Mit erhobenem Finger ermahnte er das griechische Volk, in Zukunft, bei der Gunst und Vergabe seines

Stimmrechts, etwas vorsichtiger zu sein. Des Weiteren prangerte er den Verrat an der griechischen Geschichte bezüglich des Namens „Makedonien“ an, welchen Tsipras und Konsorten leichtfertig beschmutzt hätten.

„Ich verhandle nicht über den Preis“, führte Panopoulos weiter aus, „sofern er nicht verrückt oder gar astronomisch ist. Ebenso appelliere ich ein klein wenig an die Logik solch einer Geschäftsanbahnung. Daher versuche ich den Verkäufer als Mitstreiter und Partner für die gute Sache zu sehen, und nicht als Räuber, Grabschänder oder Verbrecher. Ich versuche so viele Artefakte wie möglich zu erwerben, führe sie dann den Museen zu. Mein werter Herr wünschte sich, dass alle Menschen in unserer Heimat daran teilhaben. Das wird das Erbe meines Vaters, sein Erbe an das griechische Volk sein.“ Bedächtig schaute er auf den riesigen Perserteppich, der sich majestätisch vor ihm ausbreitete. „Und ich muss mich beeilen, Herr Janis. Denn vom Sand in meiner Lebensuhr, sind nicht mehr viele Körner übrig.“

Janis war verblüfft. Obwohl er mit vielem gerechnet hatte, erstaunte es ihn, Derartiges zu hören. Es war sicherlich recht selten in diesem Lande, dass einer seiner Bürger solch altruistische Ansichten hegte. Zum einen für die Kunst, zum anderen für das griechische Volk. Und erschwerend kam dazu, dass er tief in seinen eigenen Geldbeutel greifen musste. Konnte dies wirklich so sein?

Doch irgendwie wollte er den Worten dieses Mannes glauben. Er hatte das gute Gefühl, dass es sich genauso verhielt, wie der Gastgeber es darlegte. Seine Art, seine Ruhe und die Sympathie, die er ausstrahlte, bestätigten ihm, dass er es hier mit einem einzigartigen Vertreter der griechischen Rasse zu tun hatte, wie er ihn wohl nie wieder antreffen würde.

„Herr Michalis“, sprach er ihn einfach mit dessen Vornamen an, „ich halte Sie für einen gebildeten und kultivierten Ehrenmann. Ich respektiere Ihre Ansichten und beteuere Ihnen, dass in dieser Angelegenheit alles seinen rechten Gang gehen wird. Die Transaktion wird reibungslos verlaufen. Auch ich bin sehr erfreut, auf einen Mann ihres Schlages zu treffen. Sie müssen wissen, wir vollführen einen Drahtseilakt ohne Netz. Beim kleinsten Fehltritt stürzen wir regelrecht in die Tiefe.“

Panopoulos hatte im Vorfeld Bilder der Objekte zugesandt bekommen. Somit hatte er eine Vorstellung davon, in welche exakte geschichtliche Periode die Artefakte einzuordnen waren und welchen kulturellen Wert sie repräsentierten. Er hatte sofort Interesse am gesamten, angebotenen Paket bekundet. Man hatte vereinbart, dass sobald die Ware bei ihm oder an einem Ort seiner Wahl eintraf, er diese einer ersten Begutachtung unterziehen könnte. Erst dann sollte der vereinbarte Betrag, den Themis entgegennehmen würde, den Besitzer wechseln.

Mittlerweile zeigte man in den Nachrichten einen Reporter, der einige Bewohner eines Athener Vororts interviewte. Eine Verbrecherbande geißelte den Stadtteil und hatte wiederholt Rentner zuhause überfallen. Die Athener Bürger waren entsetzt. Einige Abgeordnete der Opposition sprachen ihre Bedenken aus, dass die noch aktuelle Regierung nicht in der Lage sei, die Bürger zu schützen. Doch dem würde demnächst Abhilfe geleistet werden, wenn sie an der Regierung wären.

„Ich für meinen Teil bin von den lauterer Absichten Ihrer Person überzeugt“, setzte Janis abschließend hinzu.

„Menschen sind keine Statuen, Herr Janis. Das, was wir von ihnen sehen, ist nur die äußere Hülle. Ich bilde mir ein, dass ich ab und zu auch hineinschauen kann. In Ihrem Fall erlaube ich mir meine Gedanken darzulegen.“ Es folgte wieder eine Pause, um seinen Worten das nötige Gewicht zu verleihen. „Wenn man im Dreck hantiert und dazu noch damit beworfen wird, bleibt immer etwas hängen. Dennoch machen Sie mir nicht den Eindruck eines gewöhnlichen Kriminellen. Wie konnten Sie auf solche Abwege geraten, um in derartige Geschäfte verwickelt zu sein? Ein Mann Ihrer Qualitäten, denn ich habe von Themis nur das Beste über Sie gehört, sollte sich ganz anderen Aufgaben zuwenden. Und vor allem, legaler Art!“

Dankend nahm Janis diese wohlwollenden Worte entgegen, doch es war ihm nicht danach, sich in Einzelheiten zu vertiefen. Die letzten Worte hatten ihn ein wenig verstimmt, denn sie führten ihm die nackte Wahrheit vors Gesicht. Einer Wahrheit, die er kannte, jedoch immer wieder hintenanstellte und sich selbst anlog und versprach, dass er ein anderes Mal ernsthaft darüber nachdenken würde.

Er hatte lange genug die kostbare Zeit seines Gastgebers in Anspruch genommen. Es war wohl an der Zeit, die Unterredung zu beenden und wieder seiner Wege zu gehen. Plötzlich verspürte er eine seltsame Zuneigung für diesen elitären Herrn. Doch wie auch immer, er hatte die unerklärliche Eingebung, dass er ihn nie wiedersehen würde. Janis versprach sobald wie möglich wieder von sich hören zu lassen. Wie aus dem Nichts war auf einmal die Bulldogge wieder da, um ihn aus dem Areal des Anwesens zu begleiten.

KAPITEL 12 Roxana in Gefangenschaft

Sie musste wohl wieder eingeschlafen sein. Denn jetzt, wo sie wiedererwachte und kaum die Augen geöffnet hatte, schien von draußen ein wenig Licht durch die kaputten Holzläden. Ihre kläglichen Versuche sich vom Boden zu erheben, wollten ihr zunächst nicht gelingen. Vor Schmerzen stöhnend, weil sie zu lange auf dem Boden gelegen hatte, spürte sie nun jeden einzelnen Knochen. Ihr Körper schien momentan wie paralysiert. Er gehorchte ihren Befehlen nicht mehr, da sie zu lange in einer unbequemen Lage hatte ausharren müssen.

Schließlich gelang es ihr die Augen soweit zu öffnen um blinzeln ein wenig ihre Umgebung wahrzunehmen. Ihre Sehorgane waren an keinerlei Reize mehr gewöhnt, sie verhielten sich wie ausgetrocknete Schwämme, die man ins Wasser geworfen hatte. Sie blinzelte so heftig, als starrte sie in die gleisende Sonne und erwache aus einem Traum. Nur langsam gewöhnten sich ihre Augen an das Tageslicht. Doch dann erkannte sie, dass sie nicht geträumt hatte. Plötzlich erkannte sie die grässliche Kammer wieder. Gebunden und verpackt, unfähig sich groß zu rühren, konnte sie sich nach einigen Bemühungen dennoch aufrichten. Kaum auf den Beinen, musste sie jedoch gegen den Schwindel ankämpfen, der sie befiel und versuchte das Sofa zu erreichen. Langsam, wie in Zeitlupe, hüpfte sie darauf zu und konnte sich endlich setzen.

Ihr Atem war zunächst das Einzige, was sie hörte. Ansonsten eine schwere, leere Stille. Der malträtiertere Kopf

brummte heute Morgen genauso wie gestern Abend. Sie fühlte, dass ihr Gesicht und die linke Ohrgegend angeschwollen waren. Es überraschte sie, dass sie keinen Hunger verspürte, obwohl sie seit gestern Nachmittag nichts mehr zu sich genommen hatte. Ein ohnmachtsähnliches Drücken hatte sich in ihrem Bauch breit gemacht. Auf einmal verspürte sie ein süßlich, trockenes Brennen im Mund. Es machte sie wahnsinnig und sie merkte, dass sie entsetzlichen Durst hatte.

Früher hatte sie sich gelegentlich Gedanken über menschliche Grundbedürfnisse gemacht. Am schlimmsten war ihr das Bedürfnis des Abtritts erschienen. Lächerlich, dachte sie in diesem Moment. Seit gestern Mittag hatte sie nichts mehr getrunken. Nachdem sie verprügelt worden war, konnte sie nicht mehr klar denken und hatte es versäumt, um Wasser zu bitten. Dann hatte sie der Schlaf übermannt. Doch jetzt spürte sie das Verlangen nach etwas zu trinken umso deutlicher. Wenn sie nicht bald etwas Nasses bekam, würde sie zusammenbrechen.

Auf einmal hörte sie Geräusche auf dem Gang. Kurz darauf wurde ein Schlüssel ins Schloss gesteckt und heftig umgedreht. Eine Beklemmung machte sich in ihr breit und sie sackte in sich zusammen. Furchtbare Angst materialisierte sich augenblicklich, fast greifbar. Wie ein Dämon schien sie ihre Krallen nach ihr auszustrecken. Die Tür schwang auf und der bullige Typ von gestern kam herein.

„Na, wie geht's denn unserem Täubchen heute?“, fragte er amüsiert. „Hast' dir gestern wohl an meinem Kollegen die Milchzähne ausgebissen. Ah, wird schon wieder, nimm's nicht so ernst.“

„Wasser, bitte gib mir was zu trinken“, krächzte das Mädchen durch das Klebeband mit letzter Kraft flehend. Sie hatte nicht wahrgenommen, dass der Mann einen Korb mit sich trug.

Der Bullige legte ihr eine Hand hinter den Kopf, schnappte das Klebeband mit seinen wurstigen Fingern und versuchte es zu lockern. Da es aber mehrmals um den Kopf des Mädchens gewickelt war und mit ihren Haaren eine Masse bildete, konnte er es nicht entfernen. Es gelang ihm zumindest, das Band so weit unter ihr Kinn zu zerren, damit er ihr zu trinken geben konnte.

Da sie die Hände hinten auf dem Rücken gebunden hatte, konnte sie nicht allein trinken. Somit schraubte er den Verschluss einer Wasserflasche auf und setzte sie ihr an den Mund. Gierig, als ob ihr Leben daran hing, sog sie an der Flasche. Wie eine Verdurstende schluckte sie das kostbare Nass ohne Unterbrechung hinunter. Am Ende verschluckte sie sich und musste husten, sodass ihr Tränen in die Augen stiegen. Als sie sich wieder erholt hatte, war die Flasche wieder im Korb. Der Mann packte sogleich etwas zu essen aus.

„Bitte“, flehte sie ihren Peiniger an. „Ich verspreche dir, ich werde mich ruhig verhalten. Aber bitte, nicht mehr den Mund zukleben.“ Bettelnd sah sie ihn an, Tränen schossen wieder in ihre Augen.

Der Mann sah sie an, schien die Konsequenzen abzuschätzen, die ein Fehlverhalten seinerseits haben konnte. Letztendlich ließ er sich aber dazu überreden. Widerwillig lockerte er ihr das Klebeband, sodass sie jetzt vernünftig essen konnte.

„Hör mir gut zu. Ich weiß, wie das ist. Ist mir vor Jahren auch schon mal widerfahren. Also gut! Das Band bleibt unten. Aber wehe dir, wenn du Scheiße baust. Letztendlich hört dich hier sowieso niemand, wenn du schreist. Dennoch, wenn du dich nicht führst, schicke ich meinen Kollegen zu dir. Und du weißt ja, was dann passiert. Am Ende packt der dich in eine Kiste und wirft dich in den nächstbesten Fluss. Haben wir uns verstanden? So, jetzt löse ich dir die Handfesseln, damit du essen kannst. Danach bring ich dich zur Toilette.“

Der Mann hatte ihr zwei belegte Sandwiches mit Käse und Schinken mitgebracht. Hastig schlang sie die Brote hinunter. Danach bat sie nochmals trinken zu dürfen. Darauf machte er ihr die Beinfesseln los. Mit seiner Unterstützung führte er sie anschließend zur Toilette, die sich nur eine Raum weiter befand. Während er ihr bei offener Tür den Rücken zukehrte, musste sie ihre Notdurft verrichten. Sie schämte sich so sehr, konnte jedoch ihr Bedürfnis nicht länger hinausschieben. Bald war sie wieder in ihrer Kammer, wurde wieder gefesselt.

„So, und jetzt ruhe dich aus“, sagte der Mann. „Ich komme später wieder.“ Gleich darauf hatte er wieder den Schlüssel im Schloss umgedreht, Das Geräusch seiner Schuhe im

Gang, wurde anschließend immer leiser. Stille umging sie wieder. Allein! Ihre Erschöpfung war so groß, dass sie sich nichts anderes wünschte, als dass dieser Wahnsinn endlich vorüber wäre.

Stunden waren vergangen, als die Tür sich wieder öffnete. Die zwei Bösewichte erschienen erneut, zogen sie in die Höhe und nahmen ihr die Fesseln ab. Vorsichtig schälte ihr der Kräftige das Klebeband vom Kopf, wobei es dennoch sehr weh tat. Sie wurde dann den Gang entlanggeführt. Weiter hinten ging es links ab in einen anderen Gebäudetrakt. Der Schlanke, der sie gestern verprügelt hatte, schloss eine Tür auf. Der Bullige schob sie darauf in einen großen, dunklen Raum. Es stank nach abgestandener Luft und menschlichen Ausdünstungen.

In einer dunklen Ecke des Zimmers nahm sie einige finstere Gestalten wahr, die zusammengekauert auf einer Art Pritsche oder Bett saßen. Momentan waren sie jedoch noch nicht klar zu identifizieren. Der Bullige ging auf ein Fenster zu. Schnell zog er die Rollläden hoch und öffnete das Fenster, an das von außen Gitter angebracht worden waren. Das Tageslicht fiel wie ein Wasserfall hinein, bildete auf dem Boden eine Art Trennlinie zwischen den Neuankömmlingen und den Wesen in der dunklen Ecke.

„Das mir keiner von euch Theater macht! Sonst komm ich gleich wieder und dann setzt es was“, drohte der Schlanke, wobei er sich an die dunkle Ecke wandte. „Das Fenster bleibt momentan offen. Aber wehe, ich erblicke von draußen auch nur einen Kopf im Rahmen.“ Schon waren die beiden Bösewichte wieder verschwunden.

Langsam kam Bewegung in die Ecke. Gleich darauf materialisierten sich vier junge Mädchen aus der Finsternis. Schätzungsweise im Alter von 16 – 20 Jahren, schienen sie ebenso malträtiert wie sie selbst. Sie alle blickten einer ungewissen Zukunft entgegen. Aber was hatte dies alles zu bedeuten? Wozu entführte jemand gleich so viele junge Frauen? Die Mädchen sahen sie voller Entsetzen an. Ihre Ankunft brachte keine Aussicht auf Rettung, sondern noch mehr Entsetzen. Sollte bei der einen oder anderen irgendwo noch ein wenig Hoffnung gewesen sein, so war sie mit dem Eintreten der neuen Mitleidenden entflohen. Man begrüßte sich gegenseitig und die Neue stellte sich vor.

„Ich bin Ana“, sagte sie und war froh, wieder freundlicher gesinnten Menschen gegenüberzustehen. „Ich bin aus einem kleinen Dorf mit Namen Recea, unweit von Sibiu. Wie weit dies von hier ist, weiß ich nicht.“ Auch die übrigen wussten es nicht. Die Mädchen stellten sich ebenfalls vor. Zwei der jungen Frauen waren Angehörige der Roma. Was sie jedoch inklusive sich selbst alle gemeinsam hatten, war der Umstand, dass sie recht hübsch waren. Sollte sich irgendein Verbrecherring hübsche Frauen für zum Zwecke der Prostitution zusammensammeln, löcherte sie ihr Gehirn. Sie hatte die Frage noch nicht zu Ende gedacht, da vernahmen sie schon wieder Geräusche auf dem Gang.

Die Tür wurde wieder entsichert, dann vehement aufgestoßen. Der Schlanke blieb draußen, der Bullige zwängte sich durch den Türrahmen. Dann ging er schnurstracks auf das Bett in der Ecke zu. Dort warf er den ohnmächtigen Frauenkörper, den er auf seiner rechten Schulter trug, wie einen Kartoffelsack beim Entladen eines Lastwagens, einfach ab. Anschließend bückte er sich zur jungen Frau, gab ihr ein paar schwache Ohrfeigen und hoffte sie somit wieder erwecken zu können. Die übrigen Anwesenden rührten sich nicht, wagten kaum zu atmen.

Langsam kam wieder Leben in die Bewusstlose. Als sie die Augen aufschlug, wurde sie von Kopfschmerzen gepeinigt. Vorsichtig versuchte sie sich aufzusetzen, doch sie ließ sich gleich wieder zurücksinken. Ihre Kehle brannte wie Feuer. Gleich darauf versuchte sie es nochmals. Der Schmerz trieb ihr Tränen in die Augen. Blinzeln nahm sie den Ort wahr, an dem sie sich befand. Noch verhinderten Nebelschwaden ihre Umgebung genau wahrnehmen zu können, dennoch konnte sie mehrere Gestalten ausmachen, die um sie herumstanden. Sie fühlte sich elendig und es war unerträglich heiß und stickig. Was war geschehen, wo war sie hier, waren die einzigen klaren Gedankengänge, die sie momentan fassen konnte.

Der Kräftige griff nach ihrer Schulter und schüttelte sie ein wenig. Da sie nicht reagierte, versetzte er ihr noch eine Ohrfeige, um sie wachzubekommen. Darauf unternahm sie einen neuen Versuch, sich aufzusetzen. Endlich gelang es ihr. Gleich darauf versuchte sie auf die Beine zu kommen. Ihre Knie zitterten, als wollten sie wegbrechen, doch sie schaffte es ein paar Schritte zu

gehen. Genauso plötzlich schwankte sie jedoch wieder. Eines der Zigeuner-Mädchen, Silvana, eilte sofort herbei, um sie zu stützen. Auch ihre Zwillingsschwester kam von der anderen Seite und half die Schwankende aufrecht zu halten.

„Na also, endlich bist du wieder unter uns, du kleiner Teufel.“ Der Kräftige lachte so, als ob er einen guten Witz gemacht hätte und wandte sich an die Übrigen. „Passt auf sie auf, bis sie wieder auf dem Damm ist. Ich komme bald wieder, um nach dem Rechten zu sehen. Und keine Mätzchen, verstanden?“ Schon waren die beiden wieder aus der Tür, ließen die Mädchen in ihrer feindlichen Behausung zurück.

Der Neuzugang wollte etwas sagen. Ihr Mund schaffte es aber nicht, ihre Gedanken in Laute umzusetzen. Sie schluchzte und fing an zu weinen. Plötzlich schrie sie auf, so als ob sie all ihren Frust aus ihren Eingeweiden herauspressen wollte. Silvana, ebenso wie ihre Schwester ein sehr hübsches junges Mädchen, blickte sie mit ihren schwarzen Augen eindringlich an. Dann legte sie den Zeigefinger auf ihren Mund und ermahnte sie, wissend was dies für Konsequenzen haben konnte, nicht zu schreien.

Doch ihr Versuch sie zu beruhigen, versetzte die Neue noch mehr in Rage. Sie schrie erneut. Plötzlich gab ihr das Zigeuner-Mädchen eine schallende Ohrfeige. Völlig entgeistert schaute die Geschlagene sie an. Silvana wollte erneut zu einem weiteren Schlag ansetzen, doch das Mädchen schien ihre Gedanken zu errahnen, drehte den Kopf weg und griff energisch nach ihren Handgelenken. Gleichzeitig redeten ihr die anderen gut zu. Ihre Worte schafften es endlich zu ihr durchzudringen und sie verharrte wie gelähmt in ihrer Position. Die Neue wurde daraufhin erneut zum Bett geführt und man half ihr sich zu setzen.

„Danke euch allen“, sagte die Erschöpfte, die mittlerweile ihre Sprache wiedergefunden hatte. „Ich heiße Roxana. Was macht ihr alle hier? Hat man euch auch gegen euren Willen hierhergebracht?“ Die anderen bejahten.

Roxana war dem Äußeren nach wie eine Zigeunerin gekleidet. Sie trug eine kurze Bluse und einen bunten Rock, doch ihr Aussehen passte nicht ganz dazu. Silvana und ihre Schwester, beide echte Zigeunerinnen, sahen ganz anders aus. Roxana war hellhäutig und großgewachsen. Ihre Physionomie wirkte anders.

Die Farbe ihrer langen, gelockten Haare lag irgendwo zwischen braun und blond, die Augen waren von einem klaren Blau. Ihre Hautfarbe wirkte hell und europäisch, hatte nichts mit der dunklen Farbe gemein, mit der man generell die Zigeuner identifizierte. Doch keine der Anwesenden machte sich momentan große Gedanken darum, denn sie hatten alle andere Sorgen.

„Ich bin aus einem Zigeuner-Dorf aus der Region Maramures, unweit der ukrainischen Grenze. Das ist dort irgendwo in den Karpaten“, sagte Roxana.

Obwohl die anderen nicht genau wussten, wo sie sich derzeit befanden, kam ihnen dennoch die Region Maramures recht weit weg vor. Ana war rumänischer Abstammung, aus einem kleinen Provinzdorf unweit von Sibiu. Silvana und ihre Schwester Morena glaubten aus der Gegend unweit von Arad zu stammen. Die anderen, Veta und Ica kamen von Orten, die ein oder zwei Stunden Autofahrt repräsentierten.

Roxana erzählte, dass sie derzeit mit ihrer Sippschaft in Stoicesti, einem Vorort im Norden der Stadt Craiova, campierte. Die Männer betätigen sich den Sommer über als *Caramizari*. So nannte man die Ziegel-Zigeuner, die zur Herstellung von einfachem und billigem Baumaterial, unproduktiv gewordene Lehmgruben nutzten. Erwachsene sowie Kinder, halfen bei der Produktion von Ziegeln, die zunächst in Holzrahmen geformt, anschließend in der Sonne getrocknet wurden. Danach kamen die Ziegel in einen Erdofen, wo sie bei sehr hohen Temperaturen ausgebrannt wurden.

Mit einigen anderen jungen Frauen, darunter ihre beste Freundin Cosmina, waren sie in Bukarest gewesen. Dort hatten sie auf den Märkten diverse Handarbeiten verkauft, die die Familien selbst herstellten. Auf dem Rückweg hielt Milos, Cosminas Bruder, der gleichzeitig männlicher Begleiter und Fahrer in einem war, auf einem Waldstück kurz vor ihrer Siedlung. Manch eine wollte ein letztes Mal hinter einen Baum gehen. Sie hatte sich etwa 50 Meter vom Fahrzeug entfernt. Als sie ihre Notdurft verrichtet hatte und ihren Rückweg antrat, wurde sie plötzlich nach hinten gerissen. Dann presste ihr jemand einen mit einer penetranten Chemikalie durchtränkten Lappen ins Gesicht. Obwohl sie sich mit all ihren Kräfte wehrte, stauchte und kratzte, war jeder

Verteidigungsversuch vergeblich. Bald fiel sie in einen Abgrund, verlor ihre Sinne und wachte erst in diesem Raum wieder auf.

„Ich denke, euch allen ist es ähnlich ergangen“, versuchte sie die Lage zu beschreiben. „Wie dem auch sei, wir müssen einem Weg finden um aus . . .“

Weiter kam sie nicht, denn in diesem Moment wurde die Tür wieder aufgerissen. Drei Männer kamen jetzt in den großen Raum. Zwei waren den Mädchen schon bekannt. Der Dritte war ein älterer, gut gekleideter Herr und wirkte anders als die beiden Bösewichte. Ein vierter Mann, ein wahrer Hüne der wie ein Superathlet aussah, blieb im Gang stehen. Sofort schoss Roxana wie gestochen in die Höhe und stürzte sich auf den Kräftigen. Aber sie war immer noch sehr geschwächt, sodass sie an ihm abprallte. Der Länge nach fiel sie rücklings zu Boden und wollte sich sogleich wieder erheben. Doch der gemeine Kerl war schon neben ihr, stellte seinen Fuß auf ihren Bauch und drückte zu.

„Du Kakerlake, wenn du mir weiterhin so viel Ärger bereitest, mach ich dich fertig. Ist das klar?“

Seine eiskalte Stimme klang scharf wie eine Rasierklinge. Die anderen hatten sich in der Ecke um Silvana geschart. Keine wagte es auch nur den geringsten Laut von sich zugeben.

„Aber ich bitte euch, meine Herren“, schaltete sich der Ältere jetzt ein. „Ich bin mir sicher, dass es keiner weiteren Gewalttätigkeiten bedarf. Die jungen Damen sind sich ihrer Lage sicherlich bewusst.“ Eine kleine Pause folgte. „Sie sehen alle wirklich bezaubernd aus“, mokierte er sich über das derzeitige Erscheinungsbild der Mädchen. „Und die Zigeuner-Mädchen, eine wahre Augenweide. Bravo meine Herren, gute Arbeit! Ihr habt exzellentes Material zusammengebracht. Doch für unseren Zweck, ist es nicht unbedingt erforderlich auf die *Etikett* zu achten, nicht wahr?“

„Was habt Ihr mit uns vor?“, fragte Roxana vorsichtig. „Wollt ihr uns etwa auf den Strich schicken? Wo sind wir hier? Und was meinst du mit gutes Material?“, setzte sie erregt nach. Sie hatte sich endlich wieder erhoben. Sie schüttelte ihr Haar zurecht, strich sich die Locken aus dem Gesicht.

Der Schlanke schob sich schon an dem Kräftigen vorbei nach vorne. Es war ihm anzusehen, dass er sie am liebsten gleich

zur Schnecke gemacht hätte, doch im Beisein des Älteren, wagte er es nicht, sofort handgreiflich zu werden. Abfällig zuckte er mit den Schultern.

„Was? Wie? Warum? Du fragst zu viel, du kleine Rotznase. Halt jetzt endlich dein dummes Maul, bevor ich es dir ein für alle Mal mit deiner eigenen Scheiße stopfe.“

„Ich will wissen, warum . . .“ Weiter kam sie jedoch nicht. Der Schlanke hatte ihr sofort mit einer derartigen Wut mit der flachen Hand ins Gesicht geschlagen, dass sie in die Knie ging. Dann beugte er sich zu ihr hinunter, faste ihr Ohr und zog sie mit einem kräftigen Ruck nach oben. Mit der anderen Hand materialisierte er plötzlich ein Messer hervor, dessen Klinge beängstigend scharf aussah. Er setzte ihr die Klinge ans Ohr, ritzte ein klein wenig die Haut auf. Sofort begann das Blut an ihrer Wange und an ihrem Hals hinunterzulaufen. Die übrigen Mädchen fingen an zu schreien, drückten sich erschrocken die eine gegen die andere, um sich gegenseitig zu schützen. „Haltet die Klappe, ihr Würmer,“ drohte er ihnen.

„Bitte, nimm das Messer weg und lass die Kleine endlich los“, mischte sich jetzt wieder der alte Herr ein. „Sie hat es sicherlich nicht böse gemeint, nicht wahr?“, fragte er in guter-Onkel-Manier. „Nicht wahr meine Liebe? Du wirst ab jetzt still sein, verstehen wir uns?“ Die anderen, die die ganze Zeit über, starr vor Angst und ohne einen Mucks von sich zu geben in der Ecke standen, beachtete er überhaupt nicht.

„Arschloch“, motzte Roxana ihren Peiniger frech an. Sie musste wohl immer das letzte Wort haben. Dieser täuschte nochmals eine Ohrfeige an, doch Roxana sprach nicht darauf an.

„So, jetzt hört mir gut zu. Ihr werdet bald aufbrechen. Ich bitte euch während der Fahrt entsprechend ruhig zu sein, denn ich will es vermeiden, euch richtiggehend binden zu müssen. In Ordnung? Ich verlasse mit auf euch.“ Worauf er sich umdrehte und sich davonmachte.

„Noch eine, die meint, sie müsste unbedingt ihr Maul aufreißen?“ Der Schlanke starrte alle der Reihe nach an. Seine Augen hatte sich zu schmalen Schlitzern verzogen. Keines der Mädchen wagte auch nur mit den Wimpern zu zucken. Da sie seinen Augen nicht standhalten konnten, ließen sie verschüchtert

die Blicke sinken. Nur Roxana stand aufrecht vor ihrem Peiniger und starrte ihm geradezu giftig ins Antlitz. Hätten in diesem Moment Blicke töten können

KAPITEL 13 Janis mit Mond in Pogradec

An diesem schönen Sonntagvormittag strahlte der Himmel mit seinem schönsten Blau über dem Ohrid-See und die kleine albanische Stadt Pogradec. Die Sonne tauchte den Horizont in gleisendes Licht. Es war weit und breit keine Wolke zu sehen. Pogradec war eine typische albanische Kleinstadt. Sie lag im Südosten des Landes unweit der Grenze zu Nord-Makedonien, direkt am Ufer des Ohrid-Sees. Obwohl Janis dieses Städtchen nur als Nest bezeichnete, durfte er dies den Bewohnern gegenüber nicht erwähnen. Für sie war hier der schönste Platz auf Erden, das Zentrum der Welt. Es war nicht zufällig, dass der einstige albanische König Zogu I. sowie der Diktator Enver Hoxha, hier einst oftmals ihre Ferien verbracht hatten.

Direkt am Seeufer befand sich das Hotel Royal. Der Inhaber, ein älterer Skipetar der kein Wort Griechisch verstand, mochte Janis und schätzte ihn als guten Gast in seinem Hause. Janis war in der albanischen Sprache nicht sehr bewandert. Trotzdem schafften es die beiden immer wieder, sich mit den Augen, Händen und Füßen zu verständigen. In der Gartenwirtschaft des Hotels, direkt am Ufer gelegen, waren jetzt schon mehrere Tische belegt. Man sah junge Paare beim Turteln, Familien beim Vormittagskaffee und kleine Gruppen von älteren Personen, die bei einer Tasse Kaffee oder Raki beisammensaßen. Die Alten diskutierten über Politik und unterhielten sich so laut, als trennten Berge den einen von den anderen.

Janis war mit seinem Mitarbeiter Q schon am Vorabend aus Thessaloniki eingetroffen. Q war, so behauptete er zumindest, ein Landsmann albanischer Herkunft und mittlerweile 35 Jahre alt. Er sprach recht zufriedenstellend Griechisch, mittlerweile auch ein wenig Englisch. Seine dunkle Hautfarbe und sein pechschwarzes Haar deuteten darauf hin, dass auch etwas Zigeunerblut in den Adern seiner Vorfahren floss. Aber eine

entsprechende Frage hinsichtlich seiner Herkunft und jeglicher Vermischung mit Zigeunern, dementierte er immer auf das Heftigste. Aber wer Augen hatte, der sah!

Den Namen Q hatte er sich aus den James Bond-Filmen angeeignet. Mittlerweile lief er mit ihm umher, wie ein Straßenkötter, dem man einen Benzinkanister an den Schwanz gebunden hatte. Er war weder ein Frauenheld noch wagemutig. James Bond sah er nicht mal in der Nacht, auf zwei Kilometer Entfernung, ähnlich. Somit hatte er statt dem Wunschnamen *Bond*, gezwungenermaßen den, des Gadgets-Entwicklers Q, adoptieren müssen. Um wenigstens diesem Namen gerecht zu werden, versuchte er in seiner Freizeit allerlei technischen Unsinn zusammenzuschustern. Immer wieder kaufte er elektronische Geräte, verunstaltete und vergewaltigte sie daraufhin im klarsten Sinne des Wortes. Fortwährend hoffte er, daraus etwas zu basteln, das Funktionen enthielt, die bisher so in keiner technischen Vorrichtung zu finden waren.

Q war, während der ersten Einwanderungswellen albanischer Immigranten, zu Fuß über die Berge nach Griechenland gekommen. In der ersten Phase hatte er sich mit diversen Hilfsarbeiten auf Feldern und Baustellen über Wasser gehalten. Trotz mehrerer Razzias der griechischen Polizei, die an seinen verschiedenen Arbeitsstellen stattfanden, hatte er es immer wieder verstanden den Staatsdienern zu entwischen. Vor einigen Jahren, immer noch ohne einen Fetzen Papier, das seine zivile Stellung im griechischen Hoheitsgebiet legal attestierte, war er durch die Vermittlung eines Landsmanns in Vassilis Reisebüro vorstellig geworden. Janis, damals noch mit Vassilis im Bunde, verhalf ihm innerhalb von zwei Monaten zu einer legalen Aufenthaltsgenehmigung.

Von diesem großen Meister, der solche Taten vollbringen konnte, sichtlich beeindruckt, bat er ihn in Zukunft mit ihm zusammenarbeiten zu dürfen. Dieser wiederum konnte einen Griechisch sprechenden Albaner gut gebrauchen. Er war es leid, sich mit diesem Menschenschlag auseinander setzen zu müssen. Zum einen sprachen seine albanischen Geschäftspartner nicht immer Griechisch oder Englisch. Auf der anderen Seite hatte er keine Lust, sich über längere Zeitspannen hinweg mit diesen

Leuten zusammensetzten und um den heißen Brei zu reden. Genaugenommen konnte er sie, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht ausstehen.

Wenn er das Wort ergriff und seinen Standpunkt oder Vorgehensweise zu einem Deal erklärte, forderte er Respekt. Sollte es irgendeiner wagen währenddessen mit dritten zu flüstern, bohrte er seinen Blick in den Betreffenden. Wenn es so weit kam, dass sich jemand erdreistete ihn zu unterbrechen, erteilte er dem Betreffenden eine Verwarnung. Bei wiederholtem Vergehen drohte er sogar an, sofort zu gehen. Die Fragen, die ihm gestellt wurden, beantwortete er ruhig und methodisch. Er sprach mit einem berechnenden Grad von Überheblichkeit, die die höchst zweifelhaften Fähigkeiten seines Gegenübers überaus präzise bloßstellten. Oftmals wurde er arrogant, um nicht zu sagen, geradezu beleidigend. Den stolzen *Skipetaren*, wie die Albaner sich selbst nannten und von Geburt aus leicht dazu neigten schnell beleidigt zu sein, gefiel das überhaupt nicht.

Somit entwickelte sich im Laufe der Zeit eine gutfunktionierende Zusammenarbeit. Sie waren zwar nicht gleichberechtigt, der eine respektierte aber den anderen. Q konnte stundenlang mit seinesgleichen quatschen. Dabei war es für ihn recht einfach, mit ihnen eine ganze Zigarettenpackung zu qualmen und ein paar Bier zu trinken. So brachte er ihnen das nötige Vertrauen entgegen, das diese meist einfachen Leute nötig hatten, damit es zu einer Geschäftsanbahnung kam. Janis dagegen war in der Lage, einen Deal für ein Wort zu viel platzen zu lassen. Q wiederum konnte, durch den Aufbau von Sympathie, oftmals sogar den Preis positiv nach oben verändern. Letztendlich ging es ja ums Geld.

Jetzt saßen sie mit Bekannten aus Pogradec in der Gartenwirtschaft des Hotels Royal, unter einem großen Sonnenschirm. Da waren Janis albanischer Hauptpartner Mondis, dessen Bruder Gentian, der junge Fabio, der gebildete Naum und Hekuran. Sie alle waren in der Vergangenheit, auf die eine oder andere Weise, im Zusammenhang mit Mondis in Janis Tätigkeiten verwickelt gewesen. Doch er hatte hauptsächlich mit Mondis zu tun. Alle sprachen Griechisch, somit gab es keine Verständigungsschwierigkeiten. Eine lustige, derbe Gesellschaft,

bei der man kein Blatt vor dem Mund nahm. Man lachte viel und sah dem Leben fröhlich entgegen.

Mondi hatte die Statur eines kräftigen Lagerarbeiters. Er war ein wenig größer als Janis und hatte hellbraunes, borstiges Haar. Mittlerweile hatte er die vierzig überschritten, war sympathisch und hatte immer ein munteres Temperament. In seiner Gesellschaft ließ es sich aushalten. Durch seine jetzige Tätigkeit als Polizeioffizier, betrachtete er die Dinge mit etwas mehr Abstand. Einst war er 15 Jahre lang in Griechenland, in Kavala zu Hause gewesen. Später heiratete er eine Landsmännin, die seine Eltern ihm schon seit seiner Kindheit vorgesehen hatten. Eine glückliche Wendung des Schicksals wollte es, dass der Schwiegervater eine steile Karriere im Polizeiapparat absolvierte und dazu noch die richtige, seine Partei die Regierung in der Heimat bildete. Somit holte er ihn nach Albanien zurück und schleuste ihn in die Polizeidienststelle Pogradec ein. Dank dem Schwiegervater legte er seitdem eine steile Karriere hin. Doch unabhängig seiner jetzigen Stellung, blieb er im Herzen ein mit allen Wassern geschlagener Zeitgenosse. Mit Janis war er jederzeit zu jeder Schandtat bereit. Sofern er natürlich Profit daraus schlagen konnte.

Mit der Zeit hatte sich ein Verhältnis zwischen ihnen herauskristallisiert, das weit über das Geschäftliche hinausging. Es kam vor, dass sie einander private Dinge anvertrauten und der eine den anderen um Rat fragte. Dennoch gab es eine unsichtbare Grenze, die sie nie überschritten. Richtig enge Freunde würden sie wohl nie werden können. Dazu waren sie zum einen sehr verschieden, zum anderen schoben dem die verschiedenen Kulturen und gesellschaftliche Ansichten einen Riegel vor. Dazu gehörten vor allem die Weltanschauung der Albaner bezüglich der Familie, der Pünktlichkeit, des professionellen Bewusstseins und vor allem den Wert und die Stellung des weiblichen Geschlechts in der Gesellschaft.

„Wie war die Herfahrt?“, fragte Mondì nebenher, während er seinen Kaffee schlürfte. „Warum musst du Q heute wieder quälen? Konntest du den armen Teufel nicht mal zu Hause lassen? Der Gute hat doch sicherlich allerhand zu basteln“, witzelte er. Er mochte Janis Mitarbeiter nicht besonders.

Irgendetwas war ihm bei dieser Ganovenvisage nicht ganz kosher.

„Wie immer, ohne Probleme“, gab er gelangweilt zurück, ohne auf die Anspielung bezüglich seines Mitarbeiters einzugehen. Auch Q ließ Mondis Anmerkung auf sich beruhen, da er das gesellige Beisammensein nicht negativ beeinträchtigen wollte.

Generell hatte Janis immer ein oder zwei Bücher mit auf Reisen. Jede freie Minute vertiefte er sich darin, anstatt mit irgendeinem naiven Zeitgenossen in einem Kaffeehaus zu sitzen und vor sich hinstarren. Es war seine Art, seine Zeit angenehmer verstreichen zu lassen. Zum anderen erweiterte er dadurch seinen Horizont. Sein heutiges Buch hieß *Histoire des Albanais* und war von einem französischen Schriftsteller namens Serge Metais.

„Gottes Segen, dass du gut angekommen bist“, sagte Gentian mit einer schwermütigen Stimme, die an eine Theaterszene erinnerte. Alle lachten.

Gentian war Mondis älterer Bruder. Zwei Jahre älter als dieser, hatte er von den Eltern die gleiche stabile Statur vererbt bekommen. Doch im Gegensatz zu seinem Bruder hatte er ein weiches, ruhiges Gemüt und wirkte fast naiv. Zunächst hatte das Schicksal auch ihn nach Griechenland geführt und auch er fand sich, wie die meisten seiner Landsleute auf den Feldern Makedoniens als Tagelöhner wieder. Man erzählte sich, dass er im Exil eine Zeit lang eine weniger berühmte Periode hatte. Über die schwieg er sich jedoch aus, seit er wieder in der Heimat war. Da die Griechen mit dem Namen Gentian nichts anzufangen wussten, hatte sie ihn kurzerhand Ioannis umgetauft. Sein griechischer Arbeitgeber fuhr mit ihm oft zum *Άγιον Όρος*, wie die Mönchsrepublik Athos auf Griechisch genannt wurde. Entgeltlos dienten sie dort tagelang bei diversen handwerklichen Tätigkeiten.

Durch den Schwiegervater seines Bruder bekam auch er später die Chance, nach Pogradec zurückzukehren und ein neues Leben zu beginnen. Auf seinen eigenen Wunsch hin hatte dieser es geschafft, Gentian eine Tätigkeit in der griechisch-orthodoxen Kirche der Stadt zu erwirken. Warum er ausgerechnet diesen Wunsch hatte, verstand niemand. Die Familie selbst hatte noch nie zuvor etwas mit der Religion am Hut gehabt. Hatte es ihm vielleicht die Mönchsrepublik angetan? Wollte er dadurch

vielleicht für all die Sünden Abbitte leisten, die er während seines Griechenlandaufenthalts auf sich geladen hatte, und über die niemand sprach? Dazu gab es nur Spekulationen.

Heute war er auf jedem Fall, ganz im Gegenteil zu seinem Bruder, ein ruhiger und freundlicher Zeitgenosse. Im Laufe der Zeit hatte er sich zu einem wahren Experten der orthodoxen Glaubenslehre gebildet. Immer wieder ließ er irgendwelchen religiösen Unsinn vom Stapel, an dem sich alle herzlich ergötzen. Da er zudem immer in schwarz gekleidet war, nannten in alle *Pater Ioannis*. Das genaue Gegenteil von Mondis. Der, obwohl verheiratet und von Gott mit zwei Kindern beschenkt, war ein richtiger Weiberheld. Der Pater dagegen schien dem weiblichen Geschlecht wenig zugeneigt. Man munkelte sogar, um es galant auszudrücken, dass er vielleicht am anderen Ufer fischen ging. Denn, jeder andere Ausdruck grenzte an Blasphemie! Hochwürden hatte aber ein anderes Laster. Er trank zu viel. Böse Zungen behaupteten, er sei nunmehr so ruhig und ausgelassen, denn er hätte das wenig Hirn, das er besaß, in Raki aufgelöst. Nach dem was getratscht wurde, musste er aufpassen, dass er selber nicht vergaß, am Sonntag in die Kirche zu gehen.

„Darf ich mal dein Buch sehen?“, fragte Naum und nahm es ungefragt aus Janis Hand. Er konnte Französisch lesen und schreiben, blätterte ein wenig in dem dicken, ungefähr 400 Seiten starkem Buch. Sein Problem war, dass er sich aufgrund seiner guten schulischen Bildung unter Seinesgleichen als Besserwisser gab und den Klugscheißer spielte. „Hm, sieht recht interessant aus, was der Schriftsteller hier zusammengetragen hat. Von den Illyrern bis zur Unabhängigkeit des Kosovo. So, so! Recht interessant“, argumentierte er arrogant.

Naum war ein den übrigen Personen befreundeter Albaner, der dem orthodoxen Glauben angehörte. Er hatte das für einen außenstehenden Betrachter typische Aussehen eines Albaners, war von mittlerer Statur und hatte die dreißig schon überschritten. Seine Kleidung bezeugte, dass er in besseren Verhältnissen lebte.

Auch er hatte einst in Griechenland *gedient* und war schließlich aufgrund seiner guten Sprachkenntnisse in einem Übersetzungsbüro als Gehilfe gelandet. Später hatte er in

Thessaloniki an der Universität diverse Prüfungen abgelegt und ein Diplom erhalten. Kurz darauf eröffnete er in der makedonischen Großstadt sein eigenes Übersetzungsbüro, in der Nähe des albanischen Konsulats. Die Geschäfte liefen sehr gut, wobei seine Kunden hauptsächlich Landsleute waren.

Doch dann brach er unter mysteriösen Umständen bei einer Nacht- und Nebelaktion in die Heimat auf. Böse Zungen behaupteten, dass er mit anderen an mehreren Banküberfällen beteiligt gewesen sein sollte. Wie es auch gewesen sein mag, er war nun gewissermaßen Frührentner, hatte es also nicht mehr nötig zu arbeiten. Dies demonstrierte er anderen gegenüber ständig mit dem überlangen Nagel an seinem kleinen Finger. Eine affektierte Marotte in diesen südlichen Balkanländern, womit gewisse faule Subjekte ihre Abscheu für jede Art körperlicher und sonstiger Arbeit zum Ausdruck brachten.

„Gut ausgearbeitet, von den Anfängen der Geschichte in diesem gottverlassenen Landstrich bis zur Gegenwart. Solltet ihr euch alle einmal zu Gemüte führen. Damit ihr euch für immer von den Hammerschlägen erholt, mit denen euch euer Diktator *Enver Hoxha* seine Version der albanischen Geschichte eingebläut hat. Ihr würdet die Geschehnisse endlich in einem anderen Licht sehen“, gab Janis lächelnd und belehrend von sich.

„So ein Schwachsinn“, fauchte Fabio. „Was weiß denn ein Franzose von unserer Geschichte. Ich kann euch sagen, wer unsere Geschichte kennt. Meine Großmutter, ja, die kann euch die albanische Geschichte darlegen. Die könnte euch einiges über die glorreichen Schlachten unserer Vorfahren schildern. Aber ein Franzose, so ein Unsinn.“ Sichtlich angewidert von diesem Affront des Franzosen, rutschte er tiefer in seinen Stuhl, so als ob er sauer wäre.

„Fabio“, meldete sich wieder Janis zu Wort. „Die einzige große Schlacht, die deine Großmutter und die Albaner im allgemeinen je gegeben haben, war die Schlacht gegen den Hunger. Oder kennst du andere?“ Er lachte in sich hinein, hoffte Fabio nicht allzu sehr gekränkt zu haben. „Abgesehen davon, solltest du in Betracht ziehen, dass andere Länder eben eine bessere Vorstellung von dem hatten und haben, was in deiner Heimat passiert. Du solltest dir vor Augen führen und daran

denken, dass die Leute die vor einem brennenden Haus stehen, im allgemeinen eine bessere Übersicht haben, als die Leute darin.“

Fabio war Mondis Verwandter. Genauer gesagt ein Verwandter des Schwiegervaters, der von irgendeinem kleinen Gehöft des Landkreises in die Stadt emigriert war. Gerade erst 25 Jahre alt geworden, war er ungefähr 185 groß und hatte einen gutaussehenden sportlichen Körper. Sein heller Haarschopf und die blauen Augen gaben ihm das Flair eines Nordeuropäers. Man hätte ihn glatt mit einem Skandinavier verwechseln können. Mit einem Gemüt, das an jenes eines Bulldozers erinnerte, war er sehr aufbrausend und ein mehr oder weniger des Lesen und Schreibens unkundiger Zeitgenosse. Er brachte es fertig, auf den Gefühlen von mehreren Personen gleichzeitig herumzutampeln und sich dabei wohlzufühlen. Immer auf *full power*, vibrierte er stets derartig vor Anspannung, dass diese glatt auf einen überspringen konnte, wenn man längere Zeit neben ihm saß. Und zu allem Übel quasselte er die ganze Zeit. Dabei versuchte er all sein Wissen, dass in eine Streichholzschachtel gepasst hätte, an den Mann zu bringen. Um einen Affen zu trainieren und ihn auf das gleiche Niveau wie ihn zu dressieren, hätte man wahrscheinlich weniger Zeit gebraucht.

Um seinen Horizont zu erweitern, hatte ihn sein Onkel für eine Weile nach Athen ins Exil geschickt. Der Versuch sich dort den Verhältnissen anzupassen und voranzukommen, endete leider in einem Desaster. Es war günstiger Fabio in der Heimat durchzufüttern, als seine Zehen und Schäden zu begleichen, die dieser in der griechischen Metropole anrichtete. Somit holte ihn der Onkel wieder in die Heimat zurück und hatte die brillante Idee, Mondis mit dessen Aufsicht zu beauftragen. Denn, für all die Gefälligkeiten, die sein Schwiegervater ihm erwies, musste sich dieser gezwungenermaßen mit Fabio auseinandersetzen.

Sein größtes Problem war sein Mangel an Selbstvertrauen gegenüber dem schönen Geschlecht. Oft wurde er Opfer kollektiven Spotts, weil er zu schüchtern war eine Frau anzumachen oder mit ihr anzubändeln. Seine plumpe, bäuerliche Art bewirkte, dass Frauen meist Abstand von ihm nahmen. So sehr er sich auch anstrebte, er war einfach zu verklemmt. Selten unternahm er einen Angriff auf ein weibliches Wesen, wobei er diesen dann nie zu Ende führte. Böse Zungen behaupteten er wäre

immer noch Jungfrau. Für einen Albaner in seinem Alter ein gotteslästerliches Verbrechen. Man musste ihn praktisch mit Gewalt zu einer Frau schleifen. Völlig entrüstet wollte er schon zur Fortsetzung seines Diskurs ansetzen, da räusperte sich Mondì, wandte sich ihm zu und fiel ihm ins Wort.

„Junger Freund, sei so gut“, grinste er verächtlich. „Tue uns allen einen Gefallen und halt’s Maul. Sprich nicht von Dingen, von denen du keine Ahnung hast. Und schon gar nicht Janis gegenüber, der mehr Bücher gelesen hat, als du Gehirnzellen hast.“ Gerade wollte er seine Belehrung beenden, da fiel ihm noch etwas ein. „Ah ja, und bevor ich es vergesse. Was deine Großmutter betrifft, so lasse sie bitte aus dem Spiel. In ihrem ganzen Leben hat es die Arme von eurem Kuhdorf zweimal bis Pogradec geschafft und einmal bis Elbasan. Immerhin!“ Alle brachen in höhnisches Gelächter aus.

Fabio wurde plötzlich rot. Man hätte glauben können, er würde sich gleich auf jemanden stürzen. Doch Mondì war Polizist und Schwiegersohn eines höheren Beamten. Er hatte ein gewichtiges Ansehen in seinem Bekanntenkreis und somit ließ Fabio es momentan auf sich beruhen. Schließlich kannte er seine Stellung in der Hierarchie und wollte seinem entfernten Verwandten nicht widersprechen.

„Leute“, unterbrach Janis die Runde. „Wie ihr wisst, bin ich nicht zum Vergnügen hier. In dem Falle würde ich mir sicherlich bessere Gesellschaft aussuchen. Lasst uns das Thema wechseln. Ich habe sowieso nicht so viel Zeit. Und nachher, da muss ich mich noch mit jemandem treffen. Dann muss ich nach Mailand weiter.“

„Janis“, wurde er sofort von Fabio unterbrochen, „wie lang dauert es bis nach Mailand?“

„Wenn du aus dem Flughafenterminal draußen bist, noch etwa 30 Minuten mit dem Taxi“, spottete dieser.

Da kam plötzlich eiligen Schrittes Bega Basil um die Ecke gestürzt. Er war ein albanischer Aromune, in der Landessprache ein *Vlach*, aus dem bekannten Bergdorf Voskopoj. Sein Heimatort lag in der Nähe der Stadt Korça, dass die Griechen Koritsa nannten. Basil war ein untersetzter, korpulenter und kahlköpfiger Zeitgenosse, hatte die Vierzig mittlerweile weit hinter sich

gelassen. Stets auf Tratsch und Neuigkeiten aus, musste er den anderen unbedingt alles auf die Nase binden. Vor vielen Jahren war er, ohne seine Zeit mit der Erfüllung seiner Schulpflicht zu vertrödeln, in die Stadt aufgebrochen, um dort sein Glück zu machen. Die Fähigkeit mit Hilfe eines Taschenrechners die Gewinnspanne bei einem Geschäft zu kalkulieren, war hinreichende Voraussetzung für die geistigen Leistungen, auf die es ihm hauptsächlich ankam. Und dass er etwas von Geschäften verstand, musste man ihm lassen.

Vor Jahren hatte er sich in Pogradec niedergelassen und betrieb seitdem eine Wettstube. Unabhängig dessen, konnte man bei ihm alles andere haben, was das Herz begehrte: Von der Stricknadel bis hin zu Ersatzteile für Kleinflugzeuge. Ob legal oder auf krummen Pfaden, Basil machte es, sofern die Kasse stimmte, möglich. Man sagte ihm nach, er hätte mehr Geschäfte laufen, als ein Hund Flöhe. Was seine Redegewandtheit und seine Überzeugungskunst anbetraf, so könnte er selbst den Teufel überzeugen Mönch zu werden. Man machte Witze über ihn, nach dem Motto, er hätte sogar Katzen an Mäuse verscherbelt. Basil raste schnurgerade auf die Freunde zu, grüßte beiläufig und warf die Tageszeitung auf den Tisch.

„Habt ihr es schon gelesen? Wisst ihr es schon?“, hechelte er außer Atem.

„Was denn, du verrückter *Vlach*?“, fragte Mondri gelangweilt. Basil kennend, konnte es nichts Außergewöhnliches sein.

„Na, von den Morden, den beiden ermordeten Familien in Kruja!“

„Nein, wissen wir nicht“, übernahm Janis das Gespräch. „Aber ich fürchte, du wirst uns sicherlich gleich darüber unterrichten. Wird sich wohl nicht vermeiden lassen.“

In der Zeitung prangte auf der ersten Seite ein Artikel, der die Ermordung einer ganzen Familie, in einem kleinen Städtchen unweit der Hauptstadt, zum Thema hatte. Innerhalb von zwei Wochen war dies die zweite Familie, die in der gleichen Ortschaft unter mysteriösen Umständen „ausgelöscht“ worden war. Von den Tätern und jeglichem Motiv fehlte jede Spur. Die aus Tirana angerückte Mordkommission war vor Ort, um die näheren

Umstände zu erforschen. Doch sie tappte derzeit noch völlig im Dunkeln.

Basil schob die Zeitung direkt unter Mondis Nase. Dieser bestellte sich noch ein Bier, nahm das Blatt und breitete es auf dem nächsten freien Tisch aus. Während er den Artikel las, kam sein Bier. Er sog einen kräftigen Schluck und vertiefte sich weiter in den Fall. Es gab aber nur wenig Greifbares. Die Theorie des Journalisten, der für den Artikel verantwortlich zeichnete, war absurd. Die Gerüchtepalette reichte von Mafiageschichten bis zum *Kanon*, dem legendären *Lex-Dukagjini*. Der Blutrache!

Auf der anderen Seite schien die Verschwiegenheit der polizeilichen Behörden, bei den Reportern langsam eine gewisse Verärgerung hervorzurufen. Es wäre interessant zu erfahren, dachte Mondis, was die anderen großen Tagesanzeiger zum Thema zu berichten hätten. Er nahm wieder einen Schluck von seinem Bier. Als Polizist hatte er intern schon einiges über das erste Verbrechen erfahren. Über die zweite Tat wurde er aber erst jetzt von Basil informiert. Pogradec war eben immer noch sehr weit weg von der Hauptstadt.

„Was soll ich euch sagen, Leute“, murmelte Mondis schweren Gemütes. „Was ich über den ersten Fall polizeintern weiß, birgt nichts Außergewöhnliches. Ganz normale Familienverhältnisse, kleine Leute eben, die jeden Tag ihrer Arbeit nachgingen und keinen Dreck am Stecken hatten.“

„Wird so in eurem Land das Arbeitslosenproblem bereinigt?“, erheiterte sich Janis in einem arroganten Ton. „Muss ich einem Freund weitergeben, der in Athen im Parlament sitzt.“ Während der Zusammenfassung des Zeitungsberichts hatte sich Fabio von Minute zu Minute immer mehr erregt, konnte sich schließlich nicht mehr halten und stellte sich seinem Verwandten entgegen.

„Warum tut die Polizei nichts?“, schrie er seinen Frust hinaus. „Was muss noch alles geschehen, damit in diesem Staat endlich aufgeräumt wird? Warum haben die Scheißbullen die Mörder noch nicht gefast?“ Er schnaubte, bekam kaum noch Luft. Diese dummen Ausbrüche beschwerten bei Mondis sofort eine entsprechende Gegenreaktion herauf. Sarkastisch fuhr er seinen Verwandten an.

„Wenn du mir jetzt, gleich hier und sofort erzählst, wer es getan hat“, zischte er, „laufe ich persönlich sofort barfuß los und verhafte ihn, du Idiot.“

„Okay, okay, ist ja gut“, verteidigte sich Fabio. „Bin ja schließlich kein Bulle.“ Beleidigt kreuzte er die Arme vor der Brust und schaute zum Boden hinunter.

„Das ist uns allen hier klar, dass brauchst du uns nicht extra zu erwähnen. Wenn du Polizist wärst, dann hättest du keine so dumme Fragen gestellt“, schnauzte Mondì ihn an. „So, und jetzt sei endlich still. Lass die Erwachsenen auch mal zu Wort kommen.“

„Janis, warum müssen Bullen immer so unangenehm sein?“, nörgelte Fabio noch immer, denn er konnte auf seinem Sitz nicht mehr stillhalten.

„Weil sie nicht immer mit angenehmen Dingen zu tun haben. Also, petz nicht immer einfach drauflos, okay?“

„Fabio, hör zu! Warum hältst du nicht mal für eine Weile dein Maul und gibst deinem Hintern eine Chance?“, fuhr ihn sein Verwandter erneut an. „Verdammt, eines Tages werde ich wirklich deinen Kopf wie eine Nuss knacken, nur um zu sehen, wie klein dein Hirn ist. Sei endlich still, sonst rei ich dir den Arsch auf.“

Alle lachten auf Kosten des armen Fabio. Hekuran und Q hatten sich bisher noch nicht in die Diskussion eingemischt. Sie tranken genüsslich ihre Kaffees und amüsierten sich köstlich. Endlich meldete sich Hekuran zu Wort und schnauzte Fabio an, um Mondì gefällig zu sein.

„Ja, warum hörst du nicht auf Mondì und hältst endlich deine verdammte Klappe. Mondì hat vollkommen recht, stimmt’s Mondì?“

„Ehrenwerter Freund, deine Nase ist schon ganz braun vom Arschkriechen“, stichelte Janis gegen ihn. Hekuran ging ihm generell auf den Keks. Wenn man überhaupt einen Menschen kurz beschreiben konnte, dann ihn. In einer halben Minute hätte man ihn ziemlich erschöpfend dargestellt . . . und schriftlich . . . auf einer halben Seite.

„Also bitte Leute, redet doch nicht so“, predigte Gentian auf einmal wie ein Beichtvater. „Oh Herr, bitte vergib ihnen ihre Sünden. Es ist sicherlich schwer für schwarze Raben zu weisen

Tauben zu werden. Dennoch, ich bin sicher, dass alle hier Anwesenden jeden Tag versuchen gerecht zu sein.“ Und sich an die Menge wendend, wettete er erhobenen Fingers: „Glaubt ja nicht, dass ich nicht weiß, was ihr alle tagesin, tagaus für Untaten treibt. Ihr kommt noch alle in die Hölle.“ Die Ermahnten konnten sich nicht mehr halten und fingen an drauflos zu lachen.

„Es sind doch nur ein paar Sünden, aber tausendfach begangen“, witzelte Q. „Und dennoch, es ist immer noch besser mit Janis und Mond in der Hölle zu schmoren als mit dir im Paradies. Wenn es Heilige in der Hölle gebe, so wäre Janis ein Heiliger“, lachte er dem Pater ins Gesicht.

„Aber Hochwürden, ist doch alles nur Gerede“, sagte Janis kleinlaut. „Gerüchte! Schmutziger Klatsch und Tratsch, der seinen Ursprung bei unseren Neidern hat. Solches Gerede hat in dieser fröhlichen Runde keinen Platz, Ehrwürdiger“, versuchte er die Worte seines Mitarbeiters auszutilgen.

„Gibt es denn Rauch ohne Feuer, Janis?“, fragte Gention zunächst. „Mit all den illegalen Geschichten, die über dich kursieren, willst du mich verscheißern?“, fügte er nun energisch hinzu. „Hast du eigentlich schon mal darüber nachgedacht zu beichten, um dein Gewissen zu erleichtern?“

„Du meinst, so richtig mit Kirche und Beichtstuhl?“ Janis mokierte sich auf Gentions Kosten. „Also weißt du, mein Freund, für einen armen Sünder meines Kalibers müssten schon mehrere Geistliche in mehreren Schichten über Tage hinweg antreten. Und glaub mir, auch dann wäre es nicht sicher, ob der Allmächtige mir alles verzeihen würde.“ Er machte eine kleine Pause und setzte wieder an. „Deshalb lass ich es lieber. Oder willst du mir vielleicht die Beichte abnehmen, Pater?“ Es folgte allgemeines Gelächter. Nachdem das Thema mit der Zeitung vom Tisch war und sich alle wieder einigermaßen gesammelt hatten, erhob sich Janis.

„He, Mann! Wo willst du hin?“, fragte Fabio eindringlich und wollte sich schon erheben, um ihm zu folgen.

„Auf's stille Örtchen, pinkeln“, erwiderte dieser humorvoll. „Willst du mitkommen? Na los, komm schon! Der Arzt hat mir sowieso verboten, schwer zu heben.“ Alle brüllten vor Gelächter, nur Fabio nicht. Da, wo es bei normalen Menschen im Gehirn anfang, peinlich zu werden, musste er wohl eine dicke

Hornhaut haben. Wenn Fabio mit am Tisch saß, konnte man kaum auf die Toilette gehen, ohne dass gleich das halbe Dorf erfuhr, wie lange man drauf gegessen hatte.

Generell waren ihm WCs in albanischen Etablissements ein Gräuel. Der Albaner und in gewisser Beziehung auch der Normal-Griecher, begnügten sich in derartigen Lokalitäten mit einem Minimum an Hygiene. Der Mangel an Kultur und Erziehung taten ihr Übriges. Überall hatte man schon wieder dumme Witze hingeschmiert, naive Zeichnungen kreierte und obszöne Aktszenen verewigt. Nebst vielen Sprüchen in der Landessprache, hatten sich selbst Durchreisende diverser Herkunft verewigt. Ein Spruch auf Griechisch lautete: Tritt näher ran, er ist kürzer als du denkst. Oder weiter links: Hier ist Angeln verboten, steck deinen Wurm weg. Nach verrichteter Dinge wusch er sich die Hände mit etwas, das von sehr weitem wie Flüssigseife aussah, und kehrte zur versammelten Mannschaft zurück.

Hier hatte man das Thema Verbrechen längst verdrängt. Man hatte sich dem schönen Geschlecht zugewandt, das einige Tische weiter aufgetaucht war. Dort saßen nun drei junge Frauen in ihren Sonntagskleidern und gaben sich den Anschein von züchtigen Jungfern, waren aber geschminkt, herausgeputzt und aufgetakelt wie Edelnutten zu Weihnachten. Eine der Frauen hob sich durch ein sehr schönes Gesicht aus der Gruppe hervor. Sich der Männerblicke bewusst, redeten die drei miteinander, kicherten immer wieder verlegen ob der eindringlichen Blicke, wie die Etikette es gebot.

„Janis, schau dir die Kleine an“, lechzte Q, der durch das Schauspiel der Natur endlich aus seiner Lethargie zu erwecken schien. „Reizend, findest du nicht?“

„Ja, Ja! Reizend, aber letztendlich nicht mein Geschmack“, entgegnete dieser. „Du kennst mich doch. Unschuldige Knospen, die eben erst ihre Blüten entfalten, haben noch nie zu meinen Opfern gezählt“, sagte er lächelnd. „Außerdem kennst du meine Devise: Finger weg von albanischen Frauen. Es liegt sich schlecht mit einem Messer zwischen den Schulterblättern.“ Und lachte hämisch.

„Die sieht ja affengeil aus“, gab Q weiterhin von sich. Seine Augen glänzten vor Lüsterheit und Begierde.

„Ah was“, brauste jetzt ebenfalls Fabio auf. „Mit der Liebe ist es wie mit einem Braten: Je älter die Zähne, umso jünger muss das Lamm sein!“

„Na, du musst es ja wissen“, konterte Janis zurück und lachte ihm ins Gesicht. Es vergingen weitere Minuten, bei denen die Genossen zum schönen Geschlecht hinüberschielten und das Gespräch nur noch das Thema Frau zum Gegenstand hatte.

„Ein Königreich für eine Frau“, posaunte Fabio, wobei ihm fast die Augen aus ihren Höhlen fielen.

Auf einmal kam Mondie eine Idee, wie er seinem jungen, idiotischen Verwandten für das flegelhafte Verhalten, das er bisher an den Tag gelegt hatte, eins auswischen könnte. Sein überaus geschultes und wachsames Auge hatte ein paar Tische weiter Bruna erfasst, ihres Zeichens ein stadtbekanntes *leichtes* Mädchen. Sie hatte ein kindlich aussehendes, rundes Gesicht, war auf den ersten Blick recht hübsch und hatte sich heute besonders herausgeputzt. Die Katze lässt das Mäusen nicht, dachte er schmunzelnd. Ob sie schon Sonntagvormittag auf Kundenfang aus war? Ihm kam es darauf an, dass sie trotz ihres Engelgesichtes eine mit allen Wassern gewaschene, wortgewandte und schlagfertige Professionelle war. Ein wahres Luder eben! Er zwinkerte Janis zu, um ihm zu verstehen zu geben, dass er sich einen Spaß mit Fabio treiben wollte. Denn nur, wenn er diesem Idioten vor versammelter Mannschaft eins auswischte, bestrafte er ihn wirklich für seine unverschämte Art.

„Fabio, sei so gut! Spring' kurz rüber zum Zeitungskiosk und kauf mir eine Schachtel *Davidoff*. Du weißt schon, die teuren, die ich ab und zu rauche“, sagte er in einem Befehlston, so wie ein Offizier zu seinen Untergebenen sprach. Er kramte einige Lekscheine aus seiner Hosentasche und reichte sie weiter.

„Mann, warum gerade ich?“, fluchte letzterer, die Augen weiterhin auf die drei Hübschen gerichtet.

„Erstens, weil ich es sage. Zweitens, weil du der Jüngste in der Gruppe bist. Diskutiere nicht, du könntest schon wieder längst zurück sein. Oder soll ich vielleicht Basil oder Janis schicken, schämst du dich überhaupt nicht?“ Mondie drückte ihm einige Lek-Geldscheine in die Hand. „Na los! Geh schon, und kauf auch welche für dich.“

Fabio stand vor sich hin fluchend auf und begann Richtung Stadtmitte zu laufen. Mondi hatte ihm bewusst *Davidoff* in Bestellung gegeben. Diese Marke gab es nur an wenigen bestimmten Verkaufsstellen in dieser kleinen Stadt. So wusste er, dass sein junger Verwandter eine Weile unterwegs sein würde.

„Mann, oh Mann! Ich weiß nicht was ich mit diesem Trottel anstellen muss, um ihn in einen Menschen zu verwandeln. Mit stoischer Geduld ertrage ich die Sünde, die ich begangen habe, als ich mich einverstanden erklärte, ihn unter meine Fittiche zu nehmen“, sagte er ermüdet und schüttelte seinen Kopf hin und her. „Janis“, flüsterte er leise zu diesem hinübergebeugt, damit die Übrigen der Gruppe ihn nicht verstehen konnten. „Siehst du die kleine Blonde dort hinten, einige Tische weiter?“

„Du meinst, die *falsche* Blonde?“

„Ja, nimm's nicht so genau, verdammt! Genau die“, entgegnete Mondi.

„Hm, sieht sehr mondän aus, die Kleine“, schmunzelte Janis. „Kann sie denn auch Griechisch?“ Als ob dies das Maß aller Dinge wäre!

„Ja, ein wenig, verdammt! Aber das spielt doch keine Rolle. Sie ist ein Mädchen vom Dorf, ist noch nicht weit rumgekommen. Nur in einschlägigen Etablissements in Athen, Larissa und Thessaloniki“, und dabei musste er selber lachen. „Sie versteht sich aber in einigen elementaren Dingen sehr gut“, wobei er den Term elementar besonders betonte.

„Na, dann richte ihr bitte freundlichst von mir aus, dass sie sehr hübsch ist, auch wenn sie einen Hintern wie ein Ackergaul hat. Vielleicht kann sie damit woanders Karriere machen, aber hier, unter all den Eseln, bezweifle ich das“, wobei sie jetzt beide lachen mussten.

„Na, was soll's“, stellte Mondi fest. „Ein solches Weib muss es in jedem Dorf und jedem Stadtviertel geben, damit die anständigen Leute nicht in Ungelegenheiten kommen. Sie ist wie . . . eine rettende Quelle am Wegrand, du weißt schon.“ Er wollte seine Worte so formen, damit ihm selbst dadurch kein Nachteil entstehen konnte. „Die Durstigen gehen hin und nehmen sich einen Schluck. Sonst schlagen sie in der Not uns anderen die Türen und Fenster ein. Und du weißt ja, die Frauen diese Luder, wenn

man sie um Wasser bittet . . . ! Komm, las uns mal rübergehen, ich kenne die Kleine persönlich.“

„Muss ich dies so verstehen, dass auch du ab und zu am Verdursten bist?“ Janis lachte unverschämt!

Sie erhoben sich und gingen Richtung Bruna. Die anderen hatten zwar den Aufbruch bemerkt, waren jedoch in eigene Gespräche vertieft und maßen deren Abgang keine weitere Bedeutung zu. Bei Bruna angelangt, setzte diese eine besorgniserregende Miene auf, sobald sie Mondi erblickte. Sie wusste, Bullen konnten in ihrem Gewerbe alles versauen.

„*Mirëmëngjes*“, sagte Mondi, was auf Albanisch so viel wie guten Morgen bedeutete. „Schau uns nicht so an, wie ein ängstliches Bauernmädchen einen Trupp Soldaten. Wir wollen dir nichts Böses. Im Gegenteil.“ Und zu Janis gewandt fügte er hinzu: „Sei so gut, gib der guten Frau einen Fünfzig-Euro Schein, damit sie unsere guten und ehrbaren Absichten erkennt.“

Janis tat wie ihm geheißen, kramte in seiner rechten Hosentasche und holte ein kleines Bündel Geldscheine hervor. Er entnahm daraus den genannten Betrag und überreichte ihn Bruna. Diese nahm den Geldschein sofort in die Hand, fühlte wie ein Geldwechsler mit geübten Fingern über das Papier und zauberte die Note sofort weg. Was man hat, hat man.

„Also, Bruna“, sagte Mondi verlegen. „Wir würden uns gerne mit einem unserer Freunde einen Spaß erlauben, und würden dich gerne um deine Unterstützung bitten. Wenn alles klappt wie wir uns das vorstellen, bekommst du noch einen Schein.“

Bruna hatte bisher noch kein Wort platziert. Bei solchen sonntäglichen Aussichten, verschlug es ihr glatt die Sprache. Sie führte zunächst ihren Zeigefinger an ihre Lippen, tat so, als ob sie über das Angebot nachdenken würde. Dann senkte sie die Augen, wie die Unschuld vom Lande. Am Ende jedoch folgte ein simpler Wimpernschlag, den Mondi als eindeutiges „ja“ interpretieren wollte und der Deal war besiegelt. Wie eindeutig es doch manchmal war, einem Menschen den Mund um einiges fester zu verschließen, als die Beine.

„Soweit, so gut“, stellte Mondi abschließend fest. „Also, hör zu, hör mir gut . . . !“

KAPITEL 14 Karl macht sich Gedanken

Der kräftiger Wind wehte von Osten her über das Land. Er holte tief Luft, kniff die Augen zu und schloss die Welt fast vollkommen aus seinen Gedanken aus. Wenigstens für den Bruchteil eines Augenblicks, vielleicht auch einige Sekunden lang. Trotzdem genügte ihm dieser Moment und gab ihm die Möglichkeit sich vorzustellen wie schön es wäre, diese grausame Welt für immer auszuschließen. Obwohl es böig war, erwärmte die Sonne sein Gesicht. Der Wind stimmte eine traurige, klagende Melodie an, trug Harmonien in sein Bewusstsein und ließ sie dort zu spröden, melancholischen Empfindungen anschwellen. Die auslösenden Emotionen überwältigten ihn mit Trauer.

Er war heute Morgen etwas müde, aber überaus euphorisch aufgewacht. Endlich schien er es geschafft zu haben, war an dem Punkt angelangt, den er sich zum Ziel gesetzt hatte. In Zukunft würde er nur noch mit dem Klientel zu tun haben, das ihn persönlich weiterbringen würde, seine Vorstellungen realisieren zu können. Karl wollte Macht. Macht über Menschen, die Macht hatten.

Oftmals dachte er daran, wie alles angefangen hatte. Damals redete er sich ein, dass es genau das war, wofür er sich entschieden hatte. Er glaubte das Richtige zu tun, war engagiert in die richtige Sache und wollte Menschen helfen, die in Not waren. Allein die Tatsache und das Wissen, dass es Orte auf der Welt gab, an denen es Menschen und vor allem Kindern am Notwendigsten fehlte, machten ihn verrückt. Die Kenntnis, dass es dagegen in den besseren, westlichen Ländern alles im Überschuss gab, erfüllte ihn mit Wut und Scham. Scham darüber, dass man dort im Luxus schwelgte, während Kinder in Bukarest jeden neuen Tag einen Kampf ums Überleben austrugen. Eine ohnmächtige Wut packte ihn, wenn er daran dachte, dass die Politiker nur in die eigenen Taschen wirtschafteten und die Gesellschaft nichts dafür tat, diesen Umstand zu ändern.

Die westliche Welt, das gute Europa, das dieser Misere entgegentreten konnte, gefiel sich besser darin, hehre Reden zu schwingen als zu handeln. So bewarb er sich als junger Mann zunächst bei mehreren Hilfsorganisationen, deren Einsatz ihm

mächtig imponierte. Da er familiär mit Siebenbürger Deutschen liiert war und dadurch von der Not der Kinder in Rumänien erfahren hatte, versuchte er sich dort zu engagieren. Doch die bürokratischen Strukturen, die Atmosphäre der Selbstgefälligkeit, die Überheblichkeit, mit der man ihn als jungen Bewerber behandelte, verärgerten und enttäuschten ihn. Nach einigen mehr oder weniger erfolgreichen Engagements beschloss er sich in diesem Kampf selbstständig zu involvieren.

Aus dem Nichts gründete er seine eigene Organisation, begann seine Mission auf eigene Faust. Am Anfang war es nur ein Heim. Ein Heim für Straßenkinder. Die meisten hatte er persönlich auf der Straße aufgelesen. Sie waren halb verhungert, verwahrlost und lebten in den Bauruinen und Kanalisationen, die der große Staatschef nach seinem Sturz überall hinterlassen hatte. Tagsüber erbettelten sie sich auf der Straße ein paar Groschen zusammen, die ihnen das Überleben vom einen auf den anderen Tag ermöglichten.

Karls Engagement war unermüdlich. Es gab damals sehr viele Spenden. Die Menschen waren durch die schrecklichen Bilder aufgerüttelt. Man spendete nebst Geld Medikamente, Betten, Spielwaren, Nahrungsmittel und vieles mehr. Später gab es über seine Arbeit sogar einen Bericht im Fernsehen. So kam er von einem Heim zum anderen und schließlich wurde daraus eine ziemlich große Struktur. Zum Schluss war er nur noch unterwegs. Seine Tätigkeit lastete ihn ganz und gar aus.

Er war in dieses Land gekommen, um zu helfen, doch erneut folgte Ernüchterung. Wieder musste er gegen eingestaubte, festgefahrene bürokratische Strukturen und eine leere Abgestumpftheit kämpfen. Bald musste er erkennen, dass das was er zu tun vermochte, nicht ausreichend war. Als Verfechter einer heiligen Sache, musste er sich gegen ein Leiden und eine Armut wehren, die sich nicht wirklich greifen ließen. Dennoch brachten sie Tod und Elend über viele Menschen und insbesondere Kindern, während der Rest der Welt es nicht mitbekam oder ganz einfach, nicht mitbekommen wollte.

Eine Weile hatte er versucht, seine Mission so gut und gerecht es ging zu bewältigen, nur um zu sehen, dass seine Anstrengungen eigentlich nur ein Tropfen auf dem heißen Stein

waren. So sehr er sich auch bemühte, sein Engagement allein konnte in dieser großen Not nicht viel ausrichten. Es gab viele freundlich gesinnte Spender, die sein Werk unterstützten, doch sobald der Medienwirbel um die armen und notdürftigen Kinder Rumäniens zurückgegangen war, hatten sich auch die Spender und Freunde neuen, aktuelleren Themen gewidmet. Irgendwann kam der Tag, der sein mühsam errichtetes Lügengebäude in sich zusammenstürzen ließ.

Er hatte sich zu sehr in sein Vorhaben gesteigert. Irgendwann lief es dann in seiner Ehe nicht mehr so gut. Es gab immer mehr Unstimmigkeiten. Übrig geblieben war am Ende eine Mischung aus Streit und dem Festhalten an einer Illusion namens Liebe. Doch bald war auch die Illusion verschwunden, und mit ihr, auch die Frau. Die Jahre ihres Zusammenlebens verdichteten sich zu einem Punkt, einem schwarzen Loch, das von innen heraus an ihm fraß. Das war der Moment, der in seinem Leben einen Richtungswechsel einher brachte.

Karl begann sich abzusondern, wollte in seiner Trostlosigkeit und den Anklagen, die sich gegen ihn selbst und gegen alle anderen richteten, immer öfter allein sein. Für die es letztendlich jedoch keine Rechtfertigung gab, kein Verständnis und auch keine Entschuldigungen. Nicht, dass er seine Frau nicht liebte. Mehrmals unternahm er den Versuch ihr wieder näherzukommen. Doch vergebens. Nur in seiner Tätigkeit fand er nunmehr ein wenig Frieden, Ausgeglichenheit und Erfüllung. Irgendwann begann er sich eingehender mit kleinen Jungen anzufreunden, die er in seinen Projekten betreute. Immer mehr fand er Gefallen an ihnen, in einer Art und Weise, die ihn selber überraschte, aber zunächst auch erschreckte.

Irgendwo hatte er mal gelesen, dass Menschen häufig erst eine Tragödie erleben müssen, um zu einer entscheidenden Umkehr in ihrem Leben zu gelangen. Einen Punkt, in der sie kein beschönigendes Arrangement mehr mit sich selbst finden und nicht mehr in der Lage sind, sich etwas vorzumachen. Ein Punkt Zero, wo es keinen Sinn mehr machte, die Augen vor der Wahrheit über sich selbst zu verschließen.

Irgendwann, dachte er, hatte er diesen Punkt erreicht. In der Abgeschlossenheit seines Hauses, in seiner schmerzhaften

Einsamkeit, die in seinem Innern herrschte. In dem Gefühl der Schuld mischte sich Trauer, und er konnte sich nicht vorstellen, dass sie ihn je würde verlassen können. Er stand inmitten der Trümmer seines Daseins und hatte keine Ahnung, ob sich diese je wieder zusammensetzen ließen.

Dann hatte er gegrübelt, überlegt und gerätselt, wie er seinem Geschehen eine neue Richtung geben konnte. Der Mensch hatte seit Beginn seiner Präsenz auf diesem Planeten schon viele Rätsel gelöst. Er hatte unermesslich viel Wissen über sich und seine Welt zusammengetragen, in der Hoffnung das Universum zu verstehen und zu ergründen. Doch schon in der Antike hatten die Philosophen erkannt, dass man am Ende allen Wissens nur zu einem Abgrund aus neuen Rätseln und Fragen gelangt. Vielleicht war es nur konsequent, sich in dieser Situation neu zu orientieren. Das ungerichtete Aufeinandertreffen von singulären Interessen und deren Neukombination, bildete das ewige Grundprinzip des Fortschritts. Manch einer nannte dies Evolution. Keine, wie auch immer ausgeklügelte Idee war derart vollkommen, dass sie nicht noch verbesserungsfähig wäre. Das war seine Erkenntnis nach jahrelanger Überlegung als Mensch.

Irgendwann saß er eines Abends, immer noch grübelnd, in einer zwielichtigen Bar in Bukarest und trank vor sich hin. Aus Verzweiflung begann er ein Gespräch mit einem Tischnachbar, der mit zwei Kollegen eine Flasche Wodka in Angriff genommen hatte. Zunächst war ihm der Mann überhaupt nicht sympathisch, denn er hatte schon viel getrunken und sah überdies aus wie ein Gangster aus den Filmen. Er war etwa in seinem Alter, sah überaus männlich aus, hatte einen athletischen Körper und war mit einem teuren schwarzen Anzug gekleidet. Die goldenen Ringe seiner rechten Hand glänzten mit denen der Linken um die Wette. Eine goldene Omega alla 007 und die schwere Kette um den Hals, ließen darauf schließen, dass der Mann Geld verdiente. Letztendlich hatte er etwas an sich, das Karl an einen Kardinal erinnerte, den man in einen Armani-Anzug gesteckt hatte.

Wenig später, nachdem Karl schon einige Runden mitgezecht hatte, fragte er ihn, wie er und die seinen über die Runden kämen. Schließlich hatte das offensichtliche, pekuniäre Niveau seines Gegenübers seine Neugier geweckt.

„Womit ich mein Geld verdiene?“, fragte der Mann, der die deutsche Sprache fließend beherrschte, amüsiert. Im Gegenzug fragte ihn der Lebemann, ob er an Gott glaube, wobei er heute nicht mehr zu sagen vermochte, ob und was er damals geantwortet hatte. Der Mann betrieb in gewisser Weise eine Im- und Exportfirma. Karl hatte ihn gefragt, welcher Art die Waren seien, mit denen er handle. „Ich kaufe und verkaufe, was die Menschen halt so haben wollen. Das nennt man jetzt Kapitalismus. Man muss eben mit der Zeit gehen. Das haben wir von euch gelernt“, sagte der Mann zu Karl, der ihm offenbart hatte, dass er aus Deutschland sei.“

Man konnte noch nicht absehen, so der Mann, wie Bukarest sich in den nächsten Jahrzehnten entwickeln würde, wenn der Kapitalismus weiterhin solche Fortschritte machte. Doch, wenn auch nicht der Klügste, so hatte er die naive Einsicht, dass der Kapitalismus, oder zumindest das Element individueller Initiative darin, jenen Lebensformen glich, die selbst in den kargsten ökologischen Nischen Fuß fassten, sodass irgendwann schließlich alles ringsherum grünte und blühte. So hatte auch er seine Nische entdeckt und seinen Handel begonnen. Mit großem Erfolg.

„In einem Land gibt es eben zu viel von dem, was es in einem anderen zu wenig gibt, beziehungsweise dringend benötigt wird. Man kann es billig einkaufen und dann teurer verkaufen. Man muss nur für einen sicheren Transport der Ware sorgen, besonders, wenn diese empfindlich oder verderblich ist.“ Der Mann lachte kurz und trocken, mit einer solchen Vehemenz, die Karl trotz seiner mittlerweile angeheiterten Laune, Angst machte. Dann, sichtlich von den Worten seines Gegenübers interessiert, aber immer noch im Ungewissen über die Art der gehandelten Ware, fragte er behutsam, um nicht indiskret zu sein.

„Und, verraten Sie mir mit welcher Art von Waren sie handeln?“

„Wissen Sie, wovon wir hier in Rumänien zu viel haben?“, fragte er ernsthaft, wobei er Karl eindringlich in die Augen schaute. „Was ist bei uns billig zu haben?“ Mit weit aufgerissenen Augen und ganz Ohr wartete Karl auf die Antwort.

„Menschen!“

KAPITEL 15 Fabio und Bruna

Bei der munteren Gesellschaft am Ufer des Ohrid-Sees sprach man nunmehr über Gott und die Welt. Das Thema Frau war natürlich keineswegs aus der Gesprächsrunde gewichen. Ein jeder gab sich zum Besten und versuchte, wie bei Männern in solchen Situationen üblich, die Leistungen und Heldentaten des anderen zu übertrumpfen. Bei diesen Gegebenheiten hatte Fabio meist nichts zu bieten und wurde diesbezüglich weiter gehänselt. Auch dem guten Gentian wurde nichts geschenkt.

„Sag mal, Pater“, fragte Naum. „Kennst du den schon?“, und begann einen Witz herunterzuleiern.

„Also, ein Pfarrer und seine Köchin fahren gemeinsam in den Winterurlaub. Natürlich haben sie Einzelzimmer gebucht, aber wie der Teufel es nun mal so haben will, gab es einen Fehler bei der Reservierung, und als die beiden dann einchecken wollen, war nur noch ein Zimmer mit Doppelbett frei.“

„Erzähl was du willst“, unterbrach ihn Pater Gentian, „aber, lass den Teufel aus dem Spiel!“

„Weiter, weiter“, drängte Basil den Vortragenden, sodass dieser Gentian nicht weiter beachtete und fortfuhr.

„Also, am Abend vor dem Schlafengehen, geht die Köchin auf den Balkon hinaus und reibt sich ihre Scham mit Schnee ein. Da fragt sie der Pfarrer neugierig: Aber gute Frau, was machen sie denn da? Und sie antwortet: Nun, um allen Gefahren vorzubeugen, vereise ich mir meine Kleine vorsichtshalber! Da fischt der Herr Pfarrer seinen Zepter heraus und wickelt mehrmals seinen silbernen Rosenkranz drum herum. Erstaunt über die Entwicklung der Dinge, fragt nun die Köchin ihrerseits: Aber Herr Pfarrer, was treiben sie denn da? Und letzterer antwortet vorausschauend: Ich lege Ketten auf, falls ich heute noch auf Eis fahren muss!“

Bei den letzten Worte konnte Naum nicht mehr richtig artikulieren, denn eine Lachwelle schüttelte ihn. Die übrigen verfielen ebenso in lautes Gelächter. Q, der schon ganz aufgelöst war, hielt sich den Bauch und donnerte dem Pater entgegen:

„Gott schütze uns vor dem Hinterteil eines Maulesels und dem Vorderteil eines Pfaffen!“ Und weiter ging es mit Gelächter.

„Q, du gottverdammter Abschaum, lass endlich den Allmächtigen aus dem Spiel. In Anwesenheit seiner Heiligkeit hier über Gott und Religion zu lästern, ist wie über eine Braut zu diskutieren, deren Vater zugegen ist“, tadelte ihn Naum. Doch Q ließ sich durch dessen Belehrung nicht entmutigen. Ein scharfes, zynisches Grinsen aufsetzend, stichelte er weiter.

„Übrigens, Gentian, es kursieren Gerüchte, denen zufolge du ein scharfes Auge auf Fabios minderjährige Cousine geworfen haben sollst.“

„Wenn du nochmals andeutest, ich hätte seine junge Verwandte scharf angeglotzt, ziehe ich dich mit nacktem Arsch über heiße Kohlen“, sagte Gentian in einer für ihn unüblichen Art, die alle Anwesenden überraschte.

In dem Moment erreichten Mondis und Janis wieder die Runde. Knapp zwei Minuten später trudelte auch Fabio wieder ein, lieferte die *Davidoff* an den Besteller ab. Der Polizist öffnete behutsam die Zigarettenpackung, bot *natürlich* die erste Kippe Fabio an und ließ dann die Schachtel herumreichen.

Fabio zündete sich den Glimmstängel an, voller Stolz, dass sein Verwandter zuallererst ihm eine Zigarette angeboten hatte. Er begriff nicht, dass diese Geste beabsichtigt war und dem Zweck diene, ihn ein wenig überheblich zu machen. Mit großkotzigem Getue zog er daran und inhalierte die Essenz der bekannten Marke in seine Lungen, bevor der dann den Rauch genüsslich ausblies.

Einige Tische weiter hatte sich eine fette, schlampige Frau mittleren Alters, schätzungsweise 35 bis 40 Jahre alt, hingesetzt. Ihre Kleider hatten sich straff um Bauch und Schenkel gespannt und präsentierten schwabbelige Beine mit Krampfadern. Sie hatte die dicken, hässlichen Füße einer Straßendirne. Janis fragte sich, ob ihr Schicksal von der Form und Aussehen ihres Körpers vorherbestimmt war.

„Allmächtiger“, ekelte er sich, „wer würde denn mit der anbändeln wollen? Allein beim Gedanken daran graust es mir.“

„Weißt du, bei uns heißt es: Auch schmutziges Wasser löscht das Feuer“, entgegnete Mondis amüsiert.

Ein paar Tische weiter waren die drei jungen Damen wieder gegangen, andere waren dafür gekommen. Die Tische

waren immer mehr ausgelastet. Die fette Frau nippte an ihrem Orangensaft, schaute aus Versehen zu ihnen herüber.

„He, Fabio“, quälte Q, „wie war das noch mit dem Königreich für eine Frau. Wie wär's mit der Alten da?“ Die muss doch so richtig scharf sein auf einen Frischling wie dich! Mann, oh Mann, die ist scharf wie das Weibchen eines Igels.“

„Sag mal, spinnst du?“, fauchte Fabio. Er war plötzlich aufgesprungen und stütze sich mit gestreckten Armen auf der Tischplatte, den Kopf und das Kinn angriffslustig vorgereckt. Der Vergleich mit einem Gorillamännchen, das sein Revier verteidigte, drängte sich auf. „Die sieht doch zum Kotzen aus. Nie und nimmer! Mit der würde ich nichts zu tun haben wollen. Die sieht doch so erschöpft und verbraucht aus, als wäre bereits eine ganze Armee drübergestiegen.“

Da kam plötzlich eine Blondine des Weges daher geschritten und steuerte auf den freien Nachbartisch zu. Alle Augen waren sofort auf Bruna gerichtet. Fabio schien von ihr ganz hingerissen zu sein.

„He, Leute“, fragte Naum. „Habt ihr denn schon gehört? Was ist der Unterschied zwischen einer intelligenten Blondine und dem Yeti? Nun, der Yeti soll schon mal . . . “

„Ah, halt die Klappe, Naum“, nervte sich Mondi. Damit sein Plan gelingen konnte, durfte nichts und niemand Fabios Aufmerksamkeit beanspruchen. Außer Bruna, natürlich.

Nachdem Bruna sich gesetzt hatte, eilte auch schon eine männliche Bedienung herbei, um ihre Bestellung aufzunehmen. Fabio hatte unterdessen seine Augen voll auf sie geheftet, witterte ihm Beisein seiner Kameraden eine Chance, mit dieser Traumfrau in Kontakt zu kommen. Bedingt durch den Umstand, dass sie sich neben eine Männergesellschaft gesetzt hatte, spekulierten seine wenigen Gehirnzellen darauf, dass sie auf Männerfang aus war. Ansonsten würde sich eine keusche, anständige und wohlgezogene Albanerin nicht von alleine neben eine Männerclique einnisten. Seiner infantilen Einschätzung nach zu urteilen, war er der mit Abstand jüngste und attraktivste in der Gruppe. Somit glaubte er von allen die besten Chancen zu haben, bei dieser Traumfrau zu landen. Doch, wie sollte er das Ganze angehen? Er hatte immer Probleme damit, Frauen anzusprechen. Somit beugte er sich zu Q

hinüber, in dem er in der Not einen Seelengefährten zu haben glaubte.

„Sag mir, was ich tun soll? Die Katze wäre genau das Richtige für mich. Komm, Mann. Hilf mir!“ Seine leisen, flehenden Worte waren nur für Q's Ohren bestimmt. Er wollte sich vor den anderen nicht bloßstellen. „Los, sag mir, wie soll ich es anpacken? Du hast viel mehr Erfahrung als ich in solchen Situationen, zumal du mit Janis weit herkommst.“ Gerade wollte Q zu einer Lösung des Problems ansetzen, als sich die Traumfrau von alleine, ohne der Hilfe Dritter, an Fabio wandte.

„Hey, Süßer, hast du mal 'ne Zigarette für mich?“ Sie hatte bewusst Griechisch gesprochen, um so zu tun, als ob sie ihn für einen Fremden hielt. Fabio, sichtlich überrascht, überschlug sich fast und bot ihr eine seiner eigenen Zigaretten an. „Danke“, sagte das Mädchen und ließ sich von ihm auch Feuer geben. „Sag mal“, fragte Bruna auf einmal verlegen und tat so, als ob sie in ihrer Männerdatei nachforschte. „Kenn ich dich irgendwo her? Aus Athen oder Thessaloniki vielleicht? Ich werde das Gefühl nicht los, als ob wir früher schon mal aneinandergeraten sind. Als du noch klein warst. Hat man dich jetzt auch schon in lange Hosen gesteckt?“ Alle lachten, während sie eine Pause einfügte. „Weiß dein Vater denn, dass du ohne Erwachsenenbegleitung unterwegs bist?“, fragte sie lässig und arrogant.

Im Normalfall wäre Fabio jetzt aufgebraust und hätte jeden zur Sau gemacht, wenn er so mit ihm umgegangen und so mit ihm zu sprechen gewagt hätte. Doch hier handelte es sich um eine Frau. Der gegenüber konnte er vor allem in Gegenwart der anderen, weder böse werden noch selbige zur Sau machen. Außerdem war er in diesem Moment so schüchtern, dass er kein Wort herausgebracht hätte.

Mondi hatte darauf spekuliert, dass er vor den Augen seiner Kameraden gegen Bruna keine Chance haben würde. Dies sollte seine Strafe für sein heutiges, fleghaftes Verhalten sein. Denn, als Gott den ersten Mann erschuf, vollkommen und einzigartig in jeder Hinsicht - er muss Albaner gewesen sein -, war der Teufel so eifersüchtig auf dessen Erfolg, dass er augenblicklich die Frau erschuf, um ihn zu strafen. Da muss was Wahres dran sein, dachte Mondì.

„Wie schaut es aus, gefällt sie dir?“, fragte er seinen Verwandten. „Ich glaube, die steht auf dich. Sonst hätte sie sicherlich jemanden anderes zuerst angesprochen.“

„Stimmt genau“, pflichtete Janis dem bei. „Alles in allem sieht sie wie ein scharfes, feuriges Fühlen aus, wie man es sich nur wünschen kann. Sie braucht nur noch jemanden, der sie zu zähmen weiß!“

„Ja glaubt ihr denn“, gluckste Fabio einfältig, „sie ist noch nicht zugeritten?“

„Idiot“, fuhr ihn Basil an. „Ein guter Reiter fragt nicht, er sieht's! Die hat schon mehrmals die Eisen gewechselt. Na los, pack's an, du Blödmann!“

Fabio wandte sich Bruna zu, fing an zu stottern und war nicht in der Lage einen ganzen Satz auf die Reihe zu bringen. Er versuchte einige banale Komplimente zu platzieren, die jedoch ihre Wirkung verfehlten. Auf einmal wurde er rot, und konnte nur noch wortweise artikulieren.

„Tja, also, weißt du gefällt mir ich würde dich gerne“ Die Freunde hatten schon des Öfteren Fabio bei Annäherungsversuchen assistiert, heute aber gab er sich dermaßen ungeschickt, dass es schon sträflich war.

„Hey, mal langsam du unverschämter Bengel. Und was deine Manieren angeht, also wirklich, wo bleibt deine gute Erziehung? Ein weiser Mann hat einmal gesagt, dass das Leben im Normalfall viel zu kurz ist, wenn man es mit der Zeitspanne vergleicht, die eine gute Bildung und Erziehung erfordert. Ah, übrigens, weißt du überhaupt was ein Mann ist, du Unglückswurm?“

Fabio stand mit offenem Mund da, während alle anderen sich den Bauch hielten. Mit jeder Minute, die verstrich, wurde er röter und röter. Er fühlte sich mittlerweile genauso munter, wie ein Wurm an der Angelleine eines Fischers. Da drückte sich Janis an ihn heran und flüsterte ihm zu:

„Hör zu“, sagte er immer noch die Szene genießend. „Ich werde aus ihrem Verhalten nicht ganz schlau, doch ich bin mir sicher: Die Katz' will was von dir. Aufgrund meiner langjährigen Erfahrung mit Frauen bin ich mir sicher, die steht auf dich. Früher oder später wird sie schwach, darauf kannst du Gift nehmen. Dann

kannst du sie abschleppen. Nimm dir dann ein Zimmer im Hotel, lasse es auf meine Rechnung schreiben. Geht schon in Ordnung. Und jetzt, ran an die Henne, lass sie nicht entwischen!“

Sich wieder zu der hübschen Frau gewandt, bot Fabio ihr noch eine Kippe an. Die erste hatte sie schon vor einer Weile zu Ende geraucht. Erneut nahm sie dankbar an und machte sich sogleich darauf, den zweiten Akt ihrer Aufführung zu inszenieren.

„Also mein Kleiner, willst du was von mir, etwas Bestimmtes? Mein Mamma sagt immer, nimm dich in Acht vor Jungs. Renn weg vor ihnen, wenn sie über die Gartenmauer steigen und in deinen Garten eindringen. Unter ihren Kleidern halten sie eine Schlange versteckt, und wenn sie diese auf einen loslassen, so hüte dich, damit du nicht gebissen wirst.“ Einfältig lauschte Fabio der Geschichte, wartete auf die Pointe. „Nun, mein Freund, hast du auch so eine Schlange in deiner Hose, oder eher einen Wurm?“

Alle jaulten wieder vor Lachen. Mondri trieb es richtiggehend Tränen in die Augen. Fabio machte ein immer kläglicheres Gesicht. Wie ein kleiner Vogel, den man zusammen mit einer Katze in einen Käfig gesperrt hatte. Die Frau, diese unverschämte Schlampe, hatte ihn vor versammelter Mannschaft lächerlich gemacht, ihn demontiert. Was sollte er tun? Er wusste nicht mehr weiter. Sollte er einfach aufstehen und abhauen? Die Kumpels würden ihn dann noch tagelang damit aufziehen.

„Fabio, mein Schatz“, zog ihn das blöde Weib wieder in ihren Bann. „Los, geh mir noch einen Drink bestellen, der Kellner schläft mal wieder“, orderte sie wie eine Diva.

Fabio, sichtlich angeschlagen wie ein alter Boxer, den man gerade ausgezählt hatte, rührte sich nicht von der Stelle. Er schien ihr Begehrt gar nicht wahrgenommen zu haben. Wie ein Schlafwandler, der für Worte nicht mehr empfänglich war. Doch Bruna ließ nicht locker.

„Na komm schon, zier‘ dich nicht so. Geh schon, hole mir noch einen Drink“, zischte sie giftig. „Ich warte hier mit Ungeduld auf deine Rückkehr.“

Fabio wusste nicht, was er davon halten sollte. Meinte sie das im Ernst? Er trödelte davon und ging ins Hotelinnere an die Bar, um ein Getränk für sie zu bestellen. Als er wieder am Tisch

erschien, hielt in Janis im Vorbeigehen mit der Hand fest und zog ihn sachte zu sich heran, um ihm ins Ohr zu flüstern.

„Hör zu, du Penner. Je mehr du die Frauen anspuckst, desto mehr kleben sie an dir. Also los, mach ihr ein paar Komplimente. Versuche es auch mit ein paar scharfen Bemerkungen und vor allem, lass auch mal die Sau raus. Fahr sie mal so richtig an, kapiert?“

„Mann, Janis, wie soll ein äußerst vernünftiger Mensch wie ich, aus euch komplizierten Griechen schlau werden? Ich kann ihr doch nicht gleichzeitig Komplimente machen, geile Sprüche rauslassen und sie im selben Moment anmotzen. Die wird mich für verrückt halten.“ Seine Verwirrung war vollständig.

Bruna, sichtlich verärgert, dass der Grieche sie an der Vollendung ihrer Inszenierung aufhielt, winkte den jungen Mann zu sich heran.

„Komm her, mein Kleiner“, sagte sie mit sanfter Stimme. „Lass diese armselige Gesellschaft und setze dich zu mir.“ Fabio erhob sich und wechselte daraufhin zu ihrem Tisch hinüber. Er fühlte sich wie ein Schaf, das in die Höhle des Löwen hinabsteigen musste. Und um dem ganzen noch die Krone aufzusetzen, fuhr Bruna fort, sobald er sich gesetzt hatte.

„Sag mal, was hast du eigentlich in deiner Hose?“, fragte sie schamlos.

„Eh, was meinst du?“, stotterte Fabio völlig aufgelöst. „Mein Feuerzeug und Zigaretten, mein Autoschlüssel, etwas Geld und . . .“ Doch Bruna schnitt ihm das Wort ab.

„Nein, nein! Das mein ich nicht, mein Liebling. Ich meine die zwei Dinge da, die rechts und links von deinem Instrument hängen. Weißt du eigentlich was ich habe, wenn ich diese beiden da in der Hand halte?“ Sie machte eine Bewegung und streckte ihre rechte Hand in Richtung Fabio aus, öffnete die Handfläche und schien dann mit ihren zarten Fingern langsam imaginäre Kugeln zu massieren. Ihre Geste hatte mehr Ausstrahlung und Überzeugungskraft als die Schlange, die Eva im Garten Eden in Versuchung führte.

„Nein, weiß ich nicht“, murmelte er wie in Trance, nun sichtlich vor der anwesenden Mannschaft beschämt, die sich kaum noch beherrschen konnte.

„Deine uneingeschränkte Aufmerksamkeit, mein Süßer“, sagte Bruna, sichtlich mit ihrer Darstellung zufrieden. Die Menge kreischte! Und mit einer Art koboldhafter Freude begann sie jedes Detail darzulegen, das die Beziehung zwischen Mann und Frau ausmachte. Fabio schämte sich so ungemein, dass er nicht mehr wusste, wohin er schauen sollte. Die Zuhörer waren voller Begeisterung und von ihrem erzählerischen Können völlig in ihren Bann gezogen worden. Euphorisch saugten sie jedes Wort von ihren Lippen, bettelten um Zugabe. Ihre Aufmerksamkeit ganz Fabio zugewandt, fuhr Bruna fort.

„Hast du auch nur einen Schimmer davon, wieviel Wissen und Begabung nötig sind, damit eine Frau einen Mann gänzlich zufrieden stellen kann?“ Und in der Manier eines alten Uni-Professors, drückte sie auf ihrer Nase ihre Sonnenbrille etwas nach unten und schaute ihn über den Rand hinweg, an. „Du musst dir vorstellen mein Kleiner, der Mann ist wie ein empfindliches Musikinstrument. Eine kompetente und qualifizierte Frau muss tausend und eine Melodien auf ihm spielen können. Ist sie jedoch unwissend und dumm, wird sie ihm nur ein paar erbärmliche Töne entlocken. Wenn sie aber begabt und instruiert ist, wird sie es geschickt verstehen, seinem Instrument neue Harmonien zu verleihen.“ Sie machte eine kleine Pause, nahm einen Schluck von ihrem Getränk. Die Zuhörer würgten, harrend der Dinge, die noch folgen würden. „Ich könnte aus einem Instrument, das mir anvertraut wird, mehr Töne herauskitzeln, als es von sich aus zu kreieren in der Lage wäre. Nun, mein Kleiner, wie ist es? Willst du nicht herausfinden, wie brillant ich auf deinem Instrument spielen könnte?“ Sie schnalzte ein letztes Mal mit der Zunge, dann war Stille.

Fabio war röter als rot, hatte jedes einzelne Wort hinuntergewürgt. Wie ein Verdurstender an einer Quelle, labte er sich an jeder ihrer Silben. Auf einmal schickte sich Bruna an, sich zu erheben. Sie bedankte sich bei der Gruppe für die heitere Gesellschaft, die ihr zuteilgeworden war. Dann grabste sie sich einfach die rechte Hand des hilflosen Casanova, damit er ihr wie ein Gentleman beim Aufstehen Hilfe leisten konnte.

„Komm!“, sagte sie befehlend! „Ich habe Lust, dir jetzt Musikunterricht zu geben.“

Dieser war mittlerweile dermaßen aufgelöst, sodass er keinen Fuß vor den anderen setzen konnte. Unter den gegebenen Umständen konnte er nicht umhin, die Augen niederzuschlagen. Ohne richtig zu wissen warum, fühlte er sich schuldig.

Mit den Augen verständigte sich Mondì mit Bruna, dass das Spektakel nun zur Genüge gereicht hatte. Sie streckte sich wie jemand, der sich wohl in seiner Haut fühlte und holte eine Nascherei aus ihrer Handtasche.

Auf dem Weg Richtung Gartenausgang kam sie an Q vorbei. Ganz unvermittelt packte sie nebenbei die Süßigkeit aus der Verpackung und führte sie an ihren Mund. Das Bonbon hatte gerade ihre Lippen berührt, da brach sie in der Bewegung ab, drehte sie sich zu ihm hin und fragte kess.

„Möchtest du es?“ Belustigt über seine Verblüffung war sie in ein seltsames, helles Lachen verfallen, wobei ihre Hand dabei ganz beiläufig die seine berührte. „Die Fantasie eines Mannes, ist die beste Waffe der Frau“, sagte sie abschließend und beendete ihre Vorstellung endgültig.

„Na los, Fabio, geh schon“, ermunterte ihn Janis. „Und bitte, bitte, tue euch beiden einen Gefallen und halt einfach die Klappe. Lass sie machen, kapiert?“

Bruna zog ihn darauf wie eine Marionette hinter sich her. Er, unfähig auch nur einen Gedanken zu fassen. Nach einigen Sekunden waren sie im Hotel verschwunden. Die anderen lachten immer noch.

„Die Katze hat endlich ihre Maus gefangen“, belustigte sich Naum. „Sollte mich nicht wundern, wenn er jetzt gleich heulend und mit herunter gelassenen Hosen herausgerannt kommt“, spottete er. „Aber auf der anderen Seite, auch ein blindes Huhn findet mal ein Korn.“

„Unsinn“, freute sich Janis. „Tief in seinem Innern ist er ein Mann. Er wird es schon richtig machen!“

„Macht euch um diesen verdammten Bauernlummel keine Sorgen“, versicherte Mondì. „Sein Fell ist so dick wie ein Elefantenarsch.“

Q, der immer noch einen süßen Bonbon-Geschmack im Mund hatte, träumte vor sich hin. Schemenhaft kamen ihm Phantasien und Illusionen, ob der himmlischen Dinge, die sich

nun im Hotelzimmer abspielen mochten. Er schluckte und plötzlich zerplatzte die Luftblase.

„Also wirklich, diese Kleine ist eine richtig große Schlampe“, sagte er enttäuscht. „Auf ihrem Grabstein wird eines Tages stehen: Hier schläft sie zum ersten Mal allein“, äußerte er sich abschließend und begrub die Fiktion.

Da klingelte Janis Mobiltelefon. Er meldete sich, murmelte einige Worte in den Apparat. Dann erhob er sich und deutete Q mit einem Zeichen, dass sie aufbrechen mussten.

„So, Leute, meine Zeit für Späße ist leider vorbei. Mein Kontakt ist soeben eingetroffen. Ich muss wieder an die Arbeit. Da ich bis zum Nachmittag hier bin, könnten wir uns später vielleicht nochmal treffen, wenn ihr wollt. Komm Q, lass uns gehen.“

Man verabschiedete sich. Janis hatte nicht vor alle wieder zu treffen, aber manchmal musste man eben den Schein wahren. Er musste sich auf jeden Fall noch mit Mondy über Panopoulos unterhalten. Deshalb zwinkerte er diesem zu, was letzterer sofort verstand, ohne dass es jeglicher Worte bedurfte. An der nördlichen Stadtausfahrt Richtung Elbasan und Tirana gab es eine Pizzeria mit Namen *Pizza Art*. Ein einfaches Lokal, wo man einigermaßen akzeptabel etwas zu sich nehmen konnte. Dort erwarteten sie Mondy, der einige Minuten später zu ihnen stieß.

Beim Essen unterhielten sich die Geschäftspartner über Panopoulos. Janis erläuterte die Eindrücke, die er in Athen von dem alten Geschäftsmann gewonnen hatte. Seiner Meinung nach konnten sie dem Kunstliebhaber ohne Bedenken die Waren zukommen lassen. Themis und er würden sich dafür breit machen, dass alles seinen gerechten Gang ging. Zurück in Thessaloniki würde er sich mit seinem Bekannten Stelios treffen, um den Transport zu organisieren. Stelios, ein junger, gewiefter Zigeuner, würde schon einen sicheren Weg finden, um die Ware aus Albanien nach Griechenland zu schleusen. Sobald Themis, nach Abschluss des Geschäftes, das Geld hätte, würde Janis den Anteil, der mit Mondy abgesprachen war, persönlich in bar nach Pogradec bringen.

„Komm, sei nicht so misstrauisch. Mein kleiner Gypsy hat sich bei anderen Transaktionen schon oft bewährt. Er weiß, dass er gut daran verdienen wird. Warum sollten also er und

seinesgleichen eine krumme Tour versuchen? Die wüssten doch sowieso nicht, was sie mit all dem antiken Zeug anfangen sollten“, versuchte er Mondi in Sicherheit zu wiegen.

Mondi hatte Bedenken, zumal Stelios kein Landsmann und die Ware letztendlich nicht sein persönliches Eigentum war. Er wollte sich es mit seinen Hintermännern nicht verscherzen, denn er hatte schon einige gute Aktionen mit ihnen abgezogen.

„Ich weiß nicht, bist du dir absolut sicher? Der Typ ist ein Gauner. Der würde für weit weniger seine eigene Mutter verkaufen“, argwöhnte Mondi. „Du weißt wer hinter der Ware steht. Wenn die verloren geht und wir dann nicht zahlen, ist der Teufel los. Mit denen möchte und kann ich es mir nicht verscherzen, geschweige denn anlegen. Die sind einige Nummern größer als wir.“

Doch nach so vielen Geschäften, die er mit Janis erfolgreich abgeschlossen hatte, ließ er sich letztendlich darauf ein und vertraute auf dessen Gefühl. Beim Kaffee erwähnte er, dass er Janis gern mit einen neuen Geschäftsmann beziehungsweise Anbieter in Verbindung bringen wollte. Wobei er sich nicht darüber äußerte, welcher Art dessen Geschäfte seien. Wissend, dass er heute in der Stadt war, hatte er den Betreffenden angerufen und einen Termin vereinbart. Daraufhin verließen sie die Pizzeria, gingen ein paar Straßen weiter und näherten sich einem Straßencafé. Dort angekommen, gingen auf einen Tisch zu, an dem ein Mann Platz genommen hatte und eine Zeitung las. Mondi stellte den Mann vor.

Arianit war ein drahtiger, impulsiver Mittvierziger, der ein wenig Fett auf den Rippen angesetzt hatte. Auf seinem faltigen Gesicht zeichnete sich der Anflug eines Lächelns ab. Der verletzliche Blick seiner großen Augen ließ darauf vermuten, dass er in jungen Jahren jahrelang auf der Straße gelebt hatte. Die Hautfarbe war sehr dunkel, ein auffälliger Kontrast zu seinem gestärktem weissen Hemd. Sein Schuhwerk war auf Hochglanz poliert, etwas sehr Rares in diesen Breiten, und glänzte mit seiner Glatze um die Wette. Mondis Worten nach zu urteilen war er ein Geschäftsmann aus der Gegend, der angeblich mit allem Möglichen handelte und seine Finger überall drin hatte. Nur hatte er, Janis, noch keine Ahnung, worin! Man stellte sich vor.

Nachdem die üblichen Begrüßungszeremonien beendet waren, schien es ihm, als ob Arianit eine Menge über ihn wusste.

„Na, du bist offensichtlich nicht aus der Gegend“, begann er Janis in schlechtem Griechisch zu duzen, obwohl er ganz genau wusste, dass er aus Griechenland kam. „Im anderen Fall hätten wir uns sicherlich schon längst kennengelernt. Pogradec ist eine kleine Stadt. Man kennt hier fast jeden vom Sehen.“ Er grinste auf einmal auf eine Art, die Janis gegen den Strich ging. „Lieber Freund“, verkündete Arianit im verheißungsvollen Ton einer Hebamme, die einem angehenden Vater über die glückliche Entbindung seiner Gattin von einem Stammhalter benachrichtigte, „ich bin sehr erfreut dich endlich zu treffen. Du weißt sicherlich, dass wir uns in einem verarmten Land befinden. Genauso arm und verfallen, wie unsere Nachbarländer. Jahrzehntlang lebten wir in einem Käfig und haben die Reichtümer der westlichen Welt nur von außen gekannt. Falls überhaupt!“ Janis fragte sich, worauf der eigentlich hinauswollte.

Jetzt, oder besser gesagt, seit die Griechen Anfang der neunziger Jahre dem albanischen Volk die Tore geöffnet hatten, führte Arianit weiter aus, war plötzlich all das zugänglich geworden. Aber nur unter einer Bedingung: Man brauchte Geld, viel Geld! Für Menschen, denen jedes Mittel recht war, die überhaupt keine Moral kannten, war Rauschgift der schnellste Weg um zu pekuniären Reichtum zu gelangen. Mit dem Öffnen der Grenzen, eröffneten sich gleichzeitig die Schleusen für eine Sturmflut des Hungers. Hunger nach all dem, was der Normalverbraucher in Albanien bis dahin nur aus der Ferne betrachten konnte, das ihm aber verboten oder unzulänglich war.

„Arianit“, sagte Janis in einem übertrieben höflichen Ton. „Lassen wir doch diesen rhetorischen Schwachsinn für die Abgesandten des Parlaments. Wir sind beide intelligente Menschen, oder schlechte Schauspieler. Also! Beende dieses Theaterspiel und komm endlich zur Sache.“ Die Stimme des anderen durchlief eine beinahe nicht hörbare, aber doch spürbare Veränderung, als er wieder das Wort ergriff.

„Weißt du, es heißt, dass du eine scharfe Zunge besitzt, mit der man glatt Farbe abbeizen könnte. Nun, dann will ich nicht lange um den heißen Brei herumreden und es kurz machen. Ich

möchte dir eine kleine Geschichte erzählen, die dich sicherlich sehr interessieren wird.“ Seine Stimme klang nun professionell, kühl und misstrauisch.

„Wenn’s sich nicht vermeiden lässt“, antwortete Janis sarkastisch. Zunächst jedoch stellte er seinerseits einige Fragen zu Arianits gesellschaftlichen Background, versuchte zu ergründen wer er war, woher er wirklich kam und worin sein Geschäft bestand. Arianit wich ihm jedoch laufend aus, oder beantwortete die Fragen nicht ausreichend. Er konnte einfach nicht schlau werden aus diesem Mann. Nach einigen weiteren Fragen war er überzeugt, dass er die falschen gestellt hatte. Doch er hatte auch keinen Schimmer, wie die richtigen lauten sollten. Letztendlich wurde ihm dieses Katz und Maus spiel zu bunt. Hätte ihn nicht Mondri an diesen Tisch geführt, wäre er jetzt einfach aufgestanden und hätte den guten Mann einfach aus seinem Gedächtnis gelöscht.

Auf der anderen Seite hatte er aber Vertrauen in die Kompetenz und das Urteilsvermögen seines albanischen Partners. Und auch sein eigener Instinkt sagte ihm, dass dieser Mann ein äußerst gerissener und erfolgreicher Macher war, wobei das Thema legal oder illegal keine Rolle spielte. Daher konzentrierte er sich nochmals, legte sich eine neue Strategie zurecht und glaubte aus einer inneren Intuition heraus, dass hier ein Schatz verborgen war. Er musste nur noch die richtige Stelle finden, um den Spaten anzusetzen.

„Also Janis“, sagte Arianit auf einmal in einem Ton, als ob ein Onkel zu seinem Neffen sprach, „ich kann nicht behaupten, dass ich ein Unschuldslamm bin, aber Vermögen werden nun einmal nicht mit der Bibel in der Hand gemacht. Als das Rad erfunden wurde, ist es wahrscheinlich sogleich über jemanden hinweggerollt.“ Hier machte er eine Pause, um zu unterstreichen, dass das Vorgeplänkel beendet war. „Du kommst doch aus Deutschland, ist es nicht so? Sicherlich hast du gute Beziehungen zu Leuten mit Geld, stimmt’s? Also, pass gut auf! Ich sehe die Möglichkeit, wie wir drei ein tolles Geschäft durchziehen können. Mir ist da etwas sehr Spezielles in den Schoß gefallen. Da ist sicherlich für jeden ein Batzen Kohle zu verdienen. Also, hör gut zu“

KAPITEL 16 Mädhentransport

Der Tag ging langsam dem Ende zu. In ein bis zwei Stunden würde es dunkel sein. Man hatte den Mädchen zu Essen gegeben und ihnen dann gesagt, dass sie bald an einem anderen Ort gebracht werden würden. Nachdem alle ein letztes Mal ihre Notdurft verrichtet hatten, ging es los.

In der Garage wartete ein älterer, dunkler, zum Teil verrosteter Van. Im Wageninneren hing eine Duftmischung aus Schnaps, Rauch und billigem Rasierwasser. Das Ganze erinnerte mehr oder weniger an eine Müllkippe. Alte Zeitungen lagen vor und auf den Sitzen. Der Aschenbecher war randvoll und zahlreiche Zigarettenstummel waren herausgefallen. Vor dem Beifahrersitz lag ein umgekippter Werkzeugkasten, dessen Inhalt zum Teil auf dem Boden verteilt war. Dazwischen schaute der Hals einer Whiskeyflasche hervor. Auf dem Armaturenbrett lag eine angebissene Schokolade und eine Packung Kaubonbons, die schon bessere Tage gesehen hatte.

Ansonsten war das Innere so ausgestattet, dass man hinter dem Fahrer drei Reihen mit je drei Sitzgelegenheiten hatte. Vor jeder Reihe war im Rücken des vorderen Sitzelements eine Metallstange mit Ringen eingeschweißt, sodass bei Bedarf jemand ankettet werden konnte. Jetzt wurde davon Gebrauch gemacht. Der Kräftige führte die Mädchen eine nach der anderen in die Garage hinunter. Da nahm sie der Schlanke in Empfang und kettete sie im Wageninneren an der Eisenstange fest. Eine nach der anderen wurden die Mädchen mit Handschellen daran gefesselt, damit sie unterwegs nicht auf dumme Gedanken kamen. Ana wurde mit Roxana in die hinterste Reihe gesetzt. Somit hatten sie die Möglichkeit, sich ein wenig kennenzulernen und konnten sich gegenseitig Mut machen.

Nachdem der Schlanke die seitliche Schiebetür geschlossen hatte, stieg er auf den Beifahrersitz. Dann schob er den Vorhang, der zwischen den vorderen Sitzen und dem hinteren Teil montiert war, zur Seite und ermahnte die Mädchen nochmals zur Ruhe. Der Kräftige fuhr, der Schlanke fungierte als Aufpasser. Er fischte ein Mobiltelefon aus einem Fach unter seinem Sitz hervor und wählte.

„Ich bin's, Sorin. Wir sind unterwegs. Fang schon mal an, alles vorzubereiten.“ Ohne weitere Instruktionen abzuwarten, beendete er das Gespräch. Dann bediente er eine kleine Fernbedienung, um die Garagentüre zu schließen.

Während der geräumige, beladene Wagen den unbefestigten Weg aus der Garage hinausfuhr, schaute der Bullige nochmals in den Rückspiegel, um sicher zu sein, dass sich das Tor wieder geschlossen hatte.

Zunächst fuhren sie in einer gebirgigen Landschaft einen kurvenreichen Weg entlang. Der zum Teil unbefestigte Weg führte zuerst ins Tal hinab, dann rumpelten sie auf einmal wieder einen Hang hoch. Bei jedem Schlagloch wollte der Fahrer ein Gebet ausstoßen, um das museumsreife Gefährt daran zu hindern, einfach in der Mitte auseinanderzubrechen. Irgendwann verschwand die Klapperkiste hinter einer Kurve. Es schien, als ob der Berg sie geschluckt hätte, nur um ein paar Momente später wieder in weiterer Entfernung aufzutauchen.

Ungefähr eine Stunde lang wurden die Insassen hin und her geschüttelt. Die einsetzende Dunkelheit verwirrte die Mädchen nun umso mehr, denn sie hatten die Orientierung vollkommen verloren. Sie konnten durch die schmutzigen Scheiben nur vage die Natur und die Landschaft betrachten, die langsam an ihnen vorbeizog. Nur der Lärm des gequälten Motors drang durch die dünne, rostige Metallwand zu ihnen. Erschöpft und nervös saßen sie im Dunkeln. Ana hatte sich an Roxana geschmiegt. Immer wieder stoppte die Blechkiste kurz, um dann ruckartig wieder anzufahren. Nach unzähligen Bodenwellen, auf denen sie regelrecht geritten waren, stoppte der Wagen plötzlich. Bei laufendem Motor wurde die Fahrertür geöffnet und der Fahrer stieg aus. Er stahl sich ein paar Meter weiter nach hinten. Einige Zeit tat sich nichts. Dann kam er wieder zurück, stieg wieder ein. Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. Der Ritt begann aufs Neue.

Die Mädchen begannen hinten zu quengeln, die Sitzelemente bohrten sich immer mehr in ihre Hinterteile. Dann wurde die Fahrt plötzlich ruhiger und Roxana dachte, dass sie sich nun auf einer geteerten Landstraße befinden mussten. Nach einigen Kurven, in denen sich die Geschwindigkeit gefühlsmäßig

verlangsamt hatte, stoppte der Wagen erneut. Roxana kniff die Pobacken zusammen, um ihre überstrapazierten Gesäßmuskeln zu entspannen. Der Beifahrer drehte sich zu ihnen um und holte ein riesiges Jagdmesser aus dem Fach der Seitentür hervor.

„Passt gut auf, ihr Hübschen. In ein paar Minuten passieren wir einen Punkt, an dem des Öfteren die Bullen stehen. Wer von euch auch nur einen Laut von sich gibt, der schneide ich sofort die Gurgel durch. Verstanden?“ Alle nickten ohne ein Wort des Protestes. Darauf griff er wieder unter seinen Sitz, zauberte einige Wasserflaschen hervor und gab diese nach hinten an die Mädchen weiter. Für sich und den Fahrer holte er eine Thermosflasche hervor.

„Kaffee?“, sagte Sorin zum Fahrer. Doch dieser verneinte.

Der Kaffee war schwarz, stark und immer noch sehr heiß. Sorin begrüßte den ersten Schluck. Wärme breitete sich in ihm aus und munterte seine Lebensgeister wieder auf. Er kniff die Augen zusammen, versuchte die Umgebung zu erkennen, was jedoch in der Dunkelheit nicht einfach war. Endlos scheinende Felder, ohne jede Begrenzung, zeichneten sich in der Finsternis ab. Es gab nicht einmal mehr einen Horizont, weil Himmel und Erde längst im einheitlichen Grau verschmolzen waren. Ob die Bullen heute Nacht dort draußen standen? Auf sein Zeichen hin setzte der Fahrer die Reise fort, während Sorin sich ehrfurchtshalber bekreuzigte.

Die Fahrt ging zunächst zügig voran, dann verfiel der Motor des Wagens in heiseres Gebrüll, als der Fahrer das Tempo drosselte. Erneut kämpfte er gegen Schlaglöcher an. Auf einmal protestierte der Motor lautstark, da der rechte Vorderreifen in ein tiefes Loch gefallen war. Der Fahrer Gas gab, um dort wieder hinauszukommen. Die Fahrbahn schien nur noch aus Löchern und gestampften Boden zu bestehen und ließ keine hohen Geschwindigkeiten mehr zu.

Er fluchte und verwünschte die Regierung, die die ohnehin schon spärliche Infrastruktur in diesem Teil des Landes nicht instand setzte. Auf dem Beifahrersitz trank Sorin seinen Kaffee und war die Gelassenheit in Person, den Blick geradeaus durch die schmutzige Windschutzscheibe gerichtet. Endlich war das Rumpeln wieder verschwunden und die Fahrt ging zügig

weiter. Irgendwann hatten sie auch den Check-Point, wo normalerweise die Polizei stand, hinter sich gelassen, ohne diese jedoch zu erblicken. Sorin atmete auf.

Nach einer Weile begann eines der Mädchen, ihm auf den Geist zu gehen. Sie musste auf einmal unbedingt pinkeln gehen. Er hatte ihr schon mehrmals gesagt, dass sie es bis zur Ankunft aushalten müsste, doch es half nichts. Ihr Drängen war mittlerweile so eindringlich, dass er sicher war, dass sie kein Theater spielte. Also gab er dem Fahrer die Anweisung, bei der nächstbesten Ausfahrt einen Parkplatz anzufahren. Endlich verlangsamte der Fahrer die Geschwindigkeit, scherte rechts aus und kam neben einer großen Wiese zum Stehen.

Das Areal lag verlassen da. Abgesehen von einem Zigeunerwagen, der in diesem Moment behäbig auf der anderen Straßenseite in der Dunkelheit an ihnen vorbeihumpelte, regte sich weit und breit nichts. Das schwarze Pferd mit dem durchhängendem Rücken sah abgemagert aus und schien den Wagen unter Qualen zu ziehen. Der Lenker, ein Mann undefinierbaren Alters, grüßte beiläufig mit der erhobenen Hand um gab seinem Gaul die Zügel. Kinderköpfe spähten unter der grauen Sackplane hervor. Ihre Gesichter wiesen rußige Streifen auf, ihre Hände schienen pechschwarz. Sorin fragte sich, wie der Zigeuner nur mit dem spärlichen Licht des Mondes seinen Weg finden konnte. In diesen Breiten war es selbst mit den Lichtern des Vans schwierig, der Spur zu folgen.

Er ließ den Zigeunerwagen passieren, machte den Quälgeist los und half ihm beim Aussteigen. Anschließend begleitete er das Mädchen einige Meter weiter, wo sie endlich ihre Notdurft verrichten konnte. Dann ging es weiter. Eine halbe Stunde später waren sie endlich angekommen. Das Klappergestell fuhr langsam in den Innenhof eines Anwesens ein, kam an einem riesigen Gebäudekomplex vor einem großen Garagentor zum Stehen. Das Tor öffnete sich, der Blechkasten fuhr direkt hinein und stoppte endlich seine Reise. Das Licht, das beim Öffnen der seitlichen Wagentür ins Innere fiel, blendete die Mädchen nach der langen Fahrt, wie ein Blitz in der Dunkelheit.

Roxana konnte die Umrisse einiger Gestalten erkennen, die ihr im ersten Moment im grellen Schein der Neonröhren wie

Engel erschienen. Nach wenigen Sekunden hatten sich ihre Augen an das grelle Licht gewöhnt. Die Engel hatten sich plötzlich in finstere, bedrohliche Gestalten verwandelt.

KAPITEL 17 Janis, Q und Stelios in Thessaloniki

An diesem warmen und sonnigen Tag saßen Janis und Q schon vormittags in einem Straßencafé an der belebten Uferpromenade des Boulevard Niki. Die Kaffeestuben, Bistros, und Cafés, die die Straße säumten, waren alle zum Bersten voll. Die Mehrheit der Kaffeehaustühle waren zum Meer hin ausgerichtet, damit die Besucher das muntere und energiegeladene Treiben der Passanten, Touristen, Autos, Bussen und sonstigen motorisierten Fortbewegungsmitteln beobachten konnten. Viele Studenten und ältere Menschen saßen gesellig bei einem Kaffee, Bier oder einem Glas Wein. Die Sonne hatte ihr schönstes Gesicht aufgezogen und erfreute die Gemüter der Anwesenden.

Noch waren die Temperaturen nicht über 30 Grad Celsius gestiegen, die Hitze war erträglich. Der Himmel strahlte in einem reinen, wolkenlosen Blau, dazu wehte eine leichte Brise vom Meer ins Landesinnere.

In der Ferne über den Thermaischen Golf hinweg zeichnete sich das Bergmassiv des Olymp ab. Wie riesige, irreguläre trapezförmige Rechtecke, die sich dunkel vor dem Blau abzeichneten, lagen einige große Frachtschiffe und Tanker vor der Küste. Weiter draußen zogen ein paar kleinere Segelboote über den Horizont. Über der Straße hinweg bewegte sich ein konstanter, bunter Menschenstrom auf dem direkt dem Wasser vorgelagerten Fussgängerstreifen: Touristen aller Herren Länder, Jogger, Jugendliche und die quälenden Fahrradfahrer, die auf der ihnen reservierten Spur viel zu schnell fuhren. Ab und zu läuteten sie mit ihren Fahrradklingeln Sturm, um nicht den einen oder anderen Passanten oder lästigen Touristen anzufahren. Zwischen der Promenade und den Cafés schlich ein zäher Strom von Fahrzeugen aller Art, im Kriechtempo Richtung *Λευκός Πύργος*. Der Weiße Turm war einer der Wahrzeichen der Stadt Thessaloniki. Hinter ihren Sonnenbrillen verborgen, fügten sich

die Fahrer ihrem Schicksal und ertrugen ihr Los. Es würde noch ein paar Minuten dauern, bis sie endlich aus diesem Schlamassel heraus waren. Einmal auf Höhe des Hotel Makedonia Palace angekommen, ging die Fahrt angenehmer voran.

Das Gespräch mit Arianit in Pogradec war letztendlich sehr vielversprechend verlaufen. Der Skipetar hatte ihnen auf seinem Tablet eine sehr interessante antiquarische Kostbarkeit gezeigt. An den richtigen Interessenten vermittelt, konnte sie eine sehr beträchtliche Summe einbringen. Eine ungefähr 65 Zentimeter große, bronzene Truhe, reich mit Ornamenten verziert, enthielt diverse Schriftstücke und Pergamente, die irgendein Historiker in die Mitte des 15. Jahrhunderts datiert hatte. Die Texte waren zum Teil in Latein, andere wiederum in einer mittelalterlichen Form der Serbischen und Ungarischen Sprache aufgezeichnet.

Eine Übersetzung des Inhalts sollte laut Arianit mittlerweile fast fertiggestellt sein. Seinen Ausführungen nach, handelte es sich in groben Zügen um Schriftstücke und Verträge zwischen der adligen serbischen Familie Branković, den Venezianern, sowie ungarischen und walachischen Adligen. Wenn er den bisher übersetzten Teil richtig verstanden hatte, so hatten die Schriftstücke eine geheime Zusammenkunft zum Gegenstand. Irgendwo im heutigen Rumänien, wobei diese Ländereien damals zum Königreich Ungarn gehörten, waren diese Verträge in der Stammburg des Janos Hunyadi unterzeichnet worden. Mehr konnte Arianit vorab nicht erzählen, denn er hatte von Geschichte keine Ahnung. Doch dies alles interessierte Janis ebenfalls überhaupt nicht, denn er hatte nichts mit Ungarn und Rumänen am Hut. Man bat ihn, einen Kaufinteressenten für das kostbare Gut zu finden. Dann würde man den Erlös gerecht teilen. Es ging schließlich nur um ein weiteres Geschäft. Also würde er sich bald nach Belgrad aufmachen müssen, denn diese Artefakte interessierten einen Griechen überhaupt nicht. Irgendwo würde er einen seiner serbischen Bekannten dafür zu gewinnen wissen.

Die Partner waren gestern aus Pogradec zurückgekehrt und hatte sich heute mit Stelios verabredet. Q war gerade dabei eine Zigarettenschachtel aus seiner Tasche zu holen, während er sich irgendwelchen Tagträumen hingab. Er zog eine Kippe aus der

Packung, schob sich das weiße Röllchen zwischen die Lippen und formte mit einer Hand einen Windschutz. Mit der anderen versuchte er die Zigarette anzuzünden, was ihm auch endlich gelang. So saßen sie nebeneinander und begafften das lebendige Treiben, während er genüsslich an seiner Kippe zog.

„Der elende Penner“, motzte er auf einmal und blies eine dünne Rauchwolke in den leichten Wind. „Kommt der bald?“ Janis ging nicht darauf ein, schlürfte an seinem Kaffee. Wieder entstand eine Pause. Ein letztes Mal zog Q an seiner Zigarette, warf dann den übrig gebliebenen Stumpfen mit Schwung auf den Gehsteig. Plötzlich entdeckte er Stelios auf der anderen Straßenseite, wie er gerade dabei war, sich lässig durch die stehenden Fahrzeuge zu schlängeln.

Der junge Zigeuner erspähe sie ebenfalls und kam auf einmal erregten Schrittes daher, so, als hätte er gerade eine Schandtat begangen und jemand würde hinter ihm herrennen. Er war unter einen Meter siebzig groß und hatte volles, dunkles, zerzaustes Haar unter seinem Strohhut. Wie immer trug er eine ausgewaschene, durchlöchernte Jeans, ganz im Sinne eines Piraten. Ein kariertes Hemd, das schon mehrere Jahrzehnte auf den Buckel zu haben schien, rundete das Erscheinungsbild ab. Seine ungepflegten Füße steckten in ausgelatschten Sandalen. Generell lies sein Outfit, wie bei den meisten seiner Volksgenossen, sehr zu wünschen übrig. Aber, er war ein mit allen Wassern gewaschener Zeitgenosse und hatte ein Fell so dick, wie der Hintern eines Jockeys.

Wie er mit richtigem Namen hieß, wusste Janis nicht. In Griechenland nannte er sich Stelios. Seine Wurzeln lagen, wenn er dies richtig verstanden hatte, in Albanien. Er gehörte zu den *Meckariern*, die dort die größte Zigeunergruppe verkörperten. Die Sippe entkam der Zigeunerverfolgung des kommunistischen Regimes Enver Hoxhas, floh zunächst in den damaligen Nachbarstaat Jugoslawien. Danach lebten sie bei verwandten Sippen in Rumänien. Später, als Griechenland die Grenzen öffnete, kam die Familie auf Pfaden und Schleichwegen über die Berge ins Land. Seitdem waren sie in dem großen Zigeunerviertel *Δεντροπόταμος*, vor den Toren Thessalonikis, zu Hause. Doch Stelios und seine Sippe waren ruhlose Zeitgenossen. Sie waren

heute hier, Morgen in Bulgarien, Serbien oder Rumänien. Wo es eben gerade etwas zu tun und zu verdienen gab.

„*Schekerdan, ρε μεγάλη*“, rief ihm Janis schon von weitem zu, was in der Romani-Sprache so viel wie, wie geht es dir mein Großer, bedeutete.

„*Latscho, sa to idio*. Alles beim alten“, erwiderte der Neuankömmling und gestikuliert vor Freude wild mit den Händen.

„Sag mal, stiehlt dein Bruder noch?“, begrüßte ihn Q ansatzlos, um eine alte Geschichte in Erinnerung zu rufen. Vor einiger Zeit war er mit Stelios Bruder in einer dubiosen Geschichte verwickelt gewesen. „Einer meiner Bekannten hat ihn erst vor kurzem bei einem Coup gesehen. Sollen angeblich nicht schlecht abgesehen haben.“

„Nichts davon ist wahr, Janis“, versuchte sich Stelios zu rechtfertigen. „Du weißt doch: Alle Zigeuner lügen. Glaub mir!“, verteidigte er sich, da ihm Q's Worte peinlich waren. Dann drehte er sich zu seinem Widersacher und ließ eine Schimpftirade vom Stapel.

„*Ni tsal petuke! Tetsan anti belava*“, schrie er ihn ärgerlich an, wissend, dass Q einigermaßen in der Sprache seines Volkes bewandert war, und schickte ihn zum Teufel. „Mein Bruder ist im Ausland, da kannst du jeden Fragen. Ich glaube eher, du hast den Mann gesehen, der den Mann gesehen, der den Bär gesehen hat“, sagte er sich verteidigend zu Q.

„Willst du mir vielleicht einen Bären aufbinden?“, ließ Q nicht von der Sache ab. „Ich bin sicher, dass man ihn gesehen hat.“

Nachdem mit dieser Begrüßung den Erfordernissen der Konvention genüge getan war, kam der Neue an den Tisch. Er gab Janis die Hand und umarmte sich mit Q, der angeblich etwas Zigeuner-DNA in seinen Genen hatte. Man rief eine gelangweilte Bedienung, um eine neue Runde zu bestellen. Für Janis und Q nochmals dasselbe. Stelios bestellte ein Energy-Drink, *Red Bull* oder *Monster*.

„Hört, hört“, rief Q erstaunt. „Scheißzigeuner, hat dich deine Mutter mit *Red Bull* großgezogen?“ Brüskiert und beleidigt erwiderte Stelios in guter alter Manier, wobei er eine ganze Palette von Schimpfwörtern gen Q vom Stapel ließ.

Man konnte einen Zigeuner einen Dieb nennen, oder ein Arschloch. Höchstwahrscheinlich würde er darüber nur lachen. Beleidigungen gegen die eigene Person war man in seinen Kreisen bereit auf sich zu nehmen. Um nicht unterzugehen, hatte man über die Jahrhunderte hinweg damit leben müssen. Doch wenn er etwas unbeabsichtigt falsch machte und man darüber lachte, dann war Vorsicht geboten. Schließlich war er ein stolzer Mann und konnte es nicht ausstehen, lächerlich gemacht zu werden. Wenn man aber obendrauf die Mutter oder gar den Stamm beleidigte, dann konnten die Dinge einen ganz anderen Lauf nehmen. Leicht griff da einer zum Messer. Und jeder echte Zigeuner, der etwas auf sich hielt, hatte es immer dabei und war allzeit bereit es einzusetzen. Mit einem satten *fuck you, man*, beendete Stelios jedoch sein Recital und ließ es dabei bewenden.

„Komm, reg dich nicht auf“, beschwichtigte Janis die ganze Situation. „War sicherlich nicht so gemeint. Letztendlich, was erwartest du auch von einem Zigeuner zweiter Klasse?“ Q flüchtete sich in das Anzünden einer neuen Zigarette.

Die Bedienung brachte die Bestellung, zog gleich wieder weiter. Die drei tauschten einige Information bezüglich ihrer letzten Erlebnisse aus. Irgendwann kam Janis dann auf den Punkt.

„Mein Freund, wir haben etwas Ernstes zu bereden. Stell dir vor, du müsstest etwas recht Großes von Albanien nach Griechenland rüberbringen.“ Stelios Sippe war inoffiziell in der Logistik beschäftigt. Genauer gesagt transportierten sie egal was, von hier nach dort, über jede Grenze, sofern die Kasse stimmte. Illegal, natürlich! „Es sind mehrere Objekte. Nicht die üblichen Paketgrößen, die wir schon des Öfteren hatten. Auch das Gewicht ist nicht unbeachtlich. Da wird schon die ganze Ladefläche eines kleinen Pritschenwagens voll werden. Nun, siehst du eine Möglichkeit, solche Größen zu bewältigen?“

Stelios sagte zunächst nichts. Er begann nachzudenken und tat so, als ob er über *Fermats letzten Satz* grübelte, ein mathematisches Rätsel, das Mitte des 17. Jahr formuliert und letztendlich erst 1994 gelöst wurde. Plötzlich schien er Licht am Horizont zu erblicken. Zuallererst musste er sich jedoch mit seinem Vater beraten. Doch er versprach Janis, dass er alles Menschenmögliche tun würde. Sein Vater war in der Materie der

Überführung und Auslieferung angeblich eine Legende. Die absolute Koryphäe!

Die Zigeuner um Stelios waren eine unerschrockene und zähe Truppe. Ihm gegenüber hatten sie sich bisher immer korrekt verhalten. Janis würde demnächst wieder nach Pogradec fahren. Bei seiner Rückkehr bräuchte er dann eine endgültige Lösung.

„Um es kurz zu machen“, sagte Stelios, „gibt es eigentlich nur ein Problem, um Waren in dieser Größenordnung über die Berge nach Griechenland transportieren. Die Lasttiere“, warf er ganz beiläufig einen Begriff in die Runde.

„Du meinst Maultiere?“, fragte Janis erstaunt.

„Genau!“

„Und?“ Er konnte sich darauf keinen Reim machen. „Wo ist das Problem? Geh hin, kaufe dir so viele du brauchst. Geld spielt in diesen Größenordnungen keine Rolle.“

„Nein, nein, du verstehst mich nicht“, antwortete der junge Mann. Die Beschaffung der Tragtiere ist ein Problem. Denn, wir benötigen ruhige, gefügige und vor allem . . . kastrierte Tiere. Solche, die nicht in der Nacht wiehern und störrisch werden, sobald sie eine Stute wittern. Kannst du dir vorstellen, wie sich so ein geiler, durchgedrehter Maulesel gebärdet, wenn er erst einmal auf Fahrt ist? Mann, oh Mann. Da ist selbst mein Arsch gefährdet“, belehrte sie der Zigeuner belustigt. „Wir müssen zeitig damit anfangen, die Tiere zusammenzukaufen. Das wird schon ein oder zwei Wochen in Anspruch nehmen, zumal wir in verschiedenen Bereichen suchen müssen. Ansonsten kommt noch irgendein ganz Schlauer auf dumme Gedanken und fängt an Fragen zu stellen“, stellte er fest. „Verstehst du?“

Die Bedienung kam und fragte, ob sie noch einen Wunsch hätten. Doch sie verneinten. Q fragte Stelios nochmals beiläufig nach dem Verbleib seines Bruders.

„*Scho mange*, was willst du von ihm“, fragte er genervt, obwohl er genau wusste, worauf das Ganze hinauslief, dass Q nach seinem Bruder fragte. Die beiden unterhielten sich während der nächsten Sätze in der den Zigeunern eigenen Sprache, denn es war beiden peinlich vor Janis solcherart Themen zu erörtern.

„*Love manga*. Meine Kohle will ich, mein Geld“, entrüstete sich letzterer. „Also, wo ist er?“

„Er fickt gerade deine Schwester“, entgegnete Stelios aggressiv. „Ich hatte dir schon damals gesagt, dass du keine krummen Dinger mit meinem Bruder drehen sollst, oder etwa nicht? Der haut jeden übers Ohr, nicht nur dich. Auch wir, sein eigen Fleisch und Blut, sind davor nicht gefeit. Und dass will bei uns was heißen, wie du weißt. Also, schluck's runter und vergiss es!“

Janis nahm einen Schluck von seinem Getränk, mischte sich dann wieder ins Gespräch, damit es nicht ausartete. Am Tisch nebenan hatte er eine mondäne, ältere Dame entdeckt, die ganz den Anschein erwecken wollte, blaublütig zu sein. Blassgesichtig spreizte sie den kleinen Finger ab, wenn sie den zierlichen Henkel ihrer Tectasse aufnahm, um das Sammelsurium aus verschiedenen Kräutern, das man in dieser Örtlichkeit als Tee ausschenkte, an ihre Lippen zu führen. Gleichzeitig hob sie in guter alter Snob-Manier die Nase in die Höhe, als ob es am Nachbartisch übel riechen würde.

„Schaut euch die Alte an, der sind wir nicht fein genug“, sagte er um die Aufmerksamkeit der beiden anderen auf sich zu ziehen. Mit Erfolg, denn Stelios nickte ihm bestätigend zu.

„Naja, als Gott dich schuf, wollte er auch nicht unbedingt angeben“, spottete Q darauf gegen Stelios.

„Mich gibt es“, beharrte dieser, „weil Gott einen Sinn für Schönheit hat. Dich dagegen, weil er Sinn für Humor hat, du Lachplatte.“ Und er lachte über seinen eigenen Witz.

Janis besänftigte die Gemüter, beteuerte dann nochmals die Seriosität und Dringlichkeit der heute diskutierten Geschäftsanbahnung und legte dem jungen Zigeuner sein Anliegen ans Herz. Er versicherte ihm, dass es sich nicht um Drogen oder Waffen handelte, sondern um Gegenstände des Altertums, die aus Ausgrabungen stammten. Stelios ging dies zum einen Ohr hinein, zum anderen wieder hinaus. Er wollte nur eins: Nach erfolgreicher Versendung der Ware von A nach B, seine vereinbarte Bezahlung kassieren.

„So, und nun zu etwas Erfreulicherem“, wechselte Janis das Gesprächsthema. „Was macht denn eigentlich deine Frau? Ist sie wieder schwanger, du geiler *Kanzawuri*?“ Er neckte den jungen Zigeuner spaßeshalber immer damit, indem er ihn als geilen Igel

bezeichnete. „Also wirklich, ich weiß nicht was ich dir schenken soll“, sagte er scherzhaft. „Ein paar Windeln oder eine große Packung Kondome?“

„Όχι, ρε μεγάλη. Aber nicht doch, großer Mann!“, lachte Stelios. „Wir sind keine Igel. Im Gegenteil, die essen wir! Ich persönlich fühle mich als *Schoschoi*, als Hase. Und, was sagt man im Volksmund über die Nager: Rammeln wie die Hasen.“ Alle drei brachen in Gelächter aus.

„Weißt du“, platzte Q ins Geschehen, „eigentlich solltest du die Antibaby-Pille nehmen. Schließlich macht es mehr Sinn die Waffe zu entladen, als auf eine Schutzweste zu ballern.“ Alle drei lachten wieder.

„So, so“, sagte Janis immer noch immer lachend. „Übrigens, du als alter Kenner der Materie, weißt du eigentlich wie sich die Igel vermehren?“ Er warf eine Pause ein, blickte in ignorante Gesichter. Dann platzierte er die Pointe: „Vorsichtig!“

HALBMOND

KAPITEL 18 Mädchen in ihrem Gefängnis angekommen

Als die Falltür mit einem lauten Krachen aufgerissen wurde, schrak sie aus ihrem Alptraum auf. Sie bekam kaum Luft, ihr Herz schien stillzustehen. Roxana erwachte nur langsam und ihre Sinne reagierten träge. Für einen Moment war sie zwar wach und theoretisch bei Bewusstsein, aber gleichzeitig vollkommen desorientiert. Ihr Verstand schien in einer Leere gestrandet zu sein, die das Denken nur in den wenigen Momenten duldete, wenn man aus einem tiefen Schlaf erwachte.

Nach einigen Anstrengungen waren ihre verklebten Lider zwar immer noch widerwillig, aber endlich bereit, sich zu öffnen. In ihrem Kopf waren Raum und Zeit zu einer zähen, konturlosen Masse verschmolzen. Ein unlösbares Labyrinth, in dem nichts als Schmerzen, Sinnlosigkeit und Angst existierten. Langsam setzte sie sich auf und spürte wie eine unendliche Müdigkeit an ihr zerrte, während die Echos ihres Alptraums schwächer wurden und sich auflösten. Sie konnte ihre Lage nicht genau erfassen. Etwas war mit ihr passiert. Sie wurde gefangen ein alter Klapperkasten in den Bergen

Im nächsten Augenblick drangen die Erinnerungen auf sie ein und sie fühlte, wie ein riesiger Eiszapfen in ihre Brust eindrang. Auf einmal verspürte sie die Schmerzen, die die Rückschau der Ereignisse ihr bereiteten. Spätestens in diesem Moment hatte sie geglaubt, dass sie verrückt werden würde. Sie kämpfte gegen die verzweifelte Ohnmacht an. Eine Mischung aus Resignation, Schmerzen und grenzenloser Wut nahm Besitz von ihr und ihre Tränendrüsen drückten ein paar Tropfen hervor. Ein heiser, markerschütternder Schrei materialisierte sich in ihren Eingeweiden und kroch ihre Kehle empor. Das Gebrüll war von einer Intensität und Lautstärke, dass unter anderen Umständen, jedes zartbesaitete Gemüt sofort sein Heil in der Flucht gesucht hätte. Ein Klageruf, wie er resignierter und gebrochener nicht von den Wänden ihres Kerkers hätte widerhallen können. Nach einigen Momenten begann sie sich jedoch wieder zu fangen, denn sie begriff, dass es nichts an ihrer Situation ändern konnte. Langsam ließ sie nochmals das Geschehen Revue passieren, das sich seit ihrer Ankunft hier ereignet hatte.

Fassungslos hatten die Mädchen und sie in der Nacht zusehen müssen, wie Sorin und der Kräftige für ihre Fracht entlohnt worden waren. Darauf traten die beiden dann wieder mit dem Van die Rückfahrt an. Die finsternen Gestalten, drei an der Zahl, fesselten die Mädchen erneut in Zweiergruppen und stießen sie dann ohne viel Aufhebens einen langen Gang entlang. Mit apathisch langsamen Bewegungen und unter den ständigen Drohungen ihrer Bewacher, marschierten sie los.

Die ganze Szene hatte etwas Gespenstisches und erinnerte an Dinge, die die Menschheitsgeschichte längst überwunden geglaubt hatte. Die Assoziation willenloser Sklaven, die von ihren *Massa* oder Herren angetrieben wurden, drängte sich förmlich auf, auch wenn diese modernen Sklaventreiber keine Peitschen mehr benutzten. Dagegen hielten sie große Stöcke in ihren Händen, mit denen sie die Mädchen den Gang entlangschleusten. Einer der Männer trug einen Halfter an der Schulter. Die Waffe, die darin in Schach gehalten wurde, sah furchterregend aus. Roxana zweifelte nicht daran, dass er davon Gebrauch machen würde, falls er dies für erforderlich erachtete.

Die Gruppe wurde von einem der Bewacher angeführt. An Roxana gekettet vermittelte Ana den Anschein, als würde sie aus einer tiefen Trance erwachen. Es schien, als sei sie in eine andere Dimension entrückt, um bei all dem Elend um sie herum nicht zu verzweifeln. Sie bewegte sich schwerfällig und kam kaum vorwärts. Nur durch Roxanas Unterstützung konnten sie in der Kolonne mithalten.

„Was die wohl mit uns vorhaben?“, wagte Silvana die anderen Mädchen zu fragen. „Denken die vielleicht, dass es für uns ein Lösegeld gibt? Das wäre ja mal ganz etwas anderes. Für gewöhnlich entführt man Frauen doch nur, um sie zur Prostitution zu zwingen.“

„Du da, halt die Klappe“, fuhr sie sofort einer der Kerle an. Er kam schnell auf ihre Höhe heran und gab ihr einen kräftigen Klapps auf den Hintern.

Dann erreichten sie das Ende des Ganges und fanden sich vor einer Tür aus rostigem Eisen wieder. Krächzend wurde sie von einem der Männer aufgerissen. Ein Zweiter hatte sie dann rau aufgefordert einzutreten. Auf der anderen Seite der Tür gab es

einen weiteren Gang, dann folgte eine steinerne Treppe, die nach unten in den Keller führte. Dort erwartete die Gruppe ein weiterer Mann, der sicherlich die fünfundzwanzig noch nicht überschritten hatte und die Mädchen in Empfang nahm. Für sein junges Alter schien er eine eiserne Härte auszustrahlen, und in seinen Augen lag eine tödliche Kälte. Obwohl er recht gut aussah, schien das Leben in diesem Loch ihn vorzeitig gealtert zu haben. Als letzterer Silvana erblickte, spie er aus und machte eine abfällige Bewegung.

„Dreckig“ fluchte er. „Ordinär! Die Ware wird immer schlechter. Zigeunerschlampe“, schrie er ihr ins Gesicht.

Silvana wusste, dass sie schmutzig war. Sie hatte sich seit Tagen nicht gewaschen, da ihr dazu keine Gelegenheit geboten worden war. Und ordinär? Trotz der Umstände war sie durch die Worte des Mannes verbittert. Schon viele Männer hatten ihr in ihren jungen Jahren den Hof gemacht und ihr alle möglichen Komplimente hinterhergeworfen. Was verstand denn der schon von Frauen, der hier unten vergammelte. Sie warf den Kopf zurück und hielt dagegen.

„Wieso, gefall ich dir nicht? Von so einer wie mich, kannst du Schwanzlutscher doch nur . . .“ In nächsten Augenblick lag sie auf dem Fußboden und wimmerte vor Schmerzen. Der Typ hatte ihr den Ellenbogen in den Magen gerammt, so dass sie zusammengeklappt und umgefallen war. Dann folgte ein Tritt in die Rippen. Sie konnte nicht einmal mehr schreien, nur stöhnen. Der Mann packte sie darauf an einer Hand, zog sie wieder auf die Füße. Seine Finger fühlten sich an wie eiserne Klammern.

„Wenn du nicht dein schmutziges Maul hältst, mache ich dich fertig, ist das klar?“, drohte er. „Und wenn dies auch nichts nützt, vergrab ich dich draußen bei lebendigem Leibe.“

Danach hatte er die Führung übernommen und die Gruppe einen Gang lang geführt. Sie kamen an Zellen vorbei, deren vergitterte Türen einen Einblick ins Innere gewährten. Es stank fürchterlich. In einer der Zellen, blickte Roxana in die Augen einiger dunkler Gesichter, die von Hoffnungslosigkeit gezeichnet waren. Die Augen gehörten jedoch keinem Erwachsenen. Das waren Kinder! Sie konnten noch keine zehn, zwölf Jahre alt sein. Grausam, geradezu unmenschlich, Kinder solchen Zuständen auszusetzen, dachte sie. Doch momentan sah sie keine

Möglichkeit hier irgendetwas zu bewirken. Es war klüger, momentan den Mund zu halten.

Dann hatten sie endlich das Ende des Ganges erreicht. Dort befand sich eine riesige, eisenbeschlagene Türe aus massivem Holz, die offen stand. Rechts davon führte der Gang weiter. Hinter der Öffnung lag völlige Finsternis. Der Mann betrat das Dunkel, griff nach rechts und betätigte einen Schalter. Ein schwaches Licht erhellte plötzlich den Raum.

„Los, vorwärts, hinein mit euch“, drängte sie einer der Bewacher. „Ihr sollt endlich in den Genuss unserer Gastfreundschaft kommen“, mokierte er sich auf Kosten der Leidtragenden.

Die Mädchen betraten den Raum. Man nahm ihnen sogleich die Fesseln ab. Erschöpft ließen sie sich dann auf den Pritschen nieder, die in diesem unwirtlichen Ort als Bett dienten. Ein kleines scheibenloses Fenster unterhalb der Decke, das wie es schien vergittert war, stellte die einzige Frischluftquelle dar. In einem kleinen Nebenraum gab es eine Toilette und ein Waschbecken. Es stank widerlich.

„Du! Ja, genau du“, herrschte einer der Männer plötzlich und zeigte gezielt auf Roxana.

„Las mich in Ruhe, du blöder Lackaffe“, giftete sie ihn an.

„Halt die Klappe und beweg dich hierher!“, schrie er sie wieder an. Da sie jedoch nicht reagierte, schritt der Kerkermeister eiligst heran und stieß sie barsch vorwärts. „So mein Täubchen“, sagte er. „Man hat mich angewiesen, dir unseren speziellen Service zuteilwerden zu lassen. Los, komm her!“ Und zu dem jungen Kerkermeister bellte er: „Los, Marian, mach die Falltür auf.“

Erst jetzt bemerkten die Mädchen, dass in der Mitte des Raumes eine Art Falltür vorhanden war. Der Marian genannte ging auf die Knie und zog an einem Metallring, der an einer viereckigen Holzklappe angeschmiedet und im Boden eingelassen war. Die Öffnung, die sich darunter offenbarte, war in völlige Schwärze getaucht. Er nickte, worauf einer der Männer Roxana am Arm ergriff und sie trotz ihrer vehementen Gegenwehr zur Öffnung vorwärtsschubste. Eine fast vertikale Holzterrasse führte nach unten. Unter Zwang und Schlägen begann Roxana die Stufen

hinabzugehen, verfehlte schließlich eine und fiel fast einen Meter tief auf den Boden. Der Aufprall verschlug ihr den Atem. Ihr Peiniger stand oberhalb der Öffnung über ihr, sodass sich Gesicht und Schultern als Silhouette in der offenen Tür abhoben.

„So ergeht es jeder, die ihr Maul zu weit aufreißt, oder schreit“, brüllte er den übrigen Mädchen zu. Er wich zurück und ließ die Falltür mit einem lauten Geräusch zuschnappen.

Das Geräusch trieb Roxana fast in den Wahnsinn. Sie begann zu weinen. Von oben war nur noch das Scheppern und Einrasten eines Metallriegels zu hören. Stimmen und Gelächter ertönten. Schwere Stiefel trampelten über die Falltür und entfernten sich dann. In diesem Moment fühlte sie sich einsamer und verlassener als je zuvor in ihrem Leben.

Die Dunkelheit war nicht vollkommen, ergriff jedoch mehr und mehr Besitz von ihr und durchflutete ihren Verstand mit einer kalten Leere. Schmerzen und Verzweiflung stiegen aus den tiefsten Abgründen ihrer Seele auf. Doch dann, die schwache Andeutung eines Schimmers war auf einmal zu erkennen. Ein so spärliches Licht um die Ränder der Falltür herum, dass man fast glauben konnte, es wäre nicht existent.

„Scheiße, Scheiße, Scheiße“, brüllte Roxana in ihrer Verzweiflung. Die Dunkelheit war so umfassend, dass sie keine Einzelheiten erkennen konnte. Nach einigen Minuten hatte sie aber herausgefunden, dass sie nur in einer Grube von geringem Ausmaß gefangen war. Soweit sie es mit tastenden Bewegungen abschätzen konnte, befand sie sich in einem steinernem Raum. Es gab eine Sitz- oder Liegegelegenheit, je nachdem wie man es sah, sonst nichts. Sie begann nach oben zu rufen.

Bald hatten sich die verängstigten Mädchen um die Falltür versammelt und sprachen ihr Mut zu. Silvana versicherte ihr, immer wieder zur Klappe zu kommen, um mit ihr zu reden. Irgendetwas würde schon passieren, sprachen sie ihr zu, um ihr die Angst zu nehmen. Am Ende hatten die Strapazen der Fahrt jedoch alle soweit ermüdet, dass sie eingeschlafen waren. Selbst Roxana hatte es sich auf ihrer Pritsche mehr schlecht als recht gemütlich gemacht und schief ein. Irgendwann wurde die Falltür wieder mit lautem Krawall aufgerissen und jemand rief ihr zu.

„Los, wach auf! Komm hoch, du kleine Schlampe!“

KAPITEL 19 Wieder in Pogradec

Nachdem er mit Themis nochmals über die baldige Erledigung der Affäre Panopoulos diskutiert hatte, investierte er die nächsten zwei Tage in die Recherche und Kontaktaufnahme, die zum Verkauf von Arianits Truhe führen sollte. Er hatte gleich mehrere Bekannte in Belgrad und Umgebung kontaktiert und ihnen das Artefakt angepriesen. Diese wiederum hatten sich ihrerseits Gedanken gemacht und ihre Beziehungen spielen lassen. Somit hatten sich sehr bald einige sehr betuchte Interessenten herauskristallisiert. Jetzt galt es nur noch, denen das Ganze so schmackhaft wie möglich zu gestalten, um den bestmöglichen Preis zu erhalten.

Weiterhin setzte er sich mit Mondri in Verbindung. Er bat ihn einen Weg zu finden, um die Truhe über den Kosovo nach Serbien zu schmuggeln. Zur Not auf dem Rücken eines Mannes, nachts über die Berge. In den nächsten Tagen würde er wieder in Pogradec sein, um alles Weitere durchzusprechen.

Somit hatte er sich heute wieder am späten Nachmittag mit Q in Pogradec, im Hotel Royal, eingefunden. Wieder saßen die Kameraden in der Gartenwirtschaft zusammen. Bei einem Glas Bier sprach man über alles Mögliche und ließ es sich gutgehen.

Bega Basil versuchte wie immer, mit irgendwelchen Neuigkeiten aufzutrompfen. Sein Hauptthema war jedoch weiterhin die Geschichte in Kruja, wo es um die beiden ermordeten Familien ging. Auf die an Mondri gerichtete Frage, ob es mittlerweile polizeiintern weitere Informationen gab, verneinte dieser. In seinem Job sah man mehr Scheiße als in einem Abflussrohr. In dieser Geschichte, die mittlerweile über zwei Wochen alt war, sollte man nicht mehr viel erwarten.

„Also, ich bin mir ziemlich sicher, hier war die Blutrache im Spiel“, warf Q plötzlich in die Gesprächsrunde ein. „Es kann doch nicht sein, dass zwei Familien getötet werden, und die Behörden noch keine Spur haben. Ich glaube es ist ganz einfach“, belehrte er die übrigen ganz im Sinne eines Gymnasiallehrers. „Irgendeine Gangsterfamilie hat in dieser Angelegenheit so viel Einfluss auf die höheren Sphären der Behörden, sodass der Polizei die Hände gebunden sind.“

„Ah, halt die Klappe“, sagte Mondì zu ihm. „Was glaubst du denn, was die Polizei heutzutage ist? Die Zeiten haben sich geändert. Sowas gibt es nicht mehr. Außerdem wurden Frauen getötet. Die Blutrache obliegt den Männern. Frauen sind praktisch davon ausgeschlossen. Die Regeln des Kanun sind in dieser Beziehung sehr ausführlich geregelt. Keiner würde es sich erlauben, Frauen zu morden. Kapiertst du, du Armleuchter?“ Einen Schweinehund musste man eben ab und zu daran erinnern, dass er ein Schweinehund war. Doch im Beisein seines griechischen Freundes ließ er es dabei bewenden, Q weiterhin zur Sau zu machen und ihn mit heftigeren Schimpfwörtern zu charakterisieren.

Doch derartige Zurechtweisungen ließen Janis albanischen Mitarbeiter kalt. Ein Mückenstich auf dem Rücken eines Nashorns! Außerdem ließ er sich im Beisein seines Partners nicht so einfach unterkriegen. Erneut setzte er an, um den anderen einzuheizen.

„Das Problem bei euch Albanern ist, dass ihr einfach geistig nicht offen genug seid, um über den Tellerrand eurer Vorurteile hinwegzublicken. Wenn wir eines aus der Geschichte gelernt haben, dann, dass sich aus Schmutz eine treffliche Farbe anrühren lässt. Und, ob gerechtfertigt oder nicht, es bleibt immer etwas hängen.“

„Mach endlich einen Punkt, Mann. Mondì hat recht“, pflichtete Hekuran bei. Wenn er was zu sagen hatte, war es fast immer um Mondì zu loben oder zu unterstützen. Eigene Argumente brachte er nie vor. Ansonsten war er so gesprächig, wie eine dieser riesigen Steinfiguren auf den Osterinseln.

„Jetzt halt doch die Klappe, du Idiot“, meldete sich Fabio zu Wort. Zum Zeichen seiner Billigung, als habe er nur ausgesprochen was alle anderen dachten, nickte ihm Janis befürwortend zu. Doch dann fuhr der Jüngere fort: „Ich glaube, ich weiß warum die Leute getötet wurden.“

„Oh, mein Gott! Bitte nicht!“ Mondì bekreuzigte sich und sah zum Himmel hinauf. „Ich hoffe ihr habt heute Abend nichts mehr vor, Leute. Es könnte nämlich länger dauern“, spottete er. Und zu seinem Verwandten sagte er im Befehlston: „Halt endlich dein dummes Maul, verdammt nochmal!“

„Nun, das unkodifizierte Recht des Kanun oder Lex-Dukagjini“, gab nun auch Naum hochnäsiger seinen Senf zum Ganzen, „wird nur in ganz groben Fällen von Entführung, Ehebruch, Mord oder bei Bruch des gegebenen *besa*-Wortes angewandt. Aber wie Mondri schon sagte: Hier sind auch Frauen im Spiel. Also ich weiß nicht so recht, wie hier die Blutrache ins Geschehen passt.“

Jetzt hatte Janis endgültig, von all dem Albaner-Scheiß von wegen Ehre, *besa* und Kanun, die Nase voll. Letztendlich war er hierhergekommen, um ein Bier zu trinken und sich munter zu unterhalten. Nicht um dämlichen Streitgesprächen beizuwohnen und sich Unsinn anzuhören.

„Leute, seid so nett und schneidet mal ein fröhlicheres Thema an“, schnitt er allen das Wort ab. „Wie wär’s denn mit Fabios Großmutter? Oder, ob in diesem Jahrtausend noch die Autobahn von Pogradec nach Tirana gebaut wird. Sind ja immerhin knapp 125 Kilometer.“

„Ja, genau, ich kann euch etwas über meine Großmutter erzählen . . .“, setzte Fabio schon an. Doch Janis winkte sofort ab, gab ihm zu verstehen, dass er es dabei bewenden lassen sollte. Die übrigen sahen ihn an, froh, dass er sie vor einem weiteren Diskurs gerettet hatte und setzten fröhlichere Minen auf.

„Also, wenn ich über Mord und Totschlag erfahren und debattieren will, so brauch ich nur eine griechische Tageszeitung aufzuschlagen oder in der Heimat den Fernseher einzuschalten. Da muss ich nicht extra in dieses Provinznest kommen.“ Er machte eine kleine Pause, setzte auf einmal ein koboldhaftes Lächeln auf. „Und was die Sache mit den Tätern angeht, so ist es bei euch Albanern oftmals sehr schwer, die Hand, die den Dolch führt, von der Hand die einen grüßt, zu unterscheiden. Aber, wie kann man Lauterkeit von einem Volk erwarten, dass die Quelle des Lebens verbirgt: Die Frauen!“, fügte er gehässig hinzu, womit man wieder beim Thema angelangt war.

„Eh, Fabio“, fragte er, „was ist denn aus Bruna geworden?“

„Du wirst es kaum glauben“, antwortete dieser mit dem Blick eines über beide Ohren in seine Lehrerin verliebten Schülers, „die Frau ist wie ein Fliegenfänger. Du weißt schon, diese

klebrigen Papierstreifen, die man an der Decke aufhängt. Man klebt sehr leicht daran fest, aber sich wieder davon zu lösen, ist fast unmöglich.“ Alle lachten.

„Mir ist zu Ohren gekommen“, meldete sich Basil zu Wort, „dass die Kleine dir angeblich dein Gerät demontiert hat. Ich kann mir gut vorstellen, dass es nur noch für Ersatzteile zu gebrauchen ist.“

„Muss verdammt scharf sein, die Stute“, witzelte Mondi. „Vielleicht reite ich sie auch mal“, gab er von sich, um seinen Verwandten zu ärgern.

„Vielleicht sollte man auch mal Gentian an sie ranlassen“, posaunte Naum spöttisch, der dem Pater nichts schenkte. „Ich habe ihn noch nie mit einem weiblichen Subjekt gesehen. Man könnte meinen, er meidet Frauen wie Luzifer das Weihwasser.“ Eine schwerwiegende, zweideutige Aussage! „Nachdem Bruna Fabios Instrument gestimmt hat, könnte sie sich mal an seiner Orgel zu schaffen machen.“

„Du blödes, minischwänziges Muttersöhnchen“, fauchte Gentian zum Erstaunen aller, entgegen seiner sonst so ruhigen Art, wutentbrannt. „Irgendwann treibst du es zu weit. Weißt du was deprimierend ist für einen Mann? Wenn er einen Ständer hat, gegen die Wand läuft und sich dabei die Nase zuerst anschlägt. Irgendwann werde ich mir deinen Wurm schnappen und damit angeln gehen.“ Seiner Fahne nach zu urteilen, hatte er heute schon einiges getrunken. Jetzt mischte sich Fabio wieder in den Dialog.

„Pater, vielleicht solltest du dir mal etwas Pornographie zulegen“, sagte er ganz ernst. „Es heißt, damit kann man angeblich sexuelle Frustration heilen.“ Und auf einmal, von einer göttlichen Eingebung beflügelt, fügte er hinzu: „Und, sollte dies wirklich so sein, könnte man dann nicht Hungernden Kochbücher geben?“ Alle lachten auf seine Kosten.

„Gentian, du solltest mal mit dem Alkohol etwas kürzertreten“, sagte Janis und meinte es aufrichtig. „Der bringt dich langsam um.“

„Macht nichts, ich habe viel Zeit“, kam eine prompte, einfältige Antwort.

„Hey, Leute, wollen wir heute Abend in den neuen *μπουζούκι*-Club gehen“, fragte Fabio auf einmal enthusiastisch?

Bouzouki-Musik gefiel Albanern genauso wie Griechen. „Wir waren gestern schon dort. War toll. Janis, wie sieht's aus mit dir? Du als alter Grieche, willst du nicht mitkommen?“ Doch Janis verneinte. Fabio ließ nicht locker. „Ah, komm, sei kein Spielverderber. Gestern haben wir sie Sau rausgelassen. Heute nehmen wir den Laden auseinander!“

Wie immer, wenn etwas dem Ende zuzuging, wollte Mond den zwielichtigen Mitarbeiter seines Freundes nicht dabeihaben. Er mochte diesen, weder Ganz-Albaner noch zu 100%-Zigeuner, ganz einfach nicht. Er war ihm einfach nicht geheuer. Wie Janis es all die Jahre mit ihm aushielt, war ihm ein Rätsel. Also erhob er sich und gab ihm zu verstehen, dass es an der Zeit war sich einen anderen Gesprächsort zu suchen, wo sie allein sein konnten.

Als sie auf den Ausgang zuzingen spürte Janis, dass ihn der Blick einer ihm unbekannt Person folgte. Gleich darauf kam ein junger Platzhirsch angerannt und wollte vorstellig werden, da er von ihm gehört hatte. Zunächst ließ er sich dazu erweichen, den jungen Mann, der ein wenig zu dunkel für einen echten Albaner war, vielleicht später zu treffen. Jetzt hatte er keine Zeit.

Doch der junge Mann wollte sich nicht auf später vertrösten lassen. Mond und Janis hatten dessen Mercedes erreicht. Als sie eingestiegen waren, kam er eiligen Schrittes daher und stellte sich vor das Fahrzeug. Auf einmal trug er den flehentlichsten Blick zur Schau, dessen ein Mensch fähig war. Mit beiden Händen auf Janis Motorhaube gestützt, hinderte er sie am Losfahren. Er war der unumstößlichen Meinung, man müsste sich jetzt mit ihm abgeben. Janis ließ das Seitenfenster herunter, ließ einige grobe Worte vom Stapel und verwies den Blödmann nochmals auf den Nachmittag. Letztendlich war es doch keine Frage von Leben und Tod. Doch der Typ beharrte darauf, es müsste jetzt sein.

„Scheißen und verrecken, mehr muss ich überhaupt nicht“, brüllte er abschließend dem Manne zu. „Und jetzt nimm die Flossen von der Karre, du Arschloch. Du beschmutzt mir den Lack.“

Er startete den Wagen, ohne weiter auf den Quälgeist zu achten und sie zogen davon. Eine viertel Stunde später erreichten sie ein direkt am Seeufer gelegenes Restaurant und kehrten ein, um

endlich in Ruhe über ihre Angelegenheiten zu diskutieren. Sobald sie auf der Terrasse einen Tisch im Freien, direkt am Seeufer, zugewiesen bekommen hatten, bestellten sie je ein Bier. Kaum war der Kellner mit der Bestellung da, kam von nirgendwo ein hagerer Mann Ende fünfzig daher und begrüßte sie schüchtern.

Sein Gesicht schien durch Krankheit vorzeitig gealtert zu sein. Die tiefliegenden, fast eingesunkenen Augen und ein Zucken seiner Brauen deuteten an, dass es mit seinen Nerven nicht zum Besten stand. Dass sie ihn nicht gleich zum Teufel jagten, verdankte er zum einen seine höfliche Art, zum anderen dem Umstand, dass man in diesem Land dem Alter noch Respekt entgegenbrachte. Der Mann stellte sich vor und fragte, ob er sie auf ein Getränk einladen dürfte.

„Herr Janis, in unseren Breiten bist du mittlerweile eine sehr bekannte Person. Ich habe dich schon mehrmals in Pogradec gesehen, habe mich jedoch nie getraut dich inmitten so vieler Leute anzusprechen. Man sagt viele gute Dinge über dich. Es heißt, dass du schon sehr vielen Landsleuten geholfen hast. Hoffentlich wirst du auch in einer mir sehr am Herzen hängenden, dringenden Angelegenheit helfen können. Das Schicksal scheint mir endlich wohlgesinnt!“

„Unsinn“, tat Janis die ihm entgegengebrachten Komplimente mit einer wegwerfenden Bewegung ab. „Man darf nicht immer glauben, was man hört.“ Der Alte begann ihn mit seinem Unsinn über das Schicksal zu nerven. Er erklärte ihm rasch seine Spielregeln. Doch er könnte ihm nur helfen, wenn alles so ablief, wie er es vorgab. Falls überhaupt!

Der Mann nickte andauernd, schwankte dabei wie ein Baumsprössling im lauen, nachmittäglichen Wind, der auf der Terrasse wehte. Er wirkte ausgebleicht, als ob er über Jahre hinweg in einer dunklen Schublade versteckt gewesen wäre. Jetzt hatte es den Anschein, als ob sein Körper sich wie ein Pflanzenstängel nach Licht strecken würde. Vorsichtig rutschte er auf seinem Stuhl hin und her, hatte dabei die Knie unterwürfig zusammengedrückt. Während des Gesprächs sah er ein- oder zweimal wie unter Zwang direkt in Janis Augen. Seine Brauen zuckten dabei unregelmäßig. Nervös ruckte er seinen Stuhl ein wenig zur Seite, um diesem lähmenden Blick auszuweichen. Der arme Wicht nickte

wiederholt unterwürfig, was Janis nervte. Er wünschte sich, Q wäre jetzt hier und könnte sich mit ihm auseinandersetzen.

Bald hielt er es nicht mehr aus. Er gab dem guten Mann die Telefonnummer seines Mitarbeiters und bat ihn, diesen in zwei Tagen anzurufen. Dann winkte er die Bedienung heran und bezahlte unter dem Vorwand, jetzt ein anderes, programmiertes Treffen, zu haben.

Sie beschlossen ein paar Kilometer weiterzufahren, in ein kleines Lokal direkt an der Straße nach Elbasan. Die Chance dort auf Bekannte zu treffen, war sehr gering. Als sie ankamen, sah Janis den Laden mit gemischten Gefühlen entgegen. Die Außenwände sahen heruntergekommen aus, der Putz blätterte ab. Innen sah es nicht viel besser aus. Der Parkettboden war sehr abgewetzt, die Wände schmutzlig. Um der Sonne entgegenzuwirken waren an den meisten Fenstern die Rollläden fast ganz heruntergelassen. Es schien, als ob sie schon lange nicht mehr geputzt worden waren. Dennoch, sie setzten sich, um endlich zum Thema kommen zu können. Doch erst musste Janis noch auf die Toilette.

Mondi lümmelte auf seinem Stuhl hin und her und sah zu, wie der Rauch seiner eben erst entfachten Zigarette zur Decke emporstieg. Staubpartikel wirbelten durch die Luft, sichtbar dort, wo die Sonne durch die Perforierung der Rollläden fiel. Der Raum schien schon seit unzähligen Jahren nicht mehr renoviert worden zu sein. Irgendwie schien er mit seiner schäbigen Atmosphäre die Erosion des Willens zu symbolisieren, die für das menschliche Verhalten in schweren Zeiten so typisch war. Die Erosion, die Orte ebenso wie Menschen, unterschiedslos in die schmutzigen, grauen Farben der Verzweiflung und der Armut hüllte.

Die Buche, die draußen vor dem Lokal mit ihren sanft im Wind wogenden Ästen über die Fenster strich, verschmierte diese mit einem Gemisch aus Staub und Abgasen. Durch das ihm nächstgelegene, schmutzige Fenster, das keinen Rollladen mehr besaß, nahm er eine Plastiktüte eines in Pogradec bekannten, kleinen Supermarktes wahr, die sich seit Gott weiß, wie langer Zeit, dort verfangen hatte. Niemand hatte sich die Mühe gemacht sie abzuhängen. Während er den Kringeln und Wölkchen des Zigarettenrauchs nachstarrte, gestand er sich ein, dass sein Volk

wie auch er selbst immer noch einen Mangel an Erziehung und Bildung hatten. Letztendlich waren sie noch sehr weit entfernt vom Niveau des übrigen Europa.

Ein seltsam süßer Zigarettenduft, der von einer anderen Ecke des Lokals kam, stieg ihm in die Nase. Spontan drehte er den Kopf und sah, dass dort eine blonde, junge Frau mit einer Kippe zwischen den Lippen, saß. Mit gespreizten Beinen hing sie da, sodass man unter ihren blauen Rock schauen konnte. Eigentlich müsste sie recht hübsch sein, dachte Mondì, würde sie nicht einen derart deprimierenden Eindruck machen. Er musterte sie, wie sie da auf ihrem Stuhl kauerte. Einen Ellenbogen auf dem Tisch gelehnt, stützte sie ihren Kopf, als wäre er tonnenschwer. Auf den Betrachter wirkte sie wie ein Schmuckstück, das man aus billigen Metall gegossen und dann vergoldet hatte, um das Auge zu täuschen.

Die Wurzeln ihrer blond gefärbten Haare wuchsen bereits dunkel nach. Ihre Haut war fleckig und verquollen. Die anscheinend teuren Stücke ihrer Bekleidung hingen an ihr, wie Lumpen an einer Vogelscheuche. Der feine Stoff ihres Rocks war verknittert und zerdrückt. Wer konnte wissen, was dieses junge Ding für Tiefschläge hatte erleiden müssen, fragte er sich, um sich so hängen zu lassen. So trug ein jeder sein Schicksal. Doch letztendlich lag es an einem selbst, was er aus seinem Leben machte. Man konnte schwimmen oder untergehen. Und diese aufgelöste junge Frau sah im Moment so aus, als wäre sie kurz davor, in ihrem Selbstmitleid zu ertrinken. Plötzlich drehte sie den Kopf in seine Richtung. Ihr Blick blieb an ihm hängen und für einen Augenblick zeigte sich Verwirrung auf ihrem Gesicht. Das traurige Antlitz der Frau fing gerade an ihm unter die Haut zu gehen, da kam plötzlich Janis wieder schimpfend aus der Toilette daher.

„So eine Schweinerei“, nörgelte er. „Wann wird es in dieser Bananenrepublik endlich mal anständige Toiletten geben. Unverschämtheit! Und glaube mir, mit dem Klopapier könntest du glatt alte Möbel abschleifen. Unmöglich!“ Und so ging es noch eine Weile weiter, bis er sich beruhigt hatte.

Eine etwa zwanzigjährige, rothaarige Bedienung, die in einem ärmellosen Hosenanzug verpackt war, steuerte tänzelnd auf

sie zu. Während sie unentwegt auf einem Kaugummi herumkaute, war ihr die Langeweile in ihrem viel zu stark geschminktem Gesicht deutlich anzusehen. Ein graues Namensschild an ihrer linken Brust verriet den beiden, dass sie Vera hieß.

„Καλημέρα“, grüßte sie indifferent auf Griechisch. „Beide aus dem sonnigen Nachbarland? Habe euch vorhin beim Einparken gesehen“, sagte sie nebenher. Janis hatte griechische Nummernschilder an seinem Mercedes. „Zum Essen?“, wobei sie einen derart desinteressierten Ton hatte, dass einem schon dadurch ein eventueller Appetit verging. „Mut, ihr Hübschen! Das Essen ist hier wirklich fantastisch“, versuchte sie die beiden zu ködern.

„Was kannst du uns empfehlen?“, fragte Mondischmunzelnd. Mit dem qualifiziertem Urteilsvermögen eines Sachverständigen begann er ihren Hintern zu begaffen.

„Gar nichts“, antwortete sie kess. „Aber das meiste kann man runterwürgen, wenn man entsprechenden Hunger hat. Übrigens“, wandte sie sich an giftig an ihn, „Hühner legen nicht schneller Eier, wenn du sie so affengeil anglotzt. Also lass das.“

„Danke“, antwortete Janis und winkte ab. Mondis war immer noch damit beschäftigt, Veras Hinterteil zu begutachten. „Unsere Mägen sind leider nicht robust genug für derlei Experimente in diesem Etablissement.“ Mondis lachte. In Anbetracht der schmutzigen Atmosphäre und der kalten Art der Bedienung, war ihm jeglicher Appetit vergangen.

„Wie ihr meint“, sagte Vera beleidigt, „aber Hunger ist bekanntlich der beste Koch. Wahrscheinlich seid ihr einfach nur satte Kapitalisten“, meinte sie amüsiert. Während sie weiterhin herausfordernd auf ihrem Kaugummi herumschnalzte, machte sie eine wegwerfende Bewegung und fixierte die beiden lachend. „Irgendetwas anderes?“

Mondis dachte eine Weile nach, konnte sich jedoch nicht sofort darauf festlegen, ob er ein Bier oder ein Erfrischungsgetränk bestellen sollte.

„Hör mal“, drängte ihn Vera, „wenn du endlich soweit bist, haben die anderen Gäste hier vielleicht auch eine Chance, etwas zu ordern“, sagte sie in einem aggressiven Ton. Langsam wurde sie, durch die Unentschlossenheit dieser arroganten Gäste,

sichtlich genervt. Darauf bestellte Mondi kurzerhand zwei Flaschenbier, um sich der Bedienung zu entledigen.

Janis begann endlich von seinem Gespräch mit Stelios zu berichten und erzählte über die Kontakte, die er bezüglich Arianits Angebot in der serbischen Hauptstadt geknüpft hatte. Der Deal mit Panopoulos sollte in spätestens zwei Wochen über die Bühne sein. Einige kleine logistische Probleme wurden derzeit geklärt.

Die Metalltruhe würde er in den nächsten Tagen, zuerst in Skopje und dann in Belgrad anpreisen. Danach müsste man sie so schnell wie möglich dorthin schaffen. Die Bezahlung würde vor Ort erfolgen, oder in Skopje, je nachdem wie Arianit es haben wollte.

Plötzlich kam ein neuer Gast in den Schankraum. Mondi zwinkerte seinem Gegenüber in der beiden vertrauten Art zu, um ihm zu verstehen zu geben, auf der Hut zu sein. Der Mann war etwa dreißig Jahre alt und fast einen Meter neunzig groß. Er hatte das Gesicht eines gefallenen Engels und die breiten Schultern eines Bodybuilders. Ein abgewetztes, kurzärmeliges T-Shirt hob seinen Bizeps besonders hervor. Die Haare trug er kurz. Eine große Narbe zierte stolz seinen rechten, muskulösen Unterarm.

Die beiden Gefährten kannten den Neuankömmling zur Genüge. Ein Karriere-Ganove aus Pogradec, der im der näheren Umgebung schon des Öfteren polizeidienstlich Probleme gemacht hatte. Seine Karriere hieß es, hatte in dem Moment begonnen, in dem er zu laufen gelernt hatte.

„Wie geht’s, wie steht’s, Mareglen“, fragte Mondi den Neuankömmling im Bullen-Ton. „Wo ist denn dein neues Auto?“

Erst jetzt erkannte letzterer den Polizisten in der Ecke und überlegte, ob er einem Berufsreflex folgen und losrennen sollte. Er hatte gerade erst eine zweijährige Strafe abgesessen, nachdem er von Mondis Polizeieinheit wegen mehrerer Delikte verhaftet und dann verurteilt worden war. Seit drei Monaten wieder auf freiem Fuß, verströmte er eine Aura der Unschuld, die sein schönes Antlitz unterstrich. Bis man ihm in die Augen blickte. Augen, die so kalt und tückisch waren, wie das Meer an einem stürmischen Tag. Wenn Mareglen etwas von einem wollte und man es ihm nicht gab, konnte das sehr schnell zu einer nicht unerheblichen Verschlechterung des eigenen Gesundheitszustandes führen.

„Ist das denn eine Art, einen alten Bekannten so zu begrüßen?“, fragte dieser entrüstet. „Und, was denn für ein Auto?“, tat er scheinheilig.

„Der Luxus Schlitten, mit dem man dich neulich gesehen hat“, entgegnete der Staatsdiener energisch. „Wo ist er? Was hast du mit der Karre angestellt?“

Der Ganove grinste hämisch und atmete erleichtert auf. Gott allein wusste, was er in den letzten drei Monaten sonst noch ausgefressen hatte.

„Du solltest deine Spitzel besser dressieren, Kumpel. Die sollten dir keine falschen Informationen ausspucken, nur um ihrer Scheißpflicht Genüge getan zu haben und du sie nicht einsperrst.“ Er grinste frech, machte eine Pause und kratzte sich am Hinterkopf. „Ah, und das Fahrzeug, das gehört mir doch nicht.“

„Wem gehört es dann? Komm, spuck's aus!“, forderte Mondy imperativ.

„Das wirst du schon selber herausfinden müssen, Bulle.“ Mareglen tippte sich grinsend mit dem Zeigefinger an die Nase. Er wollte sich alsdann in Bewegung setzen, doch der Polizist stand auf und packte ihn am Arm.

„Spiel mir hier nicht den Schlaumeier. Also! Sag mir den Namen deines Freundes, dem der Wagen angeblich gehört. Oder erzähl mir ganz einfach inoffiziell, wem du das Fahrzeug geklaut hast“, sagte Mondy in einem amtlichen Ton. Von Angesicht zu Angesicht, starrte er Mareglen energisch an.

„Leck mich!“, fauchte der Jüngere, dessen gespielte Höflichkeit nun endgültig gewichen war. „Das brauche ich mir von einem Scheißbullen nicht gefallen zu lassen. Nichts, was du mir nachweisen könntest ist ungesetzlich. Und nichts Ungesetzliches, was ich getan haben könnte, kannst du mir nachweisen. Also bitte ich um etwas mehr Zurückhaltung. Verstanden, du Affengesicht?“

Die Maske professioneller Zurückhaltung war gefallen, ließ den aufbrausenden Karriere-Ganoven dahinter zum Vorschein kommen. Seine Gesichtszüge wurden auf einmal drohend. Er ballte angriffslustig die Fäuste. Für einen Moment herrschte Stille, wie vor einem Sturm. Beim Versuch sich mit einem heftigen Ruck von Mondy loszumachen, verlor er das

Gleichgewicht und taumelte am Nebentisch in eine Runde von Backgammon-Spielern. Brett, Würfel, Jetons, gefüllte Gläser und Aschenbecher sprangen in alle Richtungen, als er zwischen zwei fluchenden Spielern zu Boden ging. Auch Janis sprang jetzt von seinem Stuhl auf und mischte sich ins Geschehen. Entschlossen, dem Spitzbuben keinen weiteren Vorteil mehr einzuräumen, ging er auf ihn zu.

„Kommt Leute, ruhig Blut. Es ist gerade erst Nachmittag, Siesta-Time. Da sollten wir uns nicht aufregen. „Mareglen, verschwinde! Geh deiner Wege. Du kennst mich. Ich bin kein Polizist, unterliege somit keinen amtlichen Beschränkungen. Also lass es dabei bewenden. Verpiss dich und komm mir heute nicht mehr unter die Augen.“

Mareglen atmete tief durch, stand auf und schätzte seine Chancen ab. Letztendlich machte er dann aber eine hundertachzig Grad Drehung und verließ das Lokal. Bald war er hinter der nächsten Ecke verschwunden.

„Der sitzt bald wieder im Knast“, sagte Mondì, der sich wieder beruhigt hatte. „Warum, weswegen, was weiß ich. Aber aus Erfahrung wissen wir auf der Dienststelle, dass der Typ immer etwas ausgefressen hat. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir herausgefunden haben was es ist, ihn schnappen und wieder einbuchten.“

Die Bedienung kam wieder gelangweilt, um zu kassieren. Mondì reichte ihr einen Geldschein in Landeswährung, der gerade so die Kosten der Getränke abdeckte. Er sah, dass sie diesbezüglich eine saure Miene machte, weil für sie kein Trinkgeld übrigblieb.

„Behalt den Rest“, sagte er in einem mokierendem Ton, „aber, gib nicht alles auf einmal aus!“ Lächelnd verließen die Freunde dieses ehrenwerte Haus und fuhren wieder davon.

KAPITEL 20 Silvana verschwindet

Zwei Tage waren sie jetzt schon hier. Zwei endlose Tage, die ihnen wie eine Ewigkeit vorkamen. Roxana musste immer noch jeden Abend in das Loch hinabsteigen. Tagsüber durfte sie jedoch mit

den anderen im großen Raum verweilen. Man gab ihnen zu essen und zu trinken, mehr nicht. Keine Erklärungen, keine Aussichten auf das, was ihnen noch bevorstand.

Man hatte Silvana einfach vor Tagesanbruch geweckt, an der Gurgel gepackt und sie unter Drohungen aus dem Raum hinausgeführt. Eiligst hatte sie einer ihrer Peiniger einen Gang entlanggeschleust. Dann wurde sie in einen dunklen Raum geführt, wo sie zwei Männer festhielten, während ihr ein dritter eine Spritze verabreichte. Sie versuchte sich aus ihrer Umklammerung zu lösen, schrie und schlug um sich, doch letztendlich war alle Mühe umsonst. Die Hände der Männer hatten sie so fest gegriffen, dass jeder Widerstand zwecklos war. Die Spritze hatte dafür gesorgt, dass sie trotz der schrecklichen Dinge, die sie gesehen und erlebt hatte, alsbald in einen tiefen und traumlosen Schlafen verfiel, was ihrem strapazierten Körper die Gelegenheit gab, sich einigermaßen zu regenerieren.

Bis eben hatte sie noch geschlafen. Das plötzliche Gefühl, beobachtet zu werden, ließ sie erwachen und die Augen aufreißen. Nur verschwommen nahm sie ihre Umgebung wahr, doch langsam begannen sich Details herauszukristallisieren. Weiß gestrichene Wände, allerlei Maschinen und Apparaturen, deren Zweck ihr vollkommen fremd waren. In der Ecke ein Schreibtisch mit einem riesigen Bildschirm darauf. Über ihr geißelte ein Deckenventilator mit gleichmäßigen Schlägen die schwüle Luft, die vom strengen Geruch eines Desinfektionsmittels erfüllt war. Den Raum erhellten grelle Neonröhren, die an der Decke angebracht waren und sie zunächst blendeten. Sie befand sich mitten in einem großen Raum, lag auf einer großen rechteckigen Platte.

Panik ergriff sie. Aus einem Reflex heraus wollte sie instinktiv die Flucht ergreifen. Plötzlich stellte sie fest, dass ihre Hand- und Fußgelenke mit ledernen Riemen am Tisch festgeschnallt waren und sie daran hinderten, sich aufzurichten. Es war ihr nicht möglich eine Flucht anzutreten. Jetzt merkte sie, dass man ihr auch die Kleidung abgenommen hatte. Von einem Moment zum anderen verfiel sie in Todesangst.

Für einige Augenblicke schien sie zu verzweifeln. Ein heißer, brennender Schmerz zuckte durch ihre Brust. Er

durchflutete ihren Körper und machte ihr unmissverständlich klar, dass sie keinesfalls nur einen Alptraum erlebte. Die Realität, die sich hier demaskierte, war grässlicher als alles, was sie sich je in den dunkelsten Winkeln ihrer Seele ausmalen konnte. Ein heißer Schrei entfuhr ihr, als sie plötzlich Geräusche und Stimmen in einiger Entfernung hinter sich wahrnahm. Tränen schossen ihr in die Augen. Sie schluckte und zwinkerte, um sie wegzublinzeln. Plötzlich wurde ihr klar, wozu all diese Geräte, die dem Tisch herumlagen, dienten. Sie begriff, dass dies keineswegs ein Tisch oder eine Liege war. Auf einmal wurde ihr die Ungeheuerlichkeit der Situation bewusst. Obwohl sie noch nie in einem Krankenhaus verweilt hatte, waren ihr solche Szenen aus den Nachrichten der Fernsehsender bekannt. Sie befand sich auf einem Operationstisch.

Die Erkenntnis rief eine große Übelkeit hervor. Sie würgte und hätte sich fast übergeben, wäre ihr Magen nicht fast vollständig leer gewesen. Krämpfe erzeugten in ihr ein Gefühl, sich zusammenziehen zu wollen, was jedoch wegen ihrer Fesseln nicht möglich war. Ein hämmernder, bleierner Schmerz, der von ihren Eingeweiden die Wirbelsäule hinaufkroch, gab ihr das Gefühl, ihr Kopf müsste gleich explodieren. Beim Versuch einfach loszuschreien, war ein gutturales Husten alles, was sie zustande brachte. Sie musste all ihren Willen aufwenden, um sich wieder ein wenig zu beruhigen. Auch wenn sie das Gefühl hatte, dass dies zwecklos war. Ihre Gedanken rasten einem gähnenden schwarzen Abgrund zu, der sie jeden Augenblick zu verschlingen drohte. Dann waren die Stimmen heran.

„Wir müssen uns beeilen“, sagte eine männliche Stimme, die sich ein wenig hinter ihr aufzuhalten schien. „Der Courier kommt in zwei Stunden. Bis dahin muss alles erledigt sein. Die Ware muss pünktlich geliefert werden“, sagte er in einem Tonfall, als ginge es um Ersatzteile für einen Gebrauchtwagen.

Das Echo seiner Worte geisterte durch Silvanas Bewusstsein. Gleich darauf erschien eine in weiß gekleidete Person in Ihrem Blickfeld, setzte sich einen Mundschutz auf und streifte sich Handschuhe aus Latex über. Jemand trat beiseite, um ihm die Möglichkeit zu geben, sich hinter Silvana zu stellen. Er streichelte ihren Kopf. Sie versuchte krampfhaft seinen Fingern zu

entkommen. Dann drehte sie sich zu ihm, starrte ihn mit großen dunklen Augen an, in denen sich eine gewaltige Furcht offenbarte. Sie schien zu schreien, während sich ihr Antlitz in eine schreckliche Fratze verwandelte. Abrupt hielt er inne und betrachtete seinen Gegenüber. Überrascht fragte er:

„Was ist mit ihr los, ist sie stumm?“

„Nein“, erwiderte jemand, den Silvana nicht sehen konnte. „Die Kleine kann schreien so viel sie will. Kein Ton wird aus ihrem Mund kommen“, sagte er gelassen.

„Warum?“, fragte der Mann, den Silvana mittlerweile für einen Arzt hielt. Ihre Augen starrten ihn weiterhin gebannt an. Angstzerfressen, verzweifelt, wehrlos.

„Wir haben ihre Stimmbänder gelähmt“, erklärte der Helfer in einem sachlichen Tonfall. „Du weißt schon, wir haben ihr dieses neue Zeug gespritzt, . . . wie hieß es . . . noch mal? Ach, ist ja scheißegal. Auf jedem Fall, sie kann schreien so viel sie will. Niemand hört sie.“

„Wir müssen anfangen Doc“, sagte jetzt eine neue Stimme. „Die Nieren werden heute noch dem Empfänger transplantiert.“

Silvana verdrehte bei diesen Worten die Augen. Eine unfassbare Angst schnürte ihre Kehle zu. Ihre bebenden Lippen formten sich zu einem weiteren verzerrten Schrei. Obwohl lautlos, bebte er trotzdem noch eine ganze Weile in ihren Eingeweiden nach. Dann wurde es langsam schwarz um sie herum und sie versank in einer endlosen Tiefe.

KAPITEL 21 Unterwegs in Skopje

Morgen. Das Licht war verschleiert. Die Farben an den Hängen hinter der Stadt waren noch nicht aufgewacht. Wie an jedem Morgen, aber insbesondere, wenn es auf Reise ging, wachte er sehr früh auf. Noch benommen von der Müdigkeit, ging er zum Fenster seines Schlafzimmers und stütze die Ellenbogen auf den Fenstersims. Er blinzelte ein paar Mal und schaute wie trunken aus dem Fenster. In der Nacht war er von einer inneren Unruhe getrieben, immer wieder aufgewacht. Ab und zu hatte er, wie jetzt,

aus dem Fenster geschaut, hatte den Tanz der Sterne beobachtet und gesehen, wie sich das Dunkel nach und nach in einem blassen Schimmer auflöste.

Seit Beginn der Dämmerung flatterten die Spatzen und andere kleine Vögel, zwitschernd zwischen den Bäumen vor dem Fenster umher. In einem verzweifelten Versuch, sich ihrer zu bemächtigen, trieben sie Raketen gleich, Insekten in den Himmel. Draußen im Garten war die Katze des Nachbarn stehen geblieben und streckte sich behaglich. Ein verzweifelter Lastwagen, der von einem noch müderem Fahrer in seiner Bahn gehalten wurde, rollte mit Gemüse und Obst auf der Ladefläche seiner Bestimmung entgegen. Mehrere Minuten lang nahm er die ganze Szene in sich auf, bis er die nötigen Drehzahlen erreicht hatte, um seinen Tag beginnen zu können.

Die ersten Strahlen der Morgensonne stiegen über den Horizont. Der Himmel wurde langsam hell. Sein morgentlicher Alltag bestand aus einer Aneinanderreihung von Ritualen. Er ging in die Küche, stellte den elektrischen Wasserkocher an. Anschließend rasierte er sich mit langsamen Bewegungen und sprang darauf unter die Dusche. Während er sich abtrocknete, betrachtete er sein Gesicht im Spiegel. Es sah aus, wie das eines fremden Mannes. Das verdammte Handtuch war hart und rau, wie Sandpapier. Beim letzten Waschgang hatte er wohl schon wieder vergessen, Weihspüler in die Waschmaschine zu geben. Der Wasserkocher gab durch einen Laut zu verstehen, dass der Kochvorgang abgeschlossen und das Wasser siedend heiß war. Während er sich seinen Kaffee zubereitete, bemerkte er, dass seine Hände zitterten. Sein Körper fühlte sich schwer an. Die Küchenuhr zeigte kurz vor sieben. Draußen fingen die Spatzen schon wieder an zu tschilpen und zu zetern.

Er ging noch einmal durch sein Haus, trat durch den hinteren Teil in den Garten und beobachtete seine kleine Welt. Dies war jedes Mal die gleiche Zeremonie. Eine Art Abschied, als hoffte er die Chance zu haben, doch noch einmal wiederzukommen. Von hier aus betrachtete er die aufgehende Sonne. Der Himmel war mittlerweile blau, so strahlend, dass er die Augen blendete. Vögel kreisten in der Luft, die Flügelspitzen in Licht getaucht. Einige setzten sich auf die Dächer der

Nachbarhäuser und begannen zu singen. Hoch oben am Himmel zerfaserte der Kondensstreifen einer großer Passagiermaschine zu rosafarbenen Schwaden, die ein sanfter Wind verwehte.

Ohne zu wissen warum, dachte er auf einmal an den Tod. Er hoffte, wenn es irgendwann einmal so weit sei, diese Welt an einem so schönen Morgen wie diesen verabschieden zu können. Und sollte so etwas wie eine Seele wirklich existieren, so hoffte er, dass sie die Kraft hätte, zu irgendeinem Himmel aufzusteigen. Doch letztendlich war er ein nüchtern denkender Zeitgenosse und glaubte nicht an solche Dinge. Auf der anderen Seite wusste er aber, dass es ohne das Begreifen der Sterblichkeit keine Freude am Leben geben konnte. Seine Zeit schien mit jeder abgeschlossenen Woche, jedem Monat schneller zu vergehen.

Ganze Tage verschwanden manchmal in einem Atemzug. Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit wuchs mit den Jahren. Vor allem in jenen flüchtigen Augenblicken, in denen die Beschwerlichkeit des Lebens bleiern wurde und die Schönheit ewigen Lebens verführerisch lockte. Doch wozu all diese Gedanken an etwas Unumgängliches. Wie alle anderen, würde auch er eines schönen Tages das Zeitliche segnen. Man würde ihn vergessen. Es gab keine Frau die ihn beweinen, keine Kinder und keine echten Freunde, die um ihn trauern würden.

In dem Augenblick, in dem er losfuhr, schienen die Gesetze der Schwerkraft, in deren unnachgiebigem Griff er täglich gefangen war, völlig außer Kraft gesetzt. Es war, als ob er angetrieben wurde von einer unfassbaren Kraft, erfüllt von trunken machender, unbeschwerter Leichtigkeit. In diesem Augenblick schien es, als seien ihm keine Grenzen mehr gesetzt. Als sei er mit den unsterblichen Göttern auf den Olymp entrückt und unterliege nicht mehr den Regeln, die für normale Sterbliche galten.

Er fuhr aus der Stadt hinaus. Wohngebiete wechselten mit Gewerbeflächen. Bald war er auf der Nationalen 1, Richtung Katerini. Hier herrschte eine leicht morbide Stimmung, wie immer außerhalb der Großstadt, wenn es der Landschaft nicht gelang, ihre tiefe Einsamkeit hinter den Schönheiten der Natur zu verbergen. Sanft schoben sich die Ränder der Felder ineinander, schimmerten im stärker werdenden Licht des heranreifenden Tages. Rechteckige, gedämpfte Farben in einem Puzzle, aus Ocker

und Gelb, Grün und Grau. Die Hügel in der Ferne waren sanft und zogen am Horizont dahin. Geduldig und voller Mühsal hatten die Bauern einst die Landschaft gezähmt und Leben in die Erde gehaucht.

Nach knapp zwanzig Kilometern bog er kurz vor der Mautstelle Malgara rechts ab. Auf der Hauptverkehrsachse des Balkan, der E75, ging es dann Richtung Skopje und Republik Nord Makedonien. So nannte sich die vormals zu Jugoslawien gehörende Region, seit der Einigung mit Griechenland im Jahre 2018 und mit voller Wirksamkeit ab dem 12. Februar 2019.

Eine halbe Stunde später war er an der Grenzstation Evzoni. Da in diesen frühen Morgenstunden recht viele Fahrzeuge unterwegs waren, gab es kleine Wartezeiten, um die Grenzkontrolle zu passieren. Die Blechlawinen waren dicht, bewegten sich aber unablässig vorwärts. Wie auf dem Fließband einer Autofabrik. Endlich an der gegenüberliegenden Seite angekommen, gab es etliche Hinweisschilder mit Regeln für die Grenzkontrolle und den Aufenthalt in dieser neuen Bananen-Republik.

Es wimmelte an diesem Morgen von Uniformierten. Irgendein hohes Tier der Regierung würde demnächst die Grenze passieren, da war Sicherheit an erster Stelle. Die Fahrzeuge vor ihm schlichen langsam vorwärts. Endlich war nur noch ein Wagen vor ihm, beschleunigte letztendlich und dann war er an der Reihe. Ein Grenzpolizist fertigte ihn schnell ab. Schon war er im Nachbarland. Die neuerrichteten Casinos links und rechts der Straße leuchteten mit ihren modernen Fassaden mit der Sonne um die Wette. Er hatte noch nie verstanden, wieso die Griechen alle hierher, praktisch nicht mal einen halben Kilometer hinter der Grenze, zum Zocken kamen. Wieso hatte noch niemand vor der Grenze, quasi auf griechischer Seite, derartige Einrichtungen hochgezogen?

Die Autobahn folgte in groben Zügen zunächst dem Lauf des Flusses Vardar. Bald ging es durch die Schlucht *Demir Kapija*, was auf Türkisch so viel wie eisernes Tor hieß. Im Geiste sah er die Karte der Ländereien vor sich, die er gerade durchfuhr. Es war, als regten sie eine Art Film an, der in seinem Innern ablief. Mit den Gedanken folgte er den Verläufen von Flüssen und Tälern,

erklomm Hügel und Berge. Manchmal konnte er sich so richtig vorstellen, wie einst die Heeresverbände der alten Griechen, Römer oder Osmanen durch die Ebenen zogen. Als bald erreichte er die größtenteils aus der hellenistischen Zeit stammenden Ruinen von *Stobi*, eine in der Antike von den sagenumwobenen Paioniern gegründete Stadt. Diese wurde unter Philip II., Vater des legendären Alexander des Großen, dem makedonischen Reich einverleibt und später von den Römern geschluckt.

Janis dachte, dass es an der Zeit war, seinen Freund Stelios anzurufen. Er fragte sich, wieweit der muntere Zigeuner mit den Vorbereitungen für ihren Deal vorangeschritten war. Sobald er dessen Telefonnummer eingetippt hatte, meldete sich der andere schon nach wenigen Klingelzeichen.

„Hallo, mein kleiner *Kanzawuri*. Na, hast du heute schon etwas verbochen?“, fragte Janis in einem heiteren Ton.

„Hey, alter *Gadscho*“, antwortete letzterer und begrüßte ihn mit dem am häufigsten für einen Nicht-Roma verwendeten Begriff. Wie ihm Stelios einst erklärt hatte, ging die Bezeichnung vermutlich auf ein altindisches Wort zurück, was so viel wie Dörfler oder Hausherr bedeutete. Eben das genaue Gegenteil von einem guten, umherziehenden Zigeuner.

„Ich habe in den letzten Tagen ein paar gute Geschäfte gemacht. Aber dennoch, meine Frau quält mich jeden Tag, ich würde nicht genug Geld nach Hause bringen. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll. Und du weißt, bald haben wir wieder Nachwuchs.“

„Ist es denn nicht langsam Zeit, die Produktion einzustellen? *Fabrik* noch nicht kaputt?“ fragte Janis belustigt. Stelios sechstes Kind war bald da!

„Ah Janis, ich beklage mich nicht wegen der Kinder. Sie sind das Schönste auf der Welt, ein Segen Gottes“, offenbarte er und Janis ahnte, dass er sich in diesem Moment wahrscheinlich bekreuzigte. Stelios war sehr gläubig, ohne zu wissen warum. Es folgte eine Unterhaltung über Belangloses, bevor er dann das Thema anschnitt, das ihm am Herzen lag.

„Du hast dich hoffentlich in unsere Angelegenheit reingekniet. Was machen die Lasttiere, habt ihr schon die nötige Menge in Aussicht?“

„Ich habe mit meinem Vater alles durchgekaut. Mit seiner Mannschaft lädt er immer wieder größere Waren auf Maultierrücken. Dann setzt er damit von *Bilisht* aus, über den Bereich des kleinen Prespa-Sees, nach Griechenland über. Wo genau, weiß ich nicht. Berufsgeheimnis! Dann wird alles auf Laster umgeladen und schon sind sie unterwegs nach Athen.“

„Und du bist dir sicher, deine Leute halten was sie versprechen?“, fragte Janis unsicher. „Wenn die mir ein Ding drehen, gibt es Ärger. Die Männer, die dahinterstehen, darf man nicht unterschätzen. Mit denen können wir uns nicht anlegen“, versuchte er nochmals den Ernst der Lage in Worte zu fassen.

„Janis, beim Leben meiner Kinder, ich schwöre dir: Mein Vater würde niemals ein krummes Ding drehen“, pflichtete er nochmals bei.

„Okay, mein Freund. Wir werden die Sache bald über die Bühne bringen müssen. Also, halt mich auf dem Laufenden. Und, wo treibst du dich dieser Tage sonst noch herum?“, fragte er beiläufig.

„Ich fliege heute Morgen nach Rumänien. Bin schon am Flughafen. Bleibe für zwei oder auch drei Tage bei meiner Verwandtschaft, in der Umgebung von Timișoara. Die haben wieder eine ganze Menge Antiquitäten-Schrott gesammelt, du weißt schon. Die muss ich jetzt hierher schleusen.“

Janis wusste, dass Stelios Bande in den rumänischen Bergdörfern herumstreunte. Sie ersteigerten alte, gebrauchte, kupferne und bronzene Hausgegenstände, die sie bei der verarmten Dorfbevölkerung für ein Brot und für ein Ei bekamen. Dann wurde in Griechenland der ganze Schrott aufpoliert. Am Ende wurde der ganze Schramm, an Touristen und sonstige verträumte Liebhaber dieser Art, zu Wucherpreisen verschербelt.

„Ich bin heute in Serbien unterwegs“, sagte Janis. „Wahrscheinlich übernachtete ich dort, fahre aber Morgen schon wieder in die Heimat. Also, bis bald, mein kleiner *Kanzawuri*. Melde dich, sobald es Neues gibt.“ Er unterbrach die Verbindung, nachdem sich der junge Zigeuner verabschiedet hatte.

Plötzlich merkte er, dass er schon weit über Veles hinausgefahren war und bald an der Abfahrt nach Skopje sein würde. Er hatte bezüglich der Truhe seinen ersten Termin in der

nordmakedonischen Hauptstadt. Der Interessent wurde ihm durch einen Freund aus der serbischen Hauptstadt vermittelt. Vielleicht würde er heute noch eine Vereinbarung treffen und sich die Weiterfahrt nach Belgrad sparen können. Letztendlich hatte er keine große Lust nach Belgrad zu fahren.

Kurz vor dem Flughafen Skopje International Airport „Alexander der Große“ ging es auf Höhe der Ortschaft Petrovec links ab auf die A4 Richtung Zentrum. Die Möchtegern-Makedonen hatten dem folgenden Boulevard ebenfalls den Namen des großen Strategen aufgedrückt. Er fuhr zunächst kilometerweit Richtung Zentrum. Am Hotel Intercontinental angekommen, auf Höhe der Isa-Bey-Moschee ging es links ab auf den Boulevard Krste Petkov Misirkov. Auf der linken Seite erschien dort ein klein wenig später die Sultan Murat Moschee aus dem 15. Jahrhundert. Die vom ottomanischen Beherrscher der Gläubigen Murad II. gestiftete Moschee, war heute eine der wichtigsten im Land. In der Ferne sah er den Gipfel des Skopjer Hausbergs Vodno, auf dem das Millennium-Kreuz thronte. Es wurde aufgestellt, um aller Welt, aber insbesondere den hiesigen Muslimen, zu signalisieren, dass dieses Land vorrangig christlich-orthodox war.

Gleich darauf überquerte er den Vardar. Danach erschien der große offene Parkplatz der Stadtmitte. Dahinter lag sein Ziel, das Hotel Holiday Inn Skopje, wo man ihn seit Jahren kannte. Janis fuhr auf den hoteleigenen Parkplatz und brachte seinen Mercedes zum Stehen. Schnell schwang er sich aus dem klimatisierten Gefährt. Eine Hitzewelle schlug ihm augenblicklich entgegen. Die paar Stufen, die zum Hoteleingang führten, nahm er schnellen Schrittes, um ins Innere zu gelangen.

Der Portier erschien wie aus dem Nichts, verbeugte sich leicht und begrüßte ihn. Goran kannte er nun schon seit Jahren. Bei seinen diversen Reisen hatte er des Öfteren auf seine Hilfe zurückgegriffen. Von kleinem Wuchs, ohne besondere charakteristische Merkmale, war der Mann das Modell eines Hotelangestellten. Eine graue Maus eben, die praktisch immer im Dienst zu sein schien. Von ihm konnte man alles bekommen, ganz gleich wie der Wunsch eines Hotelgastes aussah.

„Zdravo, Goran“, grüßte Janis.

„Dober Dan, κύριε“, grüßte der Hotelangestellte nochmals und gab die Tür zum Hotel frei.

Janis schritt ins Innere der Lobby, begrüßte an der Rezeption beiläufig Gorans Mitarbeiter und ging schnurstracks auf die Hotelbar zu, die sich ganz hinten befand. Der Mann, den er hier zu treffen beabsichtigte, hatte ihm soeben per SMS mitgeteilt, dass er schon an der Bar wartete. Dort angekommen, fiel ihm sofort auf, dass es ungewöhnlich heiß war. Ein einsamer Tischventilator war auf der Theke aufgebaut. Er blies ihm ein Gemisch ins Gesicht, das nur als Beleidigung empfunden werden konnte. Da kam auch schon der Bartender hinter dem Tresen hervor, grüßte und entschuldigte sich für die Umstände. Die Klimaanlage im unteren Bereich des Hotel war vor einer Stunde ausgefallen. Man sei gerade dabei, den Schaden zu beheben. Es würde sicherlich nicht mehr lange dauern.

Unverrichteter Dinge blickte in die Runde. An einem Tisch weiter hinten saß ein gutgekleideter Mann. Er lächelte Janis gekünstelt zu und verbarg seine Animosität hinter der Fassade eines weisen und gütigen, aber strengen Patriarchen. Obwohl in Sitzposition wirkte er sehr groß und stämmig. Seine überaus muskulöse Statur wirkte einschüchternd.

Seiner Einschätzung nach war der Mann Serbe oder Kroat und hatte wohl schwer daran gearbeitet, sich diesen Körper auch in den Fünfzigern in bester Form zu erhalten. Die Handgelenke liefen in Fäusten aus, die wohl jemanden mit einem Hieb niederstrecken konnten. Janis lächelte freundlich zurück, ging auf den Mann zu und stellte sich vor. Der andere schien es nicht für nötig zu erachten, sich zu erheben oder gar die Hand hinzustrecken.

„Mister Janis, I suppose“, sagte er in gutem Englisch. „How do You do? Please, take a seat“, forderte er ihn mit einer einladenden Geste zum Sitzen auf.

Er hasste diese Art von Menschen. Aus Erfahrung wusste er, dass sie dazu neigten, ihren Mitmenschen das Leben schwer zu machen oder gar zu tyrannisieren. Der Typ strahlte Ruhe und Zuversicht aus. Es umgab ihn ein Flair von Macht und er schien es gewohnt zu sein, dass man ihm gehorchte. Nachdem Janis sich gesetzt hatte, stand der Mann plötzlich auf und zog seinen Blazer

aus. Seine Achselhöhlen waren von Schweiß getränkt und die Luft roh auf einmal unangenehm.

Der angebliche Makedone spülte den Rest seines Scotch hinunter und bestellte für beide noch eine Runde desselben. Die weitere Unterhaltung verlief auf Englisch, zumal Janis kein Serbisch oder Makedonisch sprach. Sevski dagegen, wie der Mann sich nannte, konnte kein Griechisch. Seinen Ausführungen nach war er in Skopje geboren. Nach der Unabhängigkeit war er durch clevere Geschäfte schnell zu Geld gekommen. Mittlerweile habe er seine Finger überall drin, besonders in der Baubranche.

Janis glaubte von alldem kein Wort. Fakt war, dass Sevski so wenig Nord-Makedone war wie Alexander der Große. Und die cleveren Geschäfte hatten sicherlich nicht viel mit Intelligenz, als vielmehr mit Drogen zu tun. Der Barkeeper brachte die Bestellung zusammen mit gekühlten Wasserflaschen. Janis trank gierig einen Schluck von seinem Whiskey und genoss es, wie der Alkohol brennend durch seine Kehle bis in seinen Magen hinunterglitt. Dann erst griff er sich seine Wasserflasche und erfrischte sich.

Als es dann zum eigentlichen Geschäft kam, verhielt sich der Mann auf einmal recht eigenartig. Er fragte ihn, warum er dieses Objekt kaufen wollte. Seiner Meinung nach war er kein sehr kultivierter Mensch, der sich gewöhnlich mit solchen Objekten beschäftigte. Sevski dagegen beteuerte sein überaus großes Interesse für alles, was die Geschichte betraf. Vor allem Artefakte, die Zeugnis über die Geschichte der Slawen ablegten, seien angeblich seine Passion. Er wäre in gewisser Weise . . . ein Romantiker! Sicherlich, dachte Janis belustigt. Bekanntlich waren es immer die Menschen vom Schlage eines Sevski, Romantiker, die zu großem Wohlstand kamen. Wobei ihnen jedes Mittel recht war, in einem beinharten Business alle anderen auszubremsen, Hauptsache sie erreichten ihr Ziel.

Was seine Begierde betraf sich das Objekt aneignen zu wollen, war er ziemlich hartnäckig. Auf der anderen Seite aber knauserte er bezüglich der Verkaufssumme um den heißen Brei herum. Die Truhe musste er um jeden Preis haben. Wie eine Bulldogge, die sich erst recht in ihr Opfer verbiss, wenn man sie abzuschütteln versuchte, redete er auf Janis ein und bedrängte ihn dabei ganz gehörig. Ein hartnäckiges Bündel aus Muskeln und

sturem Willen, ausgestattet mit einer ausgeprägten Portion Egoismus. Er wollte sie praktisch zum Spottpreis. Die Summe erschien ihm gewaltig. Außerdem hätte er momentan andere Probleme, die Bargeld erforderten. Wenn man ihm noch ein wenig Zeit lassen würde, dann . . .

Irgendwann hatte Janis genug von diesem Spielchen. Er war es leid von diesem betuchten, aber ungehobelten Slawen verarscht zu werden, nur weil er glaubte etwas Besseres zu sein. Somit stand er auf, gab zu verstehen, dass das Gespräch zu Ende war. Mit der Zeit sei es wie mit dem Geld, erklärte er ihm. Von beiden hatte er selbst zu wenig. Somit müsste er sich wieder auf den Weg machen. Sevski machte ein Gesicht wie ein Lehrer, der vom Verhalten eines Schülers, von dem er sich viel erhofft hatte, schwer enttäuscht wurde. Schon setzte er an, um etwas zu sagen. Janis nahm eiligst noch einen Schluck von seinem Glas. Dann verabschiedete er sich, ohne seinem Gesprächspartner die Hand zu geben, drehte sich um und ging ohne auf dessen Reaktion einzugehen.

KAPITEL 22 Die Mädchen treffen Karl

Die Stimme ihres Peinigers hallte in ihren Ohren. Sie fuhr sich übers Gesicht. Als ihre Hände zu zittern begannen, wurde Roxana sich der Angst bewusst, die ihr unter die Haut gekrochen war. Ihre Augen hatten sich mittlerweile an die Dunkelheit gewohnt. Doch jetzt konnte sie, wie auch an den vorangegangenen Tagen, nichts erkennen, als sie dem blendenden Licht in der Falltüröffnung entgensah. Dann hob sie die Lider, langsam, ganz langsam. Sie blinzelte. Dann wurde es immer heller um sie herum und sie erkannte Konturen und Farben. Es kam ihr so vor, als wäre sie schon sehr lange hier unten gewesen, wochenlang, monatelang. Irgendwo auf einem fernen, dunklen Planeten, wo immer ständige Nacht herrschte.

Da waren sie wieder. Monster, denen sie und die übrigen ausgeliefert waren. Unbekannte Männer, die ihr Schicksal seit Tagen in Händen hielten. Ihres, und dass der anderen traurigen Gestalten, die sie erblickte, sobald sie ihren Kopf über die

Bodenöffnung geschoben hatte. Die Mädchen hatten sich auf den Pritschen zusammengekauert. Ein trauriges Schicksal war all diesen Kreaturen gemein. In ihren Augen lag der gleiche lethargische Ausdruck.

Nachdem sie endlich aus dem Kellerloch draußen war, schubste sie einer der Männer gegen eine der Pritschen hin. Wie auch an den beiden vorangegangenen Tagen, warfen ihnen die Männer zwei Plastiktüten mit etwas Essbaren und einigen Flaschen Wasser hin. Doch die Gefangenen rührten die Sachen momentan nicht an. Dann waren die Männer wieder verschwunden. Das Geräusch von Metallriegeln war zu hören, dann wieder Stille.

Roxana setzte sich neben Ana, die sich sofort gegen sie schmiegte. Das arme Ding war in eine Apathie verfallen, die der Furcht vor dem grauenerregendem Ungewissen etwas von ihrem Schrecken nahm. Sie drückte sich so sehr gegen Roxana, dass diese fast wieder von der Pritsche herunterfiel. Auf der anderen Lagerstätte weinte Morena, die von einem anderen Mädchen getröstet wurde. Roxana hatte auf einmal ein komisches Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Doch vielleicht war sie einfach nur benebelt, dachte sie.

Das Mädchen neben Ana begann zu weinen. Veta konnte sich mit ihrer Situation nicht abfinden. Schluchzend begann sie vor sich hinzulamentieren. Jemand hatte sie vor ein paar Tagen in ihrer Heimatstadt in einer Disco angesprochen.

„Der Typ sagte mir, wie großartig ich aussehe. Dass ich die Chance hätte ganz groß rauszukommen, und viel Geld verdienen könnte. Und meine tolle Figur, und so weiter, . . . und ich dumme Gans bin voll auf ihn abgefahren. Der Mann hatte mir erzählt, dass es selten war, Mädchen mit einem so schönen Gesicht zu treffen und dass ich seiner Ansicht nach das Zeug zu einer großen Karriere hätte. Und ich, blöd, naiv und geldgeil, bin voll drauf reingefallen.“ Sie weinte wieder heftig, wischte sich ihre Tränen und die triefende Nase am Ärmel ihrer schmutzigen Bluse ab. „Dann holte er mich am nächsten Tag ab, um mich ins Fotoatelier zu bringen. Dort sollte ein erstes Fotoshooting erfolgen. Doch, sobald ich in sein Fahrzeug eingestiegen war, fuhren wir ein wenig später auf einen offenen Parkplatz, wo ein

weiterer Wagen wartete. Da wurde ich überrumpelt und verlor die Sinne. Den Rest kennt ihr“, sagte sie verbittert.

Roxana betrachtete das schöne Mädchen und dachte, dass es kein Wunder war. Sie war wirklich atemberaubend schön. Obwohl ungeschminkt, ungepflegt, strapaziert und von den letzten Erlebnissen gezeichnet, sah sie immer noch fantastisch aus. Ihre Schönheit war ihr leider zum Verhängnis geworden. Auf jedem Fall blöd und naiv, wie sie sich selber bezeichnete, würde sie in Zukunft wohl nicht mehr sein. Doch was sie momentan vor sich sah, war ein gebrochenes, trauriges und verbittertes Päckchen Elend. Ohne jegliches Vertrauen in das Leben, die Menschen und die Welt. Sie würde ihre Lebenseinstellung grundsätzlich ändern müssen und von nun an allem und jedem misstrauisch gegenüberstehen. Wie wohl ihre Zukunft aussehen würde? Aber, hatte sie denn, hatten alle hier Versammelten noch eine Zukunft? Plötzlich wurde ihr bewusst, dass etwas nicht stimmte. Sie blickte in die Runde und konnte es in ersten Moment nicht erfassen, was es war. Dann aber schrie sie es fast:

„Wo ist Silvana?“ Schweigen folgte. Keines der Mädchen sprach. Einer Sprungfeder gleich explodierte Roxana von ihrer Pritsche auf, ging die paar Schritte zur anderen Lagerstätte und griff Morena am Arm. Mit einer unbändigen Kraft riss sie das weinende Mädchen hoch und schrie sie an. „Wo ist deine Schwester, sag schon?“

Morena, unfähig auch nur ein Wort herauszubringen, weinte vor sich hin. Sie schluchzte und schüttelte sich und wollte nicht aufhören.

„Ihr anderen, los, spuckt es aus! Wo ist Silvana?“, fragte Roxana nochmals, diesmal noch vehementer.

Endlich löste sich Ica von ihrer Lagerstätte und ging langsam auf Roxana zu, die ihr durch ihr eindringliches Geschrei Angst einflößte.

„Sie haben sie im Morgengrauen geholt. Sie ist fort!“ Nichts weiter kam von ihren stotternden Lippen. Der Schlag traf sie so schnell, dass sie nicht einmal zusammenzucken konnte. Roxanas flache Hand traf sie seitlich im Gesicht, ein heftiges, lautes Klatschen. Sie flog fast in die Ecke des Zimmers. Sogleich rollte sie sich zusammen, machte sich ganz klein und blickte

ängstlich zu Roxana hinauf, die zornentbrannt dastand und sie bereits nicht mehr beachtete.

„Wie konntet ihr das zulassen?“, fragte sie, während ihr Tränen des Zorn in die Augen schossen. „Nur zusammen haben wir vielleicht eine Chance, diesen Horror hier lebendig zu überstehen. Kapiert ihr das nicht?“ Darauf schritt sie eiligst zur riesigen, eisenbeschlagenen Holztür und fing an mit ihren Fäusten darauf herumzuhämmern. Dann trat sie so heftig sie konnte auf die Türe ein, dass die Bolzen in den Angeln bebten. Schreie folgten. Ihre Anstrengungen waren nicht umsonst, denn bald darauf wurde von außen der Riegel entsichert.

Marian und ein anderer, glatzköpfiger Bewacher, traten in den Raum. Roxana machte zwei Schritte vorwärts, wollte sich sogleich auf ihn stürzen. Als hätte er ihre Gedanken erahnt, schlug er ihr sofort ins Gesicht. Es war eine beiläufige, fast träge Bewegung, doch die Wucht der Hand des jungen Mannes, warf sie sofort einige Meter zurück. Sie verlor fast das Bewusstsein und schmeckte ihr Blut im Mund.

„So, und jetzt herhören“, sagte der Glatzköpfige. „Der Boss ist in wenigen Augenblicken hier. Wenn ihr euch bei ihm auch so aufführt, garantiere ich euch, dann geht’s euch dreckig. Also, last die Mätzchen und benehmt euch. Und keine vorlauten Sprüche, sonst setzt es was.“

Roxana wollte schon zu einer Frage bezüglich Silvanas Verschwinden ansetzen, fand es aber letztendlich klüger, auf den sogenannten Boss zu warten. Sie verharrten alle ein paar Minuten in einer Warteposition, die ihnen wie eine Ewigkeit vorkam. Auf einmal hörten sie Schritte von mindestens zwei Personen, die sich dem Gang entlang näherten.

Bald darauf war die Gestalt des älteren Herrn, den sie schon kennengelernt hatten, im Türrahmen zu sehen. Sein hünenhafter Schatten blieb im Gang, wartete wohl jederzeit bereit, auf ein Zeichen seines Herrn hin einzuschreiten.

„Hallo, meine Lieben“, grüßte er die Bedauernswerten mit einem ironischen Ton. „Ich hoffe, es hat euch nicht allzu sehr an Komfort gemangelt. Nun, warum macht ihr hier so ein Geschrei, es hört euch doch sowieso niemand.“ Er ging in den Raum hinein und betrachtete die Mädchen eingehend. „Wenn es

euch nicht langweilt, würde ich euch gerne ein paar Worte zu meiner Person sagen. Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, den Armen zu helfen. Vor allem den Ärmsten der Armen, denen, die wirklich nichts mehr haben.“ Er ging im Raum auf und ab, die Hände im Rücken verschränkt. „Denen, die nur noch ihren Körper haben.“

„Und was hat das mit den kleinen Kindern zu tun?“, drang Roxana auf ihn ein. „Die kleinen, jämmerlichen Gestalten, die wir gestern bei unserer Ankunft eingekerkert gesehen haben? Wie helfen Sie denen? Geht es hier um Kinderprostitution?“ Marian kämpfte gegen den Drang an, sich auf das unverschämte Ding zu stürzen und tippelte von einem Bein auf das andere, hielt sich aber noch zurück. Karl winkte ab, ließ sich durch die Einwände dieser frechen Göre nicht beirren. Er näherte sich dem hübschen Zigeunermädchen. Wirklich, sehr hübsch, dachte er. „Was habt ihr mit unserer Freundin gemacht, wohin habt ihr sie gebracht?“, schrie ihm Roxana ins Gesicht. Doch der ältere Mann lächelte nur gelassen.

„Schweig, du Wurm. Du hast doch keine Ahnung, worum es hier geht. Durch mich bekommt dein elendiges Leben, und das der übrigen armseligen Kreaturen hier, erst einen Sinn. Ohne mich und mein Wirken, meine Vision, wäre euer Dasein so bedeutungslos, wie eine Handvoll Staub auf einem erbärmlichen, ausgedörrten Acker.“ Eine geradezu zwangshafte Überheblichkeit schwang in seiner Stimme. „So ist euch allen ein höherer Zweck zuteilgeworden. Obwohl ihr in keiner Weise dazu würdig seid, wird euch die Ehre zuteil, mich bei meinem Vorhaben unterstützen zu dürfen.“

„Haben Sie etwas mit diesem dreckigen Business zu tun, bei dem man gesunde rumänische Kinder an vollgefressene Europäer verkauft? Ist das vielleicht Ihre Art, den Ärmsten zu helfen?“, fiel ihm wieder Roxana ins Wort. „Ist das Ihre Rolle in diesem dreckigen Mafiageschäft?“ Sie spürte die Wut wie heiße Galle in sich hochsteigen. „Und nochmal, wo ist Silvana? Wird sie gerade von einem ihrer Handlanger vergewaltigt?“ Karl harrete stumm im Angesicht ihrer Wut aus. Sein Gesicht ließ keinerlei Schuldbewusstsein erkennen. Seine Stimme klang auf einmal sanft.

„Hör mir zu, mein Täubchen. Ich sehe, du bist etwas aufgeweckter und dynamischer als die anderen Hühner hier. Aber weißt du, manchmal ist es einfach besser den Mund zu halten und klein beizugeben. Du erinnerst mich ein wenig an ein Schaf, das es eilig hat zu seinem Schlächter zu kommen“, sagte Karl in einem gutgemeinten, väterlichen Ton. Er ging auf eine der Pritschen zu und setzte sich. „Na los, komm her zu mir, mein Täubchen“, sagte er zu ihr. Die wohldosierte Ironie in seinem Ton ging ihr gegen den Strich.

Er betrachtete sie eingehendst, bemerkte auf einmal ein Muttermal auf ihrer linken Hüfte. Knapp unterhalb der Rippen, die durch ihr viel zu kurzes Oberteil frei lagen. Irgendwo, erinnerte er sich, hatte er vor vielen Jahren schon einmal ein solches Mal gesehen. Doch momentan konnte er sich beim besten Willen nicht daran erinnern, wo. Schwamm drüber. Gelangweilt schaute er sich dann die Fingernägel seiner rechten Hand an. Irgendetwas störte ihn an einem der Nägel. Er griff in seine Hemdtasche, brachte eine kleine Sandpapierfeile zum Vorschein und begann an einem der Nägel zu feilen. Dann pustete er den Nagelstaub sachte weg, fing wieder von vorne an. Roxana konnte das Schweigen und die schabenden Geräusche der Feile nicht mehr länger ertragen. Sie hüpfte nervös von einem Fuß auf den anderen.

„Also, was ist jetzt, sagen Sie uns wo unsere Freundin ist?“, bohrte sie weiter nach.

„Soll ich was gegen die Zicke unternehmen?“, fragte Marian voller Eifer und prustete sich auf.

Karl schüttelte gelangweilt den Kopf. Dann verschränkte er die Hände und stützte sein Kinn auf seine perfekt manikürten Finger. Einige Momente lang herrschte absolute Stille. Schließlich zog er die Hände unter dem Kinn weg, betrachtete ein letztes Mal seine Nägel, wobei er die Augen gesenkt hielt. Dann begann er heftig zu atmen, so als ob er sich über etwas ärgerte. Plötzlich hörte das schwere Atmen auf und er schlug die Augen auf wie eine Eule, die ihre Beute erspäht hatte.

Roxana stand mucksmäuschenstill und unterdrückte einen Impuls, etwas sagen zu wollen. Sie stand einfach nur da, unfähig zu denken oder einen klaren Gedanken fassen zu können. Eine ganze Weile starteten sie sich nur an. Das Schweigen zog sich

in die Länge. Seine Schergen wagten es nicht, irgendetwas zu sagen oder zu unternehmen. Sie glotzten nur gebannt auf die Hauptdarsteller der Szene, ohne erahnen zu können, worauf das Ganze hinauslaufen würde.

Karl begann mit den Fingern der rechten Hand auf der Pritsche herumzuspielen, vollführte mit dem Zeigefinger eine Kreisbewegung und stoppte abrupt. Worte kamen leise über seine Lippen, wie das kaum hörbare Krabbeln großer Insekten auf faulendem Holz. Roxana hatte von dem Gesagten nichts verstanden, sagte jedoch nichts. Der Alte blinzelte langsam, und flüsterte:

„Du willst also wissen, wo deine Gefährtin ist?“ Roxana sagte nichts, nickte nur apathisch mit dem Kopf. Er stieß sich von der Pritsche ab und ging auf die Türe zu. Seine Schergen schauten sich an, wussten nicht wie sie sich verhalten sollten. Da peitschte seine Stimme in die Stille hinein. „Marian, schnappt sie!“ Marian jubelte. Roxana schrie

KAPITEL 23 Abends in Karls Anwesen

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne strichen über dem Horizont. An der Straße, die zum Anwesen hinaufführte, fingen einige Kastanienbäume die letzten Lichtspiegelungen auf, die das Blätterwerk in goldorangefarbene Heiligenscheine hüllte. Die Luft war geschwängert von Gerüchen, die leichte Abendbrise brachte zusätzlich einen Hauch von Grün und frischem Blütenduft mit sich. Weit oben, fast an der Spitze eines Baumes, befand sich ein großes Vogelnest. Das Ganze glich fast einem Horst, eine tiefe Schale aus großen Ästen und Zweigen, die mit Wurzelteilen, Lehm und Baumrinde zusammengefügt worden waren. Ein Rabe, der sein Nest schon seit geraumer Zeit auf diesem Baum unterhielt, krächzte. Er flatterte über den Bäumen dahin, suchte den genauen Winkel für seinen Anflug und setzte dann auf einem dicken Zweig neben seinem Nest auf.

Das Anwesen strahlte eine beschauliche Ruhe aus. Die untergehende Sonne verwandelte die Außenmauern der Gebäude in eine goldfarbene Masse. Sie spiegelte sich in den großen

Fenstern des Haupthauses und hüllte das Areal in eine friedliche, noble Eleganz. In einem kleinen Weiher spiegelten sich die Äste einiger Büsche. Die wenigen Enten, die sich darin tummelten, waren kaum auszumachen. Ein kleiner, von Menschenhand geschaffener Wasserfall sorgte für kleine Turbulenzen. Beim genauen Hinhören konnte man das leise Brummen des Elektromotors hören. In einem geschlossenen Kreislauf lief das Wasser ständig durch die Filter. Die große, hohe Mauer, die das Anwesen umschloss, gab denn Ganzen ein Flair von heiler Welt, in der alles schön und geordnet war und seinen Platz hatte.

Er saß in seinem Büro, führte ein schönes Kristallglas an seinen Mund. Der Raum war luxuriös dekoriert. Die Muster an Boden und Decke waren kunstvoll und symmetrisch. In der linken Ecke stand eine imposante Standuhr. Ihr Ticken hallte leise im ganzen Raum. Eine breite Holzterrasse beherrschte den Raum und führte zur Bibliothek, die sich auf einem versetzten, höheren Niveau befand.

Der gläserne Kelch brach die letzten Strahlen des Lichts und funkelte in allen Farben des Regenbogens. Karl nahm einen Schluck des hervorragenden, sehr teuren Weißweins. Ein *Freund* hatte ihn erst neulich damit beschenkt. Nachdem er von Karl aufs Vorzüglichste zufriedengestellt worden war, hatte er ihm gleich eine ganze Kiste zukommen lassen. Guten Service wusste man eben zu schätzen.

Heute Morgen hatte er den Mädchen in ihrem nahegelegenen Kerker einen Besuch abgestattet. Die kleine Mächtegern-Zigeunerin hatte ihn ein wenig verärgert. Er hatte Marian die Anweisung geben, sie ein wenig zu züchtigen, oder zu domptieren, ganz nach seinem Belieben. Der junge Mann hatte eine Menge Erfahrung darin, würde das schon richtig machen, ohne die empfindliche und leicht verderbliche Ware zu schädigen. Außerdem musste er ihm ab und zu auch seinen Spaß lassen. Sonst kam der Idiot vielleicht noch eines Tages auf Gedanken. Wer weiß, wozu der menschliche Intellekt fähig war, dachte Karl.

Er hatte den Jungen vor vielen Jahren von einer Verbrechergang gekauft. Menschenhändler, die Kinder raubten und selbst vor ihrer eigenen Rasse nicht Halt machten. Dann hatte er sich seiner angenommen, ihn zunächst zu einem Werkzeug

seiner eigenen Bedürfnisse verfeinert. Marian hatte von ihm gelernt. Durch die subtile Form von Wiederholungen, einer Gehirnwäsche gleich, hatte er dem Jungen eine neue Weltanschauung ins Gehirn gepflanzt. Wenn man etwas oft genug hörte, vor allem wenn es von jemandem kam dem man vertraute, dann war es wahr. Ob es in Wirklichkeit stimmte oder nicht, war eine ganz andere Frage. Marian wusste seither, alle Zigeuner waren böse. Sie hatten ihn von seinen Eltern gestohlen, diese dabei umgebracht. Karl war sein Wohltäter. Sein Herr. Ende!

Doch die Beziehung zwischen ihnen war mittlerweile zu einer Art Katz-und-Maus-Spiel geworden. Einem Spiel von Bosheit und demütiger Unterwerfung, von Herrschaft und Knechtschaft. Karl missbrauchte ihn, weil er die Macht dazu hatte. Zu guter Letzt verachtete er seinen Untergebenen für seine Schwäche und Dummheit. So wie sich alle mächtigen Männer dem treuen Hund gegenüber verhalten, der sich zu ihren Füßen krümmt und windet.

Am Nachmittag hatte er sich gut ausgeschlafen, denn heute könnte es eine lange Nacht werden. Seither hatte er die übrige Zeit mit Papierkram verbracht. Sein Steuer- und Finanzberater war gekommen, war mit ihm diverse Angelegenheiten durchgegangen und hatte mit ihm über die finanzielle Situation der Organisation diskutiert. Alles lief bestens. Später hatte er den finanztechnischen Mitarbeiter fortgeschickt. Danach hatte er die drei Bediensteten, die jeden Morgen kamen und im Haupthaus den Haushalt führten und den Garten pflegten, für den Rest des Tages freigegeben. Denn heute Abend wollte er absolut allein im Haus sein.

Karl stellte sein Glas ab und schaute aus dem Panoramafenster in die Ferne. Dann öffnete er die spezielle Box auf seinem Schreibtisch, die seine bevorzugten Zigarren enthielt. Er nahm eine heraus, betrachtete sie im Licht der Tischlampe. Mit Kennerblick versuchte er die dunklen, roten oder hellen Pigmente zu entdecken, die Aufschluss über den Grad der Reife, der Fermentierung und der Stärke gaben. Sanft strich er über die Tabakware und betastete sie feingefühlig, um die Textur und den Feuchtigkeitsgrad abzuschätzen. Dann roh er daran, versuchte das Aroma und den Geschmack zu erkunden und wie lange der

Zeitpunkt der Ernte zurücklag. In seinem Gesicht spiegelten sich diverse Empfindungen. In den Pausen, die er immer wieder einlegte, nachdem er die Zigarre beschnuppert hatte, reifte die Gewissheit, dass sie ihm bald seine Geheimnisse anvertrauen würde.

Der Rabe stieß plötzlich wieder einen Schrei aus, zog den Kopf zurück und flatterte wieder davon. Durch die breiten Fenster fiel das letzte Sonnenlicht auf den blank polierten Parkettboden, über den Staubflusen tanzten. Er rief nach Odo, der wie ein Schatten, sofort aus dem Nachbarszimmer erschien.

„Haben wir für heute Abend alles vorbereitet?“, fragte er ganz gelassen. Der Schatten nickte nur stumm. „Dann kannst du gehen, aber sei rechtzeitig da, wenn der Besuch kommt.“ Odo verschwand wieder genauso lautlos, wie er erschienen war.

Karl griff sich aus einer großen Streichholzschachtel ein einzelnes Hölzchen heraus. Sobald er den obligatorischen Schnitt an der Zigarre ausgeführt hatte, entflammte er sie. Gleich einem Ertrinkenden an einer Wasserflasche, sog er an dem Tabak, bis Rauchwolken aufstiegen. Zunächst fauchte er bei jedem weiteren Zug die Glut an. Er lehnte zufrieden den Kopf nach hinten. Eine dicke Wolke hüllte ihn ein, schwerer, langsam aufsteigender Rauch. Wie Farbe, die sich in Wasser auflöste.

Zu gern wollte er die Erleichterung verspüren, die der Tabak auslöste. Rauchend ließ er die Zeit verstreichen, verloren in den unergründlichen Weiten des Horizonts, in denen er regelmäßig Zuflucht suchte. Erneut stieß er eine Rauchschwade aus, die einer Dampflok würdig gewesen wäre, als sein Mobiltelefon klingelte.

Kaum sichtbar hinter seinem bläulich weißen Schutzwall, betrachtete er die ihm mittlerweile bekannte Ziffernfolge auf dem Display. Den Anrufer, der jetzt sicherlich verwirrt und unsicher, aber auch aufgeregt und aggressiv den Hörer an sein Ohr presste, ließ er einige Augenblicke zappeln. Wahrscheinlich lauschte er ärgerlich, fragend oder vielleicht sogar verzweifelt auf die Klingelzeichen. Einige Töne lang genoss der Deutsche die Macht, die er mittlerweile über den Anrufer hatte. Dann nahm er endlich das Gespräch an und meldete mit ruhiger, aber bestimmter Stimme.

„Haben Sie alles Nötige veranlasst?“, kam es sofort und ohne weitere Worte, sobald die Verbindung hergestellt war.

„Jawohl, Herr Direktor!“

„Ich hoffe, ich kann mich bezüglich der Diskretion auf ihr Wort verlassen“, sagte der Anrufer gestresst.

„Es ist alles zu Ihrer vollsten Zufriedenheit arrangiert“, erklärte Karl emotionslos und blies nochmals eine dicke Rauchwolke aus.

Der Anrufer wollte sich nur vergewissern, ob alles für den heutigen Abend vorbereitet sei. Nachdem ihm dies bestätigt worden war, hatte er ohne große Worte aufgelegt. Karl schüttelte den Kopf, dachte über den Anrufer nach. Er konnte es wohl kaum erwarten, der gute Mann. Was tut man nicht alles für seine Freunde, dachte er. Dann nahm er noch einen Zug von seiner Zigarre und dachte über den Sinn des Rauchens nach. Wieso konnte etwas, das einen umbringen konnte, so höchst belebend wirken?

Er griff sich eine Fernbedienung, die auf seinem großen Schreibtisch lag und betätigte einen Knopf. Gleich darauf erklang aus einer modernen Stereo-Anlage klassische Opernmusik, in einer ausgezeichneten Tonqualität. Zunächst begann alles ganz ausgeglichen und harmonisch, dann jedoch kletterte die Stimme der Opernsängerin immer höher. Für ihre Stimme schien die Tonleiter offenbar etwas Unendliches zu sein. Das Orchester hechelte hinter ihr her. Die Stimme jedoch drohte ihm zu entwischen. Die Sängerin jubilierte. Geigen schwangen sich auf, packten das Thema, variierten es, wiederholten sich. Die Diva setzte wieder ein. Ihre Stimme trauerte in Mollgefilden herum, grämte sich, klagte und klagte an. Die Geigen wimmerten solidarisch.

Er ließ sich gänzlich von der Musik forttragen, schwebte irgendwo in einer anderen Welt, während er den Klängen des Opus lauschte. Draußen bewegte ein lauer Wind die Blätter in den Baumkronen. Die Sonne war fast gänzlich verschwunden. Bald würde die Nacht hereinbrechen. Irgendwo dort draußen über den Gipfeln der Bäume schrie der Rabe.

Die Opernsängerin fand zu alter Kraft zurück, sträubte sich vehement, kämpfte plötzlich gegen ein unausweichliches

Schicksal an, wurde noch lauter. Das Orchester dröhnte aus sämtlichen Klangkörpern, schwoh bedrohlich an, bäumte sich auf. Über allem dominierte die Stimme, längst zu einem Schrei herangewachsen. Die Sängerin . . . Da klingelte schon wieder das Telefon. Karl betrachtete das Display. Es war Pater Simeon vom Kloster Caritate, der sich die Ehre gab. Er musste wohl rangehen.

„Exzellenz“, meldete sich dieser freundlich, „wie war der gestrige Abend? Warst du zufrieden mit dem Ergebnis? Wenn man den Zeitungen heute glauben darf, so war es ein toller Erfolg und eine gute Werbung für unsere Sache.“

Karl bedankte sich für Simeons Interesse. Letzterer fragte ob die beiden Zigeunermädchen, die hübschen Zwillinge, schon angekommen waren. Karl bejahte. Bald darauf wurde das Gespräch beendet. Man sprach nicht viel am Telefon. Von Simeon unterbrochen hatte er keine Lust mehr, weiter der Musik zu lauschen und betätigte die Aus-Taste. Es war sowieso Zeit sich vorzubereiten.

Heute war, angesichts des hohen Besuches, den er erwartete, ein besonderer Tag. Aufgrund der Position des Gastes war höchste Diskretion angesagt. Es durfte nichts schiefgehen. Um den Gast in Empfang zu nehmen, würde er allein im Haus sein. Odo würde in sicherer Entfernung im Nebengebäude verweilen, immer bereit, etwaigen, unvorhersehbaren Problemen entgegenzutreten. Alles war perfekt.

KAPITEL 24 Roxana und Marian

Ihre Lider flatterten, ein leises Räuspern war aus ihrer Kehle zu hören. Ein ungewöhnlicher, bizarrer freier Fall irgendwo zwischen Schlaf und Erwachen, eingebettet zwischen Illusion und Wirklichkeit. Die unbewusst wahrgenommenen Augenblicke, in denen alles möglich schien: Hoffnung, Gnade und Erfüllung, als auch tiefes Leid, Angst und Schrecken.

Dann wieder ein leises Räuspern, ein angedeutetes Blinzeln. Die Helligkeit begann sich in ihre Augen zu schleichen, mit jedem Augenblick schmerzte es mehr und mehr. Auf ihrer Zunge fühlte sie einen pelzigen, sauren Geschmack. In ihren

Gliedern schien sich ein Schmerz auszubreiten, kroch langsam ihre Wirbelsäule hinab. Erst jetzt öffneten sie die Augen vollends, blickte in die Leere vor sich. Nirgendwo vernahm sie einen Laut.

Ihr Mund fühlte sich trocken an und sie begann sich mit der Zunge die Lippen zu befeuchten. Endlich begann ihre Erinnerung wiederzukehren. Die schrecklichen Bilder stürzten auf sie herab. War es Mittag oder gar schon Abend, schoss es ihr in den Kopf. Jetzt nahm sie den Raum wahr, in dem sie sich befand. Ihr Kopf ruckte herum, nach links, nach rechts. Er schien etwas kleiner als der Operationsraum zu sein, indem sie Silvana vorgefunden hatte. Auch hier erblickte sie diverse elektronische Geräte. Dinge, die sie zunächst nicht genau einordnen konnte. Es gab einen Stuhl, einen Schreibtisch mit Computer, mehrere Metall-Gestelle zum Aufhängen diverser medizinischer Flüssigkeitsbehälter. Die Tür sah robust aus und war verschlossen, wahrscheinlich abgesperrt. Die Liege, auf der sie lag, erinnerte an ein Krankenhausbett. Sie starrte zur Decke, angsterfüllt, hoffnungslos. Die Ausweglosigkeit steckte wie ein Stachel in ihrem Herzen.

Sie schloss die Augen, atmete ein paar Mal verspannt ein und aus. Erneut stürzten die schrecklichen Bilder auf sie ein. Das Erwachen im Kerkerloch, das Verschwinden Silvanas, der schreckliche alte Mann und ihre darauffolgende Misshandlung.

Urpötzlich erinnerte sie sich ganz genau, wie sie im Beisein der übrigen Mädchen von einem der Bösen an der Schulter gepackt worden war, und dieser ihren Körper herumgerissen hatte. Ein paar Sekunden lang stand sie mühsam auf wackeligen Beinen, dann wurde sie geschubst und geschlagen und in den Flur gedrängt.

Marian und sein fast kahlköpfiger Komplize Dumitru führten sie einen langen Gang entlang. Sie versuchte sich zu widersetzen, kratzte und schrie. Doch die Kraft ihrer Peiniger war ihrer um einiges überlegen. Beim Vorbeigehen fiel ihr Blick auf eine offene Kellertür, aus der ein Geruch drang, der ihr vom ersten Moment an unheimlich war.

Sie hatte nicht die Zeit sich eingehender damit zu befassen, denn schon bekam sie wieder einen Schlag und wurde in einen weiteren Raum bugsiert. Die Tür fiel hinter den dreien mit

einem dumpfen Knall zu. Wie aus dem Nichts war die Angst wieder ganz gegenwärtig. Die Bedrohung des Todes hatte all ihre Wucht zurückgewonnen. Sie bekam einen Schlag, der sie auf den Boden warf. Dann nahm sie die Umrisse eines Bettes wahr. Die schwache Deckenlampe spiegelte sich auf Dumitrus Kopf.

„Na los, zieh dich nicht so, zieh dich aus“, herrschte Marian sie an. Auch wenn sie die beiden anwiderten, wusste sie, dass Widerstand zwecklos und dass es besser war, einfach zu gehorchen. Gewandt rappelte sie sich auf. Schnell entledigte sie sich der paar Kleidungsstücke, die sie am Leib trug.

Dumitru glotzte sie mit großen Augen an. Man sah ihm seine Gier an. In seiner Hose begann etwas anzuschwellen. Bald war sie splitternackt und Dumitru schob sie gegen das Bett. Marian begann die Hosen herunterzulassen. Roxana fürchtete sich, denn sie erkannte, dass er sich noch jähzorniger und unberechenbarer verhielt als sonst. Als er nur noch seine Boxershorts anhatte, senkte sie den Blick. Er packte sie und drückte sie der Länge nach aufs Bett. Dumitru hatte sich hinter sie gestellt und hielt ihre Hände, um eingreifen zu können, sollte sie Zicken machen. Dann kniete sich Marian zunächst aufs Bett. Es quietschte, als er sich plump darauf fallen ließ nach ihr zu grapschen begann.

Er hatte Pranken und Kräfte wie ein Bär, packte sie hart am Nacken und presste ihren hübschen Kopf in die Matratze. Angewidert versuchte sie sich aus der Umklammerung zu lösen. Schweißgeruch stach ihr in die Nase. Sie schloss die Augen und hoffte, dass es bald vorüber sein würde. Nachdem er eine Weile an ihr herumgefummelt hatte, ergriff er sie erneut wie eine Puppe, drehte sie herum und glotzte sie nur an. Ein paar Schläge auf die Pobacken waren jedoch alles, was er mit ihr vorhatte. Endlich ließ er von ihr ab. Sie fragte sich unschlüssig, ob sie sich aufrichten oder lieber liegenbleiben sollte, falls er doch noch nicht genug von ihr hatte. Doch Marian rollte sich mit einem Knurren vom Bett herunter, stand wieder auf, sammelte seine Klamotten und begann sich wieder anzukleiden.

„So, jetzt zieh dich wieder an. Oder hattest du etwa gedacht, ich würde so etwas wie dich ficken? Glaubst du denn, mir graut es vor gar nichts, du Schlampe? Also los, bewege dich. Du wolltest doch zu deiner Freundin, oder?“ Er lachte, als ob er einen

guten Witz vom Stapel gelassen hätte. Sein Schweißgestank schwebte wie eine Wolke im Raum. Vorsichtig erhob sie sich vom Bett. Mit einem verängstigten und wachsamen Seitenblick zuerst auf Marian, dann Dumitru, zog sie sich an. „Was glotzt du mich so blöde an!“, brummte er auf einmal. „Komm schon, Bewegung, zieh dich an. Wir haben schließlich nicht den ganzen Tag Zeit.“

„Hey, was ist mit mir?“, fragte der Glatzkopf ganz verdutzt. „Ich weiß nicht, wie es mit dir steht, aber ich will auch mal ran an die Hure“, und fing an, seine Hosen herunterzulassen.

„Halt die Klappe, du Schwachkopf. Die gehört mir, verstehst du? Mir ganz allein. Ich werde noch meinen Spaß mit ihr haben, verlasse dich drauf. Wenn du willst, hole dir eine der anderen.“ Und wieder lachte er unverschämt. „Aber beeil dich, wer weiß wie lange die es noch machen?“ Und wieder Gelächter.

Verärgert ließ es Dumitru dabei bewenden. Er kannte Marian zur Genüge, um zu wissen, dass man sich nicht mit ihm anlegen durfte. Sofort würde er sein Messer hervorholen und es auch einsetzen. Und außerdem hatte er beim Boss einen sitzen. Karl betrachtete ihn wie einen Vertrauten, seine rechte Hand in diesem Loch.

„Los, gehen wir“, befahl er Roxana. Er schnappte sie am Arm und schob sie einfach vor sich her. Eiligen Schrittes dirigierte er sie einen Gang entlang, der kein Ende zu nehmen schien.

„Wo bringst du mich jetzt wieder hin?“, fragte sie verunsichert. „Zu den anderen geht es doch in die andere Richtung. Gehen wir zu Silvana, geht es ihr gut?“ Er lachte laut auf, böse, triumphierend.

„Sag mal, kapiertst du denn eigentlich gar nichts, du dummes Huhn?“ Er zuckte mit den Schultern über so viel Einfältigkeit und verschränkte seinen Mund zu einer Grimasse. „Die Zigeunerhure ist tot.“

Seine Worte schlugen ein wie eine Bombe. Worte, die wie kleine Insekten in ihrem Kopf umherschwirrten und sich nicht vertreiben ließen. Ihre Beine trugen sie vorwärts, doch sie nahm die Bewegungen nicht wahr. Sie fühlte sich wie versteinert.

Endlich erreichten sie das Ende des langen Ganges. Sie betraten zunächst eine Art Umkleideraum. Weiße Metallspinde reihten sich entlang der Wand. Es gab einen Kleiderständer an

dem Overalls aus Plastikfolie hingen. Auf einem Tisch lagen OP-Hauben und -Masken bereit, daneben ein Container, in dem gebrauchte Kleidungsstücke entsorgt wurden.

Roxana hatte jedes Zeitgefühl verloren. Sie wusste nicht mehr, ob es Tag oder Nacht war, Sommer oder Winter. Alles war ihr in diesem Moment gleichgültig. Marian führte sie anschließend in einen weiteren Raum. Er erinnerte sie an die Operationsräume der Krankenhäuser, die sie schon einmal vor Jahren kennengelernt hatte. An der Decke waren mehrere Leuchtstoffröhren befestigt. Dicke Kabel und Schläuche verliefen an der Wand entlang. Diverse Geräte, Überwachungsbildschirme und noch einiges mehr, von dem sie jedoch nicht wusste, wozu dies alles diente, verwirrten sie. Eine ganze Phalanx medizinischer Geräte war um einen metallenen, rechteckigen Tisch gruppiert. Und darauf lag eine Gestalt, die mit einem grünen Laken bedeckt war.

Marian ging auf den Tisch zu, schnappte sich das Laken und zog es gänzlich zurück. Ihr Blick erfasste Silvana, die rücklings auf dem Tisch lag, festgeschnallt an Hand- und Fußgelenken. Leblos lag sie da, mit aufgeschnittenem Bauch. Der Tod hatte ihrer Haut die Beschaffenheit von fleckigem, marmoriertem Pergament verliehen. Es schien wie nach einem Massaker und nicht wie nach einer Operation.

„Warum?“, fragte sie an Marian gewandt. „Warum tut ihr sowas?“ Sie wurde unendlich traurig, und am liebsten hätte sie losgeheult wie ein kleines Kind, doch sie beherrschte sich. Sie hatte schon viel durchgemacht in ihren jungen Dasein, dies hier übertraf jedoch alles. Der Anblick des leblosen Körpers, der Gestank des Desinfektionsmittels, die menschenverachtende Barbarei, all dies nagte an ihrer Substanz und brachte sie der Ohnmacht nahe. Sie ließ die Schulter sinken und sackte in sich zusammen. Der Vergleich mit einem kleinen hilflosen Vogel, der vorzeitig aus dem Nest gefallen war, drängte sich auf. Sie trat an Marian heran und schlug mit ihren Fäusten auf seine Brust.

„Warum?“, schrie sie nochmals.

„Nimm's nicht so tragisch“, grunzte er ihr zu. „Du kannst das vielleicht nicht verstehen. Das ist aber nun mal so, wenn man ein Business laufen hat. Man kann schließlich kein Omelett machen, ohne ein paar Eier zu zerschlagen“, kicherte er ihr ins

Gesicht. „Und, wenn du es genau wissen willst, . . . du bist die Nächste“, hörte sie ihn triumphierend brüllen, bevor sie zusammenbrach und die Sinne verlor.

Jetzt, nachdem sie wieder aufgewacht war, versuchte sie wieder klare Gedanken zu fassen. Ihr Atem ging wieder ruhiger, sonst nichts als Stille. Nein, da war noch ein Geräusch. Da waren Schritte, die irgendwoher immer lauter wurden. Jemand kam auf sie zu. Was hatte der böse Mann, Marian zu ihr gesagt: „Du bist die Nächste.“ Sie kamen! Sie kamen um sie zu holen . . .

KAPITEL 25 Treffen in Belgrad

Die Fahrt bis zur serbischen Grenze verlief ohne Probleme. Es gab wenig Fahrzeuge, die an diesem Nachmittag nach Norden wollten. An der Passkontrolle gab es die üblichen Formalitäten. Etwas Small-Talk mit dem Grenzpolizisten über die derzeitigen Verhältnisse in Griechenland, über seine geschäftliche Reise nach Belgrad und schon war er bereit weiterzufahren. Doch plötzlich hielt ihn ein anderer Grenzpolizist auf. In schlechtem Englisch verlangte er nochmals seine Reisedokumente sehen zu dürfen. Janis nahm die ganze Situation gelassen hin.

Der Beamte, mit dem er jetzt zu tun hatte, war in der Rangordnung wahrscheinlich eine Stufe höher als derjenige, der ihn zuerst überprüft hatte. Der Staatsdiener war groß und bullig. Janis studierte eingehendst sein Gesicht. Seine Augen wirkten langsam und seine Bewegungen schwerfällig. Dass er sich seiner annahm, war sicherlich nur Routine, reine Wichtigtuerei ihm und dem Kollegen gegenüber.

Er beobachtete, wie sich der gute Mann in seinen Pass vertiefte und merkte, dass er Probleme mit dem Lesen seines Namens hatte. Gott allein wusste, wer diesen Armleuchter an diesen Posten versetzt hatte. Wahrscheinlich hatte er gute Beziehungen, oder Angehörige in höheren Beamtenphären. Die hatten ihn zwangsweise hierher strafversetzt, damit er woanders keinen Schaden anrichten konnte.

Dieser wiederum versuchte seine Unfähigkeit dadurch zu vertuschen, indem er so tat, als sei er bei seiner Arbeit besonders

gründlich. Während er in Janis Pass über die Zeilen fuhr, bewegten sich seine Lippen. Janis kannte dieses Verhalten, denn er hatte in Griechenland schon des Öfteren mit derlei Situationen zu tun gehabt. Wenn er nun zu erkennen gab, dass er um die Schwäche des Mannes wusste, würde dieser mit Sicherheit von seiner Amtsgewalt Gebrauch machen und seiner Wut freien Lauf lassen. Also setzte er einen ängstlichen Blick auf. Wahrscheinlich gefiel es diesem Herrn, dass man ihn bei der Ausübung seiner Tätigkeit ein wenig fürchtete und linderte somit alle Unsicherheit, die er verspürte.

Prompt schaute er in Janis Gesicht. Nicht weil sein Reisedokument irgendwelche Verdachtsmomente begründete, sondern weil er argwöhnte, dass ihm der Grieche nicht den nötigen Respekt vor seiner Amtsperson zuteilwerden ließ. Als er endlich befriedigt zu glauben schien, dass er immer noch der Mann zu Fürchten war, schlug er den Pass mit der einen Hand haltend zufrieden in die andere Handfläche. Somit machte er klar, dass er den Reisenden abschätzte und immer noch das Sagen hatte.

„Dürfte ich bitte Ihr Reisegepäck sehen?“, fragte er höflich, wobei dies keine Bitte war.

Janis stieg aus und ging gelassen um das Fahrzeug herum. Er öffnete den Kofferraum und präsentierte seine wenigen persönlichen Habseligkeiten, die jeder Kontrolle standgehalten hätten. Der Beamte verlor so langsam das Interesse an ihm.

„Und wohin wollen Sie jetzt?“ Er ging um den Wagen herum, scannte die Karosserie wie ein Verkehrspolizist, der unbedingt einen Verstoß finden musste, um einen Strafzettel zu verhängen. Ein Katz-und-Maus-Spiel begann.

„Nach Belgrad“, antwortete Janis. „Ich habe dort einen Freund, der in der griechischen Botschaft arbeitet. Polizist, genau wie Sie“, log er das Blaue vom Himmel herunter.

„So, so“, murmelte der Grenzbeamte und runzelte die Stirn. Er sagte nichts weiter, behielt aber den Pass weiterhin in seiner Hand. Das war wohl seine Art, Fremden zu zeigen, wer hier die Katze und wer die Maus war. Gleich darauf drückte er ihm den Pass in die Hand und wünschte gute Fahrt.

Janis fuhr dann auf der E75 Richtung Niš. Bald erreichte er die enge Schlucht, die der kleine Fluss *Južna Morava* vor

Millionen von Jahren in das Gestein gegraben hatte. An den Seiten stiegen die zum Teil felsigen Wände steil auf. Das Teilstück der vierspurigen Straße, das in der Schlucht entlangführte, war erst vor wenigen Wochen für den Verkehr freigegeben worden. Schon vor zwei Jahren fertiggestellt, waren einige Waldstücke beim erstbesten Gewitter einfach den Hang hinabgerutscht und hatten Teile der Straße unter sich begraben. Darauf folgten große Reparaturarbeiten, die eine Ewigkeit angedauert hatten. Endlich konnte man durchfahren.

Nach der Schlucht erreichte man ein wenig später die Stadt Leskovac. Danach öffnete sich die Landschaft in die große Ebene von Niš. Bekannt war die Stadt als Geburtsstätte des glorreichen römischen Kaisers Konstantin, der im vierten nachchristlichen Jahrhundert die Hauptstadt der Römer vom Tiber an den Bosphorus verlagerte. Etwa zwei Stunden später erreichte er Smederevo. Einst die erste Hauptstadt der Serben, gab es hier heute die einzige Brücke, die südlich von Belgrad über die Donau führte. Dann konnte man über Kovin, Pančevo und Vršac, nach Rumänien rüberfahren.

An der letzten Mautstelle vor Belgrad schauten ihn die Polizisten, die mitten auf der Fahrbahn standen, schief an. Es war recht selten, dass sich ein Fahrzeug mit griechischer Immatrikulation so weit in den Norden verirrt. Schließlich erreichte er wenige Minuten später die Vororte Belgrads.

Er fuhr in die Stadt ein, überquerte die Gazela Brücke, die die Save überspannte und fuhr auf der E75 an der Stark-Arena vorbei. Dann hielt er sich noch eine Weile gegen Nordwesten, Richtung Flughafen und Zagreb. Auf Höhe des Belmax-Centar, einem riesigen Einkaufszentrum, bog er rechts ab und war nach einigen hundert Metern am Hotel Zeder Garni angekommen. Für heute Nacht würde er hier Rast machen.

Das Hotel war ein typisches Etablissement alter Schule, wo man noch gegen eine kleine Aufmerksamkeit in Euro, jeden Wunsch erfüllt bekam. Es war nichts Besonderes, aber sauber und diskret. Die Eincheck-Formalitäten waren schnell über die Bühne. Als alter Bekannter hatte er es nicht nötig, sich groß auszuweisen. Ein sattes Trinkgeld in Form einer Fünfzig-Euro Note, und schon begleitete ihn der Rezeptionist auf sein Zimmer im ersten Stock,

mit Sicht auf den geschützten Parkplatz. Nach einer schnellen Dusche und frischer Kleidung, ging er hinunter zur Bar und bestellte sich schnell etwas zu trinken.

„Wollen Sie vielleicht ein Bittburger Pils?“, fragte der Kellner auf Englisch. „Das hier ist der einzige Ort in ganz Belgrad, wo es gezapftes Bittburger gibt.“

„Mir scheint, dass hier noch ganz andere Spezialitäten des Hauses angeboten werden“, sagte Janis und nickte dabei auf die an einem Tisch sitzende Dame, die ihm auffordernd zulächelte und ihre Reize anpries.

„So ist nun mal der Gang der Dinge“, antwortete der Barmann. „Hotelprostitution ist der Anfang des Kapitalismus.“ Sie lachten. Schließlich ging er hinaus auf die Straße, schnappte sich ein Taxi und fuhr in die Stadtmitte. Sein eigenes Fahrzeug ließ es lieber auf dem geschützten Parkplatz des Hotel zurück.

Die Dämmerung legte sich langsam über die serbische Hauptstadt. Er war ein strahlend schöner Tag gewesen. Ein mildes, warmes Licht bahnte sich seinen Weg zwischen den Gebäuden. Dort, wo die Sonne nicht mehr hinkam, begann sich langsam die Dunkelheit auszubreiten. Als das Taxi über die Gazela-Brücke fuhr, um die Stadtmitte zu erreichen, spiegelten sich im Flusswasser die flachen Strahlen des roten Feuerballes. Auf der anderen Seite konnte er bis zum Zusammenfluss von Donau und Save hinunterschauen, da wo die Altstadt, *stari grad*, das Herz Belgrads schlug. Nach der Brücke ging es auf den Boulevard Kneza Miloša Richtung Stadtmitte.

Auf Höhe des serbischen Parlament tauchte der Fahrer in ein paar, wohl nur Insidern bekannte, Schleichwege ein. Anschließend kreuzte er ein paar kleinere Gassen und schon waren sie auf dem Platz der Republik angelangt. Hier stieg Janis aus, bezahlte und verabschiedete sich vom Fahrer. Von hier aus wollte er zur Altstadt schlendern, wo er in einer halben Stunde einen Termin hatte.

Gemütlich bummelte er von hier aus die kommerzielle Hauptader hinunter. Ohne besonderen Grund studierte er hier und da die Auslagen der Geschäfte, die die Passage säumten, um Preise und Qualitäten mit denen in der Heimat zu vergleichen. An vielen Verkaufsständen, die zum Teil von Fremden aus afrikanischen

Ländern betrieben wurden, herrschte selbst jetzt noch ein reges Treiben.

Endlich war er am *Kalemegdan Park*, dem bekanntesten Touristenziel Belgrads, angekommen. Das Parkareal, an der Mündung der Save in die Donau, erstreckte sich über eine riesige Fläche. Darin befanden sich zwei Festungen, einige andere Sehenswürdigkeiten sowie der Belgrader Zoo. Es war ein beliebtes Ausflugsziel der Einheimischen und bot einen fantastischen Ausblick über die Stadtteile Zemun und Novi Beograd. Dahinter kam die große bewaldete und von Kanälen durchzogene Fläche der Pannonischen Ebene. Doch das Beste von allem war, von hier aus den Sonnenuntergang zu erleben.

Janis flanierte durch den Park und betrachtete amüsiert die Menschen. Kinder spielten, auf langen Bänken saßen ihre Eltern oder Großeltern. Eine Gruppe von Männern verfolgte die Anstrengungen zweier Kontrahenten, die erbittert um eine Schachpartie kämpften. Der Verkehrslärm drang nur noch schwach bis zu dieser Stelle. Irgendwo über ihm vernahm er das Krächzen einiger Raben und das leise Rauschen der Blätter im Wind.

Ein kleiner, herrenloser Malteser mit blauem Halsband, hatte sich einem schwarzen Kater genähert und kläffte. Die Katze machte einen Buckel, ihr Schwanz ragte in die Höhe. Sie war bereit zum Peitschenhieb. Ihre Augen, schmale Schlitze, funkelten. Endlich rannte eine ältere Dame keuchend herbei, schnaufte aus allen Poren, schnappte sich den kleinen Hund und nahm ihn schützend auf den Arm. Gleich darauf waren sie wieder verschwunden.

Als er durch den Park war und die Einmündung der Save erreichte, sah er mitten in der Donau ein kleines Inselrestaurant mit bunten Lichtern. Stimmen und Gelächter kamen ihm entgegen, hallten über das Wasser. Nur in kleiner Entfernung davon, ebenfalls direkt an der Wasserfront gelegen, gab es eine Reihe von guten Speiselokalen und Cocktailbars.

In einer davon hatte er sich mit einem Serben verabredet, um über Arianits Truhe zu verhandeln. Janis liebte es pünktlich zu sein. Er hatte noch fünf Minuten, somit schlenderte er gemächlich zu dem Treffpunkt. Auf dem Weg dahin erblickte er ein

Nachtlokal, das er vielleicht später aufsuchen würde. Je nachdem, was der heutige Termin für eine Wendung nahm.

Als er den *Transit Club* betrat, schlug ihm zunächst ein Schwall warmer Luft entgegen. Gedämpftes Licht, dunkle Wandvertäfelungen, in der Ecke einige moderne Polsterelemente, auf denen sich mondäne, gutgekleidete Damen niedergelassen hatten. Leises Geplauder und das Knistern von lässig geschüttelten Cocktailshakern erklangen. Schwaden edler Zigarren hingen unter der Decke. Ein Ort eben, an dem die Zeit und die Trends offenbar vorbeigerauscht waren und ihm nichts anzuhaben vermochten. Hinter dem Tresen stand ein Barkeeper, der mit seinem weißen Leinentuch über die Ränder der Gläsern fuhr und ihnen einen letzten Touch von vollendeter Makellosigkeit verlieh.

Ganz hinten erblickte er einen freien Tisch, ging darauf zu und nahm eine Sitzposition ein, durch die er den ganzen Raum kontrollieren konnte. Ein paar Augenblicke später erschien ein großgewachsener Mann ihm Türrahmen. Mit seinen grauen Haaren und seiner überaus eleganten Erscheinung, traf er genau auf die Beschreibung, die Janis von einem seiner Bekannten erhalten und der ihm das Treffen arrangiert hatte.

Der Mann war sicherlich Ende fünfzig. Seine dennoch schlanke Gestalt war in einen perfekt sitzenden italienischen Maßanzug gehüllt, die Schuhe sahen teuer aus. Er hatte Tränensäcke unter den Augen und die leicht gerötete Nase ließ darauf schließen, dass er einem guten Tropfen nicht abgeneigt war. Sein Faible für Hochprozentiges hatte Spuren in seinem markant geschnittenem, attraktivem Gesicht hinterlassen.

Janis studierte seinen überheblichen Blick und den süffisanten Zug um die Mundwinkel. Trotz seines Alters stellte er nach wie vor eine beeindruckende Erscheinung dar. Auch der Damenwelt war es gewiss nicht möglich, ihn zu übersehen, wie die Damen auf den Polsterelementen bekundeten.

Der Mann war praktisch das genaue Gegenteil von Janis. Mit seiner einfachen Jeans, seinem beigen Polohemd und den Sportschuhen von Nike, wirkte der Grieche wie ein gewöhnlicher Bauarbeiter. Ohne zu zögern, kam er geradewegs auf ihn zu und stellte sich auf Englisch vor. Ein Schmunzeln auf seinen Lippen drückte Selbstzufriedenheit aus. Er betrachtete Janis abwägend,

mit einer spöttischen, überheblichen Art, die er wahrscheinlich in vielen Stunden des Übens vor dem Spiegel einstudiert hatte.

Wie immer bei einem ersten Treffen war Janis konzentriert, ohne voreingenommen zu sein. Der Barkeeper erschien an ihrem Tisch. Sie bestellten beide einen teuren Whiskey. Nachdem das übliche Vorgeplänkel und die großkotzigen Hervorhebungen seiner Person vorbei waren, ging der Serbe mit Namen Novak direkt zur Sache.

„Wie gesagt, es geht mir um ein erstes vertrauliches Gespräch“, begann er auf einmal ungewöhnlich zögerlich. Jetzt wo es zur Sache ging, wirkte er auf einmal anders als zu Beginn seiner Vorstellung. Die selbstgefällige Art, die er an den Tag gelegt hatte, schien verflogen zu sein. „Für alles Weitere muss ich Sie um absolute Verschwiegenheit bitten.“

„Aber das ist doch selbstverständlich“, erwiderte Janis. „*Absolutely!*“

„Der Mann, in dessen Auftrag ich heute hier bin“, führte Novak weiter aus, ist in einer sehr hohen politischen Position. Es darf niemals herauskommen, dass er in solchen über den Tisch Geschäften und dazu in bar, involviert ist, *sure?*“ Schweißperlen hatten sich auf seiner Stirn gebildet. Er lockerte seine Krawatte, um sich etwas Luft zu verschaffen.

„Nun machen Sie es doch nicht so spannend“, spottete Janis. „Wir wollen doch nur ein ganz einfaches Geschäft abziehen. Es besteht kein Grund zur Panik. Wie auch immer unsere weitere Geschäftsbeziehung vorankommt, brauchen sie sich über unsere Diskretion keine Sorgen zu machen.“

„Das sagen Sie so einfach. Doch mein Hintermann ist eine bekannte Persönlichkeit. Jegliche Involvierung seinerseits in derartige *transactions*, könnte seinen Niedergang bedeuten. *I hope You understand?*“

Nachdem Janis ihm das Prozedere für die Abwicklung dieses Geschäftes erläutert hatte, unterhielten sie sich über den Preis und fanden einen Konsens. Man verblieb so weit, dass man sich bis zum definitiven Abschluss vorerst nur über den Mittelsmann kontaktieren würde, über den Novak und Janis zusammengekommen waren. Der Serbe warf einen beiläufigen und zugleich demonstrativen Blick auf seine goldene Rolex,

insinuierte dadurch, dass er seine kostbare Zeit schon über Gebühr strapaziert hatte und weiter nun müsste. Als Lokalmatador und Gentleman ließ er es sich nicht nehmen, die Rechnung zu begleichen. Anschließend murmelte er einige schnelle Abschiedsworte und schon war er verschwunden.

KAPITEL 26 Hoher Besuch

Das helle Licht des Mondes spiegelte sich im Wasser des Tümpels, ansonsten war es still. Die Luft hatte sich abgekühlt. Die Enten hatten sich unter den Büschen schlafen gelegt, der Wasserfall strömte immer noch leise vor sich hin. Irgendwo war ein leises Zirpen von Grillen zu hören. In der Luft hingen Gerüche von Moos und Erde. Ein sanfter Wind zupfte an den Zweigen der Kastanienbäume. Vom Raben fehlte jede Spur.

Karl hatte es sich auf der Terrasse bequem gemacht und wartete auf seinen Besuch, der bald eintreffen würde. Sein Anwesen hatte sich wieder einmal vortrefflich für sein Vorhaben erwiesen. Gekonnt hatte er den Besucher manipuliert, sodass dieser von allein die Möglichkeit in Betracht gezogen hatte, dass es für ihn vorteilhafter wäre, seine Launen in Karls Anwesen auszuleben.

In den Kellergewölben unterhielt er einige Räume, die einzig und allein dem Zweck dienten, die Kinder, die er aus den verschiedenen Projekten abzog, für seine betuchte und extravagante Klientel bereit zu halten. Nebst Odo, der seine rechte Hand war, standen ihm noch zwei weitere, von ihm selbst ausgebildete Schergen zur Hand. Kinder, die er einst von ihren Eltern gekauft und im Laufe der Zeit zu perfekten Dienern seiner Sache dressiert hatte. Jungen, die in den ersten Jahren er selbst und auch einige seiner Kunden vernascht hatten. Junge Männer, die ihm heute hörig waren. Sie hatten alles vorbereitet, waren danach lautlos wieder in ihre Katakomben hinuntergestiegen und hielten sich bereit, jederzeit nach dem Abgang des Besuches ihren Dienst zu leisten.

Dass eine überaus raffinierte Videoanlage, die auf dem neuesten Stand der Technik basierte, in allen Räumen des Hauses

installiert war, wusste der Besucher natürlich nicht. Jede noch so kleine Bewegung wurde aufgezeichnet und in einem eigens dafür ausgestatteten, geheimen Raum auf Festplatten gespeichert.

Heute war sein erster großer Triumph. Trotz intensivster, hartnäckigster Bemühungen und der Kenntnis der speziellen Bedürfnisse seiner Klientel, hatte er bis zu diesem Abend noch nie ein so hohes Tier in die Höhle des Löwen locken können. Der Direktor des Wirtschaftsministeriums hatte durch einen Freund von seinem speziellen Service erfahren. Als Gast beim Gala-Dinner hatte er ihn auf seine außergewöhnlichen Wünsche angesprochen, in der Hoffnung, dass er diese erfüllen konnte. Endlich war es so weit. Karl sah sich als Dienstleistungs-Anbieter und wusste, dass der heutige Abend ihm neue Türen öffnen würde.

Plötzlich hörte er Motorengeräusch. Eine große, dunkle Limousine bog in die Auffahrt des Anwesens ein und rollte gemächlich dem Haupthaus entgegen. Er atmete tief durch, lächelte zufrieden und ging Richtung Haupteingang, um den Gast in Empfang zu nehmen. Sobald er die Tür geöffnet hatte, stellte er sich demonstrativ in den Türrahmen. Doch er unterließ es zunächst, als der Wagen endlich heran war und gestoppt hatte, die paar Stufen hinunterzueilen, um seinen Gast zu begrüßen. Dies war Teil eines Machtspiels, das er jetzt auszukosten begann. Es war Teil einer Schlacht, eines Schachspiels, das er soeben begonnen hatte. Und es stand jetzt schon fest, wer der Verlierer war. Der Besucher trug einen Hut, den er weit ins Gesicht gezogen hatte. Unter Mühen erstieg er die Stufen und kam ihm entgegen.

„Herr Direktor!“, heuchelte Karl überschäumend. „Freue mich, dass Sie endlich da sind“, sagte er, als der Besucher endlich heran war.

Das Gesicht des Besuchers wurde, zusätzlich zum Hut, noch von aufstehenden Kragen seiner Jacke verborgen. Eiligst und ohne Kommentare ging der Mann an ihm vorbei und drängte sich ins Haus. Seine Unsicherheit war ihm anzusehen, denn man konnte nie vorsichtig genug sein.

„Genug der Formalitäten“, orderte der befehls-gewohnte Staatsdiener. Ohne Worte kramte er nervös ein dickes Kuvert aus der rechten Manteltasche heraus und überreichte es Karl. Seine Erwartungshaltung hatte ihren Zenit erreicht. Alles in ihm war

gespannt, bereit beim kleinsten Fauxpas, gleich einer Nova, zu explodieren.

Karl verbeugte sich leicht, nahm mit untertänigem Gehabe den Umschlag an und zauberte ein süffisantes Lächeln auf die Lippen. Er hatte alles bestens vorbereitet und für alles gesorgt. Der Gast würde auf keinen Fall enttäuscht sein. Er begleite den Besucher die Treppe hinauf, führte ihn den Gang entlang bis zum hintersten Zimmer.

„Herr Direktor“, flüsterte Karl, „Ihre Bestellung wartet schon auf Sie“, und drückte ein wenig die Tür auf. „Sobald Sie fertig sind, drücken Sie bitte auf den Knopf rechts neben der Tür.“

Sobald der Gast eingetreten war, verschloss Karl die Tür und eilte rasch den Gang entlang. An der Treppe angekommen nahm er die Stufen immer zwei auf einmal.

Bald schon stand er vor einer großen Bücherwand. Dahinter verbarg sich sein geheimer Raum. Nachdem er zwischen zwei Büchern einen versteckten Knopf gedrückt und einen Mechanismus in Gang gesetzt hatte, schob sich ein Teil einen Spalt weit auf, so dass er hindurchgleiten und in den geheimen Raum eintreten konnte. Er setzte sich sofort in den breiten, komfortablen Büro-Sessel. Ein großer Bildschirm gab das Geschehen des Zimmers wieder, in das er den Herrn Direktor eingelassen hatte.

Die groben Hände des Gastes begrabschten die Beine eines kleinen Mädchens, das auf dem übergroßen Bett lag, schoben sich rauf und runter, glitten immer weiter nach oben. Schweißperlen hatten sich auf der Stirn des Mannes gebildet. Die Anspannung, die in seinem Innern herrschte, schien ihn zu zerreißen. Von Zeit zu Zeit überkam ihn das Verlangen, seine inneren Dämonen zu besänftigen. Es war wie ein Sog, ein Spiel des Teufels, der ihn immer wieder in die Tiefe zog und zu diesen abominablen Handlungen zwang.

Das kleine Mädchen lag wie paralysiert da, wusste nicht was ihr geschah. Sie hatte Angst, und diese Angst erregte ihn. Sie spürte die Gefahr, wusste jedoch noch nicht, wie diese genau aussah, hatte kein Bild von ihr, keine klare Vorstellung. Doch wie eine Antilope, die den Geparden witterte, obwohl sie ihn noch nicht ausmachen konnte, wusste sie um ihr nahes Verderben.

Die Erregung des Mannes steigerte sich, er spürte ebenfalls so etwas wie Angst. Er verwünschte sich für seine dreckigen Handlungen, konnte jedoch nicht damit aufhören. Immer weiter wanderten seine großen Hände nach oben. Seine Aufregung stieg an. Sein Gewissen, das ihn danach noch tagelang quälen würde, war jetzt vom ungebändigten Verlangen weit nach hinten geschoben worden. Kleine, unbefleckte Mädchen, die noch keine Ahnung hatten, was ihnen passieren konnte, raubten ihm die Sinne. Verbrauchte Bälger dagegen, die schon bei seinem Eintritt ins Zimmer zum Schreien anfangen, verschafften ihm schon lange keinen Kick mehr und geilten ihn nicht auf.

Das kleine Ding lag auf dem Bauch, während er ihr gut zusprach und sie zu beruhigen versuchte. Das Mädchen schaute geradeaus ins Nichts, während der Mann sich langsam über sie schob und unter sich begrub. Langsam wurde die Situation brenzlich, sie begann zu weinen, auf einmal schrie sie. Doch obwohl ihre Schreie immer lauter wurden, ihr Flehen immer heftiger, kam ihr niemand zu Hilfe. Der Direktor zündete sich auf einmal eine Zigarette an. Er sog ein paarmal daran, streckte dann die Hand aus, so, als ob er dem kleinen Ding ebenfalls einen Zug anbieten wollte. Plötzlich jedoch führte er die brennende Kippe ganz nah an ihre Haut. Die Kleine schrie . . .

Karl wandte sich vom Bildschirm ab. Der alte Bock schien die Nacht zu genießen, dachte er. Seit über einer Stunde war er nun schon mit seiner Bestellung im Zimmer, hatte sich aber noch kein einziges Mal gemeldet. Er schenkte sich aus der im Raum installierten kleinen Bar einen doppelten Cognac ein. Mittlerweile hatte er genügend Bildmaterial vom guten Direktor, sodass er ihn zukünftig in der Hand hielt. Wer einmal in dem betreffenden Zimmer gewesen war, hatte sich ihm mit Haut und Haar verkauft. Auch wenn es demjenigen erst später bewusst werden würde.

Nachdem der Mann sein Verlangen gestillt hatte, betätigte er den dafür vorgesehenen Knopf und trat auf den Gang hinaus. Den von frischen Brandwunden und Schnittstellen übersäten zarten Mädchenkörper, hatte er achtlos auf dem großen Bett zurückgelassen. Er hatte seinem Chauffeur avisiert und wusste, dass er ihn außerhalb des Anwesens erwartete. Eilig preschte er die Treppe hinab, öffnete die Haustür und verschwand in die

Dunkelheit der Nacht. Das Letzte was er hörte, war der laute Schrei eines Nachtvogels.

KAPITEL 27 Tatiana ruft an

Die Club-Lounge war aktuell der Treffpunkt der Insider. Die elegant gekleidete, gutaussehende Frau nahm wohl wissend, dass sie alle anwesenden Männer betrachteten, an einem Tisch im Freien Platz. Beim Sitzen zog sie ihren Minirock noch ein wenig höher. Augenblicklich hefteten sich die Blicke einiger Männer auf ihre wohlgeformten Beine. Ein junger Kellner eilte hastig herbei, um nicht auf das Privileg verzichten zu müssen, sich um sie kümmern zu dürfen. Er brachte ihr eine Speisekarte und fragte nach ihren Wünschen.

„Was darf es sein, möchten Sie zunächst etwas trinken?“, fragte er, wobei er den Blick nicht von ihrem Beinpaar nehmen konnte.

Sie wusste es noch nicht, konnte sich nicht festlegen. Auf jeden Fall wollte sie kein Bier. Ein Erfrischungsgetränk vielleicht, oder einen Cocktail? Derweil stand der Junge da, schaute unablässig auf die Reize der Natur und schien die Welt herum vergessen zu haben. Am Nachbartisch rief ein Gast nach dem Kellner. Dieser ignorierte ihn, der Gast wurde ungeduldig.

„Vielleicht etwas Alkoholisches, wenn ich mir eine Empfehlung erlauben darf“, redete er die Traumfrau an.

„Ja, warum nicht. Ich nehme einen Wodka, ohne Eis.“

„Mit Wasser?“

„Nein, ohne.“

Da der Kellner keine Anstalten machte zu gehen, startete sie ihn schief an. Endlich löste er sich und eilte davon. Sie hasste es alleine zu trinken, hatte aber an diesem Abend ihre Busenfreundin Natascha nicht erreichen können.

Ein schwacher, trockener Wind wehte vom Meer herüber und brachte eine angenehme Brise in das Vergnügungs-Viertel *Λαδάδικα*, Ladadika in Thessaloniki. Es war fast Mitternacht. Der Mond hatte die Halbmondphase schon hinter sich, leuchtete auf den großen Platz vor dem Club. Der wolkenlose nächtliche

Himmel gab eine undefinierbar große Zahl von Sternen preis, die sie eine kleine Weile verträumt beobachtete. Dann widmete sie sich wieder bedeutenderen Dingen, wie zum Beispiel der Speisekarte. Sie überflog die Seiten, blieb hier und da hängen, doch am Ende legte sie das Menu-Blatt beiseite. Letztendlich triumphierte die Einsicht, dass es jetzt schon zu spät war, um noch etwas zu essen. Nein, sie würde jetzt nichts mehr zu sich nehmen.

Sie schaute sich um, die Tische standen dicht beieinander. Man konnte problemlos den Gesprächen der anderen lauschen. Eine Weile amüsierte sie sich, merkte jedoch bald, dass die Unterhaltungen der Tischnachbarn banal waren. Der junge Kellner kam wieder, stellte das bestellte Getränk vor ihr auf den Tisch und fragte, ob sie noch einen anderen Wunsch hätte.

„Danke, aber heute Abend halte ich mich lieber zurück“, sagte die Frau. Der junge Mann nickte freundlich, nahm die Speisekarte und ging. Sie nahm ihr Glas in die Hand, schnupperte daran. Dann nippte sie vorsichtig am Glas, schmeckte das Getränk auf ihren Lippen, die sich mit dem Hochprozentigen benetzten. Zum Schluss fuhr sie sich bewusst langsam mit ihrer Zunge über ihre Oberlippe, einmal hin, einmal her, beobachtete dabei die Reaktionen der um sie herum Sitzenden.

Die Herren der Schöpfung hatten angefangen verstohlen zu ihr hinüberzuschauen. Sie wusste, dass sie eine äußerst hübsche und sehr attraktive Frau war. Ihr langes, blondes Haar fiel ihr ganz beiläufig in ihr zartes Gesicht, rahmte ihre perfekte Haut ein. Die tiefblauen Augen strahlten Sinnlichkeit aus, erlaubten dem Betrachter für einen kurzen Moment einen Blick in ihre Seele. Die schelmische Stupsnase, die schmalen Wangen und vollen Lippen, die einen markanten roten Schmollmund bildeten, waren wie eine kleine Frucht, in einem mit Puderzucker bestäubten Eisbecher. Mit einem kurzen verführerischen Lächeln hatte sie sich den Tischnachbarn zugewandt und wusste genau, dass sie in den Köpfen der Männer heißes Begehren entfachte. Ihr voller, mit viel Geld und Chirurgie geformter Busen war selbst für Einäugige ein Blickpunkt.

Auf einmal schlug sie die Beine extravagant übereinander und enthüllte einen Teil ihres wohlgeformten Oberschenkels, der vorher unter der Tischplatte verborgen war. Sie nippte abermals an

ihrem Glas, in einer Weise, dass man ihren diamantbesetzten Ring sehen konnte. Ihre ganze Haltung war die einer Frau, die bewusst erwartete, dass ihre körperlichen Reize und ihr offensichtlicher Wohlstand von jedem anerkannt und bewundert wurden. Sie wirkte äußerst attraktiv, weil sie ihre Umwelt stets mit einem kalten und abweisenden Gesichtsausdruck betrachtete. Als habe sie beschlossen, alle Männer, die in ihrer Nähe waren, herauszufordern. Ihr Blick drückte zur gleichen Zeit Verachtung und Interesse aus.

Auf einmal griff sie nach ihrer Louis Vuitton Handtasche. Sie fummelte darin herum und brachte eine schwarzgoldene Packung *Sobranie Black Russian* zum Vorschein. Dann suchte sie in der Tasche nach Feuer und schien verärgert, da sie kein Feuerzeug fand. Sofort wie aus dem Nichts, machten einige der an den Nachbartischen sitzenden Herren eine Bewegung, zu ihr eilen zu wollen und ihr ihre Hilfe anzupreisen. Letztendlich hatte aber nur einer den Mut, sich bis zu ihr heranzukämpfen, um ihrer Not entgegenzutreten.

Während er sich vorstellte, gab er ihr Feuer. Dann ergriff er die Hand, die sie ihm entgegengestreckt hatte, hielt sie jedoch einige Momente zu lange fest, während er sie mit den Augen verschlang. Sie schaffte es, die ganze Zeit zu lächeln, sog nebenher an ihrer Zigarette. Er bezweifelte nicht, dass alles andere an dieser Frau genau so verlockend war wie das, was er sah. Doch er wusste nicht, wie er ihr näherkommen konnte. Ihre Sinnlichkeit verblüffte ihn, sie schien echte Magnetwellen auszustrahlen.

Nach einigen Komplimenten bezüglich ihrer Schönheit und ihres perfekt geformten Körpers, löste er den Blick von ihr, trat zum Rückzug an und ging wieder an seinen Tisch. Er hoffte bei der nächsten Zigarette mehr Mut aufzubringen und sie zu einem Glas Wein einladen zu können. Sie nahm dies alles mit einem Lächeln zur Kenntnis, denn sie war kein junges Ding mehr, um über dick aufgetragene Komplimente Verlegenheit zu empfinden. Offensichtlich war sie an Bewunderung gewöhnt. Sie inhalierte mit sichtlichen Genuss, warf ihr Haar zurück und blickte sich erneut in den Lokal um. Dabei hielt sie das Kinn erhoben und die Augen verengt, mit einem Ausdruck voller Geringschätzung, der an Verachtung grenzte.

Tatiana liebte es die Männer anzumachen. Den Flirt brauchte sie wie die Luft zum Atmen. Einige Momente später schien ein weiterer Matador seine ganze Courage gesammelt zu haben, ergriff die Initiative und prostete ihr lächelnd zu. Das eiskalte Lächeln, das sie ihm erwiderte, war so entwaffnend, dass er sich zurückzog wie ein kläffender Köter, dem man auf den Schwanz getreten hatte. Eine Minute später verließ er fluchtartig das Lokal. Dabei rempelte er eine alte Dame an, die einen kleinen Hund an der Leine Gassi führte und sofort zu zetern begann. Der mickrige Kläffer stimmte sogleich in Frauchens Gebell mit ein. Amüsiert über solch einen Tollpatsch, holte die Frau ihr Mobiltelefon aus der Handtasche, gab eine ihr wohlbekanntes Nummer ein und hob den Apparat an des Ohr. Zum Glück klingelte es sofort durch.

„Hallo, Tatiana mein Schatz“, meldete sich gleich darauf die ihr bekannte Stimme am anderen Ende. Wie geht es dir? Wo bist du? Ich höre Stimmen, Musik.“

„Du unverschämter Kerl, wir hatten uns doch für heute Abend etwas vorgenommen. Und was machst du? Du verschwindest mal wieder“, heuchelte Tatiana beleidigt vor. „Heute Morgen habe ich deine Voicemail auf meiner Mailbox vorgefunden.“

Das heute Morgen bezog sich höchstwahrscheinlich auf den späten Nachmittag, dachte sich Janis. Schließlich kannte er die Aufstehgewohnheiten seiner Liaison bestens. Doch er konnte ihr keine Vorhaltungen machen. Sie lebte letztendlich in ihrem eigenen Haushalt und konnte somit tun und lassen, was sie wollte.

„Aber du weißt doch, mein Liebling, ich muss ab und zu aus dem Stegreif weg. Da kann ich dich nicht einen Tag vorher benachrichtigen. Und heute Morgen, da wollte ich dich nicht mit den Hühnern wecken.“

„Ja, aber mein Gönner ist auf Geschäftsreise in der Türkei, meine Freundin Natascha verschollen und ich bin ganz allein. Und, um mich herum lauter hungrige Wölfe.“ Sie hoffte ihn dadurch etwas eifersüchtig zu machen. Sie genoss es zu wissen, dass die Augen aller Männer auf sie gerichtet waren. „Und, wo bist du gerade, du elender Drückeberger? Schämst du dich nicht, mich einfach zu versetzen?“

„Ich habe gerade einen Besprechungstermin gehabt, bin soeben erst fertig geworden“, sagte Janis, ohne die ganze Wahrheit zu offenbaren.

„Dann können wir uns ja in spätestens einer halben Stunde treffen“, ereiferte sie sich. „Toll!“

„Tja, die Sache ist nicht so einfach“, druckste er herum, „ich bin nicht in der Stadt. Um genauer zu sein, nicht im Land.“

„Jetzt raus mit der Sprache, wo genau bist du?“ Sie begann ungeduldig zu werden.

„Ich bin in Belgrad, hatte einen sehr wichtigen Termin“, beteuerte er. Jetzt begannen bei Tatiana so langsam die Sicherungen warm zu werden.

„Du bist doch nicht etwa bei dieser Schlampe, dieser Slowakin, von der ich gehört habe?“, begann sie sich zu echauffieren. „Janis, sag mir sofort, dass das nicht wahr ist. Sonst betrinke ich mich sinnlos und dann weiß Gott allein, was passieren kann . . .“, schrie sie förmlich in den Höher, sodass die Gäste um sie herum aufhorchten. Die Sicherungen begannen sich zu überhitzen.

„Aber nein, mein Schatz. Es ist wirklich rein geschäftlich.“ Und Janis begann ihr irgendeine Geschichte über ein imaginäres Geschäft zu erzählen, um sie zu besänftigen. Denn, wenn Tatianas Sicherungen durchgebrannt wären, hätte der Lokalbesitzer neues Mobiliar kaufen müssen. Am Ende versprach er ihr, sie morgen Abend bei seiner Rückkehr anzurufen und sich dann mit ihr zu treffen.

Tatiana nahm noch einen Wodka zu sich und verlangte danach die Rechnung. Der junge Kellner lauschte dem Klappern ihrer hohen Stöckelschuhe, als sie zwischen den Tischen das Lokal verließ. Nur der Duft ihres teuren Parfums hing noch eine Weile in der Luft, animierte seinen Geist und ließ ihn Dinge erträumen, die sich in seiner realen Welt wohl niemals verwirklichen würden.

KAPITEL 28 Mädchen fliehen

Der Riegel wurde zurückgezogen, gleich darauf ging langsam die Tür auf. Roxana verhielt sich ruhig, täuschte weiterhin ihre

Ohnmacht vor. Sie wusste nicht was geschehen würde, hoffte aber, dass die Männer ihr nichts antun würden, wenn sie offensichtlich noch nicht erwacht war.

Dumitrus kahler Schädel war das Erste, was sie mit ein klein wenig geöffneten Augen erblickte. Gleich darauf schloss er die Tür, schlich sich langsam zu ihr heran. Letztendlich war allein. Als er an sie herangetreten war, senkte er seinen Kopf zu ihr herab, beschnupperte sie. Seine Pranken begannen sogleich an ihrem Körper herumzufummeln, glitten sachte nach oben, immer höher, bis sie ihre beiden Brüste erreicht hatten. Langsam schob er ihr dann die kurze Bluse hoch, streichelte dabei ihre Rundungen. Sie trug keinen Büstenhalter. Seine Finger erreichten ihre mittlerweile entblößten Brustwarzen, befühlten sie zunächst vorsichtig. Mit der Zeit begann er zu stöhnen, immer inniger bis seine Geilheit einen Punkt erreicht hatte, wo einfaches Streicheln nicht mehr genügte, um die ersehnte Erektion heraufzubeschwören. Plötzlich ließ er aber wieder enttäuscht von ihr ab.

„Na, du bist mir ja wirklich keine große Hilfe“, flüsterte er mit rauer Stimme. Sie entgegnete nichts, stellte sich weiterhin ohne Besinnung. Er wusste nicht, was er tun sollte. Zum einen war er affengeil, wollte sich am liebsten gleich auf sie stürzen, so wie sie war, leblos, einer Toten gleich. Zum anderen aber war er sich natürlich im Klaren darüber, dass wenn sie dadurch zu Schaden kam, er seinen Kopf in der Schlinge hätte. Dabei wollte er sie doch nur mal bumsen. Nicht wie Marian, der wie immer nur seine komischen psychopathischen Spielchen mit ihr treiben wollte, einzig darauf aus, das arme Ding in den Wahnsinn zu treiben.

Wenn er seine Lage realistisch betrachtete, war ihm klar, dass er bis zur Scheiße in diesem Spiel mitdrinsteckte. Die Hintermänner, für die er arbeitete, waren außerordentlich gefährlich. Er hatte eine riesengroße Angst vor ihnen. Das war kein Vergleich zu Marian. Der war nur ein junger, aufbrausender Tor, wollte ständig den Chef spielen und sich dauernd zanken. Die anderen, das waren andere Kaliber. Killer! Sie bezahlten aber außerordentlich gut. Solange sie ihn in Ruhe seine Arbeit machen ließen, kam er gut mit dem klar, was er für sie tat. Trotzdem war ihm eines bewusst: Wenn diese Leute jemals zu dem Schluss kamen, dass er entbehrlich war, oder wenn er etwas versaute, oder

einen anderen Fehler machte, dann . . . Darüber wollte er sich lieber keine Gedanken machen. Ansonsten müsste er jetzt gleich, in diesem Moment, auf einen anderen Planeten flüchten.

Mit einen Klaps auf die Wange hoffte er sie zu erwecken, was sich jedoch nicht verwirklichen ließ. Frustriert ließ er von ihr ab, ging zum Tisch und setzte sich ihr abgewandt auf den Stuhl. Mit hastigen Bewegungen ließ er seine Hosen herunter, packte sein Glied und versuchte seiner Geilheit selbst ein Ende zu machen. Er stellte sie sich vor, wie sie unter seinen Anstrengungen aufstöhnte als er ihre Brustwarzen zwickte. Ihr Flehen und Jammern geilte ihn noch mehr auf, wenn er sie unbarmherzig nahm. Seine Hand glitt dabei immer schneller, immer fester auf seinem erigierten Glied auf und ab. In seiner Fantasie tat er ihr weh, und er genoss es. Wut und Verzweiflung trieben ihn an. Immer fester wurden seine Stöße, immer härter sein Glied, immer schneller das Auf und Ab. Nur noch ein klein wenig, dann hatte er es bald geschafft, dann würde die Erlösung kommen. Es waren nur noch Sekunden bis zur Erektion. Er fing an sich zu winden, streckte die Beine von sich. Ein Grunzen bildete sich auf seinen Lippen, als er endlich kam und sich . . .

Roxana war auf einmal hinter ihm, hatte eines der Metall-Gestelle gepackt und hieb mit unbarmherziger Härte auf Dumitrus Kopf ein. Die schwere, runde, metallene Basis schlug mit einem dumpfen Laut ein. Blut spritzte, während gleichzeitig ein Krachen zu hören war. Sie hob erneut den metallenen Gegenstand, schlug erneut zu. Immer wieder und wieder, bis sie keine Kraft mehr hatte und den metallenen Gegenstand einfach fallen ließ.

Dumitru war auf dem Stuhl nach unten gesackt, rührte sich nicht mehr. Sein Glied war abgeschlafft, hing leblos herab, wie ein toter dicker Wurm. Ob er noch lebte oder dahingeschieden war, vermochte sie nicht abzuschätzen. Sie wusste aber, dass er sie sicherlich für eine ganze Weile nicht mehr behelligen würde.

Sofort stürze sie zur Tür, lauschte. Vom Gang her hörte sie kein Geräusch. Sie wusste nicht, wie spät es war. Ob die Nacht schon hereingebrochen war? Schiefen die Bösen? Zum Glück war die Tür nur von außen mit einem Schieberiegel absperribar. Langsam öffnete sie sie und spähte vorsichtig auf den Gang hinaus. Kein Laut war zu hören. Mucksmäuschenstill!

Sie versuchte sich zu erinnern, wo die anderen Mädchen untergebracht waren, versuchte ihren Weg bis hierher zu rekonstruieren. Doch vergebens. Also bewegte sie sich einfach drauf los. Ein diffuses Licht hüllte den Gang in ein mysteriöses Ambiente. Eine Abzweigung, dann noch eine. Schließlich gelangte sie in einen Raum voller Schutt. In der Dunkelheit stolperte sie, fiel hin und prallte mit dem Knie gegen ein scharfkantiges Steinchen. Sie schluckte den Schmerz hinunter und widerstand der Versuchung anzuhalten, um sich den Schaden anzuschauen.

Durch ein kleines, vergittertes, scheibenloses Fenster unterhalb der Decke drang der blasse, durch einige Wolken getrübt Schimmer des Mondlichts. Also war mittlerweile die Nacht hereingebrochen. Umso besser, dachte sie. Vielleicht schliefen jetzt alle. Sie schaute dem Licht des Himmelskörpers entgegen und lauschte ihrem rasselnden Atem, der ihr verräterisch laut erschien. Der Gang ging nach dem Raum nahtlos weiter, alles war weiterhin ruhig. Mit einer Spur von Erleichterung setzte sie ihren Weg vorsichtig fort.

Ein wenig später erreichte sie eine Gabelung. Sie lugte vorsichtig um die Ecke. Niemand war zu sehen. Auf der einen Seite kam gleich darauf eine weitere Tür, gegenüber führte der Gang in eine absolute Dunkelheit. Kaum hatte sie jedoch die paar Meter bis zur Tür zurückgelegt, hörte sie leise Schritte, die sich näherten. Auf der Stelle erstarrte sie wie eine Salzsäule. Sie begann zu zittern und spannte sämtliche Muskeln ihres Körpers, bereit jeden Moment loszustrümen. Langsam ging sie in die Hocke, machte sich ganz klein, hielt ihren Atem an und betete. Hoffte, dass sie die schemenhafte Gestalt, die sich näherte, nicht wahrnahm. Vielleicht verschmolz sie, so ihre vage Hoffnung, in dem finsternen Gang mit der Finsternis. Die Schritte verharteten plötzlich, schienen sich wieder von ihrem Standpunkt abzuwenden. Also atmete sie so leise wie möglich und wartete darauf, dass die Gestalt endlich weiterging.

„So, hab‘ ich dich endlich“, ertönte auf einmal eine raue, zufriedene Stimme. „Da bist du ja.“

Oh, Gott, dachte sie, man hat mich entdeckt. Sie wollte schon hochspringen, dem Unbekannten entgegen. Da hörte sie

plötzlich das leise, ihr wohlvertraute Schnurren einer Katze. Der gleichmäßige, brummende Ton und die Vibrationen beruhigten sie wieder. Der Mann hatte letztendlich nur seine Katze gesucht.

„Na komm schon her, du zotteliges Biest“, war das Letzte was sie von ihm vernahm, bevor sich die Schritte wieder entfernten. Ein letztes schwaches Fauchen der Mietze, bald war wieder absolute Stille eingekehrt. Sie erhob sich wieder, griff endlich nach der Türklinge. Vorsichtig drückte sie diese nach unten. Die Tür war nicht verschlossen, führte auf einen weiteren Gang hinaus. Nach ein paar Metern kam wieder eine Abzweigung. Dann jedoch begann sie sich zu erinnern. Am Ende musste der Raum sein, an dem die Mädchen gefangen gehalten wurden. Ein paar Augenblicke später hatte sie die große, eisenbeschlagene Holztür erreicht und wiedererkannt.

Bevor sie den eisernen Riegel in die Hand nahm, lauschte sie nochmals in den Gang hinein. Dann, ganz sachte, begann sie den Metallstift zu bewegen. Zentimeterweise, um ja kein Geräusch zu verursachen, schob sie ihn bis zum Anschlag zurück. Sie schob die Tür nur einen Spalt breit auf und huschte in den Raum. Der Mond schimmerte leicht durch die Fensteröffnung und brachte ein wenig Licht in den trostlosen Kerker.

Trotz ihrer Geräuschlosigkeit waren zwei der Mädchen erwacht. Ana und Morena schauten sie mit ungläubigen Augen und geöffneten Mündern an, brachten jedoch keinen Ton heraus. Sie hatten die Hoffnung aufgegeben, sie je wiederzusehen. Roxana hob den Finger an den Mund, ermahnte die beiden Stillschweigen zu bewahren. Eine nach der anderen wurden die anderen beiden geweckt, wobei man ihnen jeweils den Mund zuhielt.

„Wir müssen schleunigst von hier verschwinden“, flüsterte Roxana den anderen zu. „Die bringen uns hier sonst alle um, glaubt mir!“

„Wo ist Silvana?“, drängte Morena. „Kommt sie mit uns? Wartet sie irgendwo auf uns?“ Mit einem Flehen schaute sie in Roxanas Gesicht. Doch diese schüttelte nur leicht den Kopf, senkte die Lider. Morena weinte, sank in sich zusammen.

„Los, kommt, lasst uns verschwinden.“ Roxana drehte sich um, schlich wieder zur Türöffnung, steckte den Kopf hinaus und vergewisserte sich, dass alles ruhig war. Dann schlichen alle,

eine nach der anderen, in den Gang hinaus. Gleich darauf schob sie wieder den Riegel vor und verschloss die Tür, damit ein Vorbeikommender keinen Alarm schlug. Sogleich übernahm sie die Führung. Alle folgten ihr, huschten den Gang entlang. Ein wenig später kamen sie an die vergitterte Zellentür, wo vor ein paar Tagen die kleinen Jungen gefangen gehalten wurden. Roxana spähte durch die Gitterstäbe hinein. Jetzt jedoch fehlte von ihnen jede Spur.

Dann erreichten sie die steinerne Treppe. Im Augenblick kamen sie gut vorwärts, doch Roxana wusste, sie konnten jeden Moment entdeckt werden. Sie wusste auch, dass sie dann womöglich nicht so glimpflich davonkommen würden. Endlich hatten sie unter größter Vorsicht die Treppe erstiegen. Wiederum spähte sie ganz vorsichtig in den Gang hinaus, spitzte die Ohren um auch das kleinste Geräusch wahrzunehmen. Doch nichts rührte sich, absolute Stille. Also folgten sie wagemutig dem Gang, kamen nach wenigen Augenblicken an das eiserne Tor, das sich bei ihrer Ankunft unter lautem Krächzen geöffnet hatte.

Roxana schnappte die Tierklinge, drückte sie nach unten und begann die Tür aufzuschieben. Zunächst ging alles gut. Es fehlte nur noch ein wenig, schon würden die Mädchen durchschlüpfen können. Da begann die vermaledete Pforte zu krächzen. Die Mädchen waren wie paralysiert, wagten kaum zu atmen. Nun drückte Roxana die Tür nur noch millimeterweise auf. Sie konnte nur hoffen, dass niemand sie gehört hatte. Endlich war der Spalt so groß, dass sie hindurchpassten. Schnell drückte sich die eine nach der anderen durch die Öffnung, eilten darauf lautlos den Gang hinab. Gleich darauf fanden sie sich in dem Bereich wieder, wo sie Sorin und der Kräftige bei ihrer Ankunft mit den Van abgeliefert hatten.

Der Raum war groß genug für zwei Fahrzeuge. Rechts vom Garagentor gab es ein einigermaßen großes Fenster mit getöntem Spiegelglas, sodass etwaige Zufallsbesucher von außen nicht hineinschauen konnten. Eine konstant eingeschaltete Notbeleuchtung gab genug Licht, um sich in diesem Raum umzusehen. Sofort begann Roxana die Wände zu erforschen, um irgendeinen Schalter zu finden, mit dem man das Tor öffnen konnte.

Ana versuchte sich am Fenster. Ihr Atem ging keuchend und hallte viel zu laut, als sie sich daran zu schaffen machte. Zu ihrer Überraschung jedoch, ließ es sich ohne Mühe öffnen. Erfrischende, feuchte Luft strömte in den Raum, und sie atmeten alle tief durch. Wie lange war es her, dass sie zuletzt draußen in der frischen, sauberen Luft gewesen waren, etwas anderes gerochen hatten als den abgestandenen, stickigen Gestank dieser alten Kellergemäuer.

Sie fanden eine kleine Holzkiste und schleppten diese ans Fenster heran. Dann begannen sie unter Zuhilfenahme der Kiste vorsichtig und ohne einen Laut zu verursachen, eine nach der anderen durchs Fenster ins Freie zu springen. Es fehlten nur noch Veta und Ica, als vom Gang her plötzlich Schreie ertönten. Sofort wurden alle von einer ungeheuren Panik erfasst.

Roxana agierte aus einem Instinkt heraus. Nicht mit ihrem Verstand oder Mut, den sie in diesem Moment ohnehin längst eingebüßt hatte. Sie schnappte sich Anas Hand, riss sie mit sich und sie rannten so schnell sie konnten. Die übrigen unglückseligen Gestalten, so hoffte sie, würden ihr einfach folgen. Sie rannten einfach in die Nacht hinein, die sie auf einmal wie eine Verbündete willkommen hieß. Hinter ihnen brüllten Männer, wahnsinnige Mädchenschreie waren zu hören.

Ohne die Gewissheit, ob es alle Mädchen aus der Garage geschafft hatten, rannte sie drauflos, ohne einen Blick nach hinten zu werfen. Zum ersten Mal in ihrem jungen Dasein nahm Roxana die archaische, intuitive Ahnung von Bedrohung wahr, die die Vorfahren der menschlichen Rasse vor Raubtieren und anderen tödlichen Bedrohungen gewarnt hatte. Instinktiv preschte sie, Ana hinter sich herzerrend, mitten hinein in das tote, kalte, dunkle Nichts der Umgebung.

Nach einem baumlosen Feld nahmen sie endlich Sträucher und Bäume wahr. Ana stolperte und fiel hin, kroch einen Moment auf allen vieren weiter. Dann sprang sie jedoch wieder auf und lief durch den beginnenden Wald, dessen Bäume nicht sonderlich dicht beieinanderstanden. Bald hatte sie wieder die rennende Roxana in ihrem Blickfeld. Ihre Lungen brannten, ihre Beine schmerzten, in ihrem Kopf und hinter ihren Schläfen pochte es gewaltig. Doch ebenso wie die anderen, achtete sie in

diesem Moment nicht darauf. Sie spurtete einfach geradeaus, wie noch nie zuvor in ihrem Leben.

Roxana, die immer noch führte, schaute nun nach hinten. Sie konnte Ana gleich hinter sich ausmachen, dann Morena, dann nur noch schwarze Finsternis. Schreie waren zu hören. Kamen die Männer näher, wussten sie in welche Richtung die Mädchen gerannt waren? Das Gefühl jeden Moment zusammenbrechen zu müssen, schien langsam nachzugeben. Doch dann zerteilte der Strahl einer Lampe die finstere Nacht. Wie überdimensionale Messerklingen stießen darauf die Strahlen mehrerer Taschenlampen in die absolute Finsternis. Sie leckten um die Baumstämme herum und versuchten dem Wald ihre Opfer zu entlocken.

Roxana hielt die Luft an. Ihr Herz hämmerte in ihrer Brust. Schüsse waren zu hören, ziellos abgegeben, ohne direkt auf ihre Fluchtachse gerichtet zu sein. Sie sagte sich, dass sie sich schnell etwas Schlaues ausdenken musste, aber es gelang ihr nicht. Dann fantasierte sie und überlegte, wie sie die Männer auf eine falsche Spur führen könnte. Ihre Gedanken waren aber durch die Furcht und Müdigkeit hinaus in Sphären und Regionen entschwunden, wo sie träge wie kalte, schwarze Melasse dahinströmten. Also rannte sie einfach weiter und hoffte, dass die anderen beiden mithalten konnten. Ansonsten waren sie verloren. Als sie wieder einmal zurückschaute, sah sie Ana in ihrem Fahrwasser. Morena jedoch konnte sie nicht mehr wahrnehmen. Nur durch die schwachen Geräusche, die ein Mensch beim Laufen erzeugte, vermutete sie, dass sie ininigem Abstand immer noch hinter ihnen beiden herrannte. Auf einmal schrie das Mädchen. Hinter ihnen hörte sie, wie eine Masse auf den Boden aufschlug und sich jemand auf dem Waldboden wälzte.

„Ich hab' sie, hierher“, rief eine männliche Stimme außer Atem. „Hierher!“ Gleichzeitig schrie Morena in Todesangst, schlug um sich, versuchte sich zu befreien. Man konnte sich vorstellen, wie sie sich mit ihrem Peiniger auf dem Waldboden wälzte und ihm zu entkommen versuchte. Ihre entsetzten Schreie gingen Roxana durch Mark und Bein.

Sie hielt für einen Augenblick inne und wartete auf Ana, schnappte sich erneut ihre Hand und mit dem Mut Todgeweihter

begannen die beiden sofort wieder loszurennen. Bald waren sie wieder in der Dunkelheit des Waldes verschwunden. Auf einmal vernahmen sie wieder ziellose Schüsse, dachten sich jedoch nichts dabei. Doch plötzlich, schrie Ana auf, knallte der Länge nach hin.

KAPITEL 29 Anruf in der Nacht

Das Klingeln des Mobiltelefons ertönte. Er wachte auf und verfluchte den Anrufer, denn für gewöhnlich brachten so späte Anrufe nur schlechte Nachrichten. Außerdem erwartete er keinen Anruf und war momentan, zu dieser späten Stunde, sowieso nicht in der Stimmung, mit jemanden zu reden. Nach Tatianas Anruf hatte er es sich letztendlich vor dem Fernseher bequem gemacht. Auf einem Sportkanal verfolgte er anschließend ein wenig Fußball und war dann, unter dem Einfluss einiger alkoholischer Getränke aus der Minibar, direkt bei laufender Glotze eingeschlafen.

Er verfluchte sich, dass er sein Mobiltelefon nicht auf die kleine Kommode direkt neben dem Bett gelegt, sondern es einfach auf dem Schreibtisch vergessen hatte. Also taumelte er, wie ein von der Sonne überraschter Vampir, halbblind durch den Raum. Als er endlich am Tisch war, ergriff er verärgert das Telefon und betrachtete die Nummer, die im Display aufleuchtete. Wie ein alter, nörgelnder Bär brummte er vor sich hin, schaute mit zusammengekniffenen Augen auf die Ziffernfolge. Sie war ihm unbekannt. Auch die Ländervorwahl war ihm im ersten Augenblick ein Rätsel. Auf einmal fühlte er sich todmüde und wollte den Anruf einfach wegdrücken, damit der Klingelton endlich erstarb. Stattdessen drückte er in seinem Delirium aus Versehen auf die grüne Taste und eröffnete ungewollt das Gespräch.

„Hallo, Janis“, hörte er eine Stimme, die mehr schrie als sprach. Desinteressiert hob er gemächlich das Gerät ans Ohr. „Hallo“, schrie die Stimme wieder, „spreche ich mit Janis? Janis?“, wiederholte sie sich.

Er war sich zunächst nicht sicher, ob er es mit einem Mann oder einer Frau zu tun hatte. Doch momentan noch ein wenig verwirrt, konnte er sich nicht konzentrieren. Außerdem

hasste er es, wenn unbekannte Anrufer es offenkundig vermieden, sich zu Beginn einer neuen Konversation erstmal vorzustellen.

„Und mit wem habe ich das Vergnügen?“, fragte er gähmend.

„Mensch, wach auf! Ich bin es, dein kleiner *Kanzawuri*“, meldete sich der Anrufer in bester Laune.

„Sag mal, hast du noch alle Tassen im Schrank, du Penner? Weißt du nicht, wie spät es ist? Wo brennt's denn, dass du mich zu dieser Stunde quälst?“

Stelios war ein lustiger Typ. Dass er aber um diese nächtliche Zeit anrief, musste ihren besonderen Grund haben. Janis wusste, er würde es sich sonst nie aus Spaß erlauben. Er begann darüber zu grübeln, was denn so wichtig sein konnte und setzte sich aufs Bett.

„Also, noch einmal Gnade vor Unrecht“, sprach er. „Was steht an? Hat dich deine Gattin mit der Nachbarin erwischt und rennt dir jetzt mit dem Bügeleisen hinterher? Oder lässt sie dich, mit ihrem Bauch, nicht mehr zu sich unter die Decke?“ Langsam begann sich Janis wieder zu erwärmen, ein Lächeln umgab seine Lippen. „Oder sind etwa die Bullen hinter dir her? Spuck's endlich aus. In dem Falle kennen wir uns nicht. Falsch verbunden!“ Er lachte auf einmal laut über seinen eigenen Unsinn.

„Aber nein, Janis. Du kennst mich doch. Ich habe derlei Probleme nicht, denn ich bin ein treuer, ehrlicher Ehe- und Geschäftsmann. Nein, darum geht es nicht.“ Auf einmal wurde sich Stelios bewusst, dass sein Freund nicht ganz auf der Höhe war. Vielleicht wäre es doch besser, das Gespräch auf Morgen zu verschieben. Doch vielleicht wäre es dann zu spät und somit nicht mehr nötig. „Ich habe dir doch erzählt, dass ich die nächsten Tage in Timișoara sein werde. Habe hier mit meiner Verwandtschaft einige gute Dinge ins Laufen gebracht. Du erinnerst dich doch sicherlich: Antiquitäten, alte, gebrauchte, bronzene und kupferne Haushaltsgegenstände. Dann traf ich einen meiner unzähligen Vettern, einen gewissen Stancu. Er war bis vor kurzem noch im Knast. Jetzt ist er sauber. Ist Künstler geworden.“

„Du meinst, er malt . . . und so?“

„Genau! Ist momentan noch so ein Hobby. Am liebsten macht er . . . Fälschungen. Zwanzig-Euroscheine kann er schon

ganz gut. Mit den Fünfigern hat er noch einige Schwierigkeiten“, scherzte er. „Doch Spaß beiseite! Ein Freund seinerseits hat vor kurzem zwei goldene Rolex . . . eh . . . gefunden. Nachdem er, guter Bürger wie er anscheinend ist, den Besitzer nicht ausfindig machen konnte, will er die eben schnell verkaufen. Stancu und ich wollen die Uhren aufkaufen und sofort weiterverscherbeln. Haben auch schon einen Käufer für die beiden Schmuckstücke gefunden. Wir können dabei einen guten Profit herauschlagen.“ Kleine Pause, damit Janis bis dato folgen konnte. „Da wir aber den Betrag nicht auftreiben können, den ersterer für die beiden Chronometer verlangt, dachte ich an dich, da du ja erstens in meiner Nähe bist und zweitens immer Bargeld bei dir hast.“

„Sag mal, kriegst du denn nie genug? Musst du auch noch morgens um drei Geschäften hinterherrennen?“

„Ach, Janis, was soll ich dazu sagen?“ Und gleich darauf fügte er hinzu: „Das Leben ist hart“, meinte er. „Die einen schwimmen im Geld, die anderen im offenen Meer, andere wiederum, wie wir Zigeuner, in der Scheiße. Es geht nicht anders. Ich muss Geld verdienen, wo ich nur kann. Du weißt, bei uns sagt man: Frauen teilen die Sorgen, verdoppeln die Freuden und . . . verdreifachen die Ausgaben.“ Jetzt lachten sie beide. „Und außerdem ist Geld wie Meerwasser. Je mehr man davon trinkt, desto durstiger wird man, desto mehr will man.“

„Und jetzt denkst du, ich fahre mitten in der Nacht aus Serbien los und komme zu dir nach Timișoara, oder Gott weiß wohin?“, fragte Janis verärgert. „Kann das nicht bis Morgen warten?“

Stelios erzählte in kurzen Worten, worum es sich handelte, wieviel Euro er brauchte und wohin er am nächsten Tag fahren sollte. Man einigte sich schnell über Zahlen, Ausgaben, Differenz und Gewinn. Fertig! Letztendlich befand sich der junge Zigeuner nicht in Timișoara selbst. Er verweilte in einiger Entfernung davon, in einer Kleinstadt namens Caransebeș im Kreis Caraș-Severin. Antiquitäten der Art wie er sie handelte, fanden sich nun mal nicht in der Großstadt, sondern in ländlichen und gebirgigen Gegenden.

Gegen Mittag sollte er auf der Nationalstraße 6 von Süden kommend, sich vor der Stadt selbst auf dem Gelände des

Supermarktes Lidl einfinden. Dort würden sie sich zunächst treffen und dann gemeinsam nach Caransebeş einfahren. Je nachdem wie die Verhältnisse waren, sollte er, sobald er losgefahren war, in ungefähr vier bis fünf Stunden dort eintreffen. Eine halbe Stunde vor seiner geschätzten Ankunft sollte er sich bei Stelios melden.

„Und wie soll ich dich unter all den Zigeunern dort ausfindig machen“, mokierte sich Janis.

„Aber das ist doch ganz einfach, alter Gadscho“, erwiderte Stelios schlagfertig. „Viele Mütter haben hübsche Kinder auf die Welt gebracht. Meine musste wieder mal übertreiben.“ Er legte auf.

Gerade wollte er sich wieder hinlegen, da wurde ihm auf einmal gewahr, dass aus dem Nebenzimmer Geräusche zu hören waren. Er versuchte sich darauf zu konzentrieren. Ein Stöhnen und Keuchen war herauszuhören und plötzlich war ihm, ab ob sich das Knarren von Sprungfedern herauskristallisierte.

Schmunzelnd versuchte er sich die Szene vorzustellen, die sich auf der anderen Seite der Wand abspielte. Die Frau jung, übermüdet. Der Freier, ihr fünfter, sechster, zehnter Kunde? Sie musste ihn reiten, weil er betrunken war. Oder sie musste die Stöße seiner Hüften ertragen, die ihren Bauch gegen die Bettkante drückten. Auf der anderen Seite der Wand stöhnte die Frau laut und gestellt. Was hatte ein Mann davon, dem Stöhnen einer Prostituierten zu glauben? Und, verdammt nochmal, konnten sie es nicht ein wenig leiser treiben? Bei dem Krach konnte doch kein Mensch schlafen. Das Stöhnen wurde immer lauter. Janis drehte sich gegen die Wand, hieb mit der Faust hart dagegen und schrie. „Silence . . . !“

KAPITEL 30 Gehetzt

Sie hustete und schluckte. Ihr Herz trommelte in einem unaufhörlichem Stakkato, als wollte es aus der Brust herauspringen. Irgendein Querschläger hatte sie getroffen, sie blutete am rechten Arm. Roxana half ihr aufzustehen und flüsterte ihr zu, dass sie weitermussten. Wenn sie jetzt stehenblieben, war

die Wahrscheinlichkeit geschnappt zu werden sehr groß. Sie riss ein Stück Stoff von ihrem Rock und verband damit notdürftig die Wunde, hoffend, dass sie Ana bald medizinischer Obhut anvertrauen konnte.

Also rannten sie weiter in den Wald hinein. Ohne Orientierung, emotionslos, brachten sie Meter für Meter hinter sich, ohne zu wissen, wo ihre Flucht enden würde. An Pause war momentan nicht zu denken, auch wenn sie schon seit geraumer Zeit von ihren Verfolgern kein Geräusch mehr gehört hatten. Plötzlich vernahmten sie ein Knacken. Die Fliehenden blieben gleichzeitig stehen und sahen sich erschrocken an. Ihre Körper waren mittlerweile darauf programmiert, auf Gefahr zu reagieren. Sie schauten in die Runde, konnten aber in der fast vollständigen Dunkelheit nichts Verdächtiges erkennen. Woher war dieses Geräusch gekommen? Über ihnen quälte sich das Mondlicht durchs Geäst, versuchte ihren Weg ein klein wenig zu erleuchten. Da knackte es wieder.

Roxana bückte sich auf den Waldboden, suchte die unmittelbare Umgebung nach etwas ab, das sie als Verteidigungswaffe einsetzen könnte. Endlich ertastete sie einen dicken Ast, hob ihn auf und zog Ana instinktiv mit sich. Sie zogen weiter. Ängstlich und verunsichert blickten sie in die Richtung, aus der die beängstigenden Laute gekommen waren. Plötzlich schoss ein Reh in einigen Metern Entfernung an ihnen vorbei. Sie konnten es mehr erahnen, als dass sie es gesehen hätten. Ein großer schöner Rehbock mit großem Geweih. Die Mädchen atmeten erleichtert auf und Roxana spürte, wie sich Ana trotz ihrer Schmerzen am Arm, entspannte. Wie Nachtfalter um eine Straßenlaterne, flatterten die Gedanken in ihrem Kopf. Beruhigt lockerte sie den Griff, mit dem sie Anas Hand hielt und ging vorsichtig weiter.

Später hatten sie sich hinter einen umgefallenen, riesigen Baumstamm auf die Erde gesetzt und machten eine Rast. Ana war gerade achtzehn geworden, doch es kam ihr vor, als wäre sie im Greisenalter. Als hätte sie innerhalb eines kurzen Zeitraums so viel gesehen und erlebt, dass ihr Inneres grau und verbraucht geworden war. Sie fühlte sich leer und kraftlos, erschöpft und emotionslos. Doch vor allem, fühlte sie sich hoffnungslos. Jetzt zitterte sie am

ganzen Leib, spürte wie eine Kälte immer mehr von ihr Besitz ergriff. Ihre Zähne schlugen aufeinander, sodass die beiden Angst hatten, man könnte sie kilometerweit hören. Diese Nacht würden die beiden nie vergessen, dachte sie, falls sie es hier hinausschafften und noch lange zu leben hatten. Zusammengekauert, ihren Kopf an Roxana Schulter geschmiegt, kam der Schlaf und entführte sie in eine schönere Welt.

Roxana ließ etwa zwei Stunden verstreichen, bis sie ihre Freundin weckte. Jetzt jedoch kroch die Morgendämmerung heran, die mit ihrem Fächer aus fahlem Licht, nach und nach die Trostlosigkeit zwischen den Stämmen des Waldes enthüllte. Roxana fokussierte ihren Blick in die Ferne, spähte zwischen den Bäumen hindurch und versuchte etwas zu erblicken, dass ihnen Hoffnung auf Rettung geben könnte. Ein Haus, ein Dorf oder einen Bauernhof. Behutsam ging sie daran, Ana zu helfen. Das junge Ding hatte sich ein wenig erholt. Dennoch erhob sie sich vorsichtig, fast zögerlich. Immer wieder blickte sie ängstlich um sich. Sie fürchtete, dass die Verfolger jetzt immer noch aus dem Nichts auftauchen und sich auf sie stürzen könnten. Ihr schneller Atem tanzte Wölkchen gleich vor ihrem Gesicht

Die Helligkeit trieb die beiden an. Schritt für Schritt gingen sie, so hofften sie wenigstens, dem Ende des Waldes entgegen. Weiter, immer weiter, bald würde hoffentlich auch für sie ein Wunder geschehen. Der Hunger, der sich in der Nacht durch häufiges Magenknurren bemerkbar gemacht hatte, war nun völlig verfliegen. Da, dachte Roxana! Da vorne hatte etwas durch die Baumstämme hindurchgeschimmert. Sie hatte sich nicht getäuscht. Vereinzelte Lichter wurden in der Ferne sichtbar. Der Wald nahm ein Ende. Eine kleine Ortschaft materialisierte sich in der Ferne aus dem morgendlichen Dunst heraus. Als die Bäume endlich aufgehört hatten, drückte sie sich an den letzten Stamm, stand da und starrte zuerst mal in alle Richtungen. Sie fühlte sich wie ein in die Ecke gedrängtes Tier. Als sie sich sicher war, nahm sie die Freundin bei der Hand und sie liefen los. Roxana schätzte die Entfernung auf etwa zweieinhalb Kilometer.

Es ging über Stock und Stein. Sie rannten Hand in Hand durch leere Wiesen und Felder, in denen Sonnenblumen und Mais fast mannshoch standen. Es ging einen sanften Hügel hinauf und

wieder hinunter. Bald hatten sie es geschafft, nur noch ein klein wenig Geduld. Hoffnung kam auf, real und bewusst. Roxana lächelte so emotionsbeladen, dass ihr Tränen in die Augen schossen. Nur noch knapp einen Kilometer trennten sie vom kleinen Dorf. Der Gedanke an Rettung und daran, dass sie es gleich geschafft hatten, war so ausgeprägt, so beherrschend, dass es ihr Bewusstsein ganz ausfüllte und alles andere verdrängte: Erschöpfung, Benommenheit, Hunger, Durst, Schmerz, alles war wie verfliegen und vergessen.

Wankend setzte Ana einen Fuß vor den anderen, obwohl ihre Kräfte mittlerweile kaum dazu ausreichten. Mit der linken Hand presste sie fortwährend auf die Wunde. Sie konnte das Blut fühlen, das den Stoff der Binde und ihrer Bluse durchtränkt hatte. Warm und dünnflüssig sickerte es zwischen ihren Fingern hindurch, aber sie zwang sich nicht hinzusehen. Stattdessen lief sie immer weiter hinter Roxana her. Plötzlich vernahmen die Beiden ein bedrohlich brummendes Geräusch, das sich rasch näherte. Instinktiv ließen sie sich auf den Boden fallen, hofften im hohen Gras nicht gesehen zu werden.

„Die haben uns entdeckt“, flüsterte Ana weinend. „Die sind gleich bei uns!“ Ihre großen weiten Augen waren von Todesangst gezeichnet.

„Tut mir leid, hilft aber nichts. Wir müssen uns trennen“, stieß Roxana keuchend hervor.

„Bitte, nur das nicht. Bitte nicht . . .“, flehte die Verletzte verzweifelt.

„Somit besteht aber die Chance, dass sie nur eine von uns schnappen. Es geht nicht anders, versteh‘ doch“, sagte Roxana, während ihr nun Tränen die Wangen herunterliefen.

Sie wollte die Freundin nicht allein lassen. Ihr Verstand sagte ihr aber, dass es nicht anders ging. Sich zu trennen, erhöhte die Chancen zu entkommen. Zu überleben! Für eine zumindest, damit sie die Behörden verständigen und auch allen anderen geholfen werden konnte.

Es blieb keine Zeit für große Worte. Ein grausamer Feind war ihnen auf den Fersen. Jene Teufel, die sie aus der Geborgenheit ihrer Familien und ihres Lebens herausgerissen und an jenem schaurigen Ort gefangen gehalten hatten. Sie schauten

sich noch ein letztes Mal an, dann wandten sie sich jede in eine andere Richtung und rannten geduckt los.

Roxana wollte in einem großen Bogen zum Dorf rennen, hoffte dort auf Menschen zu treffen, die ihr helfen würden. Sie rannte so schnell ihre kraftlosen Beine sie trugen, kam zu Fall, schlug sich die Knie blutig. Aber die Erkenntnis an das, was mit ihr passieren würde, wenn sie ihren Häschern in die Hände fiel, brachte sie trotz ihrer Schmerzen dazu, sich wieder aufzuraffen und weiterzurennen. Mit keuchenden Atem und mit angsterfüllten Augen kam sie an einen kleinen, mit felsigem Gestein übersäten Hang und suchte verzweifelt nach einem Versteck.

Die Motorengeräusche wurden immer lauter. Sie wurde Männerstimmen gewahr, hörte einzelne unverständliche Worte heraus, die sie aber nicht verstehen konnte. Einer plötzlichen Eingebung heraus gehorchend, duckte sie sich hinter einem mannshohen Steinbrocken, an dem einige Gebüsche wuchsen und grub sich regelrecht im Schatten der Wurzeln ein. Und das keinen Augenblick zu früh.

Die Geräusche kamen immer näher. Sie versuchte zwischen den Zweigen der Büsche etwas zu sehen, nahm aus den Augenwinkeln heraus etwas wahr, das sehr schnell über den Hügelkamm geschossen kam. Ein großer Geländewagen, dessen genauere Marke sie nicht kannte, voll besetzt mit vier energisch dreinschauenden Männern, schoss heran. Aus ihrem aufgeregten Geschrei schlussfolgerte sie, dass ihre Verfolger etwas entdeckt hatten. Das Motorengeräusch veränderte sich und Roxana verstand, dass der Wagen seine Geschwindigkeit drosselte. Gleich darauf wendete das Fahrzeug, gab wieder Vollgas und fuhr in eine andere Richtung. Und auf einmal vernahm sie einen Schrei, der ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ: Ana schrie wie von Sinnen. Sie war entdeckt worden.

Roxana hielt den Atem an. Gleich darauf verstummte auch der Motor. Stille! Sie begann mit den Zähnen zu klappern, zitterte am ganzen Körper, ihre Sinne drohten zu schwinden. In ihrer Position ausharrend, lauschte in die Stille hinein, versuchte irgendein Geräusch aufzuschnappen. Dann auf einmal ein Schuss, der die Stille über die morgendliche Landschaft zerriss. Ihr Atem ging schnell und heftig und ihr wurde schwarz vor Augen. Ohne

etwas zu sehen, glaubte Roxana zu wissen, was passiert war. Jetzt war nur noch sie übrig. Jetzt würden sich die Männer auf ihre Fährte stürzen und sie verstand, dass ihre Chancen schwanden. Aus einer Panikreaktion heraus wollte sie sofort losrennen, besann sich aber im letzten Augenblick.

Der Offroader brummte wieder auf. Seine breiten Reifen wirbelten eine riesige Staubwolke auf, als er wieder blitzartig anfuhr. Der Motorenlärm wurde lauter, also kamen sie in ihre Richtung, dachte sie. Einen Augenblick später war das Gefährt auf ihrer Höhe, schoss neben dem Steinbrocken an ihrem Versteck vorbei und fuhr zunächst weiter. Gleich darauf wendete das Fahrzeug jedoch wieder, kundschaftete einen weiteren Teil der Landschaft aus.

All die Zeit hatte sie den Atem angehalten und sich in ihrem Versteck keinen Millimeter bewegt. Nicht weil ihr Verstand ihr dazu riet, sondern weil sie vor Angst unfähig war sich zu rühren. Durch das Gebüsch konnte sie abermals sehen, wie einer der Kerle seinen Körper weit aus dem Fenster beugte und in ihre Richtung schaute. In einiger Entfernung stoppte der Wagen erneut. Zwei der Männer stiegen aus, erforschten die Gegend drum herum.

Sie wurde von einem Entsetzen gepackt, der ihr Inneres festzudrücken schien, so als ob es ihr Leben aus ihrem Körper auswinden wollte. Wenn die Bösen jetzt nah genug an ihr Versteck herankommen würden, dann wäre es um sie geschehen. Doch dann stiegen die Männer wieder in das Geländefahrzeug. Im nächsten Moment fuhr es wieder an, beschleunigte und fuhr davon.

Roxana verharrte noch eine ganze Weile in ihrer Position, dann kroch sie langsam wieder hervor und erhob sich vorsichtig. Sie wusste, viel Zeit blieb ihr nicht. Die Männer würden wieder zurückkommen. Als sie sich vergewissert hatte, dass alles ruhig war, begann sie zu laufen. Sie musste das Dorf erreichen. Ihr Herzschlag schlug immer schneller, ihr Atem ging immer heftiger. Wie konnte eine so geringe Entfernung einem auf einmal so weit weg vorkommen, dachte sie. Doch endlich erreichte sie das Dorf, duckte sich beim ersten Hof in eine Ecke, verharrte still und startete immer wieder in alle Richtungen. Denn sie wurde das Gefühl nicht

los, dass der Offroader jeden Moment aus einer Ecke geschossen kommen konnte.

Es war noch recht früh am Morgen, das Dorf war noch nicht erwacht. Sie schlich von Haus zu Haus, hoffte bald auf einen Menschen zu treffen. Doch in diesem verschlafenen Nest war alles noch still. Als sie eine Scheune erblickte, sah sie deren Tor einen Spalt weit offen. Schnell eilte sie hin und schlüpfte hinein. Der Besitzer hatte darin einen alten Kastenwagen geparkt. Instinktiv hob sie die Plane hoch und sah, dass die ganze Ladefläche mit Körben und anderen Flechtarbeiten gefüllt war. Ohne groß zu überlegen, stieg sie auf die Ladefläche, versteckte sich unter den Körben und harrte er Dinge, die kommen würden. Der Schlaf musste sie übermannt haben, denn sie erwachte, als sie in einiger Entfernung die Stimme eines alten Mannes hörte, der zu jemandem sprach. Sie verhielt sich mucksmäuschenstill, lauschte nur. Vorsichtig drückte sie die Plane ein klein wenig zur Seite, um ihre Umgebung beobachten zu können.

„Verdammt noch mal, komm schon Stan“, fluchte der Alte schon frühmorgens. „Rein mit dir.“ Das Scheunentor öffnete sich nun immer mehr. Zu ihrer Verwunderung erblickte sie einen alten, störrischen Esel, der vermutlich nur noch aus alter Gewohnheit einen Fuß vor den anderen setzte. Das Tier iahte auf einmal so eindringlich, als beschwerte es sich bei seinem Besitzer, dass dieser es schon wieder belästigte. „Wenn du nicht endlich spurst, lasse ich demnächst Salami aus dir machen“, drohte ihm sein Herr spaßeshalber. „Quäl mich doch nicht, ich muss jetzt los. Heute ist Markttag in der Stadt. Von irgendwas muss ich doch unserer beider Haushalt bestreiten.“

Er verpasste dem armen Tier mit der Handfläche einen Klaps auf sein Hinterteil. Endlich fügte sich das Lasttier. Der Esel trottede zu einem ihm genau bekannten, ihm eigenen Platz in der Scheune. Der alte Mann schloss darauf das Gatter hinter ihm zu. Danach streckte er seine alten Knochen, gähnte ein letztes Mal und öffnete das Scheunentor so weit auf, dass er mit dem Fahrzeug ausfahren konnte. Schließlich packte er die Fahrertür seines Wagens, die sich nur unter lautem Protest entriegeln ließ.

„Du bist heute auch nicht besonders gut drauf“, richtete er einige Worte an den alten Kasten. Ihm war es zur

Angewohnheit geworden, mit allen Dingen zu reden, denn für gewöhnlich hatte er keinen Menschen um sich herum. Früher, als er den Wagen gekauft hatte, strahlte der alte Kasten noch einen Hauch von Prestige aus.

Damals, als seine schon vor langer Zeit verstorbene Frau und er gute Tage zusammen hatten, war der nunmehr alte Schrott, ihr ein und alles. Was hatten sie nicht alles unternommen. Damals waren sie sogar bis nach Constanța runtergefahren. Inzwischen war es nur noch eine Rostlaube. Der Lack war matt geworden, und an den hinteren Kotflügeln waren die Rostränder das Farbigste. Er setzte sich auf den Fahrersitz und startete den Motor, der hustend auf Drehzahlen kam. Dann beugte er sich nochmals aus der Tür, blickte zurück und schaute seinen Esel an.

„Stan, wenn du dich brav verhältst, bring ich dir einen Eimer Karotten mit. Versprochen! Also schrei mir nicht die ganze Nachbarschaft zusammen.“ Er schlug die Tür kräftig zu und fuhr sachte aus der Scheune hinaus, als ob er befürchtete, sie könnte durch die Vibrationen des röhrenden Motors auseinanderfallen. In der Dorfmitte grüßte er beiläufig den Bäcker, der nach einer arbeitsreichen Nacht, soeben aus seiner schäbigen Arbeitsstube getreten war. Eine Minute später war er auf der schäbigen Landstraße auf dem Weg nach Caransebeș, wo heute Markt war.

KAPITEL 31 Unterwegs im Banat

Schon früh morgens hatte er Belgrad hinter sich gelassen, hoffte somit unvorhergesehene Probleme an der serbisch-rumänischen Grenze zu vermeiden. Für gewöhnlich gab es vor neun Uhr wenig Bewegung an den Grenzübergängen dieser Bananenrepubliken. Zunächst ging es über die Donau nach Pančevo, dann erreichte er zwanzig Minuten später Kovin. Eine innere Eingebung sagte ihm, dass er die Fahrt nach Caransebeș sausen lassen sollte. Er spielte mit dem Gedanken hier wieder über die Donau zu setzten. Dann ging es an Smederevo vorbei wieder auf die *Autoput*, wie hierzulande die Autobahn hieß. Danach fand der Mercedes den Weg nach Hause praktisch von alleine. Er musste bis in die Heimat einfach nur nach Süden zuhalten.

Andererseits wollte er aber das Versprechen, das er Stelios gegenüber gegeben hatte, nicht brechen. Also zog er an Kovin vorbei, fuhr auf einer idyllischen Landstraße nach Bela Crkva, wo es ein paar Kilometer weiter einen Grenzübergang nach Rumänien gab. Auf der rumänischen Seite gab sich ein alter Grenzpolizist sehr gelangweilt, konnte Janis nicht schnell genug willkommen heißen, um wieder in seinen gewohnten Vormittagsschlaf zu verfallen.

Nach dem Städtchen Oravita begann das Banater Gebirge, was praktisch der Beginn der Südkarpaten war. Unter blauem Himmel und ungetrübter Morgensonne breitete sich die gebirgige Landschaft vor ihm aus. Sie enthüllte dem Betrachter ihre Unbeflecktheit in all ihrer Schönheit. Heute Morgen waren auf der Landstraße kaum Fahrzeuge unterwegs. Die wenigen, die sich schon so früh auf die Straße verirrt hatten, wurden von ihm jedes Mal fast von der Fahrbahn verdrängt, wenn er auf der unebenen und kurvigen Straße hupend und mit halbsprecherischer Geschwindigkeit überholte. Der Mercedes bremste nur für Tiere. Und selbst dann, wurden die Schafe und Ziegen meist in alle Winde zerstreut. Fluchend trieben die Hirten ihre Tiere wieder zusammen und gestikulierten mit ihrer Gerte hinter ihm her, sobald er vorbei war.

Die Landschaft, die so schnell an ihm vorbeirauschte, war im Frühsommer wunderschön. Es gab grüne Hochwiesen und dichte Wälder, die bis dorthin hinaufreichten, wo keine Straßen mehr verliefen. Immer wieder erblickte er verfallene Bauernhöfe auf Berghängen und winzige Dörfer, die sich entlang der Landstraße reihten. Auf den Feldern links und rechts waren die bunt gekleideten Bauern schon bei der Arbeit. Schafherden tauchten auf, die dumm und verloren herumstanden, während ihnen die Hirten lustlos und gemächlich hinterhertrotteten.

Janis bewunderte die Natur in ihrer einfachsten Form, noch unberührt vom Fortschritt, der sicherlich auch in diesen Breiten früher oder später Einzug halten würde. In den vereinzelt Dörfern, durch die er in Ermangelung von Umgehungsstraßen durchfahren musste, sah er Vieh, das von Kindern getrieben wurde. Junge Rotznasen, die nicht älter als neun oder zehn Jahre sein konnten. Dennoch waren sie schon so

abgestumpft, dass sie nicht einmal aufsahen, wenn ein Laster vorbeidonnerte oder ein Auto sie im Zickzack passierte, um den Kühen auszuweichen. Ab und zu kam ein Wagen mit fremden Kennzeichen des Weges. Meistens ließ der Fahrer dabei, ohne die Kinder auch nur eines Blickes zu würdigen, seine arrogante Hupe ertönen und preschte mit großer Geschwindigkeit vorbei. Und dann, die heimischen Rostbeulen: Dacias jeglicher Farbe und Baujahr, die mühsam dahinkrochen und dahintuckerten.

Gleich nach dem kleinen, ausdruckslosen Dörfchen Iablanita stieß er auf die Eisenbahnschienen der Strecke, die von der an der Donau liegenden Stadt Drobeta-Turnu Severin, heraufführte. Von dort führte die Strecke hinauf nach Caransebeş und von da weiter nach Lugoj und Timișoara. Nun musste er nur noch den Schienen entlangfahren und würde ohne Probleme in Caransebeş ankommen. Von hier aus führte die Straße in einem großen Linksbogen bis zum Dorf Plugova. Dort mündete sie in die Nationalstraße 6, die dann etwa 50 Kilometer weiter direkt Caransebeş tangierte.

Janis musste plötzlich auf die Bremse treten. Einige Bäuerinnen und alte Männer, mit weißen Bartstoppeln auf den Wangen, stampften auf der Straße entlang und kümmerten sich keinen Deut um etwaige Fahrzeuge. Er übte sich in Geduld und überholte die Gruppe, sobald auf der gegenüberliegenden Fahrbahn alles frei war. Doch kaum hatte er ein Hindernis hinter sich, ergab sich schon das nächste. Vor ihn baute sich ein Pferdewagen mit Gummireifen auf. Ein älterer Zigeuner mit braungebrannter Haut und einem Filzhut, der jede Form verloren hatte, lief neben dem Gaul her, der den Wagen zog. Er schimpfte unentwegt mit einem kleinen Jungen, der gerade vor dem Pferdewagen hin und her hüpfte und kaum zu erkennen war. Vorsichtig machte sich Janis daran an Wagen, Pferd und kleinem Bengel vorbeizukommen, denn es war wirklich nicht der idealste Ort, irgendwo in dieser Wildnis in einen Unfall verwickelt zu werden.

Dann ging die Fahrt wieder zügig weiter. Als er nach Plugova endlich auf die Nationalstraße 6 einbog, ging die Fahrt noch besser voran. Man merkte, dass die Dörfer jetzt größer wurden. Hier und da sah man kleine Fabriken, Tankstellen und ab

und zu auch die Anpreisung einer Herberge, wo ein müder Reisender einkehren konnte.

Als er gerade, ohne es zur Kenntnis zu nehmen durch ein Dorf fuhr, dessen Name er sich am Ortseingang nicht einmal gemerkt hatte, sah er am Ortsausgang rechts eine kleine Fabrik. Sie verbreitete einen schrecklichen Gestank und verpestete die Luft. Wie ein schwarzer Geist aus der Vergangenheit ragte ein Industrieturm in den blauen Himmel. Dutzende von Menschen, wahrscheinlich Arbeiter oder Arbeitssuchende, standen am Beginn der Straße, die aus der hässlichen Werksgelände hinausführte. Für einen Augenblick staute sich der Verkehr an einem Abschnitt auf seiner Fahrspur, denn die Männer und Frauen stellten sich Dacias und anderen Fahrzeugen in den Weg und winkten ungeduldig mit den Armen. Die Handflächen waren dabei nach unten gekehrt, als wollten sie den Fahrern befehlen anzuhalten, um sie mitzunehmen. Bei dieser Geste handelte es sich wohl um die rumänische Variante des Autostopp, dachte Janis und fuhr an dem ganzen Auffuhr vorbei.

Kurz nach dem Ort Armenis, da wo der Fluss Timiș parallel zur Straße floss und die Eisenbahnschienen die beiden kreuzte, lag der Strecke vorgelagert das Kloster Piatra Scrisă. Einen Kilometer weiter scherte Janis auf den Parkplatz des Landgasthofes Moreli aus, um eine Pause einzulegen und etwas zu essen. Er wollte nicht hungrig bei Stelios aufkreuzen. Denn nur Gott allein wusste, ob es dann die nächsten Stunden etwas zu beißen gab. Somit parkte er auf dem geräumigen Parkplatz direkt vors Gebäude und holte sein Telefon heraus. Es war Zeit Stelios zu benachrichtigen, dann schnell etwas beißen. Bis zum Ziel waren es noch ungefähr 30 Kilometer. In spätestens 40 Minuten sollte er dort sein.

KAPITEL 32 Alter Mann Richtung Caransebeș

Nachdem er sein Dorf verlassen hatte, war der Alte mit seinem altersschwachen Kastenwagen den Berg hinabgefahren. Zunächst passierte er die größere Ortschaft Cornevera, dann hielt er gen Norden auf den Stausee Poiana Ruscă zu. Zu seiner rechten

begleitete ihn der *Peleaga*, ein ungefähr 2500 Meter hoher Berg, dessen Spitze baumlos in der Ferne thronte. Auf seinen Vorbergen wuchsen robuster Wacholder und Kiefern. Die mittleren Regionen leuchteten grün von Pinien und Fichten, die flacheren Hügel waren von Birken übersät. Einige kleinere Wolken schlichen sich von Osten heran. Die Sonne schien hell und klar und das Tal, in dem sich die holprige Straße entlangquälte, erstrahlte heute in all seiner Farbenpracht. Ein unvergleichliches Panorama von nie dagewesener Schönheit.

Auf seiner Strecke war keine Seele zu sehen. In diesem Teil der Welt lebten fast nur noch die Alten. Die jungen Menschen hatten die Bergtäler seit der Revolution und dem Sturz Ceaușescus verlassen und waren fast alle in die Städte oder ins übrige Europa ausgewandert. Er und seinesgleichen waren natürlich geblieben. Wo sollten sie auch hin, keiner wollte sie haben. In einer modernen Welt waren sie praktisch nutzlos. Da seine staatliche Rente zu viel zum Sterben, aber zu wenig zum Leben war, musste er in seinem letzten Lebensabschnitt ein einst in seiner Jugend erlerntes Handwerk wieder aufleben lassen und Körbe flechten. So fuhr er einmal die Woche, sofern es seine alten Knochen und sein maroder Blechkasten erlaubten, auf den Markt nach Caransebeș, wo er seine Waren an zwei Händler abgab und sich somit ein Zubrot verdiente.

Dafür, dass er in einem Land zuhause war, das sich ansonsten verächtlich über jegliche Umweltbedenken hinwegsetzte, sah er hier nur unberührte und unbefleckte Natur und erfreute sich an ihrer Schönheit. Auf Höhe des Stausees musste er sehr langsam fahren, da die Straße in Serpentinaen führte. Überrascht schaute er auf, als ein kleines braunes Tier einen Meter neben seinem Fahrzeug einen Baumstamm entlanghuschte. Das Eichhörnchen kletterte geschickt auf einen Zweig. Gerade als es so aussah, als fiel es, weil der Zweig immer dünner wurde, gleich herunter, sprang es mit einem riesigen Satz auf einen anderen Baum und verschwand.

Mäanderartig schlängelte sich die Straße nach dem Stausee durch den dichten Wald. Die Äste der Bäume schienen die Karosserie des Wagens beinahe liebevoll zu streicheln. Ein wenig später erblickte er den Ort Ruscă. Bald würde er die Nationalstraße

erreicht haben. Dann war es nur noch ein Katzensprung bis zu seiner Destination. Eine Ziegenherde war gerade dabei die Straße zu überqueren, sodass er abbremsen musste. Einige besonders mutige und kräftige Exemplare, wohl ausgewachsene Böcke, trauten sich ganz nah an seinen schrottreifen Wagen heran. Ihre Hörner hätten es vermutlich mit seinen abgefahrenen Reifen aufnehmen und sie in Ersatzteile zerlegen können. Doch die Tiere zottelten, unter lautem Meckern, uninteressiert an dem Fahrzeug vorbei. Einige Minuten später, konnte er endlich wieder gelassen weiterfahren.

Auf seine alten Tage hin musste er zu fest gegebenen Zeiten, für diverse Leiden und Beschwerden tagein, tagaus eine Menge Tabletten schlucken. Deshalb hielt er für gewöhnlich an einem Rastplatz vor der Stadt, um einen Bissen zu sich zu nehmen. Er hatte immer ein wenig Brot und Ziegenkäse dabei, dass er von einem seiner Nachbarn im Tausch gegen seine Flechtarbeiten bezog. Schließlich wollte er vermeiden, dass ihm später übel oder schwindelig wurde.

Wenig später hatte er Ruscă hinter sich, bald darauf erreichte er die Gabelung, die ihn auf die Nationalstraße 6 Richtung nach Caransebeș führen würde. Als er am Straßendreieck an der kleinen Kirche zur heiligen Maria vorbeikam, stoppte er den Wagen auf einem sich davor befindlichen Parkplatz. Anschließend bekreuzigte er sich mehrmals und betete zur heiligen Mutter, damit sie ihm einen segensreichen Tag bescherte.

Nach einigem Husten und Keuchen sprang danach sein Motor wieder an. Er lenkte den Blechkasten aus der Parkmöglichkeit und scherte wieder auf die Straße aus, wobei er das „pass doch auf du alter Trottel“ eines vorbeirasenden BMW-Fahrers geflissentlich ignorierte. Langsam schaltete er hoch, ganz sachte, denn er wollte seinen alten Motor nicht überstrapazieren. Sein träges Manöver wurde von den hinter ihm abbremsenden Fahrzeugen mit einem orchestralen Hupkonzert begleitet. Dann bog er endlich auf die Zufahrtsstraße zur Nationalstraße ab, trat das Gaspedal langsam durch, umkurvte ein paar Passanten, die auf dem Weg zur kleinen Kirche waren und konnte endlich seine Reise gemütlich fortsetzen.

KAPITEL 33 Marian jagt hinter Roxana her

Sie hatten die ganze Umgebung fieberhaft abgesucht, waren jedoch bisher nicht fündig geworden. Die kleine Schlampe hatte sich irgendwo verkrochen, konnte jedoch noch nicht weit sein. Dessen war sich Marian absolut sicher. Er trieb seine Männer an, noch eine Runde zu drehen, keinen Quadratmeter ungeachtet zu lassen. Irgendwo musste sie doch sein, anders war es nicht möglich. Wo sollte sie auch hin? Hier oben gab es nichts als unberührte Natur. Nur das kleine Dorf weiter unten, wo einige alte Idioten, alte Bauern, noch an ihrer alten Lebensweise festhielten und diesen vermaledeiten Ort bis zu ihrem Tod nicht zu verlassen gedachten. Verrückte, sture Menschen, die hier aufgewachsen waren und sich mit der neuen Welt weiter unten im Tal nicht auseinanderzusetzen vermochten.

Die Flucht der Mädchen hatte er bisher vor Karl geheim gehalten. Zuerst wollte er auch die letzte Entflohene einfangen. Danach wollte er den ganzen Schlamassel beichten. Die Hauptschuld würde er eindeutig auf Dumitru abwälzen. Schließlich war es nicht seine Schuld, dass die Kleine diesem lüsternem Bock entwischt war. Hätte der Idiot seine Geilheit im Zaun halten können, wären sie jetzt alle guter Dinge auf der anderen Seite des Waldes im Anwesen, da wo sich noch Fuchs und Hase gute Nacht sagten und nie ein Mensch hinkam.

Das ganze Gelände auf der anderen Waldseite, ungefähr 50 Hektar groß, gehörte einer Schweizer Gesellschaft, die wiederum Karl gehörte. Es war praktisch Privatgrundstück, somit war Betreten verboten. Nur ein kleiner geteilter Weg, breit genug für ein Fahrzeug, führte zur ganzen Anlage. Verbotsschilder wiesen Unbefugte immer wieder darauf hin, dass sie sich dem Gelände nicht nähern durften.

Zum Glück hatte er gestern Nacht noch eine Kontrollrunde gedreht. Er wollte noch einmal nach der dummen, einfältigen Göre sehen, die wie eine Zigeunerin gekleidet war. Es war nicht so, dass er irgendwelche sexuelle Vorstellungen hegte. Ganz und gar nicht! Er wollte sie nur ein wenig quälen, ihr Angst einjagen. Außerdem beschäftigte ihn die Frage, warum sie wie eine Zigeunerin gekleidet war. Das konnte er beim besten Willen

nicht verstehen. Wer wollte schon so aussehen? Wie dem auch sei, er hasste sie alle! Da hatte er den schwer angeschlagenen Idioten gefunden. Der konnte ihm jedoch keine Hilfe mehr sein. Daraufhin hatte er sofort Alarm geschlagen, die übrige Mannschaft auf den Plan gebracht und sich sofort auf die Verfolgung gemacht.

Fast hätten sie die ganze Bande im Gebäude erwischt, doch die verdammten Frauenzimmer hatten es nach draußen geschafft. Nachdem die letzten Entflohenen eine ganz bestimmte Richtung eingeschlagen hatten, war ihm klar, dass sie am nächsten Morgen irgendwo in der Nähe des Dorfes wieder aus dem Wald hervorkriechen würden. Also hatte er sich mit den Männern auf die Lauer gelegt und gewartet. So kam es dann auch, dass im Morgengrauen das Mädchen Ana geschnappt wurde. Sie war schon durch eine Schusswunde verletzt, als sie wieder eingefangen wurde. Dennoch schoss er ihr nochmals in den rechten Oberschenkel. Durch den Blutverlust der ersten Wunde war sie schon so geschwächt, dass sie nicht einmal mehr richtig schreien und leiden konnte. Dieses dumme Subjekt verfiel gleich in Ohnmacht, was ihm einen Teil seiner Befriedigung nahm. Von nun an würde die verdammte Schlampe auf jeden Fall keine Mätzchen mehr machen.

Als die ganze Rumfahreerei keinen Sinn mehr machte, blieb ihnen nur noch eine Möglichkeit offen. Sie fuhren zum Dorf hinunter, obwohl es ihnen eigentlich verboten war, sich dort rumzutreiben. Karl wollte in der Gegend des Landwesens absolute Stille. Niemand sollte sich je Gedanken über den Nachbarn auf der anderen Seite des Waldes machen, der über ein so großes Gelände verfügte. Vor allem sollte sich niemand je den Kopf zermartern, was man denn darin so trieb. Offiziell gehörte dieser Ort einer Gesellschaft, die in der Zukunft ein Seniorenheim darin betreiben wollte. Noch wartete man angeblich auf die staatliche Genehmigung, die jedoch schon seit einigen Jahren auf sich warten ließ.

„Verdammt nochmal“, fluchte Marian. „Es ist zum Kotzen. Wenn ich die kleine Schlampe schnappe, schlage ich sie tot. Karl macht uns alle einen Kopf kürzer, wenn wir sie nicht zurückbringen.“

Er hatte keine Angst davor, dass das Mädchen, sollte sie ihnen wirklich entwischen, sie anzeigen könnte. Karl hatte mittlerweile, selbst auf Regierungsebene, sehr einflussreiche Beziehungen und würde wissen, wie er Verleumdungen gegenüber zu agieren hatte.

Dennoch, ihm würde das eine gewaltige Rüge einbringen. Vor allem, nachdem ihnen, vor nicht allzu langer Zeit, schon einmal ein kleiner Junge abhandengekommen war. Letztendlich kamen sie noch einmal mit einem blauen Auge davon, denn der Junge konnte am Ende von einem Mitarbeiter, im wahrsten Sinne des Wortes, mundtot gemacht werden.

Unter dem Vorwand jemand hätte bei ihnen im Landwesen eingebrochen, begannen sie im Dorf die paar Leute, die schon auf den Beinen waren, zu befragen. Ob ihnen etwas Suspektes oder Eigenartiges aufgefallen sei, oder sie eine ihnen unbekannte Person ihm Dorf wahrgenommen hätten. Doch niemand wusste etwas. Außerdem geschah in diesem Dorf sowieso nie etwas. Und was einen eventuellen Diebstahl anbetraf, gab es ja hier sowieso nichts zu stehlen. Kein Dieb, der alle Tassen im Schrank hätte, würde sich je zu ihnen hierher verirren. Als sie zu dem kleinen Laden kamen, der hier praktisch Minimarket, Caféhaus, Apotheke, Poststelle und Bäckerei in einem war, trafen sie auf den Betreiber und stellten ihm die gleichen Fragen. Dieser antwortete, dass er schon seit drei Uhr nachts auf den Beinen sei, da er ja das Brot backe, ihm aber nichts aufgefallen sei.

„Nur den alten Petru hab ich heute Morgen getroffen“, sagte er ohne sich etwas Schlechtes dabei zu denken. „Der hatte die Woche über wieder eine ganze Fuhre Körbe geflochten und ist heute Morgen, vor einer Stunde etwa, mit seiner alten Karre zum Markt nach Caransebeş aufgebrochen. Der arme Teufel kann sich nicht mal mehr eine anständige Plane für den Kastenwagen leisten. Jedes Mal, wenn es regnet, wird die Ware nass. Denn die Löcher sind mittlerweile so groß, dass er sie nicht mehr zukleben kann. Sie reißen daher immer wieder auf. Ich hoffe, sein altersschwacher Nissan macht es noch bis dahin. Wäre doch schade, denn Petru ist ein guter Mann. Ach, übrigens, wollt ihr nicht ein paar Getränke mitnehmen, es wird ein heißer Tag heute?“, versuchte er sich bei den jungen Männern, denn er musste

auch an sich und seinen Laden denken. Vom Reden allein, kam nichts in die Kasse, die ohnehin fast leer war.

Marian griff sich rasch einige Coca-Cola Dosen, bezahlte mit einer großen Ley-Note und verabschiedete sich ohne auf sein Wechselgeld zu warten. Wahrscheinlich hätte dies sowieso keinen Sinn gemacht, denn die Kasse hatte so viel Geld wahrscheinlich schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen. Nun glaubte er zu wissen, wie sein Täubchen von hier entflohen war. Schon war die Mannschaft auf dem Weg nach Caransebeş. Sie hofften Petru noch weit vor der Stadt abzufangen, denn mit seiner alten Klapsmühle, kam er sicherlich nicht allzu schnell voran. Er würde sie schon schnappen, seine kleine Hure, und dann . . . würde er nicht in ihrer Haut stecken wollen.

KAPITEL 34 Alter Mann wird von Offroader bedrängt

Der alte Mann war zwanzig Kilometer vor der Stadt auf den Parkplatz einer kleinen Raststätte gefahren. Nachdem er den Motor abgeschaltet hatte, begann er gemütlich sich sein kleines Vesperpaket einzuverleiben. Wie immer legte er den Käse zwischen die Brotscheiben, drückte das Ganze dann zwischen seinen Handflächen ein wenig zusammen. So haftete der Käse innen auf den Brotscheiben und konnte nicht auf seine alte Hose fallen. Genüsslich kaute er an seinem Brot.

Als er nach einer Weile fertiggegessen hatte, stieg er aus und ging in den Gasthof. Er wollte sich etwas Kaltes zu trinken besorgen und die Toiletten aufsuchen. Später in der Stadt würde sich vielleicht dazu nicht so einfach eine Gelegenheit ergeben.

Verrichteter Dinge kam er einige Minuten später wieder aus dem Gasträum, stieg in seinen Wagen und startete erneut den Motor. Zunächst krächzte und hustete das alte Stück, begann dann aber auf Drehzahlen zu rotieren, die eine ausgeglichene Weiterfahrt erlaubten. Behäbig scherte das alte Fahrzeug wieder auf die Nationalstraße. Der Alte beschleunigte ein wenig, sein alter Motor tuckerte gelassen vor sich hin. Er wusste nun, dass er in etwa einer halben Stunde in Caransebeş auf dem Markt sein würde.

Ein paar Rotzlümmel trieben ihre getunten Motorräder mit jaulenden Motoren und hohen Drehzahlen auf seine Höhe, wollten an ihm vorbei. Mit der linken Hand gab er ihnen ein Zeichen, dass sie an ihm vorbeiziehen konnten. Als sie an ihm vorbeirauschten, lächelte er fröhlich und dachte an seine eigene Jugendzeit, als es solche Vergnügungen nicht gab.

Plötzlich nahm er ein großzylindrisches Geländefahrzeug wahr, das sehr schnell immer näherkam. Wenn der Wagen seine Geschwindigkeit beibehielt, war es nur noch eine Frage von Sekunden, bis er an ihm heran war. Doch der Alte wusste, die jungen Leute von heute fahren nicht mehr, sie rasten regelrecht mit ihrer Zeit. Er war sich sicher, der Fahrer würde rechtzeitig ausscheren und ihn überholen.

Doch zu seiner Überraschung, fuhr der Offroader ganz dicht heran, hielt sich eine Weile hinter ihm und überholte dann ganz gemächlich. Die Insassen des Fahrzeugs nahmen ihn beim Vorbeiziehen ganz genau ihn Augenschein. Als ob sie sich vergewissern wollten, dass er sicher derjenige sei, den sie zu sehen erhofften. Endlich waren sie an ihm vorbei, beschleunigten wild. Er atmete erleichtert auf.

Gleich darauf waren sie hinter der nächsten Kurve verschwunden. Doch keine zwei Minuten später, kamen sie ihm nun von der gegenüberliegenden Fahrbahn entgegen. Sie fuhren an ihm vorbei und er konnte im Rückspiegel beobachten, wie sie in einiger Entfernung wendeten und wieder auf ihn zugeschossen kamen.

Langsam begann sich der alte Mann zu fragen, was denn dieses dumme Spiel, das die jungen Männer trieben, für einen Sinn haben konnte. Sicherlich wollten sie nichts von ihm, denn wer gab sich schon mit seinesgleichen ab. Außerdem kannte er die Burschen nicht. Ihr Verhalten war aber höchst sonderbar. Gleich waren sie wieder an ihm heran, fuhren wieder einige Momente hinter ihm her.

Der alte Mann wurde langsam nervös. Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn. Mit beiden Händen hielt er sein Lenkrad fest, wollte gegen jede Situation gefeit sein, sollte es je darauf ankommen. Was wollten diese jungen Idioten? Wollten sie ihn rammen, anhalten, ausbeuten? Glatte Unsinn! Er hatte doch

nur ein paar Ley in der Tasche. Und er konnte sich nicht vorstellen, dass es für Leute mit solch einem teuren Wagen etwas gab, das sie sich von ihm erhoffen konnten.

Auf einmal zog der Wagen wieder an ihm vorbei, beschleunigte wieder rasant und verschwand erneut hinter der nächsten, langgezogenen Rechtskurve. Die weitere Sicht auf das Fahrzeug der Kerle wurde, in diesem Bereich des Tales des Timiș, durch einen felsigen Hang zu seiner Rechten verhindert.

Insgeheim hoffte er, dass sie sich nun zum Teufel scheren würden. Endlich atmete er wieder auf, schalt sich einen alten Trottel, der auf seine alten Tage hin bei der kleinsten Ungereimtheit ängstlich reagierte. Die kommende Rechtskurve nahm er mit verminderter Geschwindigkeit und war schon dabei die ganze Geschichte zu vergessen, als

Plötzlich waren sie da! Vielleicht achtzig oder hundert Meter hinter der Kurve hatten sie einfach auf der Fahrspur angehalten und standen da, warteten auf ihn. Der Alte bremste sofort herunter. Leider konnte er nicht an ihnen vorbeifahren, denn auf der anderen Straßenseite schossen in diesen Moment einige Autos aus der Gegenrichtung an ihnen vorbei. Er kam gezwungenermaßen zum Stillstand. Sofort legte er den Rückwärtsgang ein und versuchte sein Glück in einem Manöver, das mit seiner alten Kiste von vorneherein zum Scheitern verurteilt war.

Einige Sekunden später hatte er das Hinterteil seines Fahrzeug gegen das felsige Gestein des Hanges geknallt. Er selbst wurde im Inneren des Wagens durchgeschüttelt, stieß sich seinen Kopf am Armaturenbrett an. So saß er zunächst benommen da. Seine verkrampten Händen fühlten sich an, als wären sie am Lenkrad festgeschweißt. Da sah er sie, die Männer, sie begannen näherzukommen. Gleich, in nicht mal einer Minute, würden sie bei ihm sein, seine Fahrertür ergreifen und

Roxana hatte währenddessen die ganze Situation hinter der Plastikplane beobachtet. Als der Alte abgebremst hatte, wurde sie zwischen den Körben durchgeschüttelt. Sofort schaute sie durch die löchrige Plane, wurde des Geländewagens gewahr. Instinktiv warf sie die Abdeckung zur Seite, sprang geduckt vom hinteren Teil der Kastenwagens auf die Straße und versuchte ihr

Glück in der Flucht. Sie konnte nicht einfach auf ihrer Pritsche dasitzen wie eine Kuh, die zur Schlachtbank geführt wurde, oder hoffen, dass vorbeifahrende Fahrzeuge und deren Fahrer zu ihrer Rettung eilen würden.

So rannte sie einfach wieder den Weg zurück, den sie versteckt im Fahrzeug des Alten gekommen war. Sie hoffte nicht gesehen worden zu sein. Schnell wollte sie den Hang umrunden, um aus der Sicht der Männer zu verschwinden. Dann würde sie die Böschung hinaufklettern und über Stock und Stein das Weite suchen. Einfach los, irgendwohin, nur sich nicht greifen lassen. Fast war sie hinter der Kurve verschwunden, da hörte sie einen der Männer schreien. Gerade noch hatte sie einer der Verfolger wahrgenommen und begann jetzt zu schreien.

„Da, da hinten. Da ist die Schlampe. Sie haut ab. Schnell hinterher!“ Und jetzt sprintete sie, als ob alle Teufel hinter ihr her wären.

KAPITEL 35 Roxana flieht mit Janis

Nachdem er mit dem jungen Zigeuner telefoniert und seine baldige Ankunft mitgeteilt hatte, trank er beim Gasthof, bei dem er eine Rast eingelegt hatte einen Kaffee und aß eine Kleinigkeit. Kurz darauf hatte er sich wieder auf den Weg gemacht. Wie ein Rallyefahrer raste er jetzt wieder mit überdurchschnittlicher Geschwindigkeit über den Asphalt, überholte hier und da Kleinwagen verschiedener Marken, die mühsam dahinkrochen. Gleichzeitig dachte er an die enttäuschte Tatiana und hoffte, dass sie ihm mittlerweile verziehen hatte. Er zwang sich an andere Dinge zu denken, wurde aber von seinem Gewissen immer wieder an sie erinnert. Es war, wie wenn man versuchte, nicht an einen juckenden Insektenstich zu kratzen.

Ein blauer Dacia, der sich wacker vor ihm hielt, versuchte mit dem deutschen Wagen mitzuhalten. Ab und zu gab der Fahrer seinen wenigen Pferdestärken die Sporen, beschleunigte quälend und hinderte Janis daran, an ihm vorbeizuziehen. Er verfluchte den Heißsporn, der ihn mit seiner quietschenden und scheppernden Karre aufhielt. Gleichzeitig zollte er aber dem

jungen Burschen, den er hinter dem Lenkrad wahrnahm, einen gewissen Respekt. Denn es war schließlich sehr wagemutig, sich mit einem derartigen Gefährt mit dem hubraumstarken Mercedes messen zu wollen.

In einiger Entfernung fuhr ihnen ein großer Lastwagen voran. Beide mussten bremsen, da auf der gegenüberliegenden Seite entgegenkommende Fahrzeuge ein Überholmanöver verhinderten. Somit holperte er momentan auf der unebenen Straße hinter dem Dacia daher, der wiederum hinter dem Laster. Ungeduldig wartete er auf seine Chance, beide voranfahrende Fahrzeuge gleichzeitig zu überholen. Denn er wusste, wenn sich die Möglichkeit bot, würde der Dacia keine Gelegenheit haben gleichzuziehen.

Endlich war die gegenüberliegende Fahrbahn auf einer einigermaßen großen Entfernung frei, die ein Überholmanöver zuließ. Er blinkte mit den Fernlichtern, signalisierte dem Vordermann seine Absicht und scherte blitzartig aus, ehe der ihm Kleinwagen zuvorkommen konnte.

Wie eine Rakete zog seine hubraumstarke Limousine an den übrigen Fahrzeugen vorbei. Plötzlich wurde er sich bewusst, dass gleich darauf eine langgezogene Rechtskurve begann. Zu seiner Rechten wiederum herrschte eine felsige Hügellandschaft vor. Dadurch hatte er auf einmal keinen Überblick auf den entgegenkommenden Verkehr. Wie ein Stuntman in einem Hollywoodfilm, scherte er so schnell es ging wieder auf seine Fahrspur zurück. Die Reifen quietschten und schlingerten auf dem harten, grauen Asphalt. Der Gummi radierte über die Bodenfläche und wirbelte kleine Steinchen in die Luft. Durch das waghalsige Manöver schnitt Janis dem Laster den Weg, sodass der Fahrer bremste und drohend die Hupe betätigte. Gleich darauf hatte sich der Mercedes wieder gefangen. Er beschleunigte ein wenig und begann in die lange Rechtskurve einzufahren.

Auf einmal, wie aus dem Nichts kam sie einfach aus der Kurve gerannt, genau auf ihn zu. Ein junges Mädchen oder Frau, so genau konnte er es in diesem Bruchteil einer Sekunde nicht abschätzen, denn all die Recheneinheiten seiner grauen Zellen wurden für den Befehl des blitzartigen Bremsens gebraucht. Er konnte nicht ausscheren, da gegenüber gerade ein Lastwagen auf

der anderen Spur entgegenfuhr. Somit stieg er sofort auf die Bremsen und kam genau vor ihr zum Stehen, sodass sie auf der Motorhaube landete. Fluchend und aufgeregt stieg Janis aus dem Wagen. Der Motor lief noch. Momentan noch etwas geschockt, ging er sofort auf das Mädchen zu, um ihr zu helfen. Doch sie hatte sich schon wieder von der Motorhaube abgestoßen. Sofort fing sie an, panikartig zu schreien.

Hinter ihm hatte der Laster ebenso abrupt abgebremst. Der blaue Dacia war ihm fast aufgefahren. Fensterscheiben wurden heftig heruntergekurbelt. Man begann ihn zu beschimpfen. Der Lastwagenfahrer öffnete die Tür, hob seinen Körper aus der Kabine und schickte ihm eine Tirade rumänischer „Empfehlungen“ hinterher. Dabei zeigte er ihm beiläufig die Pratze. Die war eine im Balkan sehr geläufige Geste, bei der die fünf ab gespreizten Finger einer Hand ruckartig in Richtung eines anderen gestoßen wurden, den man verwünschen wollte. Zu seinem Glück konnte er die Beschimpfungen nicht verstehen, obwohl er sich deren Inhalt zusammenreimen konnte.

„*Repede, repede*“, schrie das Mädchen. Janis verstand so viel Rumänisch, dass er wusste, dass *repede* schnell bedeutete. „Please help“, setzte sie auf Englisch nach. „Hilfe! Die wollen mich umbringen!“

Bei den letzten Worten, die sie auf Deutsch sprach, wachte sein Instinkt wieder auf. Gewiss schleppte er eine Menge Defizite mit sich herum. Mangelnde Menschenkenntnis gehörte auf jedem Fall nicht dazu. Im Gegenteil! Ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen ermöglichte es ihm, sich recht gut in andere hineinversetzen zu können. Die furchterregende Panik in der Stimme der jungen Frau hatte er sofort gespürt. Nach so vielen erlebten Abenteuern wusste er, dass ein Mensch, der sich in einer solchen Situation so verhielt, ein ernstes Problem hatte. Doch noch bevor er seine Gedanken ordnen und sich der Situation bewusst werden konnte, kamen auch schon drei Männer um die Kurve gerannt. Sie sahen recht beängstigend, wenn nicht furchterregend aus. Die junge Frau schritt panikartig zur Beifahrertür, öffnete sie eigenmächtig und stieg ein, während sie unentwegt den fremden Fahrer anschrie.

„*Repede, repede*, help!“

Gedankenlos sprang er in seinen Wagen, löste die Bremse und beschleunigte mit Vollgas. Die Verfolger des Mädchens waren auf dreißig Meter herangekommen und versuchten sich ihm in den Weg zu stellen. Doch er fuhr einfach auf sie zu, sodass sie im letzten Moment zur Seite springen mussten, um nicht von ihm über den Haufen gefahren zu werden. Mittlerweile hatte sich auch der Dacia-Fahrer von der ganzen Lage erholt, schoss am Lastwagen vorbei und jagte ihm erneut hinterher.

Plötzlich zog einer der drei Männer eine Waffe aus dem Gürtel, legte an und schoss einfach hinter dem Mercedes her. Die Projektile zischten einfach am Fahrzeug vorbei. Die hintere Scheibe des rumänischen Kleinwagens, der sich mittlerweile zwischen Janis Fahrzeug und den schießwütigen Mann geschoben hatte, explodierte mit einem furchtbaren Knall in tausend Scherben. Der Fahrer bremste herunter, zog dann wieder an und wollte nur noch weg.

Logik und Vernunft hatten keine Bedeutung mehr. Seine einzige Rettung war es, Hals über Kopf die Flucht zu ergreifen. Er nahm die Kurve mit großer Geschwindigkeit, konnte sich jedoch nicht in seiner Spur halten. Fast wäre er mit einem großen Geländewagen zusammengeknallt, der ihm auf der anderen Seite sehr schnell entgegenkam. Bei seiner Sicht gestikulierten das Mädchen wild mit den Armen und schrie etwas in ihrer Landessprache. Doch in diesem Moment schenkte er ihren Ausführungen keine weitere Beachtung, da er sich voll und ganz auf das Fahren konzentrieren musste. Außerdem verstand er das Rumänische sowieso nicht. Im Rückspiegel sah er dann verwundert, wie der Offroader voll abbremste, die drei Halbstarke aufnahm und sich sogleich in einiger Entfernung auf seine Fersen setzte.

Janis gab nur noch Vollgas, als ob alle Teufel hinter ihm her wären. Gleichzeitig wusste er aber auch, dass er vom betreffenden Geländewagen nicht eingeholt werden konnte, sofern kein F1-Fahrer an dessen Steuer saß. In ein paar Minuten würden die Verfolger ihn verloren haben. Dennoch, er machte sich Sorgen. Sie hatten sein Fahrzeug gesehen und wussten, dass er fremde Nummernschilder hatte. Und in diesen Breiten gab sicherlich keinen zweiten schwarzen Mercedes mit griechischen

Kennzeichen. Doch für den Moment hieß es erstmal Gas geben. Bald hatte er den Geländewagen aus seinem Blickfeld verloren.

Nach einigen Kilometern mit Vollgas, die er in vollster Konzentration meisterte, hatte er sich wieder beruhigt. Jetzt konnte er sich seiner Beifahrerin zuwenden. Das junge Ding saß ganz angespannt in ihrem Sitz. Sie schien vollkommen verkrampft, als ob sie nur darauf wartete, dass jeden Augenblick der große Geländewagen wieder vor ihnen auftauchte.

„*Muſtumesc*, thank you“, stotterte das Mädchen zitternd. „Thank you.“

Mein Gott, dachte er, wo war er da wieder reingeraten. Wieso hatte er nicht in Kovin über die Donau setzen und nach Hause fahren können? Warum nur? Was sollte er jetzt mit diesem jungen Ding anfangen, dass dazu noch wie eine Zigeunerin gekleidet war? Er hatte schon alle möglichen Frauen aus aller Herren Länder kennengelernt, aber eine Zigeunerin noch nie. Die einzige, die er kannte, war Esmeralda, aus dem bekannten Werk Victor Hugos, der Glöckner von Notre Dame. Doch es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, jemals eine echte, lebendige anzusprechen. Und wie sie aussah, total verdreht, das lockige Haar vollkommen durcheinander. Der Geruch war kaum auszuhalten. Empfindlichere Nasen als seine, würden in solch einer Situation in Ohnmacht fallen. Nur unter Anwendung von Riechsalzen, könnte man sie wieder reanimieren, dachte er spaßeshalber. Naja, noch ein paar Kilometer Sicherheitsabstand zu diesen Halbstarcken, dann würde er sie an der nächsten Tankstelle an den Straßenrand setzen. Er würde ihr ein paar Euro für die Heimreise in die Hand drücken, und das war's dann. Auf jedem Fall hatte er keine Lust, sich in irgendwelche lokalen Angelegenheiten einzumischen. Schnell fing man sich da ein Messer in den Rücken ein.

Janis, wieder ganz Herr der Situation, rief zunächst Stelios an. Er war schließlich in all der Hektik an der Abzweigung vorbeigeschossen, die zum Treffpunkt mit dem Freund führte.

„*Ελα, ρε μεγάλη*“, meldete sich Stelios sofort. „Was ist los mit dir, wo bleibst du so lange? Hat dich deine alte Schwaben-Karre im Stich gelassen? Hab' dir doch schon oft gesagt, kauf' dir was anderes. Was soll's! Sag' mir einfach, wo du bist. Ich schick

dir einen eleganten, aufgemotzten Datsun mit allen Extras, der dich aufgabelt“, mokierte er sich.

„Hör mir gut zu“, blockte Janis weiteren Ausführungen ab. „Ich bin schon an Caransebeş vorbeigefahren. Auf mich wurde in der Nähe dieses Scheiß-Kaffs im wahrsten Sinne des Wortes geschossen. Hast du das verstanden? Das war kein blöder Witz, sondern Ernst. Ich muss jetzt erstmal Abstand zwischen mich und den Verfolgern gewinnen, dann meine Beifahrerin verabschieden und dann komm ich wieder zurück. Okay?“

Der Jüngere verstand zwar kein Wort, konnte aber aus der Stimme seines Freundes heraushören, dass es dieser bitterernst meinte. Er versprach an dem vereinbarten Treffpunkt zu warten, bis er wieder von ihm hörte.

„Eh, was meinst du eigentlich mit Beifahrerin?“, fragte er dennoch neugierig. „Du hast doch nicht etwa, kaum im Land, schon wieder eine neue Flamme aufgegabelt?“

„Du wirst es kaum glauben, aber mir ist eine Zigeunerin direkt auf die Motorhaube gefallen“, fügte Janis hinzu.

„Wie meinst du das? Ist sie vom Himmel gefallen?“, fragte der junge Mann als guter Christ.

„Sag mal, hast du sie noch alle! Von vorne natürlich, auf die Haube geknallt, was denn sonst. Ich habe sie fast überfahren. Ach, komm! Lass gut sein, sonst rege ich mich noch auf“, würgte Janis das Gespräch ab. „Ich erzähle es dir später bei einem Bier.“

Er beendete das Gespräch, schaute wieder zu der jungen Frau hinüber. Sie verharrte emotionslos auf ihrer Seite und blickte einfach aus der Windschutzscheibe geradeaus in die Ferne. Um die verkrampfte Situation ein wenig zu lösen, beschloss er sie anzusprechen, banale Dinge zu fragen, um sie ein wenig zu aufzulockern. Ohne jedoch zu wissen, was sie durchgemacht hatte, konnte er sich aufgrund seiner Erfahrung vorstellen, dass die Lage sehr ernst war.

„So“ begann er. „I am Janis. Janis! Okay? Do you speak English, Deutsch, *Ελληνικά*?“ Er schaute in ihre blauen Augen, hoffte ihr ein wenig Vertrauen einzuflößen, damit sie sich endlich lockerte und er ein paar Worte aus ihr herausbekommen konnte.

„I . . . name . . . Roxana“, sagte das Mädchen schüchtern. „Not . . . speak English . . . good“, sagte sie in notdürftigem

Englisch. „Aber, Deutsch, gut! Ich war schon mehrmals und jahrelang in Deutschland. *Lucru*, verstehst du, Arbeit.“

„Ja, ich verstehe dich“, antwortete er einfühlend. „Wo kommst du her? Und, was wollten diese Männer von dir? Also, die sahen mir nicht gerade so aus, als ob sie dich nur zum nächsten Tanzabend einladen wollten.“ Er ließ ihr einen Moment, um all die Fragen zu verdauen, bevor er weiterfragte. „Gibt es jemanden, den wir verständigen sollten? Jemand der sich um dich kümmert? Freunde, Verwandte?“

„Nein! Niemand. Ich kann niemandem sagen, wo ich bin“, sagte sie ängstlich, wobei sie vorwährend den Kopf schüttelte. Sie sah zu ihm hoch. Er schien so selbstsicher. Sie forschte für Sekunden in seinen Augen, fragte sich ob hinter dieser Hilfsbereitschaft etwas anderes stecken mochte.

Er merkte, dass sie sich bei diesen Worten wieder verschloss. Um sie in ihrer misslichen Lage nicht zu bedrängen, ließ er zunächst von ihr ab, konzentrierte sich wieder aufs Fahren. Ihm kam aber der Gedanke, dass sie wahrscheinlich etwas Ernsthaftes ausgefressen hatte. Doch er hatte absolut keine Lust, jemanden zu unterstützen, der sich selbst in die Scheiße geritten hatte und womöglich noch von den polizeilichen Behörden zur Fahndung ausgeschrieben war. In dieser Bananenrepublik wollte und konnte er sich in Nichts reinreiten. Probleme hatte er schon genug am Hals. Ihre wollte er sich nicht auch noch aufbürden.

Nachdem sie Caransebeş hinter sich gelassen hatten, waren es noch ungefähr 35 – 40 Kilometer bis Lugoj. Dort, so hoffte er, würde er sich des Mädchens entledigen können, um dann wieder zurück zu seinem Treffen mit Stelios fahren zu können. So fuhren sie noch eine ganze Weile weiter. Plötzlich wollte Roxana unbedingt auf die Toilette. Dringend! Janis verfluchte sie im Stillen, musste sich aber eingestehen, dass die ganze Hektik dem Mädchen wohl an die Nieren gegangen war.

Ein wenig später, etwa 15 Kilometer vor Lugoj kam dann endlich eine Tankstelle, an der er sofort ausfuhr. Es wäre klug auch den Wagen vollzutanken. Er wollte zwar den Teufel nicht an die Wand malen, aber in Zeiten der Not sollte man immer vollgetankt sein. Also stoppte er an der Zapfsäule und stieg aus. Der Tankwart kam sogleich mit typischem, unterwürfigen Gehabe, herangeeilt.

„Full, please“, sagte Janis, schraubte aber vorsichtshalber eigenhändig den Verschluss des Benzinreservoirs auf und stülpte den Zapfhahn selbst hinein. Er wollte vermeiden, dass dieser Einfaltspinsel mit dem Zapfhahn den Lack verkratze.

„Herr Janis, können Sie bitte den Mann nach der Toilette fragen?“, gab das Mädchen etwas verklemmt von sich.

„Frag ihn doch selbst, du bist doch hier in deiner Heimat“, sagte er rau und gelassen. „Und im Zweifelsfall, folge einfach dem Geruch“, mokierte er sich mit einer einfallslosen, unverschämten Gehässigkeit. Sichtlich genervt ging sie in das Innere des Tankstellengebäudes, auf der Suche nach einem Zeichen, das zu einer Toilette verwies.

Der Tankwart war ihm schließlich zugekommen. Nach Beendigung des Tankvorgangs, hatte er den Zapfhahn wieder eigenmächtig, an seinen angestammten Platz in die Zapfsäule, gedrückt. Janis giftete ihn mit den Augen an. Schließlich rechnete der gute Mann den Gesamtbetrag von Ley in Euro um. Da er sich in keiner Fremdsprache ausdrücken konnte, schrieb er die Summe dann auf einen kleinen Block. Wortlos nahm Janis den Wisch, den ihm der Mann endlich entgegenstreckte und ging dann ebenfalls in das Innere des Gebäudes. Er nahm sich einige Getränke aus dem Kühlschrank, wählte auf gut Glück drei in Plastikfolie verpackte Sandwiches aus und ging zur Kasse, um zu bezahlen. Da kam auch schon Roxana aus der Toilette zurück. Obwohl er neugierig war, enthielt er sich der Frage, wie das Innere der Toiletten ausgesehen hatte.

Unter den neugierigen Blicken des Kassierers, dem das komische Paar nicht ganz kosher erschien, strebten sie wieder dem Wagen zu. Auf einmal war da etwas, das ihn beunruhigte. Ein Unbehagen, eine Anspannung, die ihren Ursprung in ihm selbst hatte. Er blieb stehen und sah sich um. Da war jedoch nichts, außer einem jungen, verdreckten Burschen, der auf einmal aus dem Nichts aufgetaucht war. Zerlumpt und ausgemergelt bettelte er ihn einfach an und hinderte ihn am Einsteigen. Um sich seiner sofort zu entledigen, gab er ihm einen Fünfeuroschein. Als der Rotzlöffel aber aufbeehrte, um noch mehr zu bekommen, schrie er ihn an. Der Bengel vollführte sofort eine halbe Drehung und machte sich eiligst aus dem Staub.

„Ich verstehe nicht, wie Menschen den Mut aufbringen, Kinder in die Welt zu setzen“, ließ er sich aus, „wenn letztendlich das Ergebnis daraus ist, dass sie zu Bettlern werden.“ Roxana sagte nichts, stieg ein.

Nachdem er ebenfalls die Tür geschlossen hatte, bemerkte er im selben Augenblick zwei Männer im Rückspiegel. Sie hielten sich auf dem Gelände der Tankstelle hinter einigen staubigen Lastern auf und blickten anscheinend in seine Richtung. Wahrscheinlich nur Einbildung, versuchte er sich selbst zu beruhigen. Er startete den Motor und riskierte sogleich nochmals einen Blick in den Rückspiegel. Doch von den beiden Männern war nichts mehr zu sehen. Alles nur Fantasie, sagte er zu sich selbst. Sie fuhren los. Bald würden sie in Lugoj sein. Gott sei Dank! Da würde er sie dann irgendwo absetzen und verabschieden.

Aber zunächst mal machte sich Roxana über die Sandwiches her. Sie schien sich zunächst etwas zu schämen. Dann war es ihr aber nicht mehr möglich, sich zurückzuhalten. Fast ohne zu kauen, schlang sie die abgebissenen Stücke gierig herunter. Es war demütigend, ihren Hunger, ihre ganze verzweifelte Lage so offensichtlich zur Schau zu stellen. Doch die Entbehrungen der letzten Tage brachte sie fast um den Verstand. Er lachte ein wenig über sie, wie sie sich abzappelte und mit dem belegten Brot kämpfte. Sie wiederum tat so, als würde sie seinen Blick gar nicht bemerken und aß weiter.

Während sie den letzten Bissen herunterschluckte und schon merkte, dass die schwere, unverhofft erhaltene Mahlzeit ihren Magen überforderte, begann dieser zu schmerzen, als lägen Steine darin. Sie verzog das Gesicht. Die Krämpfe in ihrem Magen hatten gleich wieder nachgelassen. Nicht jedoch die ungeheure Anspannung, die ihr Inneres nach außen wälzte. Auf einmal starrte sie ihn ein wenig feindselig an. Weshalb sollte sie ihm vertrauen? Was wollte er von ihr? Und vor allem, warum tat er dies alles für sie?

Jetzt, wo ihr kleiner Magen gefüllt und sie sich wieder anderen Dingen zuwenden konnte, versuchte er etwas Amüsantes zu erzählen. Auch wenn er die Nebel in ihrem Kopf nicht zu vertreiben vermochte, so schaffte er es doch, sie zu lichten. So fuhren sie noch einige Minuten durch das Tal des Timiș. Auf der

linken Seite uferte es in einer Ebene aus, auf der rechten aber war es von bewaldeten Hügeln und felsigen Landschaften beschaffen. Das ganze Ambiente erinnerte ein wenig an ein romantisches Filmdekor.

Plötzlich spürte Janis, wie sich seine Nackenhaare sträubten. Im Rückspiegel sah er eine ältere, dunkle Limousine auf sie zurasen. Das Fahrzeug heftete sich auf ihre Fersen. In der Fahrzeugkabine konnte er zwei zwielichtige Gestalten ausmachen. Um sich zu vergewissern, ob der Wagen nur zufällig hinter ihnen herfuhr oder ihnen folgte, beschleunigte er. Mit einer kleinen Verspätung forcierte die fremde Limousine ebenfalls. Beim Näherkommen konnte er im Rückspiegel die Immatrikulation ausmachen. Es war ein hiesiges Kennzeichen, aus dem Kreis Timiș.

Mit beiden Händen das Steuer umklammernd, versuchte er seine Gedanken zu ordnen. Roxana hatte mittlerweile mitbekommen, dass er wegen irgendetwas beunruhigt war. Sie bemerkte, dass seine Augen immer wieder auf den Rückspiegel gebannt waren. Als sie sich umdrehte, erblickte sie mit großem Entsetzen das dunkle Verfolgerfahrzeug. Ein stummes Entsetzen breitete sich in ihr aus, tonlos, wie ein in der Kehle steckengebliebener Schrei. Ohne ein Wort von sich zu geben saß sie da, konnte nicht einmal mehr losbrüllen. Ihr Gesicht hatte auf einmal einen Ausdruck, den er in all den Jahren seiner Abenteuer nur ein paarmal gesehen hatte. Starr saß sie da, sah zugleich verzweifelt und vollkommen ruhig aus. Wie ein Mensch, dem eine Katastrophe bevorsteht, vor der er sich sowieso nicht schützen kann. Er wollte ihr etwas sagen, um ihr die Angst zu nehmen, doch etwas in ihrem Gesicht ließ ihn schweigen.

Die Tentakeln der Angst schienen an jeder einzelnen Faser ihres Körpers zu zerren. Doch solange sie im Wagen waren, konnte ihnen nicht viel geschehen. Bald würden sie in Lugoj sein, da würde die Sache schon anders aussehen. In der nächsten Geraden setzte der Verfolger dann zum Überholen an. Die alte Karosse setzte den Blinker, beschleunigte kräftig und scherte dann aus. Janis ließ es geschehen. Er hoffte, dass am Ende nur seine Fantasie mit ihm durchgegangen war und den Verfolgern keine bösen Absichten anhafteten.

Als das Fahrzeug an ihnen heran war, konnte er die Insassen erkennen. Die beiden Typen sahen auf den ersten Blick nicht unbedingt wie Chorknaben aus. Wilde, raue, beängstigende Visagen, von denen erfahrungsgemäß nichts Gutes zu erwarten war. Dann waren sie auch schon an ihnen vorbei, zogen an und fuhren vor ihnen her. Doch kaum hatte er sich ein wenig gelockert, machte der voranfahrende Wagen plötzlich eine Vollbremsung. Im Bruchteil eines Augenblicks erfasste er die Situation, trat ebenfalls die Bremsklötze durch und kam nur wenige Meter vor dem Vordermann zum Stehen. Die Türen der dunklen Limousine öffneten sich

KAPITEL 36 Marian im Gespräch mit Karl

Nachdem der schwarze Mercedes mit dem fremden Kennzeichen ihnen davongefahren war, konnte es Marian einfach nicht fassen, dass ihm dieses kleine Luder schon wieder im letzten Moment aus den Fingern geglitten war. Plötzlich gebärdete er sich wie ein Wahnsinniger. Es folgte eine ganze Palette von Verwünschungen und Flüchen. Dann wollte er ihnen sogleich hinterherhetzen. Doch letztendlich sah er ein, dass es keinen Sinn hätte. Sein Geländewagen war der hubraumstarken Limousine nicht gewachsen. Er musste sich anders organisieren. Das letzte Wort war noch nicht gesprochen. Aber er war sich sicher, er würde sie wieder schnappen. Ganz sicher, und dann . . . !

Es gab nicht viele Möglichkeiten von hier wegzukommen. Sofort hatte er, entlang der Strecke nach Lugoj und Timișoara, alle Mitarbeiter und Bekannte aufgehetzt. Er teilte ihnen die Beschreibung des Wagens und der Insassen mit. Weiterhin setzte er, für die Auffindung der Gesuchten, eine stattliche Belohnung in Aussicht. Gezwungenermaßen hatte er sogar eine bekannte Größe des Milieus der Gegend kontaktiert. Denn er wusste, dessen Mitarbeiter waren nicht von der Art, die viele Fragen stellten, sofern die Kasse stimmte. Man musste auf jedem Fall der beiden Personen habhaft werden.

Da es mittlerweile zu viele wussten, musste er in den sauren Apfel beißen und jetzt sofort Karl anrufen. Und vor allem

beichten! Er musste ihn über die Lage der Dinge in Kenntnis setzen, bevor er es von dritter Seite erfuhr. Sobald er gewählt hatte, meldete sich Karl mit heiterer Stimme.

„Was gibt's Marian? Na, ist das nicht ein schöner Tag heute?“ Er war heute bester Dinge, denn in der letzten Nacht war er endlich die letzten Leitersprossen hinaufgeklettert, die ihm zu seinem Erfolg gefehlt hatten. Ab jetzt konnte er für die Zukunft planen.

Marian erläuterte ihm ausführlich die ganze Sachlage. Die Schuld schob er logischerweise auf Dumitru. Sich selbst stellte er als denjenigen hin, der die Flucht bemerkt und durch dessen Bemühungen fast alle Entflohenen wieder eingefangen worden waren. Karl fühlte sich auf einmal vollkommen leer. Es war doch nicht möglich, dass am Tage seines größten Triumphs auf der einen, ein Desaster auf der anderen passierte.

„Ihr gottverdammten Memmen, seid ihr euch darüber im Klaren was passieren kann, wenn diese dumme Gans zur Polizei geht? Und schlimmer noch: Ist dir klar was die anderen mit uns machen, die, die uns die Ware bringen, wenn sie davon erfahren? Die beliefern nicht nur uns, werden ihre ganze Unternehmung gefährdet sehen. Vor einer Weile der kleine Junge, jetzt diese Scheiße. Was kommt als Nächstes?“ Da er sich ein wenig in Rage gesteigert hatte, machte er eine kleine Pause, um zu verschnaufen. „Wenn du diese kleine Kröte nicht bald wieder einfängst, kommt der Boss der Bande und wird an euch ein Exempel statuieren. Du kennst sein Renommee, ich muss nicht viel dazu sagen. Und, glaub mir, es kann jeden treffen. Den Teufel fürchte ich nicht. Ihn schon. Also spurt euch, verdammt nochmal.“ Marian schluckte schwer, versprach alles zu tun, was nötig sei. Denn auch er fürchtete den Erwähnten mehr als den Teufel.

KAPITEL 37 Schusswechsel in der alten Fabrik

Die Nackenhaare standen ihm, wie der Kamm eines Hundes, zu Berge. Sofort schaltete er in den Rückwärtsgang, gab Vollgas und schoss nach hinten. Die beiden Typen waren mittlerweile aus ihrem Fahrzeug ausgestiegen. Sie standen zunächst einmal da und

wussten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Wahrscheinlich hatten sie sich die Sache einfacher vorgestellt.

Janis hatte vorhin, ungefähr hundert Meter hinter ihnen, einen Behelfsweg erspäht. Die schmale Straße führte nach rechts in die felsige Landschaft hinein. Also riss er den Lenker herum. Das Fahrzeug vollführte sofort eine Halbkreisdrehung. Blitzartig schaltete er darauf in den Vorwärtsgang und gab Vollgas. Als er in den Behelfsweg einschoss, sah er wie die beiden schrägen Vögel wieder in ihre Limousine gestiegen waren.

Seine Gedanken rasten mit Lichtgeschwindigkeit. Wie konnte dies passieren, wie hatte man ihn schon so schnell ausfindig machen können? Er hatte jedoch keine Zeit seine Gedanken weiter zu strapazieren. Der Belag der Straße war so schlecht, dass er all seine Fahrkünste aufbieten musste, um auf der Fahrbahn zu bleiben. Plötzlich gab es eine Bodenwölbung. Der Wagen machte einen Satz und prahlte dann wieder mit einem lauten, metallischen Geräusch auf die Fahrbahn. Roxana schrie.

Die Spur führte jetzt durch ein dichtes Waldgebiet. Die Verfolger konnte er im Moment nicht mehr sehen. Er war sich aber sicher, dass sie nicht weit hinter ihnen sein konnten. Hoffentlich führte der Feldweg bald wieder auf eine große Straße, dachte er.

„Roxana“, versuchte er das arme, von Schrecken gebeutelte Mädchen, zu beruhigen, „was auch immer geschieht, drehe mir nicht durch. Wir beide schaffen das schon. Ich habe schon Schlimmeres erlebt. Und was auch passiert, steige unter keinen Umständen aus dem Wagen und renne nicht weg. Tue genau was ich dir sage. Ich muss mich darauf verlassen können. In Ordnung?“ Sie nickte verängstigt, wischte sich einige Tränen aus den Augen und machte sich in ihrem Sitz so klein es ging.

Doch plötzlich kamen sie an eine große Lichtung. Es war allen Anschein nach ein altes Werksgelände. Der Bausubstanz nach zu urteilen, musste es in den achtziger Jahren des vorherigen Jahrhunderts erbaut worden sein. Verlassene Lagerhallen und Bürogebäude reihten sich hier aneinander. Hier ging der Pfad dann auch zu Ende. Zum Kotzen, dachte Janis. Sie saßen in der Falle.

Im Näherkommen sah er kaputte Fenster, klaffende Mauern und fehlende Türen. Überall Bauschutt und Müll. Was auch hier einst betrieben wurde, der Zahn der Zeit und die

Bevölkerung der Umgebung hatte dem Betriebsgelände den Gnadestoß versetzt. Die einstige Produktionsstätte lag jetzt da, wie eine Ruine.

Auf einmal hatte er eine Idee. Er wurde die beiden in eine Falle locken, dann unschädlich machen und ausfragen. Hinter einer der Lagerhallen kam er zum Stehen, tippte sogleich eine Zahlenkombination in seinen Boardcomputer ein. Darauf schob ein elektrischer Mechanismus das Autoradio aus der Mittelkonsole heraus, das auf einem verlängertem Schubladengestell gesichert war. In seiner Verlängerung dahinter gab es aber noch so viel Raum, dass er auf seinen Reisen immer eine geladene Schusswaffe versteckt mitführen konnte. Sofort zog er die *Glock* heraus, deren Magazin siebzehn Patronen enthielt. Schon schloss sich das Versteck wieder. Dann zerrte er Roxana aus dem Wagen. Geduckt rannten sie durch die offene Tür in eines der Bürogebäude.

Die Luft roch faulig, abgestanden. Allmählich gewöhnten sich ihre Augen, im Inneren des Gebäudes, an die dunkleren Lichtverhältnisse. Der Fußboden war voller Glasscherben. Links gab es eine Reihe von einzelnen Büroräumen. Das Mobiliar war zum einen dem Zahn der Zeit, zum anderen sicherlich den Umwohnern zum Opfer gefallen. Dann folgte eine Treppe. Er nahm sie bei der Hand und zog sie sanft mit sich. Sie ließ es geschehen, so als ob sie schon immer ein Team gewesen wären. Gleich darauf erreichten sie den ersten Stock. Auch hier das gleiche Bild. Überall Glassplitter, kaputte Fensterscheiben und zerschlagenes Mobiliar, um das sie im Slalom herumkurven mussten. Es war als balancierten sie im Dunklen zwischen aufgestellten Mausefallen.

Plötzlich hielt er den Atem an, legte ihr die Hand auf den Mund. Das Gefühl der Hilfslosigkeit hatte bei ihr einen neuen Höhepunkt erreicht. Er lauschte angestrengt. Soeben glaubte er ein Motorengeräusch wahrgenommen zu haben. Türen gingen auf und zu. Jetzt ging es zunächst darum, ein passendes Versteck für sie zu finden. In einem Raum hinter einer soliden Metalltür sollte sie in die Hocke gehen und sich hier eine Weile verstecken. Keinen Laut, keine Bewegung, mucksmäuschenstill! Was auch geschah, er würde wiederkommen. So sicher, wie das Amen in der Kirche.

Janis atmete gut durch. Er wusste, nun war es so weit. Es gab Momente im Leben in dem Worte, das Reden überhaupt, keinen Sinn mehr machten. Momente, in denen nur noch die nackte Handlung übrigblieb und man sich den nackten Tatsachen stellen musste.

Sein Groll gegenüber den Unbekannten war nun so groß, beflügelte ihn und trieb ihm das Adrenalin in die Adern. In diesem Moment sprühte er regelrecht vor Zorn, Energie und Tatendrang. Ohne lange zu fackeln, würde er kurzen Prozess mit ihnen machen. Eiskalt!

Wäre er doch heute nur bei Kovin einfach über die Donau. Verdammt! Warum musste er immer jeder Dummheit hinterherrennen. Manchmal musste man ein wenig cleverer sein, musste wissen, wo man kürzertreten musste.

Stille! Er verkrampfte sich, mochte dieses Katz-und-Maus-Spiel nicht. Vor allem, wenn er dabei die Rolle der Maus spielte. Auf einmal glaubte er ein pulsierendes Geräusch zu hören. Doch er war sich nicht sicher, denn das Pochen seines Herzens übertönte alles andere. Plötzlich wieder ein Geräusch, klar und deutlich. Die Kerle kamen langsam aber sicher näher. Dann Schritte und das Knistern von Glas unter den Schuhsohlen. Einer der Beiden war wohl am Treppenabsatz stehen geblieben, um jegliche Flucht über die Treppe zu verhindern.

Denn nur einer erstieg jetzt langsam die Stufen, erreichte den ersten Stock und kam immer näher. Der Fremde verharrte plötzlich auf der Stelle und rührte sich nicht. Mit dem geübten Auge eines Professionellen schaute er in die Runde. Er war etwa in Janis Alter, hatte eine große Statur, kurz geschnittenes pechschwarzes Haar und das Aussehen eines Truckfahrers. Sein kantiges Kinn und seine wohl mehrmals gebrochene Nase zeugten von seinen Fähigkeiten, in Diskussionen seinen Argumenten eher mit den Fäusten als mit Worten Ausdruck zu verleihen. Ein wahrer Schlächter, dachte Janis.

„He, Greco, my friend“, begann er in schlechtem Englisch. „I know, . . . you here. Come, want . . . speak. Nothing else. I . . . good man. No problem.“

Offensichtlich von seiner Person und seinen argumentativen Fähigkeiten überzeugt, kam der Mann ohne

besondere Vorsicht näher. Bald war er auf ungefähr zehn Meter heran. Er konnte Janis aber nicht ausmachen, da dieser es geschickt verstanden hatte, sich im Halbdunkel hinter einem großen, umgestürzten Schreibtisch, auf die Lauer zu legen. Jetzt erst erkannte Janis, dass der Mann eine Waffe in der ausgestreckten Hand hielt.

„I thought you want to discuss“, erwiderte er, ohne aus seiner Deckung zu kommen. “What do you need the gun . . . ?“

Bevor er seine Frage zu Ende aussprechen konnte, drehte sich der Widersacher blitzartig in seine Richtung und feuerte mehrmals blind drauf los. Da Janis aber nicht aufrecht stand, gingen die Kugeln weit über ihn ins Leere. Das war einer jener Momente, die nicht länger als eine Zehntelsekunde andauerten und sich trotzdem eine Ewigkeit hinzuziehen schienen.

Im Abstand von Bruchteilen feuerte auch er auf den Unbekannten, den er schon seit einigen Augenblicken im Visier hatte. Das Bild, das er sah, brannte sich unauslöschlich in seine Netzhaut ein. Beide Kugeln trafen den Mann in die Brust. Eine Blutfontäne spritzte. Der Kerl taumelte ein paar Meter nach vorn, wie ein Sprinter beim Überqueren der Ziellinie. Im letzten Moment riss er die Hände nach oben. Dann brach er zusammen und ging zu Boden. Janis empfand kein Mitgefühl für ihn. Schließlich war der Typ darauf aus, Roxana und ihn zu töten.

Der zweite Mann kam nun eilends wie ein Trampel die Treppe heraufgerannt. Als er in seinem Blickfeld auftauchte, fiel ihm sofort der großkalibrige Revolver in seiner riesigen Pranke auf. Sein Aussehen glich in etwa dem seines Partners, nur dass er eine etwas dunklere Hautfarbe hatte. Der Oberkörper steckte in einem enganliegendem, blauen T-Shirt, das seine muskulösen Oberarme noch mehr betonte. In seinen Gesichtszügen lag keine Panik oder Angst. Er war wohl der Meinung, dass sein Kollege den Widersacher angeschossen hatte.

Schließlich erfasste er die nackte Wahrheit. Ihm wurde klar, dass der reglose Körper auf dem Boden nicht der Grieche war. Letztendlich hatte es seinen Partner erwischt. Bis er jedoch die Schrecksekunde verdaut hatte, drückte Janis nochmals eiskalt ab. Einmal, zweimal, dreimal. Der Mann zuckte wie vom Blitz getroffen, schrie auf und sank zu Boden. Im Fallen betätigte er

selbst den Abzug seiner Waffe, doch es war zu spät. Die Geschosse waren ziellos in die nächste Wand gedonnert und hatten tellergroße Löcher verursacht. Ein Blutstrahl schoss aus seinem Mund und ergoss sich über den schmutzigen Boden.

Langsam verließ Janis sein Versteck, eilte an die beiden Männer heran. Zuerst hob er die Waffe des einen, dann des anderen auf. Der Ertere war allen Anschein nach zu einem besseren Dasein entschwunden. Der zweite Mann kniete in einer komischen Haltung. Beide Hände hatte er gegen den Boden gestemmt, wie ein Schimpanse, der auf allen vieren ging. Mit weit aufgerissenen Augen und einem Schrei des Entsetzens auf der Kehle, wartete er wohl darauf, dass Janis ihm den Gnadenstoß gab.

In einem letzten, verzweifelten Versuch bewegte er seine Hand in Zeitlupentempo zur rechten Westentasche seiner Hose. Ohne ein Risiko einzugehen, war er schon heran und rammte ihm mit voller Wucht das Knie ins Gesicht. Dann packte er ihn und wühlte selbst in der Hosentasche des Gegners. Ein Klappmesser kam zum Vorschein. Sofort warf er es weit von sich. Schließlich gab er dem beinahe leblosen Mann mit dem Fuß nochmals einen Tritt in den Unterleib.

„Who are you, bloody bastards? What do you want from this girl?“ Der Mann war nunmehr zu Boden gegelitten. Blut quoll ihm aus Nase und Mund, sowie aus zwei Schusswunden. Die eine befand sich im Herz-Lungenbereich, die andere am rechten Oberschenkel.

„Speak“, forderte er den Mann nochmals auf. Doch dieser antwortete weiterhin nicht. An seiner Wange zuckte zweimal ein Muskel, eine Antwort wollte er jedoch nicht geben. Janis suchte nun in der anderen Tasche des Verwundeten. Er fand einen Geldbeutel, der jedoch keinen Ausweis des Mannes enthielt. Dem Gesicht nach war er wahrscheinlich Rumäne. Ein letztes Mal forderte er den Verletzten zum Sprechen auf, jedoch wiederum ohne Erfolg.

Janis wusste aus Erfahrung, dass es hier nichts mehr zu erhoffen gab. Der Verwundete war nunmehr in einem schweren Schockzustand und wahrscheinlich dem Tode nahe. Selbst wenn er gewollt hätte, hätte er ihnen wahrscheinlich nichts mehr

mitteilen können. Oder, er war aufgrund irgendeiner dummen Ganovenhre derartig verbockt, dass er seinen Mund hielt.

Er hatte keine Wahl, er konnte dem Todgeweihten sowieso nicht helfen. Sie mussten so schnell wie möglich von hier weg. Es würde sicherlich eine ganze Weile dauern, bis jemand die Toten entdeckte. Ohne Zeit zu verlieren, eilte er zu Roxanas Versteck. Dort fand er sie wimmernd in Fötus-Stellung, in der dunkelsten Ecke des Raumes hinter der Metalltür, wo er sie zurückgelassen hatte. Sie weinte leise vor sich hin und zitterte am ganzen Körper. Janis zog sie behutsam hoch und gab ihr ein Taschentuch, um sich die Nase zu putzen. Dann nahm er sie sachte in die Arme und streichelte ihren Kopf, um ihr ein wenig Geborgenheit zu geben und ihre Angst abzubauen.

„Komm, kleine Gypsy-Lady, las uns schnell von hier verschwinden. Nicht hinschauen, mach einfach die Augen zu. Ich führe dich sicher hinaus.“ Gemeinsam verließen sie das Gebäude. Er warf einen schnellen Blick in den Wagen der Ganoven, fand jedoch nichts, was ihm weiterhelfen konnte. Er notierte sich das Autokennzeichen. Später hoffte er über die amtlichen Stellen, weitere Informationen über den Halter zu bekommen.

Dann stiegen sie in den Mercedes und fuhren davon. Roxana sank in ihren Sitz in sich zusammen. Sie hockte eine Weile da wie ein plattgefahrener Frosch, glotzte vor sich hin und rührte sich nicht. Plötzlich war sie nur noch müde, einfach unglaublich müde. Aber sie wagte es nicht, die Augen für länger als ein paar Sekunden zu schließen. Krampfhaft versuchte sie wach zu bleiben. Dabei war der Sitz, nach allem, was sie durchgemacht hatte, so angenehm, so warm und so verführerisch. Doch die Furcht in ihr wollte nicht weichen, steckte in jeder Faser ihres Körpers. Eine innere Stimme riet ihr auf einmal niemandem zu trauen. Nicht einmal dann, wenn er ihr gegenüber Partei ergriffen hatte und eigentlich auf ihrer Seite zu sein schien.

Janis sah gelegentlich zu ihr hinüber, drängte sich aber nicht auf. Sie musste in dieser Situation zunächst selber mit sich zurechtkommen. Ihre großen, rotgeweinten Augen schauten fragend auf die auf der Straße vorbeihuschenden Menschen, die jetzt mit ihrer Annäherung an Lugo immer zahlreicher wurden. Die Antwort auf die schmerzliche Frage, die sie seit Beginn dieses

Abenteuers quälte, hatte sich ihr noch nicht offenbart: Warum das alles, warum gerade mir? Von nun an würde sie hin- und hergerissen sein zwischen Todesangst und bebender Neugier, vor dem Schicksal, das sie erwartete.

Janis dachte darüber nach, was diese Geschichte sonst noch für Überraschungen für sie beide mit sich bringen würde. Er fühlte sich plötzlich nicht mehr wohl auf dieser vermaledeiten Straße nach Lugoj.

Jetzt hatte er von dieser gottverdammten Gegend endgültig die Schnauze voll. Gleich nach der Stadt wollte er auf die Autobahn und dann schnell nach Timișoara fahren. Zunächst einmal hieß es Abstand von all dem Grauen zu gewinnen. Dann brauchte eine gute Mahlzeit, eine Dusche und einen guten Whisky.

Eine Zeitlang sprachen beide kein Wort. Unter seiner Schädeldecke schienen seine grauen Zellen so langsam, aber sicher wieder ihre angestammten Plätze eingenommen zu haben. Sie wiederum schien sich, trotz all der erlittenen Strapazen, noch sehr tapfer zu halten. Wirklich, eine bemerkenswerte junge Frau. Er fragte sich, was er am Ende der Strecke mit ihr anfangen sollte. Doch irgendwie behagte es ihm nun nicht mehr, sie einfach an der nächsten Ecke ihrem Schicksal zu überlassen. Zunächst einmal würde er sie mitnehmen und sich ihre Geschichte anhören. Dann erst würde er sich überlegen, wie es weitergehen sollte.

KAPITEL 38 Zeno

Die Situation war zum Verzweifeln. Wer war der Mann mit dem in Griechenland zugelassenen Fahrzeug, der aus dem Nichts aufgetaucht und alles aus dem Ruder gebracht hatte? Einer der externen Mitarbeiter hatte den Konflikt mit dem Griechen gerade noch überlebt, konnte sein Mobiltelefon benutzen und seinen Standort durchgeben. Man fand ihn halbtot auf dem Gelände einer alten Fabrik. Der andere hatte leider das Zeitliche gesegnet.

Karl war erzürnt. Plötzlich kam ihm ein Gedanke und er begann sich mit diesem anzufreunden. Sollte er für die Schlamperei Odo anweisen, an irgendeinem seiner Schwachköpfe

ein Exempel zu statuieren? Doch dann verwarf er die spontane Eingebung wieder. Letztendlich brachte es ihn auch nicht weiter. Jetzt ging es darum, das Mädchen so schnell wie möglich zu finden und den Griechen unschädlich zu machen. Und er musste auf jeden Fall den Mädchenhändler kontaktieren, bevor es dieser von anderer Seite erfuhr. Denn dann konnten die Dinge eskalieren. Und nichts fürchtete er mehr als diesen Mann. Allein mit Odo und seinen paar Dorfdeppen mit ihren Spatzenhirnen, konnte er dieser Art von Gegner nichts entgegenhalten.

Einst durch Zufall mit dem Menschenhändler zusammengekommen, hatte sich im Laufe der Zeit eine gute Zusammenarbeit entwickelt. Keine Freundschaft, nur Business. Doch beide Seiten hatten auf ihre Art viel Geld verdient. Jetzt hieß es den Schaden zu minimieren und die Wogen zu glätten, sonst könnte ihm das Ruder entgleiten. Er musste den Geschäftspartner noch heute aufsuchen und ihn um seine Mitarbeit bitten. Dessen Leute waren ganz anderen Kalibers. Die wüssten schon, wie sie die Sache anpacken mussten.

Karl bedeutete Odo den Wagen vorzufahren. Bis in die Nähe des Menschenhändlers, hatten sie ungefähr drei Stunden Fahrt vor sich. Dann kam ein erster Checkpoint, wo er sich ankündigen musste. Den Mann direkt aufzusuchen war nicht möglich. Keiner wusste, wo er sich aufhielt. Nur sein engster Mitarbeiterstamm kannte seinen momentanen Aufenthaltsort. Alles ging immer von Mund zu Mund, bis man ihn endlich zu sehen bekam. Aus Sicherheitsgründen, wie der Mann immer beteuerte. Was man nicht wusste, konnte man auch nicht verraten. Denn wenn ihn je einer verriet, dann

Er trug Marian auf, die übrigen Mädchen an einen anderen Platz zu schaffen. Mit seinen Hornochsen hätte er dann die Einrichtungen zu säubern. Alles musste in einen derartigen Zustand versetzt werden, dass selbst bei einer polizeilichen Durchsuchung nichts auf etwaige Verbrechen hindeuten könnte. Das Landhaus sollte von allen Beteiligten für die nächsten Tage gemieden werden. Solange, bis man der kleinen Schlampe wieder habhaft geworden war.

Mit mulmigen Gefühlen nahm er im hinteren Teil des Wagens Platz, während Odo den Motor startete. Ingeheim hoffte

er, dass alles schnell wieder in Ordnung kommen würde. Ganz in seinen Gedanken versunken merkte er kaum, wie die Zeit verrann. Schon waren sie einige Zeit später an ihrem Ziel angekommen.

Es war schon später Nachmittag, als sie das ihm bekannte Haus in einem Bukarester Vorort erreichten. In der Hauptstadt regnete es leicht, die Temperatur war aber sehr angenehm. Odo verlangsamte die Fahrt und parkte direkt vor dem Gebäude. Gemeinsam gingen sie dann auf die Eingangstür zu, wobei sie sich nicht bemerkbar zu machen brauchten. Vor dem Haus lungerte ein alter Zigeuner herum, der aussah als hätte er schon seit vierzig Stunden nicht mehr geschlafen. Er bewegte sich wie ein Boxer, der versuchte wieder auf die Beine zu kommen, während er ausgezählt wurde. Drei Halbwüchsige, mit von blauen Flecken übersäten Gesichtern, hatten sich zu ihm gesellt. Sie lungerten unter den Fenstern neben der Tür herum und schauten Karl mit hungrigen, kalten Augen an.

„Ich bin hier, um mit Zeno zu sprechen“, sagte Karl mit arroganter Distanziertheit.

„Zeno ist beschäftigt“, kam es von einem der Jungen, der Karl am nächsten stand. Seinen Narben nach zu urteilen, musste er an mindestens einem guten Dutzend Messerstechereien beteiligt gewesen sein. Er trug ein schmutziges braunes T-Shirt, Jeans und braune löchrige Lederschuhe. Beim Sprechen stahl sich eine seiner Hände Unheil verkündend hinter seinen Rücken.

„Er ist nicht zu beschäftigt, um mich zu empfangen“, erwiderte Karl mit herrischer Stimme, zauberte einen Ley-Schein hervor und reichte ihn dem Jungen.

„Zeno wird mich jetzt empfangen“, forderte Karl bestimmend.

Der Junge hatte den Geldschein verschwinden lassen, ging dann auf die Tür zu und klopfte dreimal dagegen. Mit einer spöttischen Verbeugung und einem hämischen Grinsen, bedeutete er Karl einzutreten. Im Halbdunkel des Treppenhauses stand ein weiterer Unbekannter auf der Schwelle der Treppe. Er erinnerte Karl an eine mit schwarzem Filzstift gezeichnete Karikatur. In seinem Fahrwasser führte er die Ankömmlinge nach oben. Dann dirigierte er sie den Gang entlang zu einem Zimmer, dessen Tür nur angelehnt war.

Als sie den düsteren Raum betraten wurde es Karl bewusst, dass der Junge draußen keine leeren Ausflüchte, sondern die Wahrheit bezüglich Zeno gesagt hatte. Er war im wahrsten Sinne des Wortes beschäftigt gewesen und schien seine Geschäfte eben erst abgeschlossen zu haben. In diesem Moment schlang er sich ein großes Badetuch um die nackte, aufgedunsene Mitte und wischte sich den Schweiß von der schwarz behaarten Brust. Neben ihm zog gerade eine hübsche, rothaarige Frau ein Kleid über ihre üppigen Brüste hoch. Sie schien sich im Beisein der Fremden nicht im Geringsten um Zucht und Anstand zu scheren.

Auf dem Bett hinter ihr, lag ausgestreckt auf dem Bauch ein zweiter weiblicher Körper. Eine sehr junge Frau wälzte sich schamlos, unbekleidet und glänzend vor Schweiß, von einer Seite des Bettes auf die andere. Einen Moment lang gestattete sich Karl, sie unverhohlen zu bewundern. Es war Jahre her, dass ihm ein solcher Genuss zuteilgeworden war. Denn trotz seiner Vorliebe für junge Knaben, hatte er von seinem Schöpfer dieselben gottgegebenen Bedürfnisse mitbekommen. Doch sogleich wurde sein Blick wieder kühler, distanzierter.

„Nicht ganz euer Geschmack, wie?“ Karls Ausdruck ließ den Gastgeber falsche Schlüsse ziehen. „Keine Sorge, Exzellenz. Ich habe noch mehr davon. Was wäre euch denn lieber? Bauernmädchen aus der Provinz? Extraklasse, die treiben es wie die Maultiere. Oder vielleicht eine Dunkelhäutige, erfahren in tausendundeiner Stellung, einem Mann Lust zu bereiten? Falls ihr jedoch patriotisch gestimmt seid, habe ich sogar Mädchen aus gutem Hause aus der Stadt hier. An denen könnt ihr euch für den Verrat an ihrer sozialen Stellung schadlos halten. Allerdings kostet es euch ein kleines Extra, wenn sie danach zu nichts mehr zu gebrauchen sind.“

Karl starrte diesen Idioten an, der da halbnackt vor ihm stand. Die eingedrückte Boxernase und die schweren Wangenknochen in seinem Gesicht, schienen eher zu einem Bullen als zu einem Menschen zu passen. Er hatte lichtetes Haar und trug um den Hals eine dicke goldene Kette. Beim Sprechen spielte er damit mit den klobigen Fingern hin und her. Es kostete ihn seine ganze Zurückhaltung, diesen Einfaltspinsel nicht auf der Stelle von Odo zerquetschen zu lassen.

„Ich bin nicht der Mädchen wegen hier“, sagte Karl kurz angebunden. „Ich möchte . . .“

„Knaben?“ Die dicken Lippen des Gastgebers verzogen sich zu einem lüsternen, höhnischem Lachen. „Ich kann euch Knaben beschaffen, mein Freund. Alles kein Problem! Manchmal gebe ich mich ihnen auch selbst hin, schließlich muss ich den Geschmack meiner Kundschaft verstehen, nicht wahr? Aber das wird einen Moment dauern. Die werden woanders gehalten.“

Die Rothaarige, die sich gerade ankleidete als Karl im Zimmer erschien, verließ das Zimmer und kehrte alsbald mit einem Glas Bier zurück. Zeno nahm es ihr achtlos aus der Hand. Er leerte es fast in einem Zug und stellte das Glas dann einfach auf einer sich im Zimmer befindlichen Kommode ab. In die so entstandene Pause setzte Karl erneut an.

„Schluss jetzt! Keine Mädchen, keine Knaben. Ich bin wegen Casian hier. Ich muss ihn sprechen. Dringend. Und es duldet keinen Aufschub. Rufe ihn an. Jede Verzögerung bringt uns alle in Gefahr.“

Zeno, sichtlich ernüchtert durch diese Worte, fing an die Frauen aus dem Zimmer zu scheuchen. Da die Rothaarige aber nicht schnell genug darauf ansprach, weil sie gerade ihre Kleider nochmals an ihren Körper anpasste, schubste er sie einfach schroff Richtung Tür. Sie ließ sich jedoch nicht scheuchen, straffte erneut ihre Unterwäsche, strich über ihren Rock und hob ihn nochmals an. Wie ein Flittchen, dass die Kleider hob, um ihr bestes Stück zur Schau zu stellen.

„Ist ja schon gut, ich geh ja schon“, schnauzte sie ihn an. „Und ich Idiotin dachte, du wolltest aus Liebe mit mir ins Bett gehen. In Wirklichkeit aber wolltest du mich nur bumsen. Fick dich!“ Ihre darauffolgende weit ausholende Handbewegung deutete vage Möglichkeiten an, die viel zu nebulös waren, um sie konkreter fassen zu wollen.

Zeno achtete nicht weiter auf sie. Er öffnete darauf eine der Schubladen der Kommode und holte ein Mobiltelefon heraus. Dann ergriff er sein Bierglas und leerte den Rest. Schließlich wählte er und wartete. Kurz darauf meldete sich jemand am anderen Ende. Kurz angebunden erklärte Zeno sein Begehrt und wartete erneut.

„Was gibt's?“, fragte eine befehlsgewohnte Stimme am anderen Ende. „Wer will mich sprechen?“

„Zeno hier. Ich habe heute Besuch bekommen von Karl, dem Deutschen. Er ist ganz aus dem Häuschen, möchte dich unbedingt treffen.“ Dann wurde das Telefon an den Teutonen weitergereicht. Kurz und bündig teilte er sein Begehrt mit, am Telefon jedoch keine Details. Man würde sich in einer Stunde an einem Zeno bekannten Ort treffen. Die Verbindung war auch schon wieder unterbrochen. „Ich mach mich kurz fertig und dann geht's los, Leute“, sagte Zeno und schon war er im Badezimmer verschwunden.

KAPITEL 39 Casian

Der athletisch gebaute Mann stand im Garten seines Anwesens, das direkt am Ufer eines kleinen Sees angrenzte. Es nieselte ganz leicht. Von hier aus hatte er einen herrlichen Blick über die ganze Umgebung, die an ein kleines Paradies erinnerte. Er fühlte in diesem Moment, als sei er allein auf der Welt, als seien alle anderen Lichtjahre von ihm entfernt.

Eine kleine Unsicherheit wühlte in seinem Innern, seit er Zenos Anruf entgegengenommen hatte. Er verspürte den Wunsch allein zu sein, allein mit dieser Weite. Ein frischer, feuchter Geruch drang ihm entgegen, gleichzeitig prasselte der feine Regen auf ihn herab. Doch ganz in seine schwarze Mönchskutte gekleidet, konnte ihm die Feuchtigkeit nichts anhaben.

Er wandte sich wieder dem Haus zu. Plötzlich sah er einen seiner Mitarbeiter, der ebenso ganz in schwarz gekleidet, herannahte. Als dieser bei ihm war, gab er zu verstehen, dass die erwarteten Personen da seien. Eine erste Person erschien, dann eine zweite, beide bis an die Zähne bewaffnet. Seine persönliche Leibwache war immer in seiner Nähe. Auf den letzten Metern bis zum Haus dachte er über die nahe Zukunft nach.

In seinem Alter waren die wahren Feinde nunmehr im Innern des menschlichen Körpers und verrichteten ihre zerstörerische Arbeit. Sein Arzt hatte ihm letztens einige besorgniserregende Testergebnisse vorgelegt. Ohne zu wissen,

worauf das Ganze letztendlich hinauslaufen würde, hatte es in ihm gewaltige Veränderungen bewirkt. Manchmal fühlte er sich als Totgeweihter, für den es galt, jeden Tag zu erleben, als ob es sein letzter sei.

Nun verschenkte er keine Minute mehr, lebte intensiver und versuchte zu genießen, was immer er nur konnte. Der Mediziner war letztendlich nicht in der Lage, ihm eine konkrete Diagnose zu erstellen. Momentan konnte er noch nicht erkennen, worin das Problem lag. Warum musste ihn diese Situation jetzt ereilen? Warum nicht früher?

Er schritt gemäßigten Schrittes in den großen Wohnraum, das ihm als Arbeitsraum diente. Die Einrichtung zeugte von gutem Geschmack. Die Wände waren mit Eichenholz vertäfelt, ringsherum zeugten große Wandregale voller Bücher, dass hier ein belesener Mensch zuhause war. Eine mit teuren Ledern bezogene Sitzgruppe belegte die linke Seite des Raumes. Auf einer großen edlen Kommode aus Massivholz, sah man ihn auf einem Foto mit dem derzeitigen Erzbischof des Landes. Der Kirchenvater hatte ihm fürsorglich den Arm um die Schultern gelegt. Sie lächelten wie gute Freunde in die Kamera.

Den Kern des Raumes bildete ein riesiger Schreibtisch aus massivem Eichenholz. Mit seinen Verzierungen und bronzenen Schubladengriffen, schien er aus einer anderen Epoche zu sein. Er nahm hinter dem Schreibtisch in einem riesigen Drehstuhl Platz. Sein Mitarbeiter erschien erneut und kündigte die Gäste an.

„Ja, ja, schon gut! Sie sollen reinkommen“, antwortete er gelangweilt. Der Mitarbeiter machte sich wieder davon.

Gleich darauf betraten Karl, gefolgt von Odo und Zeno den Raum. Einer Audienz gleich empfing sie Casian zunächst mit freundlichem Gemüt. Er entschuldigte sich dafür, dass man ihnen, auf dem Weg hierher, Kapuzen übergezogen hatte. Nur so war aber gewährleistet, dass sie nicht wussten, wo er sich aufhielt. Und je weniger sie wussten im Leben, desto besser war es!

Man tauschte Banales aus, sprach über die guten, alten Zeiten, als Casian noch selbst im Feld aktiv war und die Ware einsammelte. Er scherzte darüber, dass er jetzt ein wenig eingerostet sei und diese Tätigkeiten anderen überlies. Doch wer ihn sah wusste sofort, dass er ein Mann war, der es mit einem

halben Duzend anderer gleichzeitig aufnehmen konnte. Dann ging es ins Eingemachte. Zeno und Odo wurden nach draußen verwiesen. Das nun folgende Gespräch würden sie unter vier Augen führen.

Der Deutsche berichtete ausführlich über das bisher Geschehene. Sein Gegenüber hörte sich zunächst alles in Ruhe an, so als ob er eine nette Geschichte erzählt bekam. Er fragte sich, was sich dieser Grieche dabei dachte, sich in ihre Angelegenheiten einzumischen. Und, wie stellte er sich dies vor? Glaubte er denn, wenn die Jagd lange genug andauerte, dass der Fuchs anfang sich einzubilden die Hunde zu jagen? In seinem Inneren begann sich ein Plan abzuzeichnen. Er glaubte zu wissen, wie sie die Suche bezüglich des Mädchens angehen müssten.

„Du schickst mir einen deiner Männer, der die Kleine identifizieren kann. Er hört nur auf meine Leute, unternimmt ansonsten keine eigenen Schritte. Das sollte ihm klar sein. Ich werde keinen Ungehorsam dulden und ich denke du weißt, was das bedeutet. Du gehst weiterhin deinen Geschäften nach. Selbstverständlich hältst du dich in naher Zukunft von eurem Landwesen fern. Um das kleine Biest brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Die werden wir schon aus ihrem Loch heraustreiben, und wenn ich das ganze Zigeunerndorf niederbrennen muss.“

„Bist du dir sicher, dass die kleine Brut nicht zur Polizei geht und uns anzeigt? Ich kann mir zwar nicht vorstellen, wie sie das Anwesen wiederfinden soll, aber schließlich weiß man nie“, fragte Karl erregt.

„Mach dir darüber keine Gedanken. Zur Not wird es dich an den richtigen Stellen nur eine Stange Geld kosten. Davon hast du ja genug verdient. Also mach dir nichts draus. Es darf aber nicht mehr vorkommen. Ihr müsst professioneller arbeiten.“ Bald darauf hatte er den Deutschen verabschiedet. Sie mussten sich wieder die Kapuzen überziehen und traten die Rückfahrt an.

Ein paar Augenblicke später betraten zwei furchteinflößende Schlägertypen den Raum und stellten sich wie Lausbuben, die man beim Kaugummiklauen erwischt hatte, ehrfürchtig vor Casian hin. Der erste war ungefähr vierzig Jahre alt, trug einen dunkelbraunen Anzug. Er war ein großgewachsener

Mann mit der Statur eines Schwergewichtsboxers. Seine borstigen pechschwarzen Haare wirkten wie Glas und waren militärisch kurz geschnitten. Seinem Aussehen nach zu urteilen war er ein Haudegen, der sicherlich vor keiner Schandtat zurückscheute. Das kantige Kinn, das sein Gesicht unterstrich, gab ihm das Aussehen eines harten Mannes, der schon etliche Male mit harten Bandagen gekämpft hatte. Der neben ihm stehende war ein Schrank von einem Kerl. Er hatte einen stämmigen Körper und sehr muskulöse Arme, die in riesigen prankenähnlichen Händen, die an Bratpfannen erinnerten, endeten. Mit einem Dreitagebart wirkte ein Gesicht wie eine Maske.

„Vlad, du führst die ganze Sache an. Fangt beim Zigeuner-Ghetto an, da wo uns die kleine Hexe ins Netz gegangen ist“, sagte er zum Schwergewichtsboxer. „Ich möchte jedes Mal unterrichtet werden, wenn es etwas Neues gibt. Es ist mir egal wie, aber ich möchte, dass ihr die Hand auf diesen weiblichen Teufel legt. Schnappt sie euch, auch den anderen, den angeblichen Griechen.“

Casian sprach zu ihnen kurz und bündig. Seine Anweisungen waren präzise und beide wussten, dass sie diese aufs Wort genau auszuführen hatten. Es ging ihm ganz gehörig gegen den Strich, wenn seine Leute seinen Befehlen nicht hundertprozentig Folge leisteten. Disziplin war das Fundament erfolgreicher Arbeit. Er war der unumstrittene Führer und erwartete von ihnen, dass sie sich daran festhielten, sonst war die Hölle los.

Nachdem er mit ihnen alles abgesprochen hatte, verabschiedete er die beiden und ging dann wieder nach draußen in den feinen Regen hinaus. Als er die Kapuze von seinem Kopf heruntergestreift hatte, genoss er wieder die kleinen Tropfen, die erfrischend auf sein Gesicht fielen. Er wusste, er strahlte immer noch die gleiche, kaum zu bändigende Energie aus. Seine durchdringenden Augen, mit denen er schon früher den Dingen begegnet und mit denen er seine Männer in seinen Bann geschlagen und mitgerissen hatte, schienen immer noch dynamisch und voller Tatendrang. Vielleicht, so dachte er sich, sollte er auf seine alten Tage hin doch noch einmal auf die Jagd gehen. Auf die Jagd, . . . nach Menschen.

ROXANA

KAPITEL 40 Roxana & Janis sicher im Hotel

Noch während der Fahrt auf der Autobahn hatte er im Hotel Alba in Timișoara zwei angrenzende Zimmer mit Verbindungstür gebucht. Er war in den letzten Jahren schon mehrere Male dort abgestiegen und schätzte das Ambiente des gediegenen Hauses, zumal sehr ruhig in der Aleea Ghirodei gelegen.

Sie hatte sichtlich dagegen angekämpft wach zu bleiben und konzentriert zu sein. Letztendlich war sie aber dennoch, durch das monotone Brummen des Motors, irgendwann vollkommen erschöpft in ihrem Sitz eingeschlafen. Immer wieder hatte er während der Fahrt zu ihr hinübergeschaut. Er hatte eine junge Frau gesehen, die sich von Alpträumen gequält in ihrem Sitz hin und her gewälzt hatte. Hier und da hatte sie ein wenig gewimmert, einige unverständliche Worte gesprochen und mit dem rechten Arm gezuckt. Jetzt hatte sie die Augen geschlossen. Ein leises Stöhnen kam über ihre Lippen, als sie sich ein wenig regte.

Bald hatte er den Flughafenbereich Timișoaras hinter sich gelassen. Dann nahm er die nächste Ausfahrt, die zur Stadtmitte führte. In dem Moment, indem er von der Autobahn runterfuhr und die Geschwindigkeit drosselte, bewegte sie sich und floh aus ihren Träumen. Einige Augenblicke später schlug sie die Augen auf. Das arme kleine Ding bekam langsam wieder Farbe im Gesicht. Er betrachtete sie einen Moment lang und hoffte, dass sie beim Erwachen keine Panikattacke bekam und zu schreien anfang.

„Roxana, komm, nimm meine Hand“, flüsterte er ihr zu. Er umfasste mit seiner Rechten die kleinen Finger ihrer linken Hand und drückte sie sanft. So hielt er sie während der Fahrt eine ganze Weile in der seinen. Sie wiederum drückte die seinen fest und verzweifelt. Nie würde er diesen Händedruck vergessen. Ihre kleinen zerbrechlichen Finger, hatten sich buchstäblich an seine angeschweißt.

Er wollte ansetzen, um etwas über die Realität der Dinge zu sagen, über Chancen und Risiken und darüber, was sich alles gegen sie verschworen hatte. Letztendlich ließ er es aber sein, um sie nicht zu ängstigen. Sie sollte momentan mit der Hoffnung leben, dass sich alles zum Besten wenden würde. In diesem Augenblick war schließlich falsche Hoffnung, besser als gar keine.

Das Hotel Alba hatte einen kleinen neoklassizistischen Touch, einen großen Parkplatz und eine gepflegte Gartenanlage mit Pool. Endlich dort angekommen, fühlte er sich sogleich viel besser. Als sie durch die Lobby schritten, konnte er erkennen, dass Roxana von dem was sie mitgemacht hatte, doch stärker mitgenommen war, als ihr selber bewusst schien.

An der Rezeption gab es zunächst keine Menschenseele. Nur ein älterer Herr jagte mit einer Fliegenklappe einem lästigen Fluginsekt hinterher. Sobald er die Ankommenden erblickte, unterbrach er seine Bemühungen für einen Moment. Schließlich begann er wieder den Kampf mit der Mücke und schlug resigniert nach ihr. Als dirigierte er mit seiner Klatsche ein unsichtbares Orchester, jagte er in der Lobby umher und versuchte die teuflische Fliege zu erwischen. Nach einer Weile setzte er sich unverrichteter Dinge in einen Sessel, ohne zu merken, dass sich der Widersacher auf seiner Schulter niedergelassen hatte.

Endlich erschien der Rezeptionist an seinem Arbeitsplatz. Corvin, ein freundlicher und sehr aufgeweckter rumänischer Zeitgenosse begrüßte sie herzlich. Er war offiziell Rezeptionist, aber auch ein Mann für alle Fälle. Janis kannte ihn mittlerweile sehr gut. Der Bedienstete war ihm schon, bei diversen früheren Aufenthalten im Hotel, zur Hand gegangen. Nebst Englisch, Französisch und Deutsch sprach er weitere Sprachen fließend und legte auch gerne Hand an, wo Not am Mann war.

„Guten Tag Herr Janis, wie geht es Ihnen heute? Oh, und wen haben wir denn da? Ich sehe, Sie sind in charmanter Begleitung.“ Er rümpfte ein wenig die Nase. Aber gerade nur so viel, dass Janis sich noch beherrschen konnte und darauf nicht ansprach. „Wenn darf ich heute als Ihre äußerst charmante Begleiterin eintragen, Ihre ah, Tochter oder Nichte?“

„Nein, nein, schreiben Sie einfach meine Lebensgefährtin“, raunte Janis, der momentan sichtlich nicht gut aufgelegt war.

Er war müde und verbraucht. Und es wurmte ihn innerlich ungemein, dass er wie ein gebeuteltes Hund das Weite hatte suchen müssen. Jetzt musste er sich erstmal hier verstecken und seine Wunden lecken. Verdammte Kacke!

Corvin zuckte mit der Schulter. Dabei grinste er schelmisch, rief Janis Koordinaten auf seinem Computer-Bildschirm auf und bestätigte die vorher telefonisch aufgezeichnete Buchung.

„So, gleich haben wir es“, sagte er, kodierte Magnetkarten für die Zimmertüren und reichte sie dann an ihn weiter.

„Danke Corvin“, sagte Janis. „Und bitte, keine weiteren Fragen mehr. Ich schätze ihr Einfühlungsvermögen für entsprechend ausgebildet, dass sie wissen, wo man einen Punkt machen muss. Im Moment bin ich einfach erschöpft.“

„Darf es sonst noch etwas sein, der Herr?“, fragte der Rezeptionist diskret. Er hob eine Augenbraue an und nickte in Roxanas Richtung. Dieses verwahrloste Mädchen hatte ein gewisses Maß an weiblicher Ausstattung nötig. Das sah sogar ein Blinder.

„Später, Corvin, später“, erwiderte er. Worauf er seinen kleinen Koffer und Roxana bei der Hand nahm und mit ihr zum Aufzug floh. Endlich in seinem Zimmer angekommen, bei verschlossener Tür, fühlte er sich sicher. Ohne zu wissen warum, nahm er die Kleine jetzt einfach in den Arm, drückte sie fest an sich. Sie ließ es geschehen, und so verweilten beide eine ganze Weile. Es war wie ein Auftauen der Sinne und Gefühle, nach all den Strapazen der letzten Stunden.

„Geschafft! Endlich wieder festen Boden unter den Füßen“, sagte er auf einmal.

Als sie jetzt aufrecht vor ihm stand, war er auf einmal überrascht, wie winzig sie ihm vorkam. Wie ein kleines Vogelkücken, dachte er und registrierte, dass sie genau so aussah, wie er sich fühlte. Dann jedoch schaute er sie sich eingehender an, denn bisher hatte er noch keine Gelegenheit dazu gehabt. Er musterte sie wie ein Handwerksmeister das Innenleben einer Uhr. Langsam ging er um sie herum, um ihr Profil aufzunehmen. Zum ersten Mal bemerkte er, dass sie letztlich gar nicht so klein war. Sie hatte einen wunderbar gut proportionierten Körper, der ungefähr 165-170 groß war. Ihr hübscher, kleiner Kopf unterstützte die ganze Erscheinung sehr harmonisch. Die gerade, sanfte Nase war von mustergültiger Ebenmäßigkeit. Ihr Gesichtsausdruck wurde durch eine hochgezogene Augenbraue unterstrichen. Ihre

Bewegungen waren graziös und es war Janis vergönnt, einen Blick auf wohlgeformte Beine und Füße werfen zu können, wobei letztere in lederne, abgewetzte Sandalen steckten. Eine kleine, stolze Esmeralda in Natur. Wohlwollend lächelte er sie an. Plötzlich wurde ihm bewusst, was es hieß, mit nichts im Leben am Leben zu sein.

Daraufhin versuchte sie in ihrer Trauer ihr Bestes, wagte mehr schlecht als recht den Versuch eines Lächelns. Plötzlich schimmerten, zwischen ihren leicht geöffneten Lippen, ihre Zähne wie Elfenbein hindurch. Um sie ein wenig aufzuheitern, machte er ihr ein paar dumme und lustige Bemerkungen. Endlich begann sie sich zu regen. Ihre Gesichtszüge nahmen langsam einen warmen, angenehmen Ausdruck an. Ihre Haut schien nicht mehr wie der ergraute Marmor eines Grabes. Völlig überraschend erschien es ihm für einen Augenblick, als sei ihr Gesicht von unglaublicher Schönheit.

Ihre Haut schien auf einmal so verlockend wie der erste Pfirsich des Sommers. Die samtgoldene Haut weckte in ihm den unwiderstehlichen Wunsch, kräftig hineinbeißen zu wollen und das süße, saftige Fruchtfleisch darunter zu schmecken. Das lange, naturgelockte Haar trug sie offen. In ungebändigter Fülle floss es über ihren Rücken bis unterhalb der Schulterblätter. Die einfache, kurze Bluse und der mittellange Zigeunerrock mochten irgendeine Billigware sein. Ihr Körper aber war so exotisch, wie der einer Wildkatze.

Das Lichtspiel der Nachmittagssonne, das durch das Fenster fiel, verlieh ihren Augen ein zauberhaftes Glühen und ihrer Haut das bleiche, weiße Aussehen gemeißelten Marmors. Augen wie Juwelen, dachte er, in einer von der Natur gefertigten Fassung.

Auf einmal merkte er, dass dieses kleine Geschöpf ihn vollkommen eingefangen hatte. All seine Sinne waren durch den Schock dieser Erkenntnis wie betäubt. Es war ihm, als wäre er durch ein starkes Licht geblendet worden. Er war auf einmal nicht mehr Herr seiner selbst. In diesem Moment überwältigte ihn eine unbeschreibliche Begierde nach ihr und das Verlangen, in der schwärzesten Nacht auf ihr zu liegen. Doch sogleich entfloh er wieder der Traumwelt. Er begann wieder klar zu denken und

verdrängte die unsinnigen Gedanken, die ihm so urplötzlich gekommen waren.

Sie begann sich langsam wieder zu regen. Ihre Augen wanderten hin und her, suchten einen Fixpunkt, und dann hatte sie endlich ein Ziel. Sie wollte nur noch ins Bad. Wollte den Dreck und den Schweiß von sich waschen und herunterschrubben, die die letzten Tage heraufbeschworen hatten. All die Erinnerungen an all die grässlichen Dinge, die ihr widerfahren waren, wollte sie einfach hinunterspülen, so, als wären sie nie geschehen.

„Du gehst jetzt in dein Zimmer und machst dich frisch“, sagte er auf einmal. „In Ordnung? Bitte, gehe nicht aus dem Raum. Ich werde in der Zwischenzeit einige Kleidungsstücke für dich besorgen, Denn so wie du aussiehst, kannst du nicht herumlaufen. Schließlich sucht man eine Zigeunerin. Also müssen wir zunächst dein Outfit ändern. Danach werden wir essen. Ich bitte dich, noch ein wenig Geduld zu haben. Und nochmals, verschließ die Tür und geh nicht aus dem Zimmer.“ Roxana nickte nur zu alldem. Letztendlich konnte sie sowieso nichts anderes tun. Sie musste erstmal wieder Oberwasser bekommen. Allein in ihrem Zimmer verschloss sie die Tür.

Janis suchte sein eigenes Bad auf, duschte auf die Schnelle, zog sich frische Sachen an. Dann fuhr er mit einem Taxi zum großen Einkaufszentrum *Julius Mall*, das im Stadtzentrum gelegen war. Er musste zunächst einmal dafür sorgen, dass dieses kleine Geschöpf ein wenig Abstand von all den grässlichen Geschehnissen nahm und wieder ein wenig Selbstvertrauen gewann. Dann konnte er daran gehen sie auszufragen, um den Dingen auf den Grund zu gehen. Schließlich wollte er in Erfahrung bringen, was dies für eine verrückte Geschichte um sie herum, war. Vor allem aber wurmte es ihn herauszufinden, welcher dahergelaufene rumänische Flegel es sich erlaubt hatte, seine Leute auf ihn schießen zu lassen. Doch alles zu seiner Zeit. Zunächst einmal galt es ihr Selbstwertgefühl anzuheben. Und wie konnte man das Gemüt einer Frau am besten heraufsetzen und aufwerten? Mit Kleidern, Schuhen, Parfüm und ähnlichem Weiberkram.

In den diversen Boutiquen des Einkaufszentrum erstand er einige Sachen für sie, hoffend, ihren Geschmack und ihre Größe

getroffen zu haben: Kleidungsstücke, Unterwäsche, Accessoires, Hygieneartikel und Schuhwerk. Bald darauf war er wieder im Hotel. Da er vermeiden wollte, an diesem Abend noch mit ihr ins Hotelrestaurant hinuntergehen zu müssen, trug er dem Rezeptionisten auf, in einer halben Stunde ein Dinner aufs Zimmer bringen zu lassen.

In seinem Zimmer angekommen, klopfte er anschließend Gentleman-Like an die Verbindungstür. Roxana öffnete ihm sogleich. Sie war in einem weißen Bademantel gewickelt, den es als Service-Ausstattung im Bad gab. Ihre Haare, die wahrscheinlich noch nass waren, hatte sie in ein weißes Badetuch gewickelt. Sie sah viel frischer und munterer aus, als zwei Stunden zuvor. Ein Lächeln zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab, als sie ihn erblickte. Er betrat ihr Zimmer, zog den einzigen Stuhl heran, den es gab und nahm darauf Platz. Dann streckte er ihr die Einkaufstüten hin.

„Hier, kleine Gypsy-Lady. Ein paar neue Sachen für dich, denn dein Outfit lässt wirklich viel zu wünschen übrig. Bitte, nimm's nicht persönlich. Ich möchte dich nicht beleidigen. Aber es muss sein“, entschuldigte er sich, damit der Rest ihres Stolzes nicht von der offensichtlichen Armut beschmutzt wurde. „Außerdem sind deine Kleider schon sehr abgetragen und vor allem, sehr schmutzig.“ Roxana jedoch strahlte auf einmal über das ganze Gesicht, als sie all die Einkaufstüten in der Hand hielt.

„Bitte Herr Janis, verschonen Sie mich jetzt mit weiteren Reden, ich möchte die Sachen anprobieren.“ Sie hatte wie alle junge Frauen in ihrem Alter nur noch Augen für die Klamotten. Weiber, dachte er. Alle gleich!

Roxana nahm die Sachen, packte sie fieberhaft aus. Der Verzückung in ihrem Gesicht nach zu urteilen, schienen sie ihr sehr zu gefallen. Sie wählte zunächst einige Stücke aus, schaute dann verlegen zu ihm. Sie versuchte ihm anzudeuten, dass sie nun zum Umkleiden ins Bad musste.

„Komm Kleines, ziere dich nicht so“, amüsierte er sich. „Ich habe schon mehr als eine Jungfrau in Unterwäsche gesehen. Wir sind moderne Menschen, oder? Aber wenn es sein muss, gehe ins Bad. Aber mach zügig, ich habe später noch eine Verabredung.“ Er hatte mit Stelios telefoniert, hatte ihm die

Adresse durchgegeben, wo er zu finden sei. Der Freund würde spätestens in einer halben Stunde hier sein. Da sie zögerte, fügte er noch scherzhalber hinzu: „Wenn du dich jetzt nicht spurst, ziehe ich dich persönlich aus“ Da musste auch sie lachen. Natürlich unternahm er nichts dergleichen, betrachtete sie stattdessen in aller Ruhe.

Das Leben hatte ihr schon einige Erfahrungen beschert. Somit erkannte sie einen Gaffer sofort, wenn sie einen vor der Nase hatte. Aber anders als die Blicke der Männer, die sie sich sonst ohne ihre Kleider vorstellten, ruhten seine nur in den ihren. Er schien ganz von ihr eingenommen zu sein, wie hypnotisiert. Wenn sie jemanden kennenlernte, suchte sie nach Zeichen in seinem Gesicht, seiner Körperhaltung und seinen Bewegungen. Sie blickte ihm in die Augen und registrierte, ob sie zurückschauten oder ihr auswichen, ob sein Lächeln offen, ängstlich oder gekünstelt war. Die Art und Weise, ebenso wie den Druck und die Festigkeit eines Händedrucks, behielt sie weit besser in Erinnerung als irgendwelche austauschbare Buchstabenkonzentrationen, die sich zu einem Namen zusammenfügten.

Sie schickte sich an, mit den neuen Kleidern ins Bad zu schlüpfen. Im Vorbeigehen wuschelte sie ihm ganz unwillkürlich mit der Hand durchs Haar. Er zuckte zusammen. Es fühlte sich an, als ob er für den Bruchteil eines Moments von einem Elektroschock getroffen worden war. Dann lehnte er sich so gut es ging in seinen Stuhl und harpte der Überraschung, die gleich aus dem Bad kommen würde.

Vor langen Jahren hatte er die Erfahrung gemacht, dass das Bewusstsein schöne Sachen zu tragen, Frauen von innen heraus leuchten ließ. Endlich erschien Roxana. Als sie endlich wieder erschien und er ihr strahlendes und leicht verlegenes Lächeln sah, schlug sein Herz zunächst ein paar Purzelbäume. Um weiteren gesundheitlichen Problemen vorzubeugen, musste er es erst einmal zur Ordnung rufen.

Sie hatte sich für das beigefarbene Kleid entschieden, das an der Brust etwas tief eingeschnitten war. Es setzte weit über ihren Knien an und betonte ihre wohlgeformten Oberschenkel. Es war von oben bis unten mit Knöpfen durchzogen, sodass man die Tiefe

des Ausschnitts und die Öffnung zwischen den Schenkeln selbst bestimmen konnte. Um die Taille hatte sie das Kleid mit einem schicken braunen, ledernen Indianer-Gürtel abgebunden, dessen Enden an der Seite herabhingen. Ihre strapazierten Füße steckten in ledernen Sandalen in der Farbe des Gürtels, wobei er der Meinung war, dass er sie eine Nummer zu groß gekauft hatte. Eine einfache Tribal-Halskette setzte die nötigen Akzente, um das Ganze zu einer wohlwollenden Erscheinung abzurunden.

„Mein Gott“, sagte er voller Bewunderung. „Roxana, lass dich anschauen. Du siehst einfach fantastisch aus!“ Vor ihm stand auf einmal nicht mehr das schmutzige, abgekämpfte, durchtriebene Zigeunermädchen, das er aus freien Stücken nie in sein Auto, geschweige denn in sein Zimmer eingelassen hätte. Plötzlich offenbarte sie sich wie eine sehr modern erscheinende junge Europäerin. Und die Sachen, passten ihr ausgezeichnet. Wie hieß es so schön: Kleider machen Leute! „Und, wie gefällt du dir selbst? Hast du dich schon früher so angezogen?“, fragte er aus echtem Interesse.

Noch vom eigenen Anblick überrascht, strahlte sie über beide Backen. Noch nie in ihrem Leben hatte sie solch feine Kleider am Leib getragen. In ihrer armen Welt, in der sie aufgewachsen war, gab es zum einen kein Geld dafür, zum anderen sahen die Familie und der Klan die Dinge eben mit anderen Augen.

„Aber Herr Janis, wie könnte ich es wagen mich so anzuziehen. Meine Familie würde es nicht dulden“, sagte sie mit einem tiefen Seufzer.

„Ach, komm, so schlimm können deine Leute doch nicht sein. Du siehst doch so hübsch aus darin. Warum sollten sie etwas dagegen haben?“, sagte er um sie bei Laune zu halten, obwohl er genau über die Verhältnisse der Sitten und Bräuche der Zigeuner im Bilde war. Darauf begann er ihre alten Sachen in eine der leeren Einkaufstüten einzupacken.

„Aber Herr Janis, was machen Sie denn da?“, sagte sie auf einmal erstaunt. „Ich kann doch nicht in diesem Aufzug auf die Straße.“

„Natürlich kannst du!“ Er hatte die letzten Worte herzlich und überzeugend aussprechen wollen. Letztendlich klangen seine

Worte aber ein wenig mechanisch, denn er war immer noch in ihren bezaubernden Anblick versunken.

„Meine Leute sehen dies leider ein wenig anders. Dieses Kleid ist viel zu kurz, der Ausschnitt viel zu tief. Unabhängig davon, ob es an einer Frau schön aussieht oder nicht. Es gefällt auch unseren Männern, wenn sie es in Filmen oder auf der Straße, an anderen Frauen, sehen. Aber an der eigenen, der Tochter oder Schwester, duldet man Derartiges nicht“, fuhr sie deprimiert fort.

Janis antwortete nichts darauf. Plötzlich stand er auf und nahm ihre beiden Hände in die seinen. Einen Moment lang betrachtete er sie nur, ließ dann eine Hand los und deutete ihr an, eine Pirouette zu auszuführen. Sie exekutierte sofort. Daraufhin ließ er sie los, ergriff die Seitenteile ihres Kleides und öffnete zwei weitere Knöpfe an ihrer Brust, damit sie noch reizvoller aussah. Sie wehrte sich nicht, ließ es geschehen. Ihre Haut war ganz leicht gebräunt und glatt, nicht so dunkel, wie es ansonsten Menschen der Zigeunerrasse gemein war. Und sie trug keinen Busenhalter. Stopp! Anschauen kannst du. Anfassen gibt es nicht, ermahnte er sich selbst. Dann ging er um sie herum.

Er taxierte jeden Zentimeter der vor ihm stehenden jungen Frau, während sie sich im Zimmerspiegel betrachtete. Diesen Moment, wie sie frohen Sinnes dastand und sich im Spiegel bewunderte, wollte er für immer in Erinnerung behalten. Ihr jugendliches Gesicht war eingerahmt von ihrem goldbraunen, lockigen Haar. Plötzlich war ihm, als ob sie ihm einen verträumten Blick nachwarf, der um versäumte Gelegenheiten zu trauern schien.

Während sie sich im Spiegel bewunderte, begann mit ihrer neuen Bürste ihr Haar durchzukämmen. Die Bewegungen ihres Armes bis weit hinter ihren Kopf, hoben ihre straffen, marmorgleichen Brüste, die der einer antiken Statue glichen. Zwischen den zugeknöpften Seitenteilen ihres Kleides wurde ein klein wenig die leicht gebräunte Haut ihres Bauches sichtbar, die sich in Höhe ihrer Taille sanft unter ihren Atemzügen anhub. Das waren Augenblicke im Leben, an denen sich Janis wünschte, die Zeit würde für eine Weile stehenbleiben.

Plötzlich begann sie eine Melodie zu summen und setzte tänzelnd einen Fuß vor den anderen. Sie drehte sich im Kreis und

hob die Hände über den Kopf, so grazil und einzigartig wie Porzellanfiguren aus seiner Erinnerung. Mit geschlossenen Augen tanzte sie vor sich hin. Auf einmal stellte sie sich auf die Zehenspitzen und wirbelte wie eine Ballerina durch das Zimmer. Schließlich ließ sie sich voller Dramatik und Leidenschaft rücklings aufs Bett fallen.

Wie ein unerfahrener Jüngling in der Hochzeitsnacht, gaffte er sie einen Moment lang an. Dann drehte er sich dem offenen Fenster zu und lehnte sich auf den Fenstersims. Sein plötzlich von Schuldgefühlen übermanntes Gesicht barg er in der Dunkelheit, die mittlerweile über das Land geschlichen war. Er startete verlegen aus dem Fenster in den Abendhimmel.

Die Gestirne schauten auf ihn herab, waren stumme Zeugen seiner Scham. Die dunkle Silhouette der Stadt ragte wie ein bedrohlicher Ankläger in die Sternbilder hinein. Unten konnte er den Pool ausmachen. Magischen Lichtern gleich, tanzte der Widerschein der Himmelskörper auf der glatten Oberfläche des Wassers. Auf dem beleuchteten Hof stritten zwei Spatzen um ein paar Brotkrumen, die neben einer großen Blumenvase lagen. So einfach konnte die Welt sein.

„Herr Janis, kommen Sie, schauen Sie mich an“, sagte sie wie ein fröhliches, kleines Kind, das gerade sein Geburtstagsgeschenk ausgepackt hatte.

Sein Mut kehrte zurück und er riskierte es wieder, hinzuschauen. Gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie sich ihre Arme in die Ärmel eines neuen Kleides hineinzwängten. Der Stoff glitt über ihren Körper und verhüllte seine Verlockungen. Er verspürte ein schmerzhaftes Bedauern, dass er nicht schon früher hingeschaut hatte.

Sie wiederum redete ununterbrochen von den schönen Kleidern, von ihren früheren Gewohnheiten, von all den schicken Accessoires und anderer Dinge, die er eigentlich gar nicht mehr wahrnahm. Sie sprach schnell, hektisch und mit gestikulierenden Händen. Als wäre sie hypnotisiert, sah sie ihm dann, ohne zu blinzeln, lange in die Augen. Sie schien nervös im guten Sinne, versuchte es aber mit allen Mitteln zu überspielen. Gefangen in einem Spiel, das er nicht mehr zu dominieren in der Lage war, ließ er nun ebenfalls seinen Gefühlen freien Lauf.

„Trägst du eigentlich keinen Schmuck, wie die anderen Zigeunerfrauen?“, fragte er auf einmal interessiert. Er hatte bei ihr noch keinen gesehen und wunderte sich.

„Nein! Ich bin doch noch nicht verheiratet.“ Sie warf ihm einen emotionsgeladenen Blick zu, doch Janis ignorierte ihn. „Es wäre nicht sittsam, Schmuck zu tragen. Dann würde ich ja mit den verheirateten Frauen konkurrieren. Bei uns schickt sich das nicht.“

„Aha!“, sagte er. Es war mehr Perplexität denn eine Feststellung.

Tief in ihm regte sich etwas, das er selbst nicht genau materialisieren, dem Gefühl keine Form geben konnte. Er fühlte, als hätte sie über die Distanz hinweg die Hand ausgestreckt, um ihn mit einer sanften Liebkosung zu berühren und sich in seine Seele hineinzustehlen. Auf einmal identifizierte er sich mit dem Zauberlehrling aus Walt Disneys Film „Fantasia“, der den Besen nicht mehr loswerden konnte. Sie hatte sich in seinem Innern festgesetzt, und er konnte sie nicht mehr daraus hinausdrängen. Plötzlich fühlte er sich müde und hilflos.

Das Kleid, das sie jetzt trug, umfloss ihren Körper weich und schimmernd. Der Stoff war von der Farbe regenschwerer Wolken. Alles was sie an Accessoires trug, war eine dünne Halskette mit einem Anhänger in Form eines Herzens. Sie machte endlich eine Pause, sagte nichts mehr. Ihre Augen erwiderten seinen Blick, waren größer geworden. Er ertrank buchstäblich darin. Das Blau in ihnen war noch dunkler geworden, wirkte unergründlich wie die Tiefen Gewässer eines Gebirgssees und schien regelrecht hinaussprenkeln zu wollen. Wie ein Kaleidoskop glitzerte ihre Iris in den verschiedensten Farben.

Als er auf ihre schlanken, zierlichen Hände hinabsah, rannte sie auf einmal zu ihm und umarmte ihn für einen Augenblick. Ihm wurde heiß. Sie hatte ihn berührt. Er kam sich vor wie ein Teen-Ager, der dabei erwischt worden war, wie er, durch ein Loch in der Wand, in die Umkleidekabinen der Mädchen gespickt hatte. Als diesmal ihre Hände die seinen berührten, zog er sie nicht weg. Er hielt inne, hielt den Augenblick fest und schaute ihr direkt in die Augen, um ihren Blick zu begegnen. Es war so leicht in ihrem Gesicht zu lesen. Weder gezielte Zimperlichkeit noch vorsätzliche Falschheit lagen darin.

Das Leben hatte sie wahrscheinlich noch nicht gelehrt, in dieser Beziehung ihre Gedanken zu verschleiern. Dann fasste er sich wieder. Alles Unsinn, dachte er und wurde wieder sachlich.

„Roxana, wir sind im Europa des einundzwanzigsten Jahrhundert. Bitte erfreue dich an deinen neuen Sachen. Sei versichert, du siehst umwerfend gut aus. Wenn wir jetzt noch ein wenig deine Haare auf die Reihe bekommen, könnte sich manch einer auf den ersten Blick in dich verlieben.“

Sie wirkte manchmal noch so kindisch und war doch kein Kind mehr. Die kaum bewusste Koketterie, mit der sie sich manchmal an ihn wandte, war ihm nicht entgangen. Andererseits wusste sie wiederum ganz genau, dass seine Blicke ihr laufend folgten. Dennoch tat sie so, als bemerkte sie es nicht. Entweder war sie eine törichte oder eine sehr gescheite junge Frau, und er hielt sie für alles andere als töricht.

„Wirklich?“, fragte sie auf einmal aus dem Stegreif heraus. „Sich in mich verlieben?“

„Also so, wie du jetzt aussiehst, auf jedem Fall. Wie heißt es so schön im Französischen: *Tu es un pousse au viole*.“ Er erklärte ihr, dass dies so viel wie Vergewaltigungs-Anstifter bedeutete. Also jemand der einen anderen auf-Teufel-komm-raus zur Vergewaltigung animierte. Sie lachte herzlich und laut über diese, auf ihre Person bezogene, Charakterisierung. Als sie sich wieder gefangen hatte, fragte sie ernsthaft und beschämt:

„Und Sie, Herr Janis, . . . könnten Sie sich vorstellen, . . . sich in mich zu verlieben?“

Er fühlte, dass er rot wurde wie eine reife Tomate, als er die ganze Bedeutung der Frage endlich hinuntergewürgt hatte. Völlig außerimstande sofort etwas zu erwidern, war er sehr froh, dass in diesem Moment draußen ein Auto hupte und somit beider Aufmerksamkeit für einen Augenblick dahin absorbiert wurde. Als er wieder die Splitter seiner Sinne zusammenge kittet hatte, antwortete er ihr.

„Kleine Gypsy-Frau, in einem anderen Leben, zu einer anderen Zeit, hätte ich mir sicherlich schon den Hals nach dir verdreht und hätte nur noch Augen für dich. Doch die Dinge sind nun mal so wie sie sind. Und letztendlich, könntest du glatt meine Tochter sein.“

„Ach Unsinn! Man ist doch immer nur so alt wie man sich fühlt“, erwiderte sie ansatzlos. „Alter ist doch bloß eine Zahl, nichts weiter.“

„In deinem Fall vielleicht, aber in meinem . . .“

Er erappte sich dabei, wie er wirklich einen Augenblick lang über die Ernsthaftigkeit ihrer Worte und Bedeutung nachgedacht hatte. Doch so schnell der Traum auf den Plan getreten war, ebenso schnell zerplatzte er wieder wie eine Seifenblase. Zum Glück klopfte es in diesem Moment an der Tür. Ein Bediensteter brachte ein Tablett mit diversen Speisen, Brot und Getränken. Zusätzlich gab es noch die gefüllte Minibar, sollte sie später noch Durst haben. Der Hotelangestellte stellte die Sachen auf den Tisch, nahm sein Tablett und ein angemessenes Trinkgeld und verschwand wieder.

„Komm, du kleine Maus. Jetzt musst du dich erst mal stärken. Mach es dir danach bequem, schalte den Fernseher ein und ruhe dich aus. Ich muss nochmal zur Rezeption hinunter, denn ich muss jemanden treffen. Bitte bleibe im Zimmer. Einverstanden? Kann ich mich auf dich verlassen?“ Sie nickte fröhlich. „Also, bis nachher“, sagte er. Schon war er an der Verbindungstür seines Zimmer. Einem Wirbelwind gleich war sie ihm sofort hinterhergerannt, erwischte ihn gerade noch bevor er aus seinem Raum auf dem Flur der Etage treten konnte und stellte sich vor ihm auf.

„Danke“, flüsterte sie so leise, als ob alle Welt sie hören könnte.

„Was habe ich denn ungeschickterweise getan, was deine Dankbarkeit erregt . . . ?“, vermochte er gerade noch unbeholfen zu formulieren.

Unerwarteter Dinge stellte sie sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn auf die Wange, scheu und zart, wie die Berührung eines Schmetterlings mit einer Blüte. Janis war augenblicklich zu Stein erstarrt. Dann sah er sie an, wollte etwas sagen, aber schon beim Ansatz des Formulierens blockierte er. Und schon war sie wieder in ihrem Zimmer verschwunden. Er hörte sie eine Melodie summen, dann folgte das Geräusch eines Reisverschlusses. Sogleich wurde etwas aufs Bett geworfen. Eine kleine, lebendige Lolita, wie sie im Buche stand.

So nervös wie jetzt, erinnerte er sich, war er das letzte Mal als Schuljunge gewesen, als man ihn beim Schwänzen erwischt hatte und er vor dem Büro des Schuldirektors warten musste. Er stahl sich eiligen Schrittes aus seinem Zimmer davon. Einer Flucht gleich eilte er in den Gang hinaus, ohne sich nochmals umzudrehen. Als fürchtete er, sie könnte es sich anders überlegen, und wiederkommen. Letztendlich floh er aber vor dem Schatten seiner eigenen Begierde.

KAPITEL 41 Treffen mit Stelios an der Hotelbar

Als er endlich an der Hotelbar angekommen war, erblickte er Stelios im Beisein eines Unbekannten. Das animierte Gespräch in Griechischer Sprache, dass die beiden Gesellen führten, konnte man fast bis in jede Ecke der Bar hören. Der Mann trug einen Anzug. Die karierte Krawatte hing ihm lose um den Kragen. Er wirkte wie jemand, der sich in üblen Spelunken zu Hause fühlte. Das reife Mannesalter, schon überschritten, hatte er dunkles Haar und eine schwächliche Figur. Aufgrund seiner lässigen Art hätte man ihn glatt für jemanden halten können, der gerade seinen letzten Groschen im Kasino losgeworden war. Frei wie ein Vogel, sah er nun seiner Zukunft entgegen. Er wirkte wie ein Pokerface aus einem Hollywood-Film.

Soweit Janis auf den ersten Blick die Lage erfassen konnte, erzählte der junge Zigeuner, der heute zum Glück etwas dezenter gekleidet war, gerade eine rein erfundene Geschichte. Er vermutete, dass sich Stelios als Grieche ausgab und sicherlich versucht war, dies ein wenig zu seinen Gunsten auszumalen. Die hohe Kunst des Lügens lag darin zu wissen, wann der entscheidende Moment war damit aufzuhören. Und die, beherrschte er ganz gut. Wie es bei Kameltreibern so üblich war, hatte Stelios sicherlich schon damit begonnen, mit dem Unbekannten Geschäfte anzubahnen. Wenn sie Janis noch eine halbe Stunde weiterquatschen ließ, würden sie vielleicht sogar herausfinden, dass sie miteinander verwandt waren. Daher nahm er neben Stelios Platz und grüßte laut, um das Gespräch der beiden so schnell wie möglich zu beenden.

Weiter hinten saßen zwei übel aussehende Burschen. Seinem geübten Blick entging nicht, dass sich unter dem Hemd des einen gewaltige Muskelpakete verbargen. Solche Menschen waren ihm nie geheuer. Sie hatten einfach mehr Muskeln als Verstand und Verständigungen mit ihnen waren nie einfach. Einer der beiden winkte energisch dem Barkeeper zu, damit er sie sofort bediente und dann nicht mehr belästigte. Eine Flasche Whiskey und Gläser wurden eiligst herbeigebracht. Dann folgte noch eine Karaffe mit kaltem Wasser und einer Schale Chips. Der Barmann trollte sich sogleich wieder, froh den beiden entkommen zu sein.

Janis wandte sich wieder Stelios und dem Unbekannten zu, der gerade, dem fremden Gast aus dem Lande der Griechen, einen lokalen Witz erzählte. Eine besonders strukturierte, fiktive Erzählung, die den Zuhörer durch einen für ihn unerwarteten Ausgang, der Pointe, zum Lachen anregen sollte, hatte einen Besuch Marilyn Monroes in Rumänien in der Regierungszeit Ceaușescus zum Inhalt.

„Hast du schon mal davon gehört, wie Marilyn einst unser Arbeiterparadies besucht hat?“ Der junge Zigeuner schüttelte amüsiert den Kopf. „Unser großer Landesvater hatte eine Privataudienz mit der geilen Monroe und war vom ersten Moment an von ihr hingerissen“, erzählte das Pokerface. „Wer Frau Ceaușescu je gesehen hatte, konnte ihn verstehen. Der langen Worte kurzer Sinn, er fängt an herumzustottern und macht ihr einige banale Komplimente, weil er die amerikanische Schauspielerin beeindrucken will. Wissen sie, ich bin der Boss hier, gesteht er ihr großspurig. Jeder Wunsch von ihnen ist mir Befehl! Imponiert von dieser Aussage, denkt die Marilyn einen Moment nach, dann sagt sie: Nun gut, wenn das so ist, dann machen sie doch die Grenzen auf. Einen Augenblick ist der geile Diktator . . . wie sagt man . . . perplex. Dann aber fängt er sich wieder, lächelt verstohlen und antwortet . . .“ Der Unbekannte machte hier eine kleine rhetorische Pause, um die Pointe hervorzuheben. „Ich sehe, sie wollen mit mir allein sein!“

Alle lachten. Dann zog Janis seinen Freund höflich an das andere Ende der Bar, wo es einen freien Tisch und Ruhe gab. Hier konnten sie sich ungestört unterhalten. Ohne große Begrüßungsfloskeln, kam Janis direkt zum Thema. Er erzählte mit

kurzen Worten, was sich an diesem Tag ereignet hatte und gab zu verstehen, dass die Lage sehr ernst sei. Stelios wurde gebeten, mit seiner Sippschaft Informationen zu sammeln. Sie sollten sich einfach umhören, was die öffentliche Meinung und der allgemeine Tratsch zu all der Geschichte so von sich gaben, die sich heute auf der Nationalstraße in der Nähe von Caransebeș ereignet hatte.

„Und wo ist das Mädchen jetzt?“, fragte der Jüngere aufgeregt. Schließlich ging es um eine Rassenangehörige, und da war das Interesse eben groß.

„In ihrem Zimmer, wo soll sie sonst sein. Sie ist total am Ende, hat Schreckliches durchgemacht. Ich hoffe sie schläft heute Nacht durch. Morgen ist dann wieder ein neuer Tag. Da sieht die Lage schon wieder ganz anders aus.“

„Und was wird nun aus dem Mädchen?“, hackte Stelios weiter nach. „Was hast du mit ihr vor? Du kannst dich doch nicht ihrer annehmen. Ist sie hübsch? Schick sie zur Polizei, oder noch besser, nach Hause.“

„Ich habe keine Ahnung was aus ihr wird. Aber sie ist ein junges Ding, das Hilfe braucht. Ich kann sie doch nicht so einfach an der nächsten Straßenecke zum Teufel jagen. Und, erst möchte ich wissen, was diese ganze Geschichte verbirgt. Schließlich ist auf mich geschossen worden. Und das lasse ich so, nicht auf mir sitzen. Du weißt, was ich für ein sturer Bock bin. Zur Not lasse ich hier die Kavallerie antreten.“ Hier machte er eine kleine Pause und überlegte, ob er die folgenden Worte aussprechen sollte oder nicht. Er entschied sich dafür. „Und was deine Frage bezüglich des Mädchens anbetrifft: Ja, sie ist sehr hübsch!“

„Jetzt verstehe ich deine Sturheit. Das ist es! Du hast einen Narren an ihr gefressen. Mensch Janis, wird‘ doch vernünftig“, predigte der Zigeuner dem Freund. „Und hast du denn noch gar nichts von ihr erfahren? Was hat sie denn angestellt, damit die Ganoven ihr hinterherjagen und sogar herumballern? Also, so unschuldig ist die Kleine vielleicht gar nicht.“

Janis hatte sich auch schon darüber den Kopf zerbrochen. Was konnte denn so ein zartes Geschöpf wie Roxana angestellt haben, damit ihr ausgewachsene Burschen, die wie Totschläger aussahen, derartig nachsetzten? Und dann auch noch gleich zur Waffe griffen. Er konnte es sich beim besten Willen nicht

vorstellen. Was für eine Untat könnte dies sein, um derart Reißaus nehmen zu müssen?

„Na ja, wir werden ja sehen, wohin das Ganze führt.“

„Scheiß drauf Janis. Vielleicht solltest du dir die ganze Sache nochmals überlegen und alles sausen lassen. Mach dieses Mal einen Rückzieher. Ich mag die ganze Sache nicht“, versuchte Stelios ihn zu beeinflussen. „Wenn du willst, kann ich ja meinen Vetter bitten, sich des Mädchens anzunehmen und ihr weiterzuhelfen.“

„Deinen Vetter kenn ich nicht. Ich möchte hier und jetzt auch keine Kommentare dazu abgeben. Unabhängig dessen, kann ich einem Menschen, der mit mir in den letzten Stunden so viel durchgemacht hat, nicht einfach meine Hilfe entsagen. Irgendwie hat uns dieses plötzliche Abenteuer einander . . . gebunden.“

„Unsinn! Sie ist doch niemand für dich. Und außerdem nur eine Zigeunerin. Die passt nicht zu dir, du wirst schon sehen, die macht dir nur Ärger. Ich kenn doch unsere Weiber zur Genüge. Wenn du willst, kann ich mich ihrer annehmen. Aber kein Wort zu meiner Frau. Die darf es nie erfahren. Sonst rennt die mir mit der Bratpfanne hinterher.“

„Nein!“

„Was soll ich dir sagen, du bist ein sturer Bock. Nicht mal meine Hilfe willst du? Ich würde gut auf sie aufpassen, Ehrenwort. Willst du dir denn wirklich Probleme einfahren für eine kleine Zigeunerin?“

„Mein lieber, schlauer, gewiefter Spitzbube. Entgeht mir hier vielleicht etwas? Für meinen Geschmack ist dein Interesse für dieses Mädchen ein wenig übertrieben, oder täusche ich mich da? Deine Worte klingen wie die Trauben, die nur deshalb sauer sind, weil sie dem Fuchs zu hoch hängen.“

Janis wollte den Freund nicht verärgern. Unter normalen Umständen hätte er kein Problem damit gehabt, Stelios mit der Betreuung einer Person zu beauftragen. Doch hier lagen die Dinge anders. Zunächst war Roxana ein junges Mädchen, das gerade noch einmal mit heiler Haut davongekommen war. Zum anderen hatte er sich, in den wenigen Stunden ihrer Bekanntschaft, innerlich sehr an sie gebunden. Er konnte sie nicht weggeben. Zumindest nicht, solange ihre Zukunft noch ungewiss war.

Seine Gedanken schweiften noch einmal zu der jungen Frau. Sie hatte ihm gegenüber eine so besondere Art zu lächeln. Wenn sie zwischen den Wimpern zu ihm aufschaute, überkam ihn ein ganz komisches Gefühl. In ihrem Blick und ihrem Lächeln lag etwas Bezwingendes. Sie stimulierten bei ihm ein Gefühl, als sei einem eine Gunst erwiesen worden. Zu jung um sie schon als schöne Frau zu beschreiben, hatte sie dennoch ein gewisses Etwas. Was auch immer es war, es zog ihn an und fesselte ihn. Seine Gedanken waren plötzlich konfus. Man hätte sie wie eine Pusteblythe wegblasen können.

„Geh zu deiner Sippschaft, erklär ihnen was Sache ist und lasse sie Morgen Informationen sammeln. Ich muss mir Klarheit über die Beweggründe, und wenn möglich, der Identität der Widersacher verschaffen. Wir treffen uns morgen Abend wieder hier, oder telefonieren. In Ordnung?“ Dann begleitete er Stelios noch zu seinem Wagen, zählte ihm das Geld ab, das dieser für die Rolex-Geschichte brauchte. Schon war der junge Zigeuner wieder verschwunden.

Bald war er wieder vor seiner Zimmertür. Er wollte noch einmal nach ihr schauen und sofern sie noch nicht schlief, ihr eine gute Nacht wünschen. Als er sachte und vorsichtig an die Verbindungstür klopfte, wurde diese sofort von einer entzückenden Roxana geöffnet. So schnell, als hätte sie schon seit Ewigkeiten, nur auf sein Klopfen hinter der Tür gewartet. Bekleidet war sie nur mit einem Slip und einem neuen, roten T-Shirt. Janis konnte nicht anders, als mit den Augen die Konturen ihrer Figur entlangzugleiten. Sie rieb sich die Augen, ehe sie genüsslich die Nasenspitze hob. Dann nahm sie seine Hände und zog ihn von der Verbindungstür weg in ihr Zimmer, hielt ihn aber in einem gewissen Abstand.

„Roxana, du siehst zum Anbeißen aus“, machte er ihr ein Kompliment, das sofort seine Wirkung zeigte. Sie wurde rot. „Ich hoffe, du hast gut gegessen und dich ein wenig erholt.“ Was für ein Jammer, dachte er. Wären sie nicht in dieser gottverdammten Situation, er etliche Jahre jünger, dann hätte er vielleicht in diesem Moment den Versuch gewagt sich diesem süßen Geschöpf Gottes anzunähern. Aber so wie die Dinge lagen, aussichtslos. So war nun mal das Leben. Morgen würde es irgendwie weitergehen.

Aber es war nicht so leicht, Gefühle zu missachten. Er sah ihr nochmals in ihre blauen Augen und näherte sich unwillkürlich ihrem Gesicht. Sie spürte, dass ihr Herz heftig schlug. Auf einmal war sie der Meinung, dass er sie jetzt gleich küssen würde. Ihre Beine wurden schwach und sie drückte seine Hände fester. Als er sich ihren Lippen näherte, schloss sie die Augen. Es würde wunderbar werden. Aber seine Lippen berührten die ihren nicht. Im letzten Augenblick küsste er sie stattdessen sanft auf die Wange und entfernte sich wieder. Als ihr bewusst wurde, was geschehen war, öffneten sich Ihre Augen flatternd. Sie schaute ihn an und versuchte sich die Enttäuschung nicht anmerken zu lassen, die ihre kleine Seele durchfuhr.

„So, wir sollten es dabei bewenden lassen und jetzt schlafen gehen. Morgen ist ein neuer Tag. Da reden wir dann über alles. Verschließe deine Tür und öffne niemandem. Und solltest du ein Problem haben, so kannst du immer bei mir anklopfen, zu jeder Zeit. Oder schlag einfach gegen die Wand, dann höre ich dich. Also, gute Nacht!“

Er ging darauf in sein Zimmer und schloss die Verbindungstür hinter sich. So, endlich auch einmal einen Moment für sich selbst, dachte er. Der Tag, an dem er nicht einmal einen Moment für sich selbst hatte, war ein verlorener Tag. Dann nahm er sich endlich zwei kleine Whiskyflaschen aus der Minibar, legte sich aufs Bett und trank die erste auf einen Zug leer. Während er die Zimmerdecke anstarrte, begann er in Gedanken entschwenden und vor sich hinzuträumen.

Wie hatte er sich wieder so tollpatschig, in ein so an den Haaren daher gezogenes Abenteuer, hineinmanövrieren können? Total verrückte Geschichte, teilte er der Zimmerdecke mit. Seine Gedanken schweiften dann jedoch wieder zu ihr. Sie war so . . . lebendig. Er wusste nicht, wie er es anders ausdrücken sollte. Ja, lebendig! Sie bewegte sich mit ihrem ganzen Körper so anmutig, begleitete alles was sie sagte mit kleinen, beinahe unscheinbaren tänzelnden Bewegungen. Es war etwas Vitales, Impulsives und Dynamisches, was von ihr ausging. Und es faszinierte ihn. Doch er versprach sich selbst, dass er aus vielerlei verständlichen Gründen nie irgendwelche Annäherungsversuche wagen würde. Denn es war ihm von vornweg klar, dass das nie etwas werden

konnte. Außerdem, verglichen mit ihr war er praktisch schon im Rentenalter, sie jedoch noch im Anbeginn ihrer Blüte.

Irgendwann, nach einigen weiteren Getränken aus der Minibar, schlief er ein, wachte jedoch bald wieder schweißüberströmt auf. Das helle Licht einer Straßenlaterne schien ihm auf einmal zu stören. Er versuchte klare Gedanken zu fassen, zog den Kopf zwischen die Schultern und bewegte ihn hin und her. Langsam warf er einen Blick in sein Zimmer. Der Uhr nach zu urteilen hatte er zwei Stunden geschlafen. Neugierig lauschte er an der Wand, um zu hören, ob es im Nebenzimmer irgendein Geräusch gab. Alles still.

Letztendlich legte er sich wieder hin. Für heute hatte er genug von allem, wollte nichts mehr, nur noch Erlösung. Auf dem Gang hörte er das leise Murmeln und Lachen einiger anderer Hotelgäste, die wahrscheinlich gerade erst ihre Zimmer erreichten. Menschen, die einen angenehmeren Tag hinter sich hatten. Auf einmal war ihm, als würden seine Gedanken wie schillernde Seifenblasen, aufsteigen. Sie schaukelten sanft über die Dächer hinweg und schwebten in der Nacht davon, den Sternen entgegen. Was soll's, dachte er. Morgen war ein neuer Tag, neue Hoffnung, neues Leben.

KAPITEL 42 Im Zigeuner-Ghetto in Craiova

Marian war noch in der Nacht über Drobeta-Turnu Severin nach Craiova gefahren. Dort hatte er sich mit vier von Casians Schergen getroffen, die in einen Geländewagen von Bukarest angereist waren. In den frühen Morgenstunden hatten sie sich in einem Straßencafé im Zentrum gestärkt, hatten die Lage besprochen und waren dann mit zwei Geländewagen zusammen Richtung Zigeunerlager aufgebrochen. Zwei der Männer übernahmen Marians Fahrzeug. Er selbst fuhr beim Anführer der Truppe mit.

Das Straßenbild veränderte sich immer mehr, je näher sie der Stadtgrenze kamen. Die Wohnhäuser entlang der Straße wurden allmählich schäbiger, kleine Grünflächen seltener, bis sie schließlich ganz verschwanden. Dann ein Industriegebiet, das verlassen aussah und selbst bei den herrlichen Wetteraussichten,

die den schönsten Sonnenschein versprochen, nichts von seiner Trostlosigkeit einbüßte. Es folgte ein Textil-Outlet, zu dem an diesem Morgen noch niemand den Weg zu finden schien. Nur Müll, der sich teils in Plastiksäcken, teils einfach so aus den Fenstern geworfen auf den Grundstücken türmte, verriet, dass diese Bruchbuden noch bewohnt wurden. Dann folgten Mehrfamilienhäuser, beschmierte Wände und herausgebrochene Fensterscheiben. Und immer mehr Verwahrlosung.

Trotz der frühen Morgenstunde spielte ein kleines Kind schon auf der Straße. Die Eltern schliefen wahrscheinlich noch, waren besoffen oder zugekifft. Oder alles zusammen. Doch der Kleine schien mit sich selbst zufrieden zu sein, wie alle Kinder dieser Welt.

Mit harten Minen fuhren die Männer durch die Straßen und hielten, um nicht aufzufallen, die zulässige Geschwindigkeit ein. Es war nicht mehr weit bis zu ihrem Ziel. Dann kamen sie an ein paar trostlosen Wohnblöcken vorbei. Einer der Männer erinnerte sich, dass zu Zeiten des Kommunismus früher einmal Soldaten hier mit ihren Familien untergebracht waren. Heute, im Zeitalter des Kapitalismus hatte man daraus Sozialwohnungen gemacht. Mittlerweile standen sie aber schon wieder leer. Tote Hüllen, die etwas Gespenstisches ausstrahlten.

Auf den Ästen einer alten Buche saßen ein paar Krähen. Mit ihren schwarzen Augen betrachteten sie die vorbeiziehenden Geländewagen und deren Insassen. Der Himmel zeigte sich mittlerweile blau und wolkenlos. Die Sonne stieg immer höher und die Luft begann sich zu erwärmen. Marian hatte das Gefühl, dass nicht nur die Krähen sie beobachteten. Aus den leeren Wohnungen schienen ihnen die Seelen der einstigen Bewohner hinterherzublicken. Die jüngsten Ereignisse hatten ihn schwer gedemütigt. Von Karl hatte er sich zunächst einiges anhören müssen. Später, vor seiner Abfahrt, hatte er ihn dann noch regelrecht zur Sau gemacht. Voller Hass war er losgezogen, dieses kleine Luder zu finden. Er musste diese Schande unbedingt wieder ausmerzen.

Als sie endlich die Stadt hinter sich gelassen hatten, wechselten die Bebauungen nach und nach in einfache zusammengenagelte Holzhäuser oder viereckige Schuppen aus

Wellblech über. Die Straßen wurden immer schlechter, der Asphalt hörte schließlich ganz auf. Erwachsene und Kinder saßen schon früh am Morgen am Rande des Straßengrabels und betrachteten die vorbeifahrenden Offroader. Ab und zu kreuzte ein Holzwagen, den magere Pferde hinter sich herzogen. Hühner flatterten kreuz und quer über die Fahrbahn. Noch hatten sie das Zigeunerlager an sich nicht erreicht.

Vlad, der Anführer und Fahrer des vorderen Wagens hielt an, kurbelte das Seitenfenster herunter und fragte eine ältere Frau mit einem bunten Kopftuch ob sie wisse, wo der Ortsvorsteher zu finden sei. Die Frau schwitzte. Der saure Schweißgeruch fiel ihn ungeschützt an. Er rümpfte die Nase und verzog angeekelt das Gesicht. Mit ihren braunen Augen, die von unzähligen Falten eingerahmt waren, schaute die Frau misstrauisch die Männer an.

Auf einmal war ein Anflug von Furcht in ihren Augen zu sehen. Vermutlich dachte sie, dass die Wageninsassen von der Polizei waren. Bevor sie antwortete, überlegte sie ernsthaft, ob sie nicht losrennen sollte. Sie entschied sich dann aber doch dagegen. Ihre alten Beine trugen sie sowieso nicht schnell genug, um sie vor diesen Männern in Sicherheit bringen zu können. Außerdem war sie sich bezüglich der Männer nicht hundertprozentig sicher, ob sie die Staatsgewalt repräsentierten. So zeigte sie in eine gezielte Richtung und meinte, sie sollten im Zweifelsfalle nochmals fragen. Er bedankte sich kühl, kurbelte wieder die Scheibe hoch und fuhr weiter.

„Scheißzigeuner“, fluchte Vlad. „Die Alte hat uns glatt für Bullen gehalten. Sie wollte zunächst nicht heraus mit der Sprache. Fast wäre ich ausgestiegen und hätte sie am Kragen gepackt“, brüstete er sich. „Angeblich wohnt der Clanchef ein Stück weiter oben, da wo dieses schmutzige Nest dichter bewohnt ist.“

„Warum sollte die Alte denn Angst haben?“, fragte sein Mitarbeiter im Wagenfond irritiert.

„Weil dieses Scheißpack immer etwas ausgefressen hat“, meinte Marian, der in Vlads Wagen vorne saß. „Entweder stehlen sie, oder es handelt sich um eine der üblichen Stammesfehden, die andauernd zwischen den Sippen herrschen. Diese Diebe schneiden doch einander dauernd die Kehlen durch. Wie den Hühnern!“

Ein großes wohnfreies Gebiet folgte den anfänglichen Bruchbuden. Auf einer Wiese stand ein einsamer Zigeunerwagen. Hinter dem Wagen weidete ein großes, aber dürres Pferd, das trockene Gras ab. Als die Geländewagen an ihm vorbeierollten, schlug es mit seinem rechten Vorderhuf auf. Eine Geste, die wie ein Signal anmutete, dass Gefahr im Anrollen war. Plötzlich hob der Gaul den Kopf und wieherte mehrmals. Schließlich beruhigte er sich wieder und graste dann weiter. Das Geräusch seiner gewaltigen Zähne, die das Gras zermalmten, war bis zu den Männern zu hören.

Ein paar hundert Meter später standen sie endlich am Rand der *Mahala*, des Zigeuner-Ghettos, das aus einem größeren Haufen windschiefer Hütten bestand. Der Feldweg war schmal und holprig. In der Lagermitte war er plötzlich am Fuße einer riesigen Platane zu Ende. Es war beinahe windstill. Nur ein Rauschen ging ab und zu durch das Geäst, unter dessen Schatten ein großer Tisch aufgestellt war. Einige Männer hatten sich unter dem Blätterdach versammelt. Es schien, als ob sie schon auf die Eindringlinge warteten.

Vlad stieg aus, wollte zunächst mal den guten Bürger mimen, der einfach nur eine Auskunft haben wollte. Die Behausungen drumherum waren Schuppen, oder merkwürdig zusammengeschusterte Kioske Marke Eigenbau: Aus Holz, Blech, Plastik und ab und zu einigen Ziegelsteinen. Weiter hinten hängte ein altes Weib gerade Wäsche auf. Bunte Röcke und weiße Hemden, flatterten im heißen Wind des sonnigen Morgens. Sie waren auf einer Leine aufgehängt, die man zwischen zwei Hütten gespannt hatte.

Auf dem lehmigen Boden unter dem Baum waren alte, schmutzige und löchrige *Kelims*, handgewebte Teppiche, ausgelegt. Daneben stand ein altes Sofa, dessen Bezug an mehreren Stellen gerissen war. Doch für den alten Zigeuner, der es sich in der einen Ecke bequem gemacht hatte, war es ein Privileg, auf diesem Diwan Hof halten zu können. Er trug eine zu kurze blaue Hose mit einem großen Schnitt am rechten Bein und ein schmutziges Hemd. Dessen Farbe war einst wahrscheinlich mal weiß gewesen. Jetzt dagegen hatte das Kleidungsstück eine undefinierbare Tönung. Auf den ersten Blick hätte man ihn

beinahe für einen Greis halten können. Doch die hier lebenden Menschen sahen immer älter aus als sie wirklich waren. Behäbig hob er den Kopf und blinzelte der Sonne entgegen. Die Sonnenstrahlen stahlen sich durchs Laubwerk. Hier und da hinterließen sie helle Tupfer auf dem Boden. Die Szene erinnerte an ein impressionistisches Gemälde. Der Geruch von Staub lag in der Luft. Ein paar trockene Blätter wurden vom milden Wind über den festgetrampelten Lehm Boden getragen und unter eine Holzbank gefegt, auf der eine alte Schachtel breitbeinig Platz genommen hatte.

„Bist du der Dorfälteste?“, fragte Vlad den Alten direkt und ohne Begrüßung, als er vor das Kanapee angekommen war.

„Wer will das wissen?“, erwiderte der Clanchef. Der Alte hatte eine überraschend helle, kräftige Stimme, die nicht zu seinem sonstigen Erscheinungsbild passte. Seine Frage wurde von einem gutmütigem Lächeln begleitet, das in seinem sonst sehr spärlich besetzten Mund zwei Goldzähne entblöste. „Was wollt ihr bei uns? Seid ihr von der Polizei? Oder braucht ihr vielleicht ein paar hart arbeitende Männer auf euren Feldern?“

„Ich bin auf der Suche nach einem eurer Mädchen. Wir haben sie bei Klauen erwischt. Doch wir konnten sie nicht stellen, da sie uns, flink wie ein Eichhörnchen, zwischen den Fingern geglitten ist“, log Vlad. „Dennoch! Wir haben erfahren, dass sie aus diesem Lager ist.“ Er beschrieb die Person, nach der er fahndete. „Wir wollen ihr nur helfen, damit sie keine weiteren Schwierigkeiten bekommt.“

„Und warum soll ich dir glauben, dass es so ist?“, fragte der Alte. Eine schwere, zähflüssige Stille entstand.

Ein paar Promenadenmischungen zogen gerade über den Platz, tänzelten umeinander her. Ein Rüde versuchte auf ein viel größeres Weibchen zu klettern, um seine Triebe zu befriedigen. Zu seinem Bedauern konnte er aber keinen Halt finden. Zum einen, weil die Hündin nicht standhielt. Zum anderen war ein weiterer Konkurrent aufgetaucht, der ebenfalls Geschmack an der Sache gefunden hatte und nun seinerseits sein Glück versuchte.

„Weil ich es dir sage! Und wenn das nicht in deinen Schädel geht, werde ich es dir hineinprügeln. Also, wo ist die Diebin? Raus mit der Sprache. Ich bin nicht bekannt dafür, dass

ich sehr geduldig bin. Und dann . . . ?“ Er entblößte eine großkalibrige Waffe, die er unter seinem Hemd trug. Die Männer am Tisch, die bisher wortlos dagesessen hatte, sprangen plötzlich wie von einer Natter gebissen auf und stellten sich schützend vor ihren Chef.

„Ah, tatsächlich!“ Der Alte zuckte ironisch mit einer Augenbraue. „Das Mädchen, das ihr sucht, ist vor fünf Tagen verschwunden“, sagte er nun ernsthaft. Er wusste, dass er gegen die Männer in den beiden Fahrzeugen, die höchstwahrscheinlich alle bewaffnet waren, mit seinen Stammesangehörigen keine Chance hatte. Und auf Hilfe zu hoffen, war in diesem Teil der Stadt aussichtslos. Die Polizei würde, wenn sie überhaupt jemals erschien, zunächst einmal seine Stammesbrüder einbuchten. Erst dann würde man sich weitere Gedanken machen. Also machte er gute Miene zum bösen Spiel. „Das war Roxana. Aber letztendlich ist sie keine von uns. Sie war nur zu Besuch hier.“ Er hoffte mit diesem Ausführungen die Männer zufriedengestellt zu haben, sodass sie endlich abzogen und ihr Glück woanders versuchten.

Milos, Cosminas Bruder, stand aufrecht hinter dem großen Tisch und wurde hellhörig. Roxana hatte sich unter seiner Obhut in diesem Lager aufgehalten. Er war noch recht jung und wusste, dass er sich nicht einmischen durfte, wenn das Oberhaupt der Sippe sprach. In diesem Moment konnte er sich aber nicht zurückhalten, da ihm ihr Schicksal persönlich sehr am Herzen lag. Sie war wie eine Schwester für ihn, letztendlich bestand aber keine Blutsverwandschaft. Insgeheim hatte er immer gehofft, sie eines Tages zur Frau nehmen zu können. Wenn es sein Clan erlauben würde, natürlich. Denn sie war keine echte Stammesangehörige. Plötzlich sprang er vor und wandte sich an den Fremden.

„Ich bin mir sicher, Roxana ist keine Diebin. Was du hier behauptest ist schlicht und einfach erlogen. Ich glaube eher, dass ihr für ihr Verschwinden verantwortlich seid. Was habt ihr dem Mädchen angetan, damit sie sich so einfach in Luft aufgelöst hat?“

Vlad hatte jetzt die Schnauze voll von diesem Rotzlöffel. Er machte drei Schritte vorwärts und schlug dem jungen Mann mit dem Handrücken ins Gesicht. Durch die Wucht des Schlages vollführte Milos eine Pirouette und fiel danach einfach auf den Boden, wo er zunächst halb benommen liegenbleib. Ein Raunen

ging durch die Menschenmenge. Sofort eilten seine Schwester und zwei weitere Frauen zu ihm, um ihm wieder auf die Beine zu helfen. Der Dorf-Chef erhob sich von seinem Diwan und wollte schon auf den Fremden losgehen, beruhigte sich aber wieder.

„Ja, so ist's richtig“, mokierte sich Vlad über ihn. Lass dir von den Weiberröcken helfen, du Memme. Dann wandte er sich wieder dem Dorfbertrottel zu. „So, nachdem wieder Ruhe eingekehrt ist, können wir wieder zur Sache kommen. Wo kann ich diese Diebin antreffen?“, fragte er. Langsam wurde er ungeduldig.

„Das wissen wir nicht“, entgegnete der Alte, sichtlich über den Zwischenfall schockiert.“ Er setzte sich wieder. „In der Zeit, in der sie hier bei uns gelebt hatte, bewohnte sie eine der Baracken im Norden des Lagers. Die Behausung ist aber schon wieder von jemand anderes in Beschlag genommen worden.“

Vlad zog plötzlich einen Batzen Ley-Scheine aus der Hosentasche. Er zählte einige Scheine ab, die er dem Möchtegernchef hinschob. Dieser betrachtete ihn mit ausdrucksloser Miene. Doch die anderen männlichen Clanmitglieder, die um ihn herumstanden, begannen plötzlich zu lachen.

„Früher mussten in unseren Dörfern kleine Mädchen nackt tanzen, um Regen herbeizulocken“, begann der Alte zu erzählen. „Man klebte ihnen nur ein paar Blätter auf den Leib und schickte sie dann mit einem versoffenen Bärenreiber in den Wald, wo dieser sie dann schändlich vergewaltigte. Das sollte angeblich Regen herbeizaubern. Das glaubten damals zumindest die Trottel in unseren Dörfern.“ Der Alte wischte sich mit den schmutzigen Hemd über den Mund, rümpfte die Nase und setzte weiter an. „Hältst du uns immer noch für dieselben Idioten, die wir einst waren? Was glaubst du, was ich für die paar Ley bekomme, die du mir so großzügig anbietest? Falls du es noch nicht mitbekommen hast, leben wir jetzt im Kapitalismus. Wenn du Informationen von uns willst, darfst du nicht mit solch unverschämten Angeboten daherkommen und uns beleidigen. Dein Angebot ist einfach lächerlich. Dafür soll ich dir Auskünfte über einen unserer Gäste geben? Die Gastfreundschaft ist bei uns eine ehrenvolle Angelegenheit.“ Der alte Zigeuner spuckte neben sich aus.

Vlad war fast nicht mehr zu halten. Die Unverschämtheit, mit der er von diesem Abschaum vorgeführt wurde, ließ ihn fast in die Luft gehen. Am liebsten hätte er jetzt gleich hier und sofort seine Knarre gezogen und den alten Taugenichts zum Sieb gemacht. Aber Casian hatte vorgegeben, sie sollten zunächst einmal diplomatisch vorgehen.

„Es gibt Menschen, die verstehen einfach nicht, wann es für ihre Gesundheit besser ist, den Mund zu halten“, richtete er seine Drohung gehässig gegen den alten Halunken.

„Und du meinst, das gilt auch für mich?“, fragte dieser frech. „Das hier ist schon Jahrzehnte mein Zuhause. Hier kann ich mich frei äußern und aussprechen was ich denke. Wann und was ich will! Ihr solltet jetzt besser gehen.“ Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Ach ja, und wenn ihr das Mädchen findet“, fuhr der Alte fort, „dann schickt sie bitte zu uns zurück. Eigentlich ist sie doch ein recht guter Mensch. Und was ihr Fehlverhalten angeht, so zeigt doch ein wenig Gnade. Wir waren doch auch einmal jung, haben auch ab und zu etwas verbockt.“ Er lachte herzlich und schickte sich an, noch ein paar Worte sagen.

Marian war im hinteren Teil des ersten Wagens mittlerweile dermaßen aufgeregt, dass er einem tollwütigem Kampfhund glich, der an seiner Leine zerrte, bis diese brach und er sich ins Geschehen stürzen konnte.

„He, Gadscho, mal ehrlich. Braucht es denn fünf gestandener Männer, um eines jungen Zigeunermädchens Herr zu werden?“ Er lachte laut. Die übrigen stimmten mit in das Gelächter ein.

Vlad kochte. Er verstand aber, dass er hier mit Diplomatie nichts weiter würde erfahren können. Sollte er die ganze Bagage jetzt durchprügeln? Oder abziehen, sich dann auf die Lauer legen und harren der Dinge, die dann vielleicht folgten. Seine Kameraden hatten den Dialog mitverfolgt und wussten ebenfalls Bescheid. Somit stieg er wieder in sein Fahrzeug, legte den Rückwärtsgang ein und . . .

Da öffnete Marian die Hintertür und sprang aus dem sich schon in Bewegung befindlichen Wagen. Der tollwütige Kampfhund hatte sich endlich von der Leine befreit. Er ging schnurstracks auf die Zigeuner-Bande zu, zog seine Waffe, spuckte

vor dem Alten aus und schoss ihm in den Oberschenkel. Sofort verstummten alle. Das Dorfoberhaupt schrie vor Schmerz. Frauen eilten herbei, begannen auf der ihnen typischen Art zu kreischen. Marian schoss noch ein paar Mal in die Luft, sodass alle die Köpfe einzogen. Dann stieg er wieder in den Wagen, und sie zogen davon.

Auf einmal waren unzählige Menschen da. Man fragte sich, wo die sich vorher alle versteckt hatten. Sofort stellten sie sich den Fahrzeugen in den Weg und versuchten sie am Losfahren zu hindern. Vlad fluchte auf die Zigeuner, auf Marian und auf alles, was sich vor ihm befand. Er beschleunigte sachte, gerade so viel, dass die Zigeuner zwangsweise zur Seite gehen musste, wollten sie von dem großen Wagen nicht überfahren werden. Sie fuhren wieder auf dem Feldweg zurück, auf dem sie gekommen waren. Weiter unten sah er, dass sich ein Holzwagen quer zur Straße gestellt hatte, um ihnen den Weg zu blockieren. Sofort drosselte er die Geschwindigkeit, da er den Holzwagen auf der Wiese umrunden wollte.

Der plötzliche Knall aus berstendem Plastik, splitterndem Glas und quietschendem Metall durchfuhr ihn schmerzhafter als der eigentliche Aufprall. Er schlug heftig gegen das Lenkrad. Der Wagen schleuderte quer über die Wiese. Noch ehe er wahrnehmen konnte, was eigentlich geschehen war, folgte ein zweiter Einschlag. Ein zweiter Pick-up hatte seinen vorderen Kotflügel gerammt und wirbelte das Geländefahrzeug wie ein Spielzeugauto in die Gegenrichtung. Reflexartig schlug er das Steuer ein und trat aufs Gas, sobald er wieder in der richtigen Richtung stand. Schlingernd beschleunigte er auf der Wiese, umrundete den Holzwagen und war schon wieder auf dem Feldweg. Zum Glück war er nicht mit den Kameraden des zweiten Geländewagens zusammengeknallt, die nur durch ein waghalsiges Manöver die Kollision vermieden hatten.

Gerade als Vlad hochschalten wollte, um seinen Vorsprung auszubauen, durchfuhr ihn ein erneuter Knall. Das Lenkrad wurde ihm fast aus den Händen gerissen. Hektisch versuchte er den plötzlichen Zug nach rechts auszugleichen. Er war gezwungen hart zu bremsen, um nicht in voller Fahrt von der Straße den Abhang hinunterzurasen. Knirschend kam er auf dem

Feldweg zum Stehen. Sofort riss er die Fahrertür auf und wäre fast von dem zweiten, hinter ihm kommenden Geländewagen der Kameraden gerammt worden, wäre er nicht auf deren Motorhaube gesprungen.

Noch in der Bewegung sah er, wie der Pick-up, der ihn zuletzt gerammt hatte, nun selbst unkontrolliert von der Straße über den Rand den Abhang hinunterkullerte. Dort prallte er schräg auf dem Acker auf und überschlug sich zweimal. Endlich war er auf dem Dach zum Stillstand gekommen. Ehe er genau erfassen konnte, was passiert war, ließ ihn ein hohes Quietschen herumfahren. Der Fahrer des zweiten Pick-up gab nun Vollgas, versuchte sein Glück in der Flucht. Der Motor heulte laut auf. Jetzt hielt ihn nichts mehr. Vlad zog seine Waffe und entlud das ganze Magazin auf das davonfahrende Fahrzeug. Wie eine touchierte Billardkugel schoss das leichte Gefährt vorwärts, rollte dann etliche Meter weiter und kam dann mitten auf dem Weg zum Stehen. Jetzt waren alle Kameraden aus den Fahrzeugen gesprungen. Die Waffen im Anschlag, waren sie bereit jeder Gefahr zu trotzen. Doch nichts rührte sich. Die Zigeuner hatten genug. Sie waren ebenso schnell verschwunden, wie sie gekommen waren.

„Also, waschechte Zigeuner waren das bestimmt nicht“, sagte Vlad scherzhalber zu seinen Männern, um ein wenig die Spannung abzubauen. „Die brächten es nie übers Herz, ihr altes, verrostetes Pick-up so zu behandeln. Los Männer, hauen wir ab!“

KAPITEL 43 Ein neuer Tag erwacht

Wie immer wachte er recht früh auf. Im noch dunklen Licht seines Zimmers schlug er die Augen auf. Es geschah irgendwie ruckhaft, als sei er gewaltsam aus einem Traum gerissen worden. Der Alkohol hatte sicherlich auch seinen Teil dazu beigetragen, denn er hatte starke Kopfschmerzen. Zunächst blieb er still liegen und versuchte seine Gedanken zu sammeln.

Nach einer Weile kam langsam die Sonne hinter dem Horizont hervor. Sie goss ihr schwaches, gleisendes Licht zwischen die Leerräume von Wand und Gardine. Nebenan schien

die junge Frau noch zu schlafen. Zumindest nahm er das an, denn es war kein Geräusch zu vernehmen. Er konnte sich noch nicht aufrappeln. Immer wieder quälte er sich im Bett von der einen Seite auf die andere. Ein brausendes Echo war zu vernehmen. Von etwas, das schon verschwunden war und nicht wiederkehren würde. Langsam drehte er den Kopf zum Nachttisch, nahm sein Telefon in die Hand. Halb sieben. Zunächst setzte er sich auf die Bettkante. Gleich darauf erhob er sich und ging wie gewöhnlich ans Fenster. Mit einem Ruck zog er die Gardine zurück, um mehr Licht ins Zimmer zu lassen.

Der Himmel war sonnig, aber mit Wolken durchsetzt. Vielleicht würde es im Laufe des Tages regnen. Er duschte so schnell es ging, kleidete sich danach an. Anschließend öffnete er leise, einen Spalt breit, die Verbindungstür zu ihrem Zimmer. Ein kleiner Blick genügte, um sich zu vergewissern, dass sie immer noch schief. Schließlich ordnete er seine Sachen in seinem Zimmer und packte sie in den Schrank. Allen Unrat, der sich in der Nacht akkumuliert hatte, packte er in eine Plastiktüte. Am Ende verließ er, um sie nicht zu wecken, auf samtigen Sohlen das Zimmer.

Im Frühstücksraum setzte er sich an einen Tisch apart, nahm sich einige Leckereien und vor allem reichlich Kaffee. Dann quälte er seinen Partner Q aus dem Bett. Er wollte erfahren, ob es bezüglich ihrer Geschäfte Neuigkeiten gab. Schließlich wählte er Mondy an. Doch dieser schien entweder zu schlafen, oder war anderweitig beschäftigt und konnte nicht antworten. Janis schenkte sich noch Kaffee nach, versuchte dieser verrückten Geschichte eine Logik abzurufen. Am Ende, so hoffte er zumindest, würde alles wieder in die rechte Bahn kommen. Dann kam ihm auch noch Tatiana in den Sinn. Gestern Abend hatte er sie schon wieder versetzt, sodass sie heute Nachmittag garantiert fuchsteufelswild an der Strippe hängen würde. Verdammt, auch das noch, dachte er mit schlechtem Gewissen.

Ein paar Stockwerke höher spürte Roxana langsam die aufkommende Sonne durch ihre geschlossenen Lider, deren Helligkeit von Minute zu Minute das Zimmer einnahm. Das gleißende Licht kam ihr fast schmerzhaft vor. Sie glaubte es fast hören zu können. Es war wie ein flirrendes Hintergrundgeräusch in einer Stille, ohne Vogelgezitscher, Autolärm oder sonstigem

Krach. Sachte schlug sie die Augen auf. Sie rollte sich aus der Fötus Stellung, in der sie zunächst wie ein kleines Kind geschlafen hatte. Auf den Rücken liegend ließ sie dann ihre Fersen über das Laken gleiten, bis ihre Beine lang gestreckt waren. Ein unruhiges Gefühl begleitete ihre ersten Gedanken. Erst als das Tageslicht ihr Gesicht streichelte, fuhr sie langsam hoch. Einen schrecklichen, unnatürlich lang erscheinenden Moment fühlte sie sich gänzlich orientierungslos, resigniert und kraftlos. Dann fasste sie sich endlich. Sie schaute in die Runde und fuhr sich mit der Hand übers verschlafene Gesicht. Ihr Mund war trocken, ein feiner Schweißfilm klebte auf ihrer Stirn. Anschließend schwang sie sich aus dem Bett und trat mit durchgedrückten Beinen auf die kühlen Marmorfliesen. Sofort ging ein kalter Schauer durch ihren noch schläfrigen Körper. Schließlich faste sie all ihren Mut zusammen, stand auf und lauschte in Richtung des Nebenzimmers, konnte aber kein Geräusch vernehmen.

Im Glauben, dass er schon wach sein müsste, klopfte sie an seine Tür. Doch es antwortete niemand. Sie versuchte es wieder und immer wieder, aber es herrschte absolute Stille. Erschrocken wagte sie den Schritt und öffnete die Tür, nannte seinen Namen. Hektisch schob sie ihren kleinen Kopf durch den offenen Türspalt. Zu ihrer Verwunderung musste sie feststellen, dass sein Bett ordentlich gemacht war, als ob es nicht benutzt worden wäre. Die Tür zum Badezimmer stand offen. Sie trat ein und stellte fest, dass alles noch so war wie am Vortag, als sie angekommen waren. Aber wo war Janis? Hatte er denn nicht hier geschlafen? Panik ergriff sie auf einmal. Alles Bewusstsein, so zerbrechlich wie das Flackern einer Kerze, erlosch. Sie konnte und wollte es nicht glauben. Sollte er sie einfach hier zurückgelassen haben und abgehauen sein? Eine einsame Leere setzte sich sofort in ihrem Körper fest. Ihre Kehle war wie zugeschnürt. Das Schlucken tat fast weh. Er war weg, einfach so. Ohne Abschied, ohne ein letztes Wort. Doch in ihrem Inneren konnte sie sich dies nicht vorstellen. Sie sträubte sich gegen diese Vorstellung.

Was soll's, sagte sie vollkommen enttäuscht zu sich selbst. Sie war es gewohnt, sich im Leben allein durchzuschlagen. Doch die Voraussetzungen hatten sich in den letzten Tagen geändert. Nun war sie nicht mehr frei und unbeschwert wie zuvor. Was

sollte sie jetzt tun? Wo sollte sie untertauchen, damit diese Männer sie nicht wieder in ihre Finger bekämen? Konnte sie in ihr Dorf zurückkehren? Eine innere Unruhe hatte sie sofort wieder erfasst. Plötzlich fühlte sie sich so, als hätte sie sich nicht mehr in der Gewalt. Sie fühlte sich von der unbekannteren Macht beherrscht, die sie in den letzten Tagen zeitweise wie eine Marionette an Fäden geführt hatte. Jetzt hatte sie den Eindruck, als ob das Böse erneut mit riesigen, unsichtbaren Tentakeln nach ihr griff. Ihre blauen Augen waren von Angst erfüllt. Die zitternden Lippen verzerrten sich zum Ansatz eines Schreies, der den Raum, das Gebäude, die ganze Welt durchdringen würde. Alles in ihr spannte sich.

Auf einmal sah sie aus den Augenwinkeln heraus, wie sich der Türgriff langsam abwärts in Bewegung setzte. Die Angst pulsierte blitzartig in ihren Schläfen. Behutsam wurde der Türgriff nach unten gedrückt, und ebenso rücksichtsvoll öffnete sich langsam die Tür. Roxana hatte sich schon den Stuhl geschnappt, um ihn zu ihrer Verteidigung verwenden zu können. Doch noch ehe sie reagieren konnte, schob sich Janis Kopf im Zeitlupentempo zur Türe herein und starrte sie verdutzt an.

„Ach, du bist schon wach?“, stellte er überrascht und lächelnd fest. Dann trat er vollends ins Zimmer und nahm zugleich ihre Angst, ihre Verwunderung und ihre Erleichterung wahr.

„*Bună dimineața*“, sagte er auf Rumänisch, was so viel wie guten Morgen bedeutete. „Wie geht es dir heute Morgen?“ Sie freute sich und lächelte auf einmal über sein deutsch-rumänisches Begrüßungs-Mix. Noch unklar darüber, wie sie sich verhalten sollte, ging sie auf ihn zu und strahlte ihn mit einem entzückendem Lächeln an.

„Danke“, sagte sie auf einmal völlig überraschend. „Danke!“

„Wofür denn?“, fragte er völlig perplex. Er hatte doch heute noch gar nichts mit ihr zu tun gehabt, was eine derartige Erkenntlichkeit rechtfertigte. „Wie dem auch sei, jetzt gehst du erst mal unter die Dusche. Dann gehen wir frühstücken. Danach kümmern wir uns ein wenig um dein Outfit und später unterhalten wir uns. Okay?“

„Okay, Herr Janis“, sagte sie mit einem fröhlichen Gemüt. Sie wusste es! Er hätte sie nie verlassen, denn er war nicht

der Typ dafür, so etwas zu tun. Fast hätte sie geschrien vor Freude, hielt sich aber zurück.

Eine halbe Stunde später erschien sie in einem weißen, enganliegendem Kleid, das mehr enthüllte als es verbarg. Auf dem Weg zum Frühstücksraum kamen sie an der Rezeption vorbei. Corvin, der schon seit den frühen Morgenstunden auf den Beinen war, erfasste sie wachsamem Auges und grüßte.

„Guten Morgen“, sagte er höflich. „Herr Janis, wo ist denn die junge Frau verschollen, die gestern noch mit Ihnen hier eingezogen ist?“, fragte er sichtlich naiv und lächelnd, um ihr das Gefühl zu geben, dass sie sich um mindestens einhundert Prozent zu ihrem Gunsten verändert hatte. „Heute gefallen Sie mir viel, viel besser, junge Frau. Bitte fassen sie dies nicht als Kompliment auf. Es ist einfach die nackte Wahrheit. Na dann, guten Appetit. Ach ja, Herr Janis, kann ich noch etwas für Sie tun?“

„Ja, bitte. Machen Sie in einer halben Stunde einen Termin mit dem Friseur aus. Haare, Fingernägel, und so weiter. Sie wissen was ich meine“, sagte er kurz angebunden.

„Natürlich, der Herr. Wird alles zu Ihrer vollsten Zufriedenheit erledigt.“ Goran griff zum Telefon und unterhielt sich mit jemanden in der Landessprache. Roxana und Janis gingen in den Frühstücksraum.

Als sie das Frühstücksbüffet erblickte, erging es ihr wie einem Grizzly, der aufrecht im Gebirgsbach den Kopf hastig hin- und herwarf und vor so vielen Lachsforellen nicht wusste, welche er zuerst fangen sollte. Er hatte den Eindruck, als ob sie am liebsten all die leckeren Dinge, die es hier gab, auf einen Teller packen, sich in eine Ecke setzen und alles in sich hineinstopfen wollte. Sie nahm sich gleich einen großen Teller und marschierte los. Dann packte sie Brot, Käse, Schinken, Tomaten und Gurken drauf. Auf einem zweiten häufte sie allerlei Süßes. Am Ende steuerte sie einen leeren Tisch an und begann hemmungslos zuzugreifen.

Er setzte sich ihr gegenüber, nur einen Kaffee in der Hand. Sie stopfte alles in sich hinein, und er hatte das Gefühl, dass sie sich ein wenig schämte. Doch in ihrer Situation hatte er vollstes Verständnis dafür. Als bestünde die Gefahr, dass ihr jemand wieder den Teller entwenden oder er sich vor ihren Augen auflösen könnte, versuchte sie alles in Rekordzeit

hinunterzuschlingen. Janis lachte. Dann holte er für beide nochmals Kaffee, saß einfach nur da und betrachtete sie schweigend.

Während sie aß, ließ sie nur zögerlich den Gedanken zu, dass dieser seltsame Herr ihr gegenüber, tatsächlich nichts von ihr wollte. Nichts Böses, keinen Sex, gar nichts. Er war einfach nur gut zu ihr. Konnte es so etwas geben? Konnte ihr nach dem ganzen Unglück so viel Gutes widerfahren? Als sie endlich nichts mehr herunterwürgen konnte, fiel ihr auf, dass er noch gar nichts zu sich genommen hatte. Außer seinem heißen Getränk hatte er noch nichts angerührt. Auf einmal fühlte sie sich unwohl.

„Verzeihung, Herr Janis, habe ich mir etwa so viel genommen, sodass Sie sich nichts nehmen durften? Das tut mir aber sehr leid“, sagte sie in einem traurigen Ton, der echt klang.

„Aber nicht doch. Ich habe schon vorher gefrühstückt. Außerdem kannst du so viel essen, wie du willst. Ist alles frei, umsonst. Wenn du magst, gehen wir deinen Teller nochmals fühlen.“ Doch sie verneinte, konnte nichts mehr zu sich nehmen.

„Wenn das so ist und es nichts kostet“, sagte sie überlegend, schaute dabei verstohlen rechts und links um sicher zu sein, dass sie niemand hörte, „sollten wir vielleicht zwei Teller für später mit aufs Zimmer nehmen.“ Janis lachte herzlich über dieses heitere Kind und erhob sich.

„Komm, lass uns gehen. Wir haben heute noch viel vor. Zunächst lassen wir deine strapazierten Haare richten, dann die Nägel. Vertrau mir bitte, ich habe viel Erfahrung in diesen Dingen. Okay?“ Sie nickte nur. Wissend, dass sie ihm vertrauen konnte. An der Rezeption rief er nach Corvin und fragte, ob man sie im Kosmetiksalon erwartete. Dieser bejahte. So gingen in den ersten Stock, wo ein kleines Atelier oder Studio untergebracht war, in dem fast jeder Wunsch einer Dame befriedigt werden konnte. Janis unterhielt sich einen Moment lang mit der Betreiberin auf Englisch. Er nannte ihr wegen der Rechnungsstellung seine Zimmernummer, erklärte ihr, was er sich vorstellte und ließ Roxana dann in ihrer Obhut.

„Sobald du hier fertig bist“, sagte er an Roxana gewandt, „gehst du bitte nach unten. Dann hältst du dich, nach dem Ausgang des Hotels, gleich rechts. Da findest du mich. Okay?“

Schon war er verschwunden, ließ das schwache Geschlecht unter sich.

KAPITEL 44 Hilfsorganisationsforum

Die meisten Flüchtlinge stammten aus Syrien und Afghanistan. Doch mittlerweile kamen auch bedürftige Menschen aus dem Iran und Indien. Allein in den letzten Tagen waren mehrere hundert Menschen, an die Strände nördlich von Constanța an Land gegangen. Wo genau in der Türkei die Boote, für die Überfahrt über das Schwarze Meer, ablegten, war den Behörden noch nicht klar. Die meisten Emigranten wurden während ihrer Odyssee zu Spielbällen der inzwischen international bestens organisierten Schleppermafia. Den Heimatvertriebenen wurde versprochen, sie an der griechischen oder gar italienischen Küste abzusetzen. Letztendlich fanden sie sich jedoch an der rumänischen Schwarzmeerküste wieder. Die rumänische Küstenwache hatte sie aufgegriffen und sie, in einer provisorischen Unterkunft in unmittelbarer Nähe zur Stadt, untergebracht. Hungrig, müde und ziellos, stand es den geplagten Menschen letztlich hier frei, Asyl zu beantragen.

Im Verhältnis zum Mittelmeer und insbesondere der Ägäis, war dies prozentual nur eine kleine Anzahl von Flüchtlingen. Doch für die rumänischen Behörden, die sich ansonsten mit dem Problem der Migration nicht auseinanderzusetzen hatten, war heute ein chaotischer Tag. Der Leiter des Geschehens sah völlig genervt aus. Er hielt sich ein Mikrofon vors Gesicht und schien nicht zu wissen, was er damit anfangen sollte. Gern hätte er Gelassenheit und Kompetenz vermittelt. Doch die Fakten waren nicht zu leugnen. Alles ging drunter und drüber.

Das *Forum für Menschenhilfe* war eine Aktion des Innenministeriums in Zusammenarbeit mit mehreren anerkannten Hilfsorganisationen des Landes. Die Statistiken des Migrationsamtes wurden den anwesenden Interessenten auf großen Bildschirmen und Paneelen mitgeteilt. Sie versuchten kläglich ein vages Bild vom Geschehen zu vermitteln, das man

angeblich im Griff hatte. Auf dem Papier, oder in einem Screen, sah alles immer sehr einfach aus.

Das Migrationsamt war seines Zeichens offizieller Empfänger dieses lawinenartigen Zustroms an Menschen aus bedürftigen, oder vom Krieg betroffenen Ländern. Mit einer großen Anzahl Freiwilliger versuchte man den Bedürfnissen der Flüchtlinge gerecht zu werden. Viele hatten sich einfach, in irgendeiner Ecke der riesigen Halle, auf dem Boden niedergelassen. Die meisten Rumänen vor Ort gehörten verschiedenen Hilfsorganisationen an. Karl war ebenfalls darunter. Angeblich am Geschehen interessiert, hielt er Ausschau. Es galt insbesondere nach elternlosen Kindern zu spähen, deren er sich annehmen konnte. Schließlich galt es hier, etwas Gutes zu tun. Am Rande der Halle bewegten sich Ordnungskräfte, um mögliche Konflikte oder Probleme mit den fremden Ankömmlingen, gar nicht erst aufkommen zu lassen.

Hier und da hatten die Flüchtlinge in der großen Halle kleine Zelte aufgeschlagen. Manch eine Mutter stillte notdürftig ihren Säugling. Andere waren völlig erschöpft eingeschlafen. Viele der Menschen waren gestresst und ausgelaugt, da ihre Odyssee schon seit mehreren Wochen andauerte. Überall war das Nörgeln und Weinen kleiner Kinder zu hören, dass durch die Akkumulation fremder Sprachen und Dialekte drang. Die freiwilligen Helfer bewegten sich durch die Menschenmassen hindurch. Sie versorgten die Flüchtlinge so gut es ging mit Essen und Getränken. Dabei versuchten sie herauszubekommen, ob jemand krank war und ärztliche Betreuung nötig hatte. Oder einfach nur ein paar Schmerztabletten brauchte. Ältere Damen, irgendeiner evangelisch-christlichen Vereinigung, spendeten Trost, versuchten mit den fremden Frauen in Kontakt zu kommen und nahmen sich der elternlosen Kinder an.

Es gab Tische an denen Sandwiches, Wasserflaschen, Hygieneartikel, Isoliermatten und Wolldecken ausgegeben wurden. Einige bekannte Hilfsorganisationen hatten Stände aufgebaut. Dort verteilten sie Informationsblätter, in denen sie ihr Werk anpriesen. Vereinzelt freiwillige Mitarbeiter versuchten sich mit den Flüchtlingen auf Englisch zu verständigen. Doch inwieweit diese in der Lage waren sie zu verstehen, war fraglich.

Die meisten versuchten nur einen Teller Essen zu ergattern und einen Ort, wo sie die Nacht verbringen konnten.

Karl bewegte sich langsam durch das Meer aus menschlichen Leibern. Auf der einen Seite lauerte er nach geeigneten Kandidaten für seine Mission. Auf der anderen wiederum kreisten seine Gedanken ununterbrochen um das teuflische Weibsbild, das ihnen durch die Lappen gegangen war und sie nicht auffinden konnten. Plötzlich fand er sich umringt von einer Gruppe junger Burschen. Wahrscheinlich war ihre Herkunft aus Syrien, wie er aus dem Arabischen, das sie sprachen, herleitete. Die meisten schauten beim Diskutieren zu Boden. Ihre Körpergerüche schwängerten die Luft um sie herum.

Irgendwie bekümmerten ihn all die erbärmlichen Geschöpfe, die hier zu seinen Füßen lagen. Wahrscheinlich hatten sie vor einiger Zeit in ihrer Heimat noch so etwas wie den Glauben an ein Gefühl für Sicherheit und Stabilität, Gerechtigkeit und Würde, gehabt. Sie hatten sich in der Umgebung ihrer Gemeinschaft geborgen und heimisch gefühlt. Auf einmal standen sie mit dem wenigen, was sie am Körper trugen in einem fremden Land, umring von argwöhnischen Menschen, die ihnen feindlich gegenüberstanden.

Irgendwann vor langen Jahren, in einem anderen Leben, an das er sich nur noch schwer zu erinnern vermochte, hatte auch er an diese Garantien des beschützten Daseins geglaubt: Recht und Gesetz, Sicherheit und Gleichheit, Wohlstand und Menschlichkeit. Das Fundament des Daseins unter seinen Füßen schien damals solide gewesen zu sein. Er hatte sich in der Gesellschaft, in der er aufgewachsen war, sicher gefühlt.

Doch dann hatte er eines Tages einsehen müssen, dass dies alles nur ein Trugschluss war. Letztendlich gab es keine Sicherheit. Absolut keine! Es gab keinen Schutz, keine Gerechtigkeit, keine Gleichheit. Auf diesem Planeten Erde gab es nur das Recht des Stärkeren, mehr nicht. Die Welt, wie man sie im 21. Jahrhundert kannte, war ein Ort des Grauens. Durch ein dünngewobenes Netz fadenscheiniger Sicherheitssysteme, wurde sie oberflächlich in der Balance gehalten. Wer das Pech hatte und durch die Maschen rutschte, fiel ins Bodenlose. Verstanden hatte er diese nackte Wahrheit erst, nachdem er selbst im freien Fall

abgestürzt war. Und niemand war damals präsent, um ihn aufzufangen.

Ein paar Priester, jedoch keine der orthodoxen Kirche, hatten sich ebenfalls zu diesem Treffen eingefunden. Karl schaute sie verdrossen an. Er hatte religiöse Menschen nie besonders gemocht. Diese Art von Heuchlern aber, erbosten ihn mehr als alles andere. Für ihn waren sie nichts anderes als maskierte Scharlatane, Lügner und Gauner, die ihr wahres Gesicht gegen einen weißen Priesterkragen eingetauscht hatten. Spender scheinheiliger Fürsorge, simulierende Aasgeier, die um die Bedürftigen und Leidenden kreisten.

Wie nicht anders zu erwarten, zog dieser Trubel auch eine ganze Schar Zigeuner an. Sichtlich betagte Frauen und Jüngere, zahlreiche halb nackte und nur mit Lumpen bekleidete Kinder, die alle das gleiche Ziel hatten. Um ein Almosen zu erhaschen, belagerten sie die Leute hartnäckig. Manche versperrten ihnen regelrecht den Weg und zerrten an ihren Kleidern. Währenddessen riefen sie die ganze Zeit einen Gott und eine ganze Reihe Märtyrer an, an die sie nicht im Geringsten glaubten. Andere bemühten Heilige, deren Namen sie auswendig gelernt hatten. Ein Rotzlöffel mit dreckigem Gesicht und rabenschwarzen Augen stieß absichtlich mit Karl zusammen, wobei er unentwegt die Tugenden des heiligen Johannes beschwor. Dabei schaute er dermaßen jämmerlich aus der Wäsche, dass einem glatt die Tränen kommen konnten.

„Hier nimm!“, sagte Karl und gab ihm einen Ley-Schein. Der kleine Dreckspatz grabschte sofort nach dem Geld, murmelte etwas wie Danke und machte sich sofort aus dem Staub. Schon wollte der Deutsche seinen Weg fortsetzen, als er etwas weiter hinten den kleinen Rotzlöffel wiederentdeckte. Zu seinem Erstaunen musste er feststellen, dass die Mutter des Kleinen keine Zeit verloren hatte. Schon forderte sie vom ihm den Geldschein ein.

Auf einmal sah er einen anderen kleinen Jungen. Wahrscheinlich war er nicht älter als zehn, höchstens elf Jahre alt. Bekleidet war er mit einem gelben T-Shirt und einer schmutzigen ausgefranzen Hose. Die wiederum hatte er an der Taille, mit einer Art zusammengebundenen Schnürsenkeln festgezurrt. Einen

kleinen, billigen Plastikbeutel aus Imitations-Leder, denn er mit der linken Hand krampfhaft festhielt, hatte er über seine linke Schulter geworfen. Darin schien er seinen ganzen persönlichen Besitz gehortet zu haben. Er stand einfach nur da und schaute verloren zur Seite. Tränen liefen ihm über die Wangen. Irgendwie erinnerte ihn dieses kleine Päckchen Elend an eine Miniaturausgabe der David-Statue des Renaissancekünstlers Michelangelo. Angeblich gerührt trat er zu ihm hin, ging in die Hocke und hoffte, dass der Junge ein paar Worte Englisch verstand.

„Na, wie geht es dir? Alles in Ordnung?“, fragte er mit gespielmtem Interesse auf Englisch. Der Junge schaute zu ihm auf und zuckte zusammen.

„I . . . okay“, sagte der Junge, der ihn anscheinend zu verstehen schien. „Hunger, pain! Er machte mit der rechten Hand einige kreisende Bewegungen auf Bauchhöhe.

Na, wenn's weiter nichts ist, dachte Karl. Er setzte ein freundliches Gesicht auf, streckte dem Weinenden seine Hand hin und zog ihn mit sich fort. Nachdem er ihm zu essen besorgt hatte, nahm er den Jungen einfach mit. Gelassen führte er ihn aus dem ganzen Geschehen hinaus und brachte ihn zu seinen Wagen. Odo wartete schon abfahrtbereit. Einige Augenblicke später waren sie verschwunden.

KAPITEL 45 Ein Engel auf der Gartenterrasse

Janis saß auf der überdachten Gartenterrasse des Hotels und hatte sich einen erfrischenden Drink bestellt. Zunächst ging er daran mit Mondy zu telefonieren. Er erzählte ihm jedoch nichts über sein derzeitiges Abenteuer. Der Freund konnte ihm hier sowieso nicht weiterhelfen. Dann hatte er versucht Tatiana ans Telefon zu holen, was leider vergeblich war. Sie schief sicherlich noch den Schlaf der Gerechten.

Die im Zenit stehende Sonne knallte auf den kleinen Platz vor dem Eingang des Hotels. Die wenigen Bäume, die entlang der Grünfläche gepflanzt waren, warfen nur spärlich ihre Schatten. Eine gestreifte Tigerkatze huschte über den Rasen. Er betrachtete

die übrigen Gäste, die hier Zuflucht vor der Sonne gesucht hatten. Jenseits des Hotels, quasi auf der anderen Straßenseite, beobachtete er Leute, die auf den Bürgersteig hastig dahinwuselten und ihren Geschäften nachgingen.

Etwas weiter hinten, im Schatten unter einem Baum, saß ein runzeliger alter Mann auf einer Bank. Selbstgefällig spielte er bekannte Melodien auf einer Handharmonika. Auf dem Platz vor dem Hoteleingang hatten sich ein paar Tauben niedergelassen. Sie spazierten herum und pickten zwischen den Kopfsteinen nach Futter. Ein paar Tische weiter nahm er einen älteren Herrn wahr, der anscheinend schon länger am Tisch verweilte.

Gerade fischte er eine weitere Zigarette aus der Packung, die auf dem Tisch lag. Dabei betrachtete er missmutig den vollen, überquellenden Aschenbecher. Wahrscheinlich fragte er sich, wer denn verantwortlich für die vielen Zigarettenstummel sei. Der Mann beugte sich vor, sah auf seine Armbanduhr und schien zu überlegen. Doch dann drückte er wieder seinen Rücken in den Stuhl und machte es sich erneut bequem. Anschließend zog er sich langsam die Zigarette unter der Nase hinweg und sog genüsslich den Duft des Tabaks in sich hinein. Dann steckte er sich die Kippe in den Mund.

Die gestreifte Katze hatte sich angeschlichen und strich nun um seine Hosenbeine. Endlich zündete er sich den Glimmstängel an. Über die Flamme des Feuerzeugs hinweg, fiel sein Blick plötzlich auf den kleinen Platz vor dem Hoteleingang. Sogleich erstarrte er. Im ersten Moment war er sich nicht sicher, ob seine Sinne ihm nach all den Jahren einen Streich spielten. Deshalb kniff er die Augen zusammen und fokussierte erneut auf den betreffenden Punkt. Unterdessen hatte er völlig desinteressiert begonnen, mit der freien Hand den quälenden Vierbeiner zu streicheln.

Sein Verhalten hatte Janis Aufmerksamkeit nach sich gezogen. So schaute er ebenfalls in die Richtung seiner Konzentration. Und da erblickte er sie! Im gleißenden Licht der heißen Sonne stand da und strahlte ihn an. Sie glich einer engelhaften Vision, die jeden Mann im wahrsten Sinne des Wortes in ihren Bann zog. Das Gebaren des Tischnachbarn legte bestes Zeugnis ab. Mittlerweile war ihm die Katze lästig geworden. Er

schob sie mit dem Fuß weg. Sie wiederum wollte an seinem Hosenbein an ihm hochklettern.

Janis erhob sich und ging die paar Schritte auf Roxana zu. Denn es hatte den Anschein, dass sie sich nicht getraute, an die auf der Gartenterrasse sitzenden Hotelgäste heranzutreten. Er nahm sie in die Arme und freute sich riesig, dass das Beauty-Studio ein so gutes Resultat erzielt hatte.

„Und?“, fragte er sie strahlend. „Wie gefällst du dir selbst mit deinem neuen Outlook?“ Doch sie lächelte nur. Dann kam wieder ein einzelnes Danke über ihre Lippen.

„Komm, setz dich! Zunächst bestellen wir uns etwas Kühles zu trinken“, sagte er und winkte auch schon den Kellner heran. „Ich möchte, dass du dich heute einfach nur gut fühlst. Schließlich haben wir uns dies nach dem grässlichen Abenteuer verdient. Später sehen wir weiter, aber jetzt bist du hier die Königin.“ Sie wurde schlichtweg rot. So etwas hatte sie in ihrem Leben noch nie erlebt. Solch schöne Sachen hatte sie noch nie getragen, geschweige denn je in einem solchen Hotel verweilt. Vom gediegenen, eleganten Ambiente der Gartencafereria, in der sie jetzt Platz genommen hatte, ganz zu schweigen. Das hier war einfach viel zu schön, um wahr zu sein. Dies war nicht ihre Welt. Doch sie wollte kein Spielverderber sein, gönnte ihm seine Freude und kostete den Moment ebenfalls aus.

Der Tischnachbar hatte vergessen an seiner Zigarette zu ziehen, sodass sie ihm im Munde erloschen war. Er hatte nur noch Augen für dieses himmlische Wesen. Durch sein vollkommenes Desinteresse hatte er die Mieze letztendlich verscheucht. Unverrichteter Dinge wandte sie sich einem anderen Beinpaar zu, in der Hoffnung dort mehr Streicheleinheiten zu ergattern.

„Herr Janis“, fragte sie auf einmal, „warum glotzt mich der Typ da hinten so an?“

„Weil er von nun an für immer mit der Erkenntnis leben wird, dass er heute einem Engel begegnet ist, und ihn nicht berühren konnte.“

„Ach, Unsinn, Herr Janis. Machen Sie mir nicht dauernd solche Komplimente. Am Ende glaube ich selber noch daran.“ Und sie kicherte wie ein pubertäres Mädchen, das gerade mit ihrer Freundin zum ersten Mal einen nackten Jungen gesehen hatte.

KAPITEL 46 Stelios hat Informationen

Er saß noch mit ihr in der Cafeteria. Als er gerade aufstehen und mit ihr auf sein Zimmer gehen wollte, ertönte sein Mobiltelefon. Gemächlich kramte er das verdammte Gerät aus seiner Hosentasche. Das Sonnenlicht erhellte die Umgebung mit solch einer Intensität, an der das Display scheiterte. Somit konnte er nichts erkennen und wusste im Moment nicht, wer der Anrufer war. In Gedanken an Tatiana, nahm er das Gespräch zunächst nicht an. Schnell erhob er sich. Mit einer Geste gab er ihr zu verstehen, dass sie noch sitzenbleiben konnte. Dann zog er sich einige Meter weiter hinten in einen schattigeren Bereich zurück, um auf dem Display die Rufnummer zu erkennen. Als sich der Anrufer als Stelios erwies, nahm er das Gespräch sofort an.

„He, alter Gadscho“, schrie dieser wie üblich in sein Gerät. „Was machst du so lange? Ich habe Neuigkeiten für dich.“

„Na dann, schieß los! Was hast du herausgefunden?“

„Mit wenigen Worten, da muss was Großes im Gange sein. Das waren nicht irgendwelche Halbstarke, die hinter einer angeblichen Diebin her waren, wie es zunächst hieß. Einen der Männer, die auf der Nationalstraße in dem Geländewagen waren, hat man erkannt. Angeblich steht er auf der Gehaltsabrechnung einer großen Organisation. Die wiederum hat ihre Finger in lukrative und gefährliche Geschäfte. Und die beiden Typen, die dich auf dem alten Firmengelände attackiert haben, die gehören ebenfalls dazu.“ Dann überlegte der junge Zigeuner, wusste nicht so recht ob er weiter berichten sollte, denn irgendetwas schien ihn zu blockieren. Letztendlich fasste er sich ein Herz. „Weißt du, wir haben noch etwas erfahren.“

„Was, noch mehr? Etwa noch schlimmer?“, fragte er vollkommen aufgewühlt.

„Heute Morgen haben einige schräge Kerle, in einem Zigeunerlager unweit von Craiova, den Dorfältesten angeschossen und weiteren Krawall vom Zaun gebrochen. Das Oberhaupt wollte oder konnte ihnen die gewünschten Informationen, hinter denen sie her waren, nicht geben. Nach dem, was wir vernommen haben, sind wir uns sicher, dass die dein Zigeunermädchen suchten. Angeblich soll sie die Männer bestohlen haben.“

„So, so! Und woher weißt du das alles?“ fragte Janis erstaunt. Wie kann es sein, dass du und die deinen so schnell, so viel Informationen zusammengetragen habt?“

„Aber Janis, was stellst du für naive und dumme Fragen? In welchem Universum lebst du, mein Gott! In diesem verdammten Land arbeitete bis vor kurzem noch jeder dritte ihrer Bewohner für die geheime Staatspolizei. Hier waren alle entweder, wie sagt man . . . die Informierten . . . oder . . . die Informanten. Da ist es recht einfach. Wenn du wissen willst, wo der Hund begraben liegt, musst du einfach clever sein und wissen, wo du den Spaten ansetzen und graben musst. Wie du weißt, können wir größtenteils weder lesen noch schreiben. Im Umgang und Palaver mit euch Weißärschen aber, sind wir euch einfach haushoch überlegen. Es war ein Leichtes manch einem die Fäden aus der Nase zu ziehen.“

„Du meinst also, die Kleine ist in einer großen Sache verwickelt? Sollten wir da nicht zur Polizei gehen? Am besten, du nimmst das junge Ding einfach bei der Hand und gehst mit ihr zur Dienststelle.“

„Sag mal, spinnst du? Kein echter Zigeuner geht und spricht jemals freiwillig mit den Bullen. Und sollte es je einer gezwungenermaßen tun müssen, so müsste er sich vorerst eine ausdrückliche Genehmigung seiner Stammesmitglieder einholen“, sagte der junge Zigeuner sichtlich aufgeregt. „Sonst ist er bei seinen Leuten erledigt, hat das Gesicht verloren. Kein Mensch spricht mehr mit ihm.“

Janis hörte, wie der Freund am anderen Ende der Leitung erst mal tief Luft holen musste, bevor er weitersprach. Seine simple Vorstellungen bezüglich der Handhabung der Situation, hatten den jungen Zigeuner vollkommen aus der Fassung gebracht. Er hörte, wie er sich räusperte und nochmals kräftig durchatmete.

„Weißt du was passiert, wenn ich zur Polizei gehe?“, sagte Stelios wieder beruhigt. „Zunächst einmal sperren die mich ein, dann sieht man weiter. Und du weißt, alle Zigeuner haben eine Heidenangst vor dem Knast. Eingesperrt zu sein, halten wir nicht aus. Darum scheuen wir die Bullen, wie der Teufel das Weihwasser. Denn Zigeuner sein, bedeutet frei sein. Verstehst du?“

Janis beruhigte den Freund und bat ihn weitere Information einzuholen. Sie wollten am Abend wieder telefonieren. Vielleicht ergab sich bis dahin etwas Neues. Gleich darauf war das Gespräch beendet. Er ging wieder zu Roxana zurück. Es war nun an der Zeit, dem Mädchen die Fäden aus der Nase zu ziehen. Gleich darauf waren sie in seinem Zimmer.

KAPITEL 47 Milos und Cosmina in Gefangenschaft

Nachdem sie endlich das Zigeunerghetto hinter sich gelassen hatten, fuhren die Männer zunächst in die Stadt und mischten sich im Zentrum unter die Passanten. Später nahmen sie in einer Taverne ein schnelles Mittagessen ein. Schließlich wussten sie nicht, wann sie wieder dazu die Gelegenheit haben würden. Gegen Mittag fuhren sie dann wieder zum Lager hin. Sie umrundeten es in einem großen Bogen. Gleich dahinter, auf einem nahe gelegenen Hügel, bezogen sie Stellung. Von hier aus hatte sie einen guten Überblick auf das Treiben in diesem ameisenhaufenähnlichen Gewirr. Im Schatten einiger großer Bäume waren sie in der Mittagshitze kaum auszumachen. In völliger Abgeschlossenheit hielten sie kurz Rat, besprachen die weiteren Schritte, die sie nun unternehmen wollten.

Vor versammelten Mannschaft machte Vlad zunächst einmal Marian zur Sau. Nicht weil er sein Verhalten unbedingt missbilligte. Er wollte nur ganz klar zum Ausdruck bringen, wer hier das Sagen hatte. Der einfältige Hitzkopf musste einsehen, dass er in Zukunft improvisierte Initiativen zu unterlassen musste. Anderenfalls würde er sein Verhalten dem Boss melden. Und in diesem Falle, könnte es böse enden. Dann telefonierte er kurz und bündig mit seinem Chef, teilte ihm in einer abgespeckten Version das Wenige mit, das bisher vorgefallen war.

Jetzt saßen sie im Schatten auf den Motorhauben ihrer Fahrzeuge. Alle hatten die Ferngläser auf das Zigeunerdorf gerichtet. Das diffus-grelle Licht der Mittagssonne fraß sich in Vlads Netzhaut. Der Tag war schwül und sehr heiß. Wolken zogen auf, später könnte es sogar regnen. Er nahm einen Schluck aus einer Wasserflasche, beobachtete wie sich ein Tropfen vom

Rand der Flasche löste und ganz langsam seinen Weg nach unten suchte.

Einige Hunde hatten sich im Schatten eines rostigen Karrens zusammengerollt. Weiter hinten gab es einen kleinen Gemüsegarten. Eine kleine, improvisierte Mauer aus Holz, Blech und Plastik beschützte ihn. Sie trotzte den streunenden Hunden und Hühnern, so gut es ging. An manchen Baracken und Hütten waren Maiskolben, Paprikaschoten und riesige Knoblauchzöpfe, an dilettantisch gebastelten Holzgestellen, zum Trocknen aufgehängt. Oftmals hingen daneben ausgebleichte, mehrmals geflickte Klamotten. Die meisten sahen aus, als ob sie nur noch zu Putzlappen zu gebrauchen wären.

In der Lagermitte, da wo sie den Alten angetroffen hatten, herrschte reges Treiben. Dunkelhaarige Männer und Frauen standen umher, als würden sie auf etwas warten. Unterdessen kauten sie anscheinend auf Sonnenblumenkernen herum oder knackten Nüsse. Andere sahen gelassen den Kindern beim Spielen zu. Hinter dem großen Baum, der in der Ortsmitte thronte, drängten sich Wellblechhütten und grob zusammengesicherte Bretterbuden. Auch hier wimmelte es von Frauen, die schwere Supermarkttüten trugen. Männer diskutierten zusammen, Kindern rannten unbeschwert in ihrer eigenen Welt umher oder kämpften ihre Rivalitäten aus. Irgendwo schlugen Hunde an. Vlad hörte ihr Kläffen, das sich mit dem Weinen eines Kindes vermischte. Über dem provisorischen Dach einer Hütte schlich eine Katze, hoffend, dass die Hunde ihre Witterung nicht aufnehmen würden.

Da hinten musste irgendwo die Behausung sein, dachte er, in der die kleine Schlampe gehaust hatte. Vielleicht hatte er ein wenig zu leichtgläubig gehandelt und die Worte des Alten, zu einfach für bare Münze genommen. Könnte es sein, dass sich der weibliche Teufel immer noch in ihrer Hütte versteckte. Er stellte den Zoom seiner Ferngläser noch schärfer ein, versuchte jede Hütte so nah wie möglich heranzuholen und zu betrachten. Vielleicht war ihm das Glück des Tapferen hold und die Kleine käme gerade jetzt aus einer der Baracken. Doch nichts dergleichen geschah. Also hieß es weiterhin auszuharren. Ebenso wie die anderen, gab er die Hoffnung nicht auf. Irgendetwas würde schon

noch geschehen. Dessen waren sie sich alle sicher. Auf einmal schrie einer seiner Männer auf. Damian hatte den jungen Zigeuner ausgemacht, den Vlad am Vormittag von den Beinen geholt hatte.

„Da hinten, rechts, gleich neben der gelb angestrichen Holzbehausung. Fast am Ende des Dorfes, seht ihr ihn? Er ist gerade aus der Hütte gekommen, die eine blaue Tür hat. Und jetzt, aufgepasst! Da kommt auch schon das Weibsbild. Dass, das zu ihm geeilt war. Sie half ihm wieder auf die Beine zu kommen, nachdem du ihm die Visage poliert hast“, sagte er erregt. „Ist das vielleicht seine Frau?“

Vlad hatte sich in die Ferngläser verkrampft und diese so arg an seine Augen gepresst, dass die Okulare runde Abdrücke auf der Haut rund um die Sehorgane hinterließen, als er diese absetzte. Er rieb sich mit der Hand die Augen, wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte den Feldstecher erneut an. Jetzt sah er den jungen Zigeuner und die junge Frau ebenfalls. Die beiden marschierten Richtung Dorfausgang. Dann steuerten sie auf ein neuwertiges aussehendes Pick-up zu, stiegen ein und fuhren los. Auf einmal hatte er eine Idee.

„Los, in die Wagen, die schnappen wir uns. Vielleicht weiß der Hurensohn etwas über das Mädchen. Ansonsten hätte er heute Morgen nicht so viel Interesse gezeigt. Und wenn nicht, könnten wir ihn, gegenüber der ganzen Sippe, immer noch als Druckmittel benutzen. Mal sehen, ob die dann weiterhin keine Ahnung haben, wo die kleine Schlampe ist.“

Milos und Cosmina umfuhren das Lager auf einem schmalen Feldweg. In einigen hundert Metern Entfernung mündete er dann später in die schmale Straße, die am Morgen Vlads Männer ebenfalls benutzt hatten. Milos fuhr langsam, da die schlechten Straßenverhältnisse ein schnelles Vorwärtskommen nicht zuließen. Wie ein endloses Gemäldeband zog die friedliche, leuchtende Sommerlandschaft an ihnen vorbei.

Vlad und seine Mannen blieben weit hinter dem Pick-up, verfolgten dessen Route mit Hilfe der Ferngläser. Als sie sich der Stadtgrenze von Craiova näherten, begann der Verkehr dichter zu werden. Kinder spielten frei und unbeschwert. Sie schienen von den zügig fahrenden Kleinlastern, Autos und schwer beladenen Pferdegesspannen keine Kenntnis zu nehmen. Er fuhr näher an

Milos Fahrzeug heran, hielt aber immer noch einen gehörigen Abstand, um nicht von ihm wahrgenommen zu werden.

Letztendlich ging der Zigeuner von der Hauptstraße ab und tauchte schließlich in das Gassengewirr einer grauen, heruntergekommenen Siedlung ein. Je tiefer er sich in den kleinen Straßen vorarbeitete, desto dichter drängten sich die kleinen, dunklen, abbruchreifen Häuser aneinander. In den Erdgeschossen gab es kleine Läden, die generell Lebensmittel verkauften.

Milos fand eine Lücke zwischen improvisierten Marktständen, die den Bürgersteig säumten. Er wollte nicht weitersuchen, denn dann kam eine Baustelle. Danach würde es schwieriger sein, einen Parkplatz zu ergattern. Somit fuhr er einfach auf das Trottoir und hielt dort vor einem Gebäude auf einer staubigen Freifläche. Vor dem Haus nebenan trocknete auf einem überhöhten Balkon im Erdgeschoß Wäsche auf Ständern. Der Geruch von Weichspüler vermischte sich mit dem Dunst einer Küche. Es stank nach Urin. Die Erdgeschoßbehausungen waren nur einen halben Meter von Bürgersteig entfernt, konnten jederzeit von jedem eingesehen werden.

Die Verfolgten gingen in einen der Läden, die es im Erdgeschoss der Häuser gab. Das Warenangebot reichte von Lebensmitteln über Billigklamotten, bis zu Elektronikartikeln und schwarz gebrannten DVDs. Und wer den Betreiber ein wenig besser kannte, konnte von ihm auch Zigarettenstangen ohne Steuerbanderole erschleichen. Vor allem aber konnte man in diesem Geschäft aus einem großen Sortiment an Putz- und Waschmitteln auswählen. Die waren hier besonders günstig, weil der Inhaber alles höchstpersönlich im Keller aus Grundstoffen zusammenmischte.

Nachdem die beiden in den Laden eingetaucht waren, fuhr Vlags Offroadler an dem Geschäft vorbei. Ein paar Meter weiter mahlten auf dem Bürgersteig Betonmischmaschinen vor sich hin. Flaschenzüge transportierten Ziegel, Blech und Beton in die Höhe. Arbeiter schrien und werkelten in den verschiedenen Stockwerken umher. Gleich hinter dem Baugeschehen drängte er den Wagen in den Schatten der Baustelle. Jetzt hieß es warten. Der zweite Geländewagen hatte sich noch vor dem Laden einfach auf dem Bürgersteig gedrängt. Er behinderte ein wenig

vorbeikommende Fahrzeuge. Doch Vlads Männern war dies gleich. Sobald die beiden herauskommen würden, würde die Falle zuschnappen.

Ein paar Minuten später kamen die beiden Zigeuner mit einigen Plastiktüten in den Händen aus dem Geschäft. Während sie sich angeregt unterhielten, schritten sie ahnungslos auf ihr Fahrzeug zu. Schon war der hintere Geländewagen ihnen im Schrittempo auf den Fersen. Gerade als sie ihr Fahrzeug erreichten und die Einkaufstüten auf den Sitz hieven wollten, sprangen die beiden Männer aus dem hinter ihnen herschleichenden Offroadler. Der eine hatte einen Schlagstock, mit dem er Milos Kopf anvisierte. Dann ging alles sehr schnell

KAPITEL 48 Roxana & Janis unterhalten sich

Wieder auf dem Zimmer hatten sie es sich auf dem kleinen Canapé bequem gemacht. Staubflusen tanzten im schräg hereinfallenden Sonnenlicht. Es war an der Zeit, dass Roxana ihre Geschichte erzählte. Er brannte darauf zu erfahren, wie es dazu kam, dass gestandene Ganoven einem so jungen und zarten Geschöpf hinterherwaren. Überaus beunruhigend war der Umstand, dass sie nicht einmal vor Schusswaffengebrauch zurückscheuten.

Angespannt wartete er darauf, dass sie endlich mit ihrer Story begann. Währendem betrachtete er sie unauffällig von der Seite. Ihr Blick hatte jetzt wieder eine Mischung aus Wehmut und Stolz. Eine sanfte Melancholie umspielte ihre Lippen. Sie schien sie laufend zuzuspitzen. So, als wolle sie eine Melodie pfeifen.

Eigentlich war es das erste Mal, dass er gezielt auf ihren Mund achtete. Ihr schönes Gesicht wurde ansonsten von ihren bezaubernden blauen Augen dominiert. Mit ihrem eindringlichen und zugleich etwas misstrauischem Anblick zogen sie alle Aufmerksamkeit auf sich. Schon in der Gartenwirtschaft war ihm aufgefallen, dass sie recht viele kleine Narben auf Händen und Füßen hatte. Er fragte sich, ob dies Spuren aus ihrer Kindheit waren. Als sie noch mit waghalsigen Klettertouren über Mauern und Felsen mit den Kindern ihrer Nachbarschaft herumtrollte. Oder sich in wilden Raufereien mit den Jungen ihres Alters balgte.

Sie musste längst bemerk haben, dass er sie von der Seite beobachtete. Dennoch schaute sie nicht zu ihm hinüber und begann ruhig und konzentriert ihre Schilderung.

„Ich weiß nicht genau, wie alt ich damals war. Vielleicht so vier oder fünf, so genau weiß ich es nicht mehr. Eines Tages kamen nachts böse Männer in unser Haus, nahmen mich und meinen Bruder mit. Die Männer waren alle in schwarz gekleidet. Einer hatte so etwas wie eine Mönchskutte an und trug ein großes goldenes Medaillon um den Hals. Diese Erinnerungen haben sich in meine Seele eingebrannt, sind nie wieder erloschen. Was mit meiner Mutter geschah, weiß ich nicht. Ich habe sie seither nie wieder gesehen. Kurz danach wurde ich auch noch von meinem Bruder, der einige Jahre älter ist als ich, getrennt. Dann wurde ich an eine Zigeunerfamilie irgendwo im Norden des Landes verkauft.“ Roxana hielt in ihrer Erzählung inne. Ihr Gesicht war traurig. Mit fohlenartigen, unsicheren Bewegungen rutschte sie auf dem Sofa hin und her, ließ den Kopf hängen. Tränen kamen ihr in die Augen, die sie jedoch schnell wieder wegwischte.

Obwohl erst am Beginn ihrer Darlegung, schien ihm die Geschichte sehr ans Herz zu gehen. Er hatte sicherlich schon davon gehört, dass es derlei Dinge geben sollte. Aber einen Menschen neben sich zu haben, der dies am eigenen Leib erfahren hatte und davon erzählte, war etwas anderes.

Die Familie, die sie erworben hatte, schickte sich erst mal an, dem kleinen Mädchen einige Tricks zum Geldverdienen beizubringen. Ab und zu wurde sie an eine andere Zigeunerfamilie verliehen. Die wiederum gab sie einem kranken, im Rollstuhl sitzenden mit, der dann ihr nettes, kindliches Aussehen ausnützend, mit ihr in den Straßen bettelte.

Später wurde sie dazu ausgebildet, an Ampeln zu warten. Sobald Autos mit fremden Nummernschildern heranfuhr, musste sie sich stolpernd vor das Fahrzeug werfen. Dann musste sie schreien und so tun, als ob sie sich verletzt hätte, was leider allzu oft wirklich geschah. Die aufgewühlten und zu Tode erschrockenen Fahrer brachten ihr Gefährt sofort zum Stillstand. Noch unter Schock stürzten die meisten rasch aus ihren Fahrzeugen und halfen dem kleinen Mädchen schnell auf, in der Hoffnung, dass niemand den Vorfall mitbekommen hatte. Danach

taten sie alles, um ihr genehm zu sein. Sie hofften vor allem, dass keine Polizeistreife vorbeikam.

Dafür erschienen aber immer die *Eltern* des Mädchen, die immer rein zufällig in der Nähe waren und zunächst ein Riesengezeter veranstalteten. Ein Batzen Ley, Euro oder Dollar wechselten rasch den Besitzer. Sofort beruhigten sich daraufhin wieder die Gemüter. Es kam nicht selten vor, dass der schändliche Autofahrer zur Wiedergutmachung die ganze Familie nach Hause fahren musste, wo er dann weiterschöpft wurde.

Manchmal wurde sie für Feldarbeiten ausgeliehen und die Familie bewunderte den kleinen Zwerg, der mit so viel Eifer, Härte und Verbissenheit seine Aufgaben erfüllte. Doch auf einmal war die Familie verschwunden, ließ Roxana einfach allein zurück. Vater Staat nahm sich ihrer an. Am Ende fand sie sich in einem Waisenhaus wieder.

„Ich weiß nicht, was Sie für eine Vorstellung von einem Waisenhaus haben, Herr Janis. Ich bin mir aber sicher, dass sie sich in ihren schlimmsten Träumen nicht vorstellen können, wo ich gelandet war. Waisenhaus ist ein viel zu beschönigendes Wort dafür. Es war ein besseres Lagerhaus, ohne Heizung, vollkommen schmucklos. Der Schlafraum war riesig. Darin standen mindestens hundert Kinderbetten. Und das war nur einer von mehreren Räumen. Und die Kinderbetten waren keine Betten im eigentlichen Sinnen. Das waren eigentlich eine Art besserer Metallkäfige. In denen wurden Kinder von ein, zwei Jahren und bis zu Zehnjährigen gehalten. Fast wie Vieh. Viele der Kinder weinten oder schrien, hielten weder die Kälte noch den Hunger aus. Frauen mit steinernen Gesichtern standen zigarettenrauchend im Raum. Sie beobachteten das Treiben in diesem Menschenlager. Gelegentlich schritten sie den Gang hinunter, um einem der Kinder unwirsch zu helfen. Häufiger aber, um sie mit gezielten Stockhieben zum Schweigen zu bringen.“

Als sie zehn war, tauchte ihre Familie wieder auf, kam ins Waisenhaus und holte sie ab. Die Direktion war froh, ein Maul weniger stopfen zu müssen. Der ganze Clan war im Ausland gewesen. Nun organisierte man sich neu. Es sollte bald wieder zurück in die Fremde gehen. Natürlich wurde sie dieses Mal mitgenommen. Wie diese neue Heimat hieß, wo sie auf dem

Erdball lag, davon hatte sie keine Ahnung. Das erfuhr sie erst später.

Deutschland! Hier wurden sie nun regelrecht geschult. Nicht im Schreiben und Lesen, sondern im Beobachten, Analysieren und Stehlen. Sie musste dann täglich *dienen* und ihr Arbeitspensum erarbeiten. Im Klartext hieß das, sie musste täglich in Zusammenarbeit mit anderen Kindern eine bestimmte Summe an Geld stehlen oder sonst wie in ihre Finger bekommen, ansonsten gab es Schläge. Und diese nicht zu knapp.

Hier hatte sie dann in den dreieinhalb Jahren ihrer Dienstzeit Deutsch gelernt. Sie hatte ein wenig von einer anderen Welt gesehen und eine andere Kultur kennengelernt. Hier hatte sie Kinder getroffen, die zur Schule gingen und nicht arbeiten mussten, so wie sie und ihre Artgenossen. Doch dann wurde sie eines Tages von anderen, konkurrierenden Zigeunern überfallen, zusammengeschlagen und ihrer Einnahmen bestohlen. Als sie dann endlich wieder von ihrem Betreuer aufgelesen wurde und auf Rücksicht und Verständnis hoffte, wurde sie von diesem nochmals auf eine grobe Art und Weise verprügelt. Er nahm ihr ihre Geschichte nicht ab und dachte, sie selbst hätte das Geld ausgegeben. Nachdem er ihr den rechten Arm und fast ein Bein gebrochen hatte, konnte sie nicht mehr Arbeiten. Bald, nachdem sie genesen war, wurde sie nach Rumänien zurückgeschickt. Nach ihrer Ankunft in Bukarest wurde sie einfach an der nächsten Straßenecke ausgesetzt.

„Du meinst, sie haben dich einfach verlassen und sind weitergefahren?“, fragte er verdutzt. Er konnte dies alles nicht glauben. „Ohne ein Wort, ohne einen Euro in der Tasche?“

„Sie können diese Umstände vielleicht nicht nachvollziehen. Hier sind solche Dinge aber gang und gebe. Ich wusste danach nicht weiter, wusste nicht was ich tun sollte. Streunend lief ich durch die Straßen Bukarests. Dann erfuhr ich, dass es viele Kinder und Jugendliche gab, die in dieser Stadt ein ähnliches Schicksal teilten. Sie in Ihrem schönen Deutschland oder Griechenland, Sie haben keine Vorstellung davon, was Kinder in diesem Land erdulden mussten und auch heute noch müssen.“ Traurig blickte sie ihn an, ließ dann beschämt den Kopf hängen. Er fragte sich, ob er sie in die Arme nehmen sollte,

kämpfte mit seinem Gewissen. Letztendlich ließ er von dem Gedanken ab, denn dann würde sie vielleicht zu weinen beginnen, und dann würde er nicht erfahren was er erfahren musste.

Sie fuhr fort. Zwei Tage später war sie völlig ausgehungert an eine Gruppe von Kindern geraten war, die sich ihrer angenommen hatten. Zunächst einmal gab man ihr zu essen. Später wurde sie von ihnen in ihr Reich eingeführt. Armselige Kreaturen, die weder Eltern noch Heim hatten und ein schändliches Dasein in den Straßen der Stadt fristeten. Heute schliefen sie in der Kanalisation, Morgen in irgendeinem abbruchreifen Gebäude, Übermorgen unter einer Brücke. Zum Glück war damals gerade Sommer, sodass die Nächte mild waren.

Damals lernte sie die Kloaken der Hauptstadt kennen, die Kanalisationen unter den Straßen. Kilometerlange Gänge, die Hunderte von elternlosen Kindern ihr Zuhause nannten. Hier lebten Bettler, Junkies und sonstige allerlei heruntergekommene Gestalten, die sonst niemand mehr wollte. Die meisten von ihnen waren in der einen oder anderen Form drogenabhängig. Jeden Tag mussten sie an die Oberfläche. Sie erbettelten oder klauten sich ein wenig Geld zum Essen. Oder für den Erwerb ihrer täglichen Dosis. Manche, sowohl Jungen wie Mädchen, verkauften ihren Körper für einen Teller Essen an jeden, der sie haben wollte.

„Und da hast auch du eine Zeitlang gelebt?“, fragte er fassungslos. „Wie kann ein Mensch das aushalten?“

„Leben kann man das nicht nennen, Herr Janis. Es ist mehr oder weniger ein dahinvegetieren. Die meisten dort unten leben sowieso nicht allzu lange. Viele der Kinder werden von Krankheiten dahingerafft. Aids ist eine häufige Ursache. Und das alles mitten in der Hauptstadt einer europäischen Republik. Menschen in unterirdischen Gängen, in Lumpen gehüllt, die jammern, schreien und sich prügeln. Die einzige Möglichkeit sich das Nötige zum Überleben zu besorgen, ist durch irgendein Loch im Boden, irgendwo in einem Hinterhof, aus der Erde zu kriechen.

Allein die Vorstellung daran, bescherte Janis einen Schweißausbruch. Er erhob sich, quälte sich zur Minibar, holte sich einen kleinen Whisky heraus und leerte ihn in einem Zug.

„Doch dieses Leben hatte auch seine guten Seiten. Seit ich auf der Straße lebte, war ich frei. Endlich hatte ich keinen mehr

über mir, der mich belästigte. Niemandem, der mir sagte was ich zu tun hatte und mir die paar Ley abnahm, die ich mir täglich verdiente. Die Straße war eine gute Schule. Ich lernte Menschen einzuschätzen und sie nicht einfach nach einem banalen Schubladensystem zu kategorisieren. Entgegen der meisten anderen, nahm ich keine Drogen. Mein Suchtmittel war die Freiheit, die ich trotz meiner Armut zum ersten Mal genoss. Keine Zwänge, keine Abhängigkeiten und vor allem keine Schläge mehr. Jeder der es erlebt hat, weiß das zu schätzen. Es gab kein Gestern, kein Morgen. Nur die Gegenwart zählte!“ Sie hatte auf einmal eine Aura wie ein Mensch, der endlich zu sich selbst gefunden hatte. Dann fuhr sie fort. „Es war auch eine Zeit, wo ich begann Fragen über den Sinn oder Unsinn der Dinge zu stellen. Viele ungeklärte Fragen kamen mir damals in den Sinn. Ich fragte mich zum Beispiel, warum man Musik hören, aber nicht sehen kann. Oder, welche Form das Wasser hat? Eine der wichtigsten Fragen überhaupt, bezog sich auf die Freiheit, die ich endlich entdeckt hatte. Welchen Geschmack hat die Freiheit? Hat sie denn überhaupt einen? So, ich glaube, ich habe genug Unsinn von mir gegeben. Ich langweile Sie vermutlich.“

„Unsinn! Du langweilst mich überhaupt nicht. Und ich höre dir gerne zu. Vor allem deine speziellen Fragen haben mich gerade selbst darüber nachdenken lassen. Ob Freiheit einen Geschmack hat? Wirklich, sehr gut!“ Er machte eine kleine Pause, um das Thema zu wechseln. „Doch unabhängig dessen, was macht eure ohnmächtige Regierung gegen die ganzen Missstände? Wie meistert sie die Situation?“ Er ging ans Fenster, lehnte sich ans Fensterbrett.

„Das weiß ich nicht. Ich habe keine Ahnung von derartigen Dingen oder Politik.“

„Aber was ist mit der Bevölkerung? Die müssen doch alle darüber Bescheid wissen. Tut denn keiner was dagegen?“

„Das sind leider zwei getrennte Welten. Die über der Erde tun generell so, als existierten die Straßenkinder nicht. Und hätten sie die Wahl, würden sie sie lieber ausrotten, als ihnen helfen. Und diese Art von Straßenkindern gibt es nicht nur in Bukarest. Auch in anderen größeren Städten Rumäniens sind sie zu finden. Das Phänomen ist vielleicht in den Nachrichtenjournalen nicht mehr

Titelthema Nummer eins. Letztendlich hat sich hier aber nicht viel verändert.“

Sie schaute auf einmal drein, als ob dies alles ihr Fehler sei. Weil sie nicht in der Lage war, etwas daran zu ändern. Was musste ein Mensch noch alles erdulden, um dieses Leben bis zu seinem Ende durchzustehen, fragte er sich.

Eines Tages lernte sie eine gleichaltrige junge Zigeunerin kennen. Sie hatte sich für eine Weile von ihrer Sippschaft fortgestohlen, damit sie den auserwählten ihrer Familie nicht heiraten musste. Die beiden freundeten sich an, teilten eine Weile ihr kärgliches Dasein. Als der Vater der Freundin starb, musste die Freundin nicht mehr fürchten, die familiären Verpflichtungen aufrechterhalten zu müssen. Nunmehr war ihr Bruder das Familienoberhaupt. Somit konnte sie wieder in ihr Dorf zurückkehren. Daraufhin fragte sie Roxana, ob sie sie begleiten und zukünftig mit ihr zusammenleben wollte. Im ersten Moment wusste sie nicht, wie ihr geschah. Dann jedoch nahm sie die Einladung Cosminas an. Was konnte schlimmer sein als die Kanalisationen von Bukarest.

Als sie endlich in einem Zigeunerlager, irgendwo in den Wäldern der Region Maramures, angekommen waren, hatte sich Cosminas Problem erledigt. Der Clan des Bräutigams hatte sich beleidigt zurückgezogen. Ihre eigene Familie hatte ihr verziehen. Roxana wurde von Cosminas Familie wie eine gute Freundin aufgenommen. Bald schlief sie mit Cosmina in einem Wagen, so, wie sie es in Bukarest gewohnt waren. Roxana fügte sich wie eine Familienmitglied in die Gemeinschaft ein. Zum ersten Mal in ihrem Leben schien es ihr richtig gut zu gehen. Zumindest für ihre Verhältnisse. Die Männer der Sippe hatten ihre Aufgaben, die Frauen die ihrigen. In Cosminas Familie bastelten sie allerlei Handwerkszeug. Sie stellten Reisigbesen aus Naturmaterialien her, flochten Körbe, sammelten Heilkräuter und verdienten sich ein Zubrot, indem sie die Kunst des Handlesens auf Märkten praktizierten.

„Da wuchs ich also die letzten Jahre auf. Es ging mir den Umständen entsprechend gut. Ich war zwar eine Außenstehende, doch diese Leute ließen es mich nie spüren. Für sie war ich wie ein Familienmitglied, für Cosmina eine Schwester. Die letzten drei

Jahre, da wir nun einigermaßen erwachsen waren, nahm uns die Familie jeden Sommer mit nach Craiova zur Verwandtschaft. Die Männer verdienten sich ein Zubrot. Aus Lehm stellten sie Ziegeln und Vasen aller Art her. Wir Frauen bastelten und fuhren unsere Produkte auf den Markt, selbst bis nach Bukarest. Dort sind nämlich die besten Gewinne zu erzielen. Die Menschen haben dort einfach mehr Geld. Touristen kaufen ebenfalls eine ganze Menge Unsinn als Souvenir. Als wir dann das letzte Mal auf dem Rückweg waren, da hielt unser Fahrer, Cosminas Bruder Milos, kurz vor dem Lager an. Wir wollten ein letztes Mal hinter die Büsche gehen. Da haben sie mich dann geschnappt, haben mich mit irgendeiner Chemikalie, die sie mir mit einem Lappen ins Gesicht gedrückt haben, außer Gefecht gesetzt. Als ich wieder aufwachte war ich in irgendeinem großen Haus. Wo das war, weiß ich nicht. Wie weit von unserem Lager entfernt, auch nicht.“

Janis hörte aufmerksam zu. Er verschwieg ihr, dass er von Stelios erfahren hatte, dass unbekannte Männer in eben diesem Lager in Craiova aufgekreuzt waren und nach ihr suchend, den Dorf-Chef angeschossen hatten.

Roxana erzählte nun detailliert alles, was sie seitdem erlebt hatte, ließ nichts aus. Ihre Erzählung endete in dem Moment, als sie aus der Kurve gerannt kam und auf seiner Motorhaube gelandet war. Von da ab kannte er den Rest aus eigener Erfahrung.

Janis war sprachlos. Solche Geschichten kannte er nur aus Büchern. Aus Thrillern und Krimis, die er in seiner Freizeit zum Zeitvertreib las. Dass er aber eines schönen Tages vor einem Menschen sitzen würde, der ihm einen solch realitätsfernen Tatsachenbericht darlegen würde, konnte er kaum glauben. Im Moment konnte er die ganze Geschichte nicht so richtig verdauen. Auf einmal war er gereizt und nervös, hielt es nicht mehr aus in seiner Haut.

Er wusste nicht, wo er in dieser grausamen Geschichte ansetzen sollte. Da draußen gab es irgendwo ein Monster, das Jungen und Mädchen gefangen hielt, und er hatte keine Ahnung, wie er ihnen helfen konnte. Roxana wiederum konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, in welchem Wald ihre Flucht stattgefunden hatte. Genauso wenig war sie in der Lage, sich an

den Namen des Dorfes zu erinnern. Oder welche Waldgegenden der alte Mann durchkreuzt hatte, bis sie auf der Nationalstraße auf ihn selbst gestoßen war. Wo sollte er da ansetzen? Die Polizei verständigen? Aber was könnte die tun? Irgendetwas musste aber geschehen. Denn laut Roxana ging es hier nicht nur um Prostitution. Da wurden regelrecht Menschen aufgeschnitten, um ihnen ihre Organe zu entnehmen.

Es war regelrecht zum Verrücktwerden. Eine Lösung musste gefunden werden, damit diese unmenschlichen Scheusale nicht mehr hinter ihr herrannten. Er musste es irgendwie schaffen, mit diesen Leuten in Kontakt zu treten. Musste ihnen zu verstehen geben, dass von ihrer Seite keine Gefahr drohte. Diese Männer hatten wahrscheinlich sowieso entsprechende Beziehungen bei den Polizeibehörden und der Politik, sodass man ihnen nicht viel anhaben konnte. Nicht in diesem Teil der Welt. Seine Gedanken jagten in Lichtgeschwindigkeit umher, er kochte regelrecht. Doch eine Lösung war nicht in Aussicht.

Plötzlich hatte er das Gefühl, dass die Atmosphäre gesättigt war von all dem angestauten Leid. Als wäre die Enge des Hotelzimmers plötzlich bedrückend geworden, um es noch länger darin auszuhalten, nahm er sie bei der Hand und flüchtete mit ihr nach draußen.

KAPITEL 49 Tatiana ist fuchsteufelswild

Mitten in Thessaloniki herrschten an diesem späten Nachmittag sommerliche Temperaturen. Die unzähligen Akazienbäume, die die Bürgersteige säumten, filterten das Sonnenlicht. So konnten Passanten und einkaufswütige Touristen, selbst am Nachmittag auf der Tsimiski Straße *Shopping* gehen. Auf den Gehsteigen drängten sich nebst Griechen, Menschen aus aller Herren Länder. Ein jeder schien seiner Beschäftigung nachzugehen.

Ein Filialleiter der Piraeus-Bank hastete, so schnell das mit seiner direktorialen Würde in Einklang zu bringen war, zu einem Date. Eine Serbische Familie stand vor den Vitrinen des Attika-Einkaufszentrum und debattierte über die ausgestellte Mode. Zwei Handelsvertreter einer bekannten Firma hatten sich

bezüglich Schadensersatzansprüchen, mit einem dritten in ein Streitgespräch verwickelt.

Ein junger Angestellter einer großen Firma der Telekommunikationsbranche eilte zu einer Verabredung mit einer Frau, die er am vergangenen Abend in einer Bar angemacht hatte. Für gewöhnlich machte das Tageslicht derartige Professionelle, die im diffusen Licht einer Kellerbar so appetitlich und sexy aussahen, um mindestens zehn Jahre älter. Die vernachlässigte Frau eines Industriellen, der den ganzen Tag entweder in seiner Firma hinter dem Schreibtisch saß oder bei seiner um zwanzig Jahren jüngeren Geliebten verweilte, presste drei mit teuren Kleidern gefüllte Einkaufstaschen an sich. Kleider, die sie höchstwahrscheinlich nie tragen würde. Aber indem sie alles mit seinem Geld bezahlte, konnte sie immerhin ihrem Ärger ein bisschen Luft machen.

Ein wenig weiter unten flanierte Tatiana den Gehweg entlang, schaute sich hier und da die Auslagen an. Ihr gepflegtes blondes, schulterlanges Haar, wippte beim Gehen von einer Seite auf die andere. Die langen gebräunten Beine steckten in hochhackigen teuren Schuhe. Der zu kurze Mini war, falls überhaupt, gerade noch in der Lage die Grenzen des Anstands zu wahren. Sie hatte eine sexy Figur, und stellte diese mit jedem Schritt zur Schau.

Heute war sie fuchsteufelswild. Deshalb hatte sie sich in Schale geworfen und war vom privilegierten Vorort Panorama, wo sich ihre Villa befand, in die Stadtmitte hinuntergefahren. Sie kochte innerlich, weil ihr Lover sie gestern schon wieder nicht angerufen hatte. Obwohl er wieder in Thessaloniki hätte sein müssen, hatte er sie erneut versetzt. In einer Schickimicki-Bar beschloss sie sich erstmal ein paar Cocktails einzuführen. Der Alkohol würde sie sicherlich beruhigen. Von dort aus würde sie ihn anrufen und ihm die Meinung sagen.

Sorgfältig geschminkte Damen und gestresste Geschäftsmänner belegten die Tische. Sie ließ sich an einem freien Tisch nieder, sah sich beiläufig mit desinteressiertem Augenschlag im Raum um. Die meisten Gäste waren fein angezogen, als wollten sie alle zu einer Feier. Eleganz, vollendete Manieren, Parfümdüfte, Kristallgläser mit teurem Champagner, waren hier

an der Tagesordnung. Im Hintergrund spielte gediegene Musik. Und mittendrin Tatiana, der langsam, aber sicher die Sicherungen durchbrannten.

Sie winkte leicht mit einer Hand, worauf wie aus dem Nichts ein junger Kellner neben ihr auftauchte und nach ihren Wünschen fragte. Zunächst wählte sie einen Wodka-Martini. Der Kellner unterstrich die Bestellung mit einem geübten Kennerblick auf ihre unverschämt sexy wirkenden, durch den zu kurzen Mini exponierten Beine. Schließlich nahm er sich gedankenlos die Freiheit und fragte in lässiger James-Bond-Manier.

„*Schaken or stirred*, wehrte Dame“, witzelte er. „Geschüttelt oder gerührt?“

„Wen juckt’s!“ Die eiskalte Antwort ließ den jungen Mann erstarren. Sie hielt ihre Lippen geschlossen und fixierte ihn mit einem Eisesblick, der ihn zu durchbohren schien. Ein kurzes Fingerschnippen der rassigen Russin ließ den Mann wieder zwischen den Tischen verschwinden.

Auf einmal fühlte sie sich nicht wohl in ihrer Haut. Doch sie ließ es erst gar nicht zu, sich unter diesen Fremden fehl am Platze vorzukommen. Im Gegenteil! Derartige Situationen gelitten sie auf. Die irritierten und empörten Blicke der Damen der besseren Gesellschaft, gaben ihr ein Gefühl der Überlegenheit. Wissend, dass ihre männlichen Begleiter jetzt nur noch Augen für sie hatten und mit ihren Fantasien durchbohrten, berauschte sie. Das Getuschel hinter ihrem Rücken kostete sie voll und ganz aus. Sie wusste, sie sah unwiderstehlich aus. Die Blicke der männlichen Gäste blieben bei jeder ihrer Bewegungen erneut an ihr haften. Jeder Mann, dessen Blick sich nicht ausschließlich auf ihre Erscheinung konzentriert hätte, war entweder ein Fall für den Psychiater oder für den Augenarzt.

Überlegen schaute sie sich bedächtig um, lauschte den Unterhaltungen, versuchte in den Gesichtern zu lesen. Eine Mischung aus unterschiedlichen Charakteren hatten sich hier eingefunden. Unternehmer, Ärzte, Kaufleute diverser Branchen. Vielleicht sollte sie den einen oder anderen anmachen, nur um sich die Zeit zu vertreiben, dachte Tatiana. Nachdem der Kellner ihre Bestellung wortlos abgeliefert hatte, holte sie ihr Telefon aus ihrer Dior Tasche. Sie wählte, ließ es eine ganze Weile klingeln. Doch

Janis meldete sich nicht. Stattdessen erklang nach den Klingelzeichen die Stimme einer in einer fremden Sprache aufgenommenen Aufzeichnung. Diese informierte sie darüber, dass der gewünschte Teilnehmer momentan nicht erreichbar sei. Und die Sprache, die sie zu vernehmen glaubte, war Rumänisch. Was sollte denn das schon wieder? Hatte er nicht gesagt, dass er in Serbien sei und danach wieder zurückkehren würde? Warum sollte er jetzt in Rumänien sein?

„*Hy Haxep*“, fluchte Tatiana auf Russisch, was so viel wie *ach, scheiß drauf* bedeutete. Sie knallte ihr Smartphone auf den Tisch, sodass ihr Getränk über den Rand des Glases schwappte. Mit einer Geste, aus der Wut und Machtlosigkeit sprachen, kramte sie in ihrer Handtasche herum. Aus der Zigarettenpackung, die sie hervorzauberte, nahm sie eine heraus. Nachdem sie sich den Glimmstängel zwischen die Lippen gesteckt hatte, zündete sie ihn nicht an. Auf einmal widerte sie der Geruch des Tabaks an. Eigentlich kotzte sie jetzt alles an. In ihrem Magen zog sich alles zusammen und ein säuerlicher Geschmack bildete sich auf ihrer Zunge. Plötzlich hatte sie ein Gefühl, das nach Rache schrie. Rache ihm gegenüber, der sie schon wieder versetzte und nicht mal am Telefon antwortete. Sie führte Zeigefinger und Mittelfinger an die Lippen, schnappte sich die Kippe und warf die nicht angezündete Zigarette einfach unter den Tisch.

Ein unscheinbarer, etwas beleibter Herr mit dunklem Haar und Brille, der in einem hellgrauen Maßanzug steckte, schreckte auf. Er musterte sie daraufhin etwas genauer, prostete ihr mit seinem Getränk zu und lächelte. Nun, wenn das keine Einladung war, dachte Tatiana, erhob sich und tänzelte daraufhin zu ihm hinüber. Der gute Mann erhob sich in alter Kavaliersmanier, stellte sich vor und bat sie, sich zu setzen. Er war zu einem geschäftlichen Dinner verabredet, sagte der Tischherr, das jedoch im letzten Moment von der anderen Seite storniert worden war. So saß er jetzt allein mit seinem Getränk da und langweilte sich.

„Und da es schon nichts zu essen gab“, lächelte Tatiana ihrem Gegenüber maliziös an, „haben Sie gedacht, sollten Sie wenigstens das Dessert nicht versäumen.“ Sie prostete ihm zu. Er schaute sie irritiert an. „Sie machen mir den Eindruck ein

Genießer zu sein, der sich gerne etwas Süßes gönnt. Stimmt's?“ Schamlosigkeit in diesem Stil, schien Respekt zu fordern.

„Ich freue mich Ihre Bekanntschaft zu machen, schöne Frau“, stotterte er.

„Gut!“ Ihre Augen verengten sich, ihre Lippen pressten sich mit straff gespannter Haut zu einem Lächeln zusammen.

Der beleibte Herr, nahm schnell noch einen Schluck von seinem Getränk, verschluckte sich und öffnete seinen Krawattenknoten, um ein wenig mehr Luft zu bekommen. Welch wunderbare Überraschung, sagte er zu sich selbst. Vielleicht würde der Tag doch noch eine glückliche Wendung nehmen.

KAPITEL 50 Im Rosenpark

Timișoara war als Stadt der Parks oder als Stadt der Blumen bekannt. Der Rosenpark, im Zentrum der Stadt gelegen und heute der größte Rosenpark in Südeuropa, wurde einst Ende des 19. Jahrhunderts von deutschen Landschaftsarchitekten direkt am Ufer des Bega-Kanals entworfen. Heute beherbergte das neun Hektar große Areal hunderte verschiedener Arten und fast zweitausend verschiedene Farben und Formen von Rosen.

Sie waren vom Hotel aus mit einem Taxi in die Stadtmitte gefahren. Dann hatte er einfach ihre Hand genommen und sie in den Park geführt. Die Luft war erfüllt von Geräuschen jeglicher Art. Zusammen flanierten sie gemächlich am Ufer des Bega entlang. Kleine Wellen tanzten und reflektierten die Sonnenstrahlen, blitzten wie vom Licht erfasste Edelsteine. Ganz leise spielte das Wasser seine fortwährende Melodie. Es gab viele Spaziergänger, alle recht vergnügt und lachend. Eine ganze Weile spazierten sie Hand in Hand, ohne ein Wort miteinander zu wechseln oder anderen Beachtung zu schenken. Während sie nebeneinander hergingen, achtete er darauf, dass sich ihre Schultern nicht berührten. Dennoch kostete es ihn einige Konzentration, den entsprechenden Abstand einzuhalten.

Er fühlte sich wie ein Mann, der sich einem scheuen Reh genähert hatte. Ein falsches Wort, dachte er, und sie könnte für immer entwinden. Mit ihren seelischen Gleichgewicht war es

offensichtlich nicht zum Besten bestellt. Sie versprühte eine Unruhe, die sich nicht einfach ignorieren ließ. Als sie sich ihm zuwendete und ihn ansah, konnte er ihren Blick nicht erwidern. Auf einmal drückte sie seine Hand stärker, so als ob sie fürchtete, ihn zu verlieren. Wortlos ließ er es geschehen. So gingen sie nochmals eine Weile weiter. Wortlos. An einem Punkt angekommen, an dem die Parkbesucher spärlicher wurden, zog er es vor zu wenden und wieder zurückzugehen. Ansonsten furchtlos, fühlte er sich heute unwohl ohne Menschen in seiner näheren Umgebung.

Später setzten sie sich eng beisammen auf eine Parkbank. Wie zwei aneinander gedrückte Buchstützen, schauten sie einfach dem Geschehen zu. Sie nahmen das Keckern einiger Elstern wahr, das Zwitschern der Spatzen und das Summen und Schrillen der Zikaden und Käfer. Kinder spielten umher. Frauen schoben Kinderwagen geduldig, aber würdevoll der Promenade entlang. Ab und zu versuchten sie ihre Neugeborenen zu beruhigen, wenn diese zu weinen begannen. Doch die beiden ließen die Welt um sich herum einfach beiseite. Sie kümmerten sich nicht um die Menschen, die oftmals mit einem Lächeln an ihnen vorübergingen, wenn sie sie beachtetten.

Irgendwann besorgte Janis zwei Eisbecher von einem nahegelegenen Kiosk. Das Speiseeis schmeckte erfrischend und lecker, und es schien ihre Sinne zu animieren. Später holten sie sich zwei Hotdogs von einem Verkaufsstand und verzehrten sie im Stehen, während sie einigen Enten zusahen. Danach gingen sie wieder einfach den Parkwegen entlang.

Plötzlich blieben sie stehen. An einer Weggabelung war ein kleiner Tisch aufgeklappt. Ein Schwarm Neugieriger hatte sich drumherum versammelt. Janis bemerkte einige Rumänen, ein paar Zigeuner und selbst manche Touristen waren zugegen. Mit einem schmuddeligen Hut gewappnet und mit flinken Händen hinter dem Tisch, zog einer der Zigeuner die Aufmerksamkeit der Menge auf sich. Drei Becher standen auf dem Tisch, unter einem befand sich eine kleine Kugel. Doch, wo war sie?

Janis kannte die Abzockerei. Sie existierte in jeder Stadt der Welt, um den Dummen, Einfältigen und Leichtgläubigen die Kohle aus der Tasche zu ziehen. Obwohl die Fingerkünstler ab

und zu verhaftet und vor Gericht geführt wurden, ließ man sie meist frei. Denn sie argumentierten: Die Leute geben uns ihr Geld, wir nehmen es ihnen nicht weg. Wir sind keine Diebe!

Roxana wollte sich das Spektakel nicht entgehen lassen. Sie zog ihn etwas abseits vom Gedränge an die gegenüberliegende Ecke. Der Mann hinter dem Tisch begann der Menge etwas zuzurufen.

„Zwanzig Ley Einsatz“, übersetzte sie für Janis, „bringen das Doppelte, wenn man gewinnt. Der Macher ist echt gut. Schürt den Spieltrieb gleich in mehreren Sprachen an.“

Der Mann hinter dem Tisch forderte das Publikum in einem Sprachgemisch heraus. Drei seiner Leute hatten sich unauffällig unter die Zuschauer begeben. Ein Geldschein wurde eingesetzt. Tschack, tschack, tschack, die Becher rutschten hin und her. Ein Schubser von hinten oder ein lauter Kommentar im richtigen Moment, der die Aufmerksamkeit des Spielers ablenkte. Kleine Bewegungen hier, große Gesten da, ab und zu ein inszenierter Streit. Wenn die Einsätze ausblieben, boten sie selber, um den Spieltrieb aufrecht zu erhalten. Tschack, tschack, tschack, so langsam, dass man den Bechern folgen konnte und glaubte, den Trick zu durchschauen. Wo war die Kugel?

„It's amazing, isn't it?“ Eine echte britische Stimme ertönte, als der Ball unter dem rechten Becher hervorrollte. Ein älterer Koreaner wedelte dem Fingerkünstler mit einem hundert Ley Schein unter der Nase herum. Endlich legte er seinen Einsatz auf den Tisch. Echter Einsatz, Tempowechsel. Tschack, tschack, tschack.

„Fuck!“ Ein Amerikaner war um zweihundert Ley ärmer geworden. Der Koreaner hatte im Endeffekt noch mehr verloren. Ein Rempeln von hinten, ein gut getimter Lachanfall, ein Spieleinsatz, den tatsächlich mal der gewann, der ihn eingesetzt hatte.

„Die Menschen wollen über's Ohr gehauen werden“, gab Roxana von sich. Erstaunte Flüche, wenn der Ball nicht unter dem vom Spieler angezeigten Becher hervorrollte. Der Amerikaner stahl sich um eine Erfahrung reicher davon.

Neuer Einsatz, neue Becherverschiebung. Endlich, die Becher standen still. Die Hand aus dem Publikum, die den Becher

mit dem Ball aufdecken sollte, zögerte noch. Janis murmelte leise vor sich hin: Links, links, links . . . Der Mann hinter der Theke begann sich zu regen. Ein Becher wurde langsam angehoben. Doch da schnappte sie sich seine Hand und zog ihn endlich weiter.

Die Sonne ging langsam unter. Sie hatten nicht bemerkt, wie der Nachmittag vorbeigezogen war. Einige spärliche Wolken waren aufgezogen. Heute Nacht sollte es laut Wetterbericht regnen. Doch sie wollten hier nicht weg. Der Frieden und die Stille, die der Park ausstrahlte, hatte beide beruhigt und wieder ein wenig Auftrieb gegeben. Nach einer Weile lehnten sich beide an die Brüstung der Uferpromenade und schauten den Fluten des Bega nach. Die Nacht war langsam hereingebrochen. Geduldig lauschten sie dem Zirpen der männlichen Grillen, die im Vorhof ihrer Erdhöhlen unaufhörlich ihre Melodien geigten, um einem Weibchen den Hof zu machen. Die Vögel sangen immer noch, trällerten in allen Tönen . . .

Als er sie mit ihrer viel zu dünnen Kleidung, die der sanfte Wind durchdrang, neben sich stehen sah, überrollte ihn eine heftige Welle fürsorglicher Zuneigung. Wie gern hätte er sie in diesem Moment in den Arm genommen. Aber gehörte sich so etwas, hier in aller Öffentlichkeit? Einige ältere Damen hatten sie am Nachmittag sowieso schon komisch taxiert, sich des Öfteren nach diesem seltsamen Paar beinahe den Hals verrenkt.

„Wie fühlst du dich, kleine Lady? Ist dir vielleicht kalt?“

„Nein, Herr Janis, alles bestens.“ Sie bedachte ihn mit einem verkrampften Lächeln. Tatsache war, dass sie sich nicht wohlfühlte. Doch es waren nicht die Temperatur oder der Wind, die ihr zu schaffen machten. Tief in ihren Innern tobte ein Sturm und sie wusste nicht, wie sie seiner Herr werden sollte.

Janis drückte sich auf einmal noch näher an sie heran. Roxana legte den Kopf an seine Schulter. Das Gefühl, ihr Haar auf seiner Wange zu spüren, schien so selbstverständlich und vertraut, dass es ihn überwältigte. Als reiste er durch eine zweite Existenz, einem Paralleluniversum, von dem er bisher jegliches Dasein ignoriert hatte. Er verspürte den Wunsch fortwährend so weiterzugehen, nie irgendwo anzukommen.

So starrten sie gemeinsam in die unermessliche Weite des nächtlichen Himmels empor und lauschten dem leisen

Dahinrieseln der Wellen. Die Sterne über ihnen waren groß und weiß und wanderten langsam über das Firmament. Er fühlte sie auf einmal so nah, dass er am liebsten seine Hände nach ihnen ausgestreckt hätte, um sie zu pflücken, um daraus ein Armband für sie zu formen. Etwas weiter glitzerten die unzähligen Lichter der Stadt.

Auf einmal schmiegte sie sich an ihn, sah ihn an. Der Mond, der die Halbmondphase längst überschritten hatte, schien in ihre Augen einzutauchen, ohne jedoch eine Spur zu hinterlassen. Über ihrem Kopf rauschte das düstere Geäst der Bäume wie das Flüstern zahlloser Stimmen. Die Äste einiger anderer Bäume schimmerten hell im silbrigen Mondlicht. Es dauerte einen Moment, bis ihr bewusst wurde, dass die Reflexionen für den Himmelskörper viel zu hell waren. Überrascht sah sie in die Richtung, aus der der silbrige Lichtkegel kam. Weiß wabernde Strahlen durchschnitten das schwarze Geäst, zeichneten krakelige Scherenschnitte auf die gegenüberliegende Blätterwand. Die Lichtquelle konnte sie aber letztendlich nicht ausmachen. Nervös suchte sie die Umgebung ab und lauschte den Geräuschen. Jedes Rascheln im Dickicht und Knacken kleinerer Äste im schwachen Wind ließen sie zusammenzucken.

Auch die Lichter der Laternen warfen langgezogene Schatten auf den Boden. In ihrer Vorstellung nahmen jetzt manche die Form von deformierten Köpfen an. Selbst die Schatten der Bepflanzungen verursachten ihr ein mulmiges Gefühl. Für einen Moment waren in ihrer Fantasie alle Geräusche weg. Eine kleine Fledermaus taumelte um eine Laterne herum und verlor sich dann wieder in der Dunkelheit. Weiter entfernt hörte sie ein dumpfes Grollen, das an ein knurrendes Tier erinnerte. Doch aller Wahrscheinlichkeit nach stammte es von nichts anderem, als einem hoch über ihren Köpfen dahinziehenden Flugzeug.

Doch all die rationalen Erklärungen halfen ihr nicht wirklich über die Beklemmung hinweg, die sich in ihr ausbreitete. Denn für ein Gefühl, hatte sie keine Erklärung: Irgendwie war ihr dauernd, als werde sie von einer unbekanntenen Person aus der Dunkelheit beobachtet. Dieser Eindruck wollte sich einfach nicht abschütteln lassen. Dann fiel ihr auf, dass die Vögel verstummt waren! Eine unwirkliche Stille hatte sich über die Nacht gelegt.

Nicht ein einziger war zu hören. Sie konnte sich nicht erinnern, je eine so vollkommene Geräuschlosigkeit empfunden zu haben.

Von einem Augenblick zum anderen brach ihr kalter Schweiß aus und sie zog fröstelnd die Schultern hoch. Was hatte die Vögel zum Schweigen gebracht? Eine räuberische Katze vielleicht? Oder ein mordlustiger Kauz, der einen von ihnen gefangen und getötet hatte? Hatten dessen Todesschreie vielleicht die lastende, atemlose Stille ausgelöst? In ihrem Kopf rotierten die Gedanken, konnten sich nirgendwo festhalten.

„Herr Janis, es ist furchtbar, was geschehen ist“, bekundete sie auf einmal. „Ich hatte solche Angst, und sie will einfach nicht aus mir weichen. Wie soll das alles weitergehen? Laufend glaube ich, dass jemand hinter mir her ist. Jemand, der uns beiden an der nächsten Ecke auflauert. Es gibt Momente, da möchte ich einfach nur losrennen, immer weiter, immer weiter ohne Ende.“ Sie seufzte schwermütig, ihre Augen wurden glasig, als ob sie jeden Moment in Tränen ausbrechen würde.

„Komm, lasse dich nicht unterkriegen. Alles wird wieder gut, Ganoven-Ehrenwort“, scherzte Janis, um sie am Weinen zu hindern. Doch vergebens. Tränen begannen zu fließen. Er war nahe dran sie zu umarmen, sie fest an sich zu drücken. Aber es gab eine Hemmschwelle in ihm, die er nicht überwinden konnte.

Sie drückte ihren kleinen Kopf an seine Brust, fühlte sich geborgen bei diesem Mann. Es schien, als ob sie fürchtete, dass wenn sie ihn verlor, sie in einen nie endenden Abgrund fallen würde. Ihre Tränen benetzten seine Schulter. Ohne ein Gefühl für Zeit standen sie einfach nur da. Er spürte ihre Wärme, ihre Energie, und sie durchflutete nicht nur seinen Körper, sondern auch seine Psyche. Langsam umhüllte sie seinen Geist in einer magischen und geheimnisvollen Art, und er vermochte sich dem nicht zu entziehen.

Roxanas Gesicht hatte sich nun vollends aufgelöst. Irgendwann im Laufe des Nachmittages hatte sie so etwas wie Hoffnung gefühlt, nun war wieder alles weg. Ihre Augen richteten sich auf ihn, kleine, traurige, leere Augen die weinten. Ein letzter suchender Blick in die Runde, als ob sie von irgendwoher Hilfe erwartete. Dann schluchzte sie wieder vor sich hin. Sie hatte schlichtweg große Angst. Er fühlte, wie sich die Härchen auf ihren

Unterarmen aufstellten. Sie schaute ihn wieder mit ihren von Tränen verschleierte Augen an. In einem verzweifelten Versuch bewegte sie ein paar Mal die Lippen, bevor es ihr endlich, mit zitternder Stimme, gelang, seinen Namen zu formulieren.

„Herr Janis, da hinten . . . !“ Flehentlich hatte sie zu einem Satz angesetzt, ohne diesen jedoch zu Ende zu bringen. Ihre Worte hatten sich in der Weite der Dunkelheit aufgelöst. Ihr Blick war auf einen Ort gerichtet, auf ein namenloses Jenseits. Sie fühlte sich wie eine Maus in der Falle, und die Katzen warteten vor dem Loch. Die folgende Stille schien ewig zu dauern, doch je länger sie anhielt, desto mehr schien sie von ihrer Verzweiflung aufzusaugen, wie Löschpapier verschüttete Tinte.

Das junge zerbrechliche Wesen hatte ihre Augen in die seinen gebohrt und flehte ihn wortlos an. Wie jemand, den man aus dem eiskalten Meer gerettet hatte, konnte sie einfach nicht aufhören zu zittern. Sie hatte sich bisher sehr tapfer gehalten, dachte er. Ein sonderbares Geschöpf, wie er noch nie eines in seinem Leben kennengelernt hatte. Obwohl sie zur Gattung *homo ziganensis* gehörte, wie er sich spaßeshalber überlegte, schien sie eine sehr aufgeweckte und intelligente junge Frau zu sein. Sie hatte nichts mit den üblichen Zigeunern zu tun. Nein, sie war anders, hatte nur das Pech gehabt, dass das Schicksal sie einst in diese Welt versetzt hatte.

„Hey, kleine Gypsy-Lady“, scherzte er. „Komm, fasse dich wieder und löse dich aus diesen unschönen Gedanken. Wollen wir nicht langsam losziehen und uns in einer Cafeteria einen Drink genehmigen, oder etwas essen? Na, was meinst du?“ Und er fügte fröhlich dazu: „Ich weiß nicht ob wir uns den Drink verdient haben, sicher aber haben wir ihn jetzt beide nötig.“

Endlich verließen sie den Park und schlenderten Hand in Hand einigen Cafeterias zu, die es in unmittelbarer Umgebung des Parkareals gab. Nachdem sie in einer eingekehrt waren, bestellten sie sich alkoholische Getränke, dazu jeweils eine Käseplatte und einen Cäsars-Salat. Bald hatte sich ihre Stimmung wieder zum Guten gewendet. Nach einer Weile bezahlte er, und sie schlenderten wieder eine Weile dahin.

An einem Verkaufsstand, der noch nicht geschlossen hatte, erstand er einen Krapfen für sie. Sofort biss sie, wie ein

kleines Kind, kräftig hinein. Tiefrote Erdbeermarmelade quoll heraus und lief ihr über das Kinn. Sie warf den Kopf in den Nacken und lachte. Ein munteres und heiteres Geräusch voller Optimismus und Lebenslust, wie er es schon lange nicht mehr gehört hatte. Er reichte ihr eine kleine, bunte Papierserviette, die er vorhin am Stand mitgenommen hatte. Sie nahm sie und rieb sich, wie ein pubertäres Schulmädchen, energisch das Kinn ab.

„Mmh, das schmeckt wirklich lecker, Herr Janis. Meine Lieblingskrapfen. Wollen Sie auch mal reinbeißen?“ Doch er verneinte lachend. Ein wenig später nahmen sie sich ein Taxi und fuhren wieder zum Hotel zurück.

„Guten Abend, die Herrschaften, grüßte Corvin, der anscheinend nie Feierabend machte. Er freute sich zu sehen, dass es den beiden jetzt weit besser ging als bei ihrer gestrigen Ankunft.

„Auch Ihnen einen guten Abend“, grüßte Janis zurück. Roxana nickte nur höflich, grüßte schüchtern und ging gleich Richtung Aufzug.

„Darf es noch etwas sein?“, fragte der Rezeptionist. Er verneinte. „Dann gute Nacht“, wünschte der Hotelangestellte in einem unterwürfigem, aber auch zweideutigem Ton, wobei er Roxana anvisierte und zu Janis schauend mit einem Auge zwinkerte.

KAPITEL 51 Milos wird gefoltert

Sie hatten das Zigeunerpaar in eine alte verlassene Scheune außerhalb der Stadt gebracht. An einem Ort, an dem man schreien konnte so viel man wollte. Niemand kam hier vorbei. Ein paar harte Schläge und Kinnhacken hatten dafür gesorgt, dass den Gefangenen sofort klar wurde, dass erstens Widerstand zwecklos und zweitens Schreien ebenfalls nichts half.

Die Luft war stickig und roch schlecht. Noch unangenehmer war aber die Lage der beiden. Ihre Arme waren an zwei aufrechten dicken Stützbalken, an dicken Hacken, befestigt. Nur die Zehen ihrer Füße berührten den Boden. Milos, der einige Schläge mehr abbekommen hatte, schwankte sachte vor und zurück und stöhnte leise. Ihre Kleider waren ihnen hastig

abgenommen worden, sodass sie einfach in der Unterwäsche dastanden. Die Handgelenke bluteten dort, wo die Fesseln sich hineingruben. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem am Kreuz leidenden Messias, drängte sich auf. Nun kamen die Männer mit forschen Schritten. Vlad stellte sich vor den beiden auf, betrachtete das elende Pack mit Abscheu und grinste beleidigend. Er wusste, dass die beiden eine Riesenangst um ihr Leben hatten.

„Na, ihr Ratten, wollt ihr leben oder sterben?“, richtete er das Wort an Milos. „Ich möchte von euch wissen, wo die kleine Schlampe ist, die ihr Roxana nennt. Also macht es uns allen einfach. Gebt uns die Information. Dann lassen wir euch sofort wieder laufen“, log er mit einem breiten höhnischen Grinsen. „Im anderen Fall werdet ihr mich leider von einer Seite kennenlernen, die euch nicht schmecken wird. Ganz und gar nicht! Was auch geschieht, ihr werdet reden, wenn ich mit euch fertig bin. Das ist so sicher, wie das Amen in der Kirche.“

„Aber wir wissen doch gar nichts über ihren Aufenthaltsort“, platzte Cosmina heulend heraus. Die ganze Situation, ihre Nacktheit zusätzlich zum Schmerz, waren ihr äußerst peinlich. „Sie ist vor Tagen einfach verschwunden und nicht wiedergekommen.“

„Ich lass mich von euch Taugenichtsen nicht verscheißern. Warum hat dein Idiot hier“, er zeigte demonstrativ auf Milos, „ihretwegen ein so großes Interesse gezeigt, als wir in eurem Ghetto waren? Das tut keiner, wenn er keine besondere Beziehung zu einem anderen Menschen hat.“ Und wieder zu Milos gewandt, spottete er: „Na, mein kleiner Don Juan, sind das deine Frauen? Könnt ihr Zigeuner euch mehrere davon halten? Wie die Moslems?“ Die ganze Bande lachte.

„Aber nein, Cosmina ist meine Schwester“, beteuerte Milos, „und Roxana nur ein Mitbewohner in unserem Lager, sonst nichts. Ehrenwort.“ Das war der Moment, wo er sich einen groben Faustschlag in der Magengegend einfiel. Sofort krümmte er sich wie ein Klappmesser, wobei er in seiner Situation nur die Beine nach oben einziehen konnte. Vlad wollte schon zum zweiten Schlag ansetzen, doch Cosmina versuchte unbeholfen nach ihm zu treten, so gut es ging. Er lachte über ihre Unfähigkeit, wandte sich wieder dem Bruder zu.

„Was weiß denn Abschaum wie du von Ehre? Gleich wirst du mir noch schwören wollen, was?“ Dann wandte er sich ihr zu, tätschelte ihre Wange, griff in ihr schwarzes Haar und roch angeekelt daran. „Damit wir uns richtig verstehen und es nachher eurerseits keine Beschwerden gibt“, mokierte er sich, „Schmerzen zu erfahren ist nicht dasselbe wie jemanden zu Foltern. Ich will euch diesen Unterschied klar definieren. Von einem Löwen gefressen zu werden, zum Beispiel, heißt nicht Folter zu empfinden. Aber wenn dich jemand bewusst mit dem Löwen in einen eisernen Käfig sperrt, dann ist dies Folter. Ihr könnt das als Haarspalterei abtun. Ich persönlich bin da aber anderer Meinung.“ Er schritt nun vor den beiden auf und ab, wie ein Universitätsprofessor, der seine Meinung zu einem im Lehrplan behandeltem Thema darlegte. „Folter zu erfahren, müsst ihr wissen, erfordert nicht nur die Absicht jemandem Schmerz zuzufügen. Es ist auch nötig, dass ihr meine Absicht, euch Schmerzen zuzufügen, erkennt.“ Er schnippte mit den Fingern, worauf einer seiner Männer an ihn herantrat und ihm einen Baseballschläger in die Hand drückte. Er wog den Schlagstock in der Hand, ließ ihn einige Male von rechts nach links kreisen. „Genauer gesagt, müsst ihr erkennen, dass ich vorhabe euch zu verstehen zu geben, dass ich beabsichtige euch Schmerzen zuzufügen“, dozierte Vlad mit erhobenem Finger. „Würdet ihr meinen, dass ich euch das deutlich zu verstehen gegeben habe, ihr Krücken?“

„Ja, ja“, beteuerte Milos. Seine Schwester nickte hektisch mit ihrem Kopf auf und ab. „Ja, natürlich haben wir“ Doch Milos hatte nicht die Zeit, den Satz zu Ende zu sprechen. In diesem Augenblick kam mit einer ungeheuren Wucht der erste Schlag, der seine Beine erwischte. Er füllte sich vom Schmerz vergewaltigt, fühlte sich wie eine Katze, die gerade eins ihrer neun Leben verbraucht hatte und schrie.

„Und, was ist? Habe ich recht, oder würdest du mir vielleicht eine andere Analyse anbieten wollen?“, fragte er den Leidenden, hob den Knüppel und schlug erneut zu.

„Nein!“, kreischte Milos erneut von unmenschlichen Schmerzen erfüllt. Die Qual überstieg das Maß, dass er in der Lage war auszuhalten. „Ich weiß doch nichts! Versteh doch, es“

„Hör auf mit dem Gejammere und versuche nicht mit mir zu argumentieren. Das hier ist kein Lehrvortrag. Daher lass uns ein kleines Spielchen wagen. Ich werde jetzt einfach weiter auf dich einprügeln und du wirst weiterhin keine Ahnung haben, wo die kleine Schlampe sich versteckt. Wenn du Glück hast, werde ich des Folterns müde und höre auf. Oder du fällst in Ohnmacht.“ Er schritt wieder auf und ab. „Wenn du aber Pech hast, mache ich immer weiter, nach oben keine Grenzen. Das Maß liegt in der Geduld des Folterers. Und, hast du von mir den Eindruck, dass ich ein besonders geduldiger Mann bin, du Affengesicht?“ Er lachte höhnisch. „Ja, ich bin in solchen Fällen sehr geduldig, wenn es sein muss. Das wirst du gleich feststellen.“ Und er schlug wieder zu. Milos schrie erneut.

„Okay, okay!“, jetzt kam Cosmina wieder ins Spiel. Sie konnte die Schmerzensschreie ihres Bruders nicht mehr ertragen. „Wir sagen Ihnen alles was wir wissen, alles! Aber bitte, hören Sie auf.“ Der verletzte schluchzte, konnte kaum den Kopf aufrecht halten. Dennoch nickte er seinem Peiniger bejahend zu.

„Dann schau mir jetzt in die Augen, du Hundesohn, und erzähle mir was du über sie weißt.“ Vlad schnappte den Zigeuner beim Haar, zog seinen Kopf zurück und blickte ihn mit eiskalten Augen an. Milos begann zu reden . . .

KAPITEL 52 Nachts im Hotel

Sie hatten nur die Notbeleuchtung angelassen und es sich beide auf dem Sofa in seinem Zimmer bequem gemacht. Es war stickig im Raum, und irgendwo im Hintergrund, war der durchdringende Oberton eines Moskito zu hören. Doch sie hatten das Fenster nicht geschlossen, denn er mochte generell keine Klimaanlage. Das Zimmermädchen hatte im Laufe des Tages die Minibar wieder aufgefüllt. Somit gab es keine Alkohol-Probleme. Er hatte sich schon einen Whisky gegönnt, sie eine Coca-Cola.

Nach allem, was sie zusammen durchgemacht hatten, verband sie nunmehr eine natürliche Vertrautheit. Sie fühlte sich, als ob sie ihn schon seit einer Ewigkeit kannte. Das Gefühl, dass sie offen mit ihm über alles sprechen konnte, erfüllte sie mit einer

beruhigenden Sicherheit. Gegen diesen Mann erschienen ihr auf einmal alle Personen, die sie bis dahin in ihrer Welt kennengelernt hatte und man ihr als Vorbilder präsentierte, wie verweichlichte, einfältige Taugenichtse.

„Roxana, ich versuche irgendwo anzuecken, um eine Lösung zu finden. Nicht nur für dich, auch für die anderen, die von den Ganoven gefangen gehalten werden. Du musst dich unbedingt erinnern, wo dieses Anwesen war. Selbst wenn wir zur Polizei gehen, haben wir nichts vorzuweisen. Ein Fremder und eine junge Frau, die bei den Zigeunern lebt. Fantastisch!“

„Natürlich will ich helfen, aber ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich weiß einfach nicht, wo sich dies alles abgespielt hat“, sagte sie traurig. „Glauben Sie mir, wenn ich es wüsste, ich würde jetzt gleich losgehen. Kann denn die Polizei wirklich nichts tun?“, fragte sie naiv. „Gibt es denn kein Gesetz?“

„Unsinn. Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus“, bemerkte er sarkastisch, was ihm ihrerseits hoffnungslose Blicke einbrachte.

Er hatte sein Mobiltelefon den ganzen Tag über auf Stummschaltung gestellt und hatte gesehen, dass nebst anderen auch Tatiana angerufen hatte. Was sollte er ihr sagen, wo er sich schon wieder herumtrieb? Sie würde ihm die ganze Geschichte wahrscheinlich kaum glauben, würde sich andere Dinge vorstellen. Es war kurz vor 23.00 Uhr, Zeit Stelios anzurufen. Ansonsten würde er später wahrscheinlich nicht mehr zu erreichen sein. Nach einigen Klingelzeichen hatte er den Freund an der Strippe. Letztendlich gab es aber nicht viel Neues. In Lager in Craiova, in dem man den Dorf-Chef angeschossen hatte, wurden jetzt zusätzlich zwei Personen vermisst. Ein gewisser Milos und seine Schwester. Man munkelte, dass diese Geschichte weite Kreise ziehen würde. Soweit die Neuigkeiten.

Er bat den jungen Zigeuner weiterhin am Ball zu bleiben. Dann versuchte er ihm das Autokennzeichen der dunklen Limousine der Ganoven durchzugeben, mit denen er sich auf dem alten Firmengelände irgendwo zwischen Caransebeş und Lugoj gezwungenermaßen auseinandergesetzt hatte. Nach verzweifelten Bemühungen konnte der junge Zigeuner die Immatrikulation endlich einigermaßen verständlich zu Papier bringen und

wiederholen. Janis hoffte, er würde sein Gekritzel Morgen immer noch identifizieren können. Zur Sicherheit würde er ihm anschließend noch eine SMS senden.

Stelios sollte versuchen, einen freier denkenden Polizeibeamten aufzutreiben. Dieser sollte ihm, natürlich gegen eine angemessene Enumeration, den Halter des Fahrzeugs ausfindig machen. Dann verabschiedeten sie sich. Anschließend nahm er Roxana näher an sich heran. Er legte den einen Arm um ihre Schulter, nahm ihre Hand und so verhielten sie eine Weile still.

„Ich hoffe du weißt, dass ich von ganzem Herzen dein Freund bin. Bitte sei so gut und vertraue mir, damit wir aus dieser Sache wieder heil herauskommen. Was auch immer ich erledigen muss, möchte ich mir deinetwegen nicht auch noch Sorgen machen müssen. Ich muss sicher sein, dass du meinen Anweisungen folgst. Habe ich dein Wort darauf?“

„Natürlich, Herr Janis“, kam es sofort aus ihr geschossen. Und nach einer kleinen Pause fragte sie zaghaft: „Herr Janis, machen Sie sich wirklich Sorgen um mich? Warum?“

„Nun ja, eh“ Verlegen druckte er herum, wusste nicht wie er argumentieren sollte. „Wir sind nun schon einen Moment zusammen unterwegs, haben in der kurzen Zeit aber recht viel erlebt. Das verbindet!“

„Ach, ja? Das verbindet, sonst nichts? Natürlich, was sollten Sie auch sonst sagen!“ Missmutig schaute sie ihn an. Sie hatte den letzten Satz mehr als Frage, denn als Feststellung formuliert. Sie sah ihn abwartend an. Eine Weile wurde das Schweigen zwischen ihnen von einer vollkommenen Stille, die den Raum erfüllte, begleitet. Etwas anderes als ihr Atem war nicht zu vernehmen. Dann brach er das Schweigen.

„Sonst was, du kleiner Teufel? Was möchtest du denn hören?“, fragte er, dessen Neugier geweckt war.

Doch sie sagte nichts darauf. Wunschdenken machte sich in ihr breit, legte etwas in ihre Beziehung, was wohl noch nicht dorthin gehörte. In ihrer aussichtslosen Situation hatte sie sich diesen Mann voller Hoffnung, wie einen Ritter in einem Märchen vorgestellt. Sie fantasierte, dass er auf seinem hohen Ross daherkam, sie emporhob und vor allen Gefahren beschützte. Ein

kleines Mädchen durfte vielleicht so denken und sich der Euphorie hingeben.

Inzwischen wusste sie aber, dass es keine edle Ritter und Prinzen gab. Ebenso wenig wie Prinzessinnen. Es gab einfach nur Menschen, behaftet mit positiven Eigenschaften, aber auch mit Fehlern, Schwächen und Macken. Am Ende war es ihr peinlich und sie schämte sich ihrer Fantasie. Doch sie glaubte, sich den Traum noch einen Moment lang gestatten zu dürfen, der ihr Herz wie gesponnenes Gold erfüllte. Dann musste sie aber wieder zulassen, dass der gesunde Menschenverstand den Traum verscheuchte und sein zartes Gewebe zerriss.

Als erfahrener, erwachsener Mann las er die Hoffnung in ihren Augen, die in ihrem Blick zum Ausdruck kam. Sie war angetan von ihm. Vielleicht sogar ein klein wenig verliebt, wie es junge Frauen in ihrem Alter mit älteren Herren zu sein pflegten. Doch was sollte er dagegen tun? In einer Situation, an der doppelt so alte Menschen zerbrochen wären, hielt dieses schwächliche, unbezähmbare Mädchen verbissen durch. Sie balancierte auf einem dünnen Drahtseil aus Stolz, Hartnäckigkeit, Trotz und Eigensinn. Und ausgerechnet er, versuchte es ihr unter den Füßen wegzuziehen.

„Es tut mir leid“, sagte er plötzlich beschämt. „Es war sicherlich nicht meine Absicht, dir deine Illusionen zu rauben.“

„Ist schon in Ordnung. Sie sind sehr nett zu mir“, murmelte sie. „Ich weiß auch nicht, was in mich gefahren ist, ich hätte Sie nicht drängen sollen. Es ist mir sehr peinlich.“

„Ich wünschte nur, ich könnte dir helfen“, sagte er. „Ich wünschte, ich wüsste wie.“

„Es . . . fällt mir nicht . . . leicht, anderen Menschen zu vertrauen, Herr Janis. Aber wenn ich je einem vertraut habe, dann ihnen“, erwiderte sie voller Überzeugung.

So saßen sie eine Weile schweigend da. Dann drehte sie ganz langsam ihre Hand, die er hielt und verschränkte ihre Finger mit den seinen. Sie war verletzlicher denn je, himmelte ihn an. Auf einmal lächelte sie, ein inniges kleines Lächeln mit einem herausfordernden Zug in den Mundwinkeln. Ihm stockte der Atem. Die sinnliche und liebevolle Berührung ihrer Finger elektrisierte ihn. Es durchfuhr ihn wie ein Stromschlag. Die

Erkenntnis, dass er sie jetzt gern an sich gezogen und geküsst hätte, überkam ihn. Doch dieses Verlangen verschwand sogleich wieder. An seine Stelle trat ein größeres, umfassenderes Gefühl, wie ein Rausch, eine Benebelung der Sinne. Janis saß in der Falle! Doch sie sollte nicht leidvoll erfahren müssen, dass er die Neigung entwickelt hatte, alles was er anfasste, kaputt zu machen. Er biss sich in die Innenseite seiner Wange und löste sich aus ihrer Hand.

All das führte doch nirgendwo hin. In ein, zwei Tagen würden sie sich sowieso wieder trennen, jeder wieder in sein ihm angestammtes Universum eintauchen. Und wieder ein wenig später, wenn nicht ganz vergessen, dann doch so weit aus den täglichen Gedanken des anderen verdrängt sein, als hätten sie sich Jahre nicht gesehen oder an einander gedacht. Er nahm sie fester in seinen Arm, versuchte wenigstens diesen Moment festzuhalten, ihn für immer in sein Gedächtnis zu brennen.

„Roxana“, sagte er schüchtern, „ich glaube, du bist momentan sehr von mir angezogen. Das ist aber nur, weil du große Sorgen hast und einer großen Stresssituation ausgesetzt warst. Unter anderen Umständen würdest du einen alten Kotzbrocken wie mich, nicht mal anschauen. Vernarre dich nicht in mich, ich bin es sicherlich nicht wert. Unsere Zeit läuft bald ab. Dein Leben geht dann weiter.“ Die Stechmücke zog gerade vor seinem Blickfeld vorbei, verschwand wieder in dunklere Sphären.

Sie wollte verzweifelt zu einer Antwort ansetzen. Doch nach all dem Gehörten war ihr, als ob man ihr den Boden unter den Füßen weggezogen hätte. Nachdenklich betrachtete sie ihn, während sie an ihrer Unterlippe herumknabberte. Um sich aus der Affäre zu ziehen, sprach er ein neues Thema an.

„Ich denke, wir sollten Morgen, wo auch immer dies ist, in dein Dorf fahren“, sagte er auf einmal. „Und wir sollten deine Leute vielleicht vorher mal anrufen. Die müssten sich doch mittlerweile Sorgen um dich machen.“

„Natürlich“, sagte sie. „Aber, wie die meisten Leute habe auch ich die wenigen Rufnummern, die ich kenne, immer nur in meinem Gerät gespeichert. Aufgeschrieben habe ich sie nicht, kenne sie nicht auswendig. Zu jedem Betreffenden kann mir jeweils nur die letzten drei Ziffern merken. Aber damit kommen wir hier nicht weiter. Das Mobiltelefon ist mir

abhandengekommen. Wahrscheinlich als die Männer mich gefangen genommen haben. Oder dieselben haben es an sich genommen.“

„Ist nicht so wichtig. Wir fahren Morgen einfach hin. Ach ja, kennst du in eurem Dorf einen Mann, der Milos heißt? Er ist heute Morgen, zusammen mit seiner Schwester, verschwunden.“ Nachdem er den Namen ausgesprochen hatte, sah er ihre Veränderung sofort. Man hätte meinen können, ein Hammer wäre auf ihrem Kopf niedergekracht. Ihr war auf einmal schwindelig, sie wurde bleich und Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie zitterte.

„Das darf nicht wahr sein. Milos ist Cosminas Bruder. Das Mädchen, das mich in ihre Familie aufgenommen hatte. Es ist zum Verrückt werden. Warum nur? Was kann man nur von ihnen wollen?“

„Ich habe das ungute Gefühl, dass dies mit dir zusammenhängt. Doch beruhige dich. Wir können es im Moment nicht ändern.“

Die Übelkeit war so jäh gekommen, als habe jemand einen Schalter betätigt. Roxana spürte wie das Blut in ihren Schläfen pulsierte und von stechenden Schmerzen begleitet wurde. Sie atmete mehrmals tief durch, bevor ihr schlagartig übel wurde. Dann war sie plötzlich aufgesprungen. Vor ihren Augen begann sich alles zu verschwimmen und sich zu drehen. Wie durch einen Schleier hatte sie ihn wahrgenommen und durch eine Wand aus Watte seine Stimme gehört, jedoch nicht mehr verstanden, was er gesagt hatte. Später konnte sie sich nicht daran erinnern, wie sie den Weg ins Bad hatte finden können, denn die Zimmerwände schienen auf einmal auf sie zuzustürzen und der Boden sich wellenmäßig zu bewegen.

Wieder und wieder krampfte sich ihr Magen zusammen, schien alles was sich darin befand hinausbefördern zu wollen. Sie kniete vor die Toilettenschüssel und riss den Deckel hoch. Dann kotzte sie. Würgte ihr Entsetzen heraus, ihre Angst, ihr Grauen und meinte nie wieder damit aufhören zu können. Es war, als wollte sie all den Wahnsinn, all die verstörten und perversen Typen die ihr zusetzten, einfach aus sich herauskatapultieren, damit dies alles endlich ein Ende hatte. Sie glaubte ersticken zu müssen, doch dann ließen die Krämpfe endlich nach. Die

Kopfschmerzen waren stärker geworden, füllten ihren Kopf mit einem Geräusch, das dem einer hohen Stimmgabel glich.

Als sie sich endlich wieder erhob, sah sie ihr bleiches, totenähnliches Gesicht im Spiegel. Schließlich lächelte sie das Gesicht zaghaft an, und ihr wurde wieder gewahr, dass sie noch lebte. Sie spülte sich den Mund mit Wasser aus, erfrischte ihr Gesicht und drehte sich um. Janis stand im Türrahmen des Badezimmers, ging auf sie zu und nahm sie in den Arm. Ihr flackernder Blick konzentrierte sich erst allmählich auf ihn.

Auf einmal klammerte sie sich an ihn. Wie ein kleines, neugeborenes Schimpansenbaby an die beschützende Mutter, drückte sie sich an seine Brust. Ihr feenhaftes Gesicht war von einer anrührenden Traurigkeit überzogen. Eine undefinierbare Sehnsucht furchte ihre Stirn. Er hob sie hoch, führte sie aufs Sofa ihres Zimmers und hielt sie ganz fest. Sie ließ ihren Tränen freien Lauf, fühlte sich wie ein kleines Kind an, ein zartes Wesen, hilfsbedürftig und zerbrechlich. Langsam streichelte er ihr über die Haare und sie begann sich wieder zu beruhigen. Die Arme um ihn geschlungen, suchte sie seine Wärme, suchte Geborgenheit, versuchte sich wie ein ertrinkendes Kätzchen an etwas festzuhalten. Sein Herz ging auf einmal zu schnell, oder war es ihres, das gegen seine Brust schlug?

Irgendwann wurde der Rhythmus ihrer Atmung gleichmäßiger und tiefer. Das kurze Stocken nach jedem Atemzug verriet ihm, dass der Schlaf sich endlich ihrer erbarmt hatte. Janis bewegte sich nicht, um sie nicht zu wecken. Doch er hielt sie weiterhin in seinen Armen. Nachdem sie eine ganze Weile nicht mehr aufgewacht war, hob er sie hoch und legte sie auf ihr Bett. Wie sie so dalag, konnte er nicht umhin, den Brustkorb der jungen Frau zu beobachten. Er hob und senkte sich kaum merklich. Natürlich hätte er nicht so starren dürfen, aber er konnte seinen Blick nicht von ihr nehmen. Noch nie hatte er ein solches Mädchen kennengelernt. In seiner Welt existierten derartige Geschöpfe nicht. Das waren mehr oder weniger Fabelwesen, aus Geschichten und Märchen.

Auf einmal regte sie sich. Zuerst war es ihr rechter Arm, der sich an ihr Gesicht hob. Als nächstes ihr Zeigefinger, der über ihre Augen streifte, die schmalen, leicht geschwungenen

Augenbrauen berührte und dann über die Nase fuhr. Dann drehte sie sich zur Seite und blieb erneut reglos liegen.

Jetzt, da die junge Frau endlich erlöst war, schlich er sich auf Samtpfoten in sein Zimmer. Er bewegte sich leise, als bestünde Gefahr, sie könnte erwachen und sich erschrecken. Plötzlich spürte er einen Stich. Es schmerzte, als habe jemand an einem Splitter in seinem Herzen gerührt und ihn um eine Winzigkeit gedreht. Für einen Moment schnürte sich seine Kehle zu, dann war der Schock vorüber. Wiederkehrend wie ein Komet, stellte sich der Schmerz ein, und obwohl die Abstände seines Erscheinens immer größer wurden, bestand keine Hoffnung, dass er irgendwann ganz verschwand.

Er knipste das Licht in ihrem Zimmer aus. Wieder in seinem Reich, genehmigte er sich noch einen Whisky aus der Minibar. Dann pflanzte er sich auf sein Bett und ließ nochmals alles Geschehene Revue passieren. In seinen Gefühlen ging es drunter und drüber, er fing an dieses kleine Geschöpf zu mögen. Ja, mehr als das! Eine tiefe Bindung hatte sich in seinem Innern gebildet. Das mittlerweile nach Blut dürstende Insekt tauchte wieder auf, versuchte erneut sein Glück bei ihm. Ein kläglicher Versuch das Miststück mit der flachen Hand zu treffen, scheiterte, weil er nicht bei der Sache war.

Wo hatte er sich da wieder hineinmanövriert. Kameltreibergeschichten, wie sie eigentlich nur in Romanen vorkamen. Was hatte er mit diesem Scheißvolk zu schaffen, dass er hier wieder Kopf und Kragen riskierte. Vielleicht sollte er einfach zur nächsten griechischen oder deutschen Botschaft gehen, sein Problem schildern und dann wieder nach Süden ziehen. Auf einmal fehlten ihm das Chaos seiner Heimat, der unproblematische Alltag und die undisziplinierten Menschen, die er ansonsten alle verfluchte und zum Teufel wünschte.

Janis erhob sich, ging zum Fenster und schaute in den Nachthimmel hinaus. Plötzlich hielt er inne. Ein Käuzchen schrie. Irgendwo in Fensternähe knackte ein Zweig in den Ästen eines nahen Baumes. Er verharrte reglos, alle Sinne bis zum äußersten angespannt. Das Käuzchen schrie noch einmal, dann war es wieder still. Die Nacht füllte sich mit gespenstischen Schatten. Mit jeder Minute, die sich in der Dunkelheit wie ein Tropfen Wasser

im Ozean verlor, wuchs in ihm eine kaum noch zu beherrschende Unruhe. Es war, als würden Angst und Besorgnis ihre Klauen um sie schließen. Angst um Roxana, Besorgnis um sich selbst. Die dunkle Ahnung, dass sie sich erst am äußersten Rand von etwas sehr Großem bewegten, wuchs immer mehr. Seine Unruhe ließ ihm keinen Frieden. Nur der Mond, der verwaschen durch einige nächtliche Wolkenfetzen schimmerte, spendete ein wenig Trost.

Doch was sollte er tun? Konnte er diese junge Frau einfach ihrem Schicksal überlassen? Früher oder später würden sie sie schnappen, und dann? Auf der einen Seite sah er die begehrte junge Frau, auf der anderen aber fühlte er die Heranwachsende in ihr, die einen Halt brauchte: Zudem Schutz, Geborgenheit und Sicherheit. Wie würde ihre weitere Zukunft aussehen, wenn sie wieder allein auf eigenen Füßen stehend, ihr Schicksal konfrontieren müsste? Könnte sie wieder ein normales Dasein beginnen? Er genehmigte sich noch ein Getränk, warf sich dann wieder auf sein Bett und ließ sich einfach von seinen Gedanken forttragen.

Dies alles schön und gut! Aber, was sollte er selbst tun? Sollte und vor allem, konnte er hier aussteigen? In einem plötzlichen Anfall von Gewissensbissen machte er sich Vorwürfe. Oder bleiben und das Spiegelbild der eigenen Angst mit seinen Blicken niederzwingen? Gerade als er spürte, dass er unfähig war eine solche Entscheidung zu treffen, wurde sie ihm abgenommen. Sie schrie!

Die Ereignisse der letzten Tage waren so heftig gewesen und hallten noch immer in ihr nach, sodass Roxana sie in ihren Träumen weder bewältigen noch vollständig abbauen konnte. Das Grauen verfolgte sie weiterhin. Immer wieder quälten sie grauenvolle Szenen: Die Männer, das Kellergewölbe, die Geländewagen. Immer wieder das Gleiche, jedes Mal in einer anderen Reihenfolge. Sie glaubte Stimmengewirr zu vernehmen, ein Schluchzen, ein Seufzen. Irgendwo öffnete sich mit lautem Knirschen eine metallene Tür. Zwei grausame, böse Gestalten traten herein, überdimensionale Schusswaffen in ihren Pranken. Den Schrei, den sie in ihrem Alptraum begonnen hatte, führte sie in der realen Welt weiter. Sie schreckte schweißgebadet aus dem Schlaf hoch. Ihre weit geöffneten Augen starteten in die

Dunkelheit, erfassten das Fenster, das Bett. Janis, der fast eingenickt war, sprang ruckartig auf die Füße, eilte ins Nebenzimmer und nahm sie in die Arme.

„Kleines Mädchen, beruhige dich. Es war doch nur ein Alptraum.“ Jetzt nahm sie wieder die volle Realität wahr und begann schluchzend zu weinen. Sie schüttelte den Kopf hin und her, wie jemand der wahnsinnig geworden war. Janis spürte den kalten Schweiß auf ihrer Haut. Wann würde dieses Entsetzen endlich vorbei sein, dachte er? Dann hatte sie sich endlich ein wenig beruhigt, hatte aufgehört ihren Kopf zu bewegen. Ihre Augen verengten sich, so als habe sie die ganze Zeit durch ihn durchgesehen und schaute ihn jetzt zum ersten Mal richtig an. Schließlich schloss sie wieder die Augen, versuchte ihre Empfindungen zu dämmen und ihre Ängste zu kontrollieren. „Komm, beruhige dich. Du hast nur schlecht geträumt“, redete er auf sie ein, streichelte sie sanft und hielt sie fest an sich.

Sie hatte das Gefühl, als ließen seine Worte ihren Körper wie eine Membran erschwingen, als gingen sie wie Kristalle unter ihre Haut. Eine angenehme Wärme ergriff langsam wieder Besitz von ihr. So nach und nach fiel wieder alle Furcht, alle Beklommenheit in den Armen, die sie festhielten, von ihr ab. Die grässlichen Erinnerungen und abstrakten Szenen des Alptraums, schienen mit jedem Moment ein wenig mehr zu schwinden. Die Müdigkeit tat ihren Teil dazu. Bald war sie wieder eingeschlafen und in Morpheus Reich entschwunden.

Janis fragte sich, ob dieses junge Ding von nun an ihr Leben lang von Ängsten und Alpträumen geplagt sein würde. Ob in der Zukunft schon das geringste Wort, der unbedeutendste Vorfall oder die unschuldigste Erinnerung Furcht in ihr auslösen würden?

Er blickte in ihr schlafendes Gesicht und sah in den wieder entspannten Zügen eine traurige Verletzlichkeit und die Spuren eines Kampfes. Als ob die Dämonen, die sie in ihrer innersten Seele gefangen hielt, sich zu befreien versuchten. Jetzt war er nicht mehr in der Lage einzuschlafen. Daher nahm er ihre Hand in die seine, um sie durch ihre Träume zu führen. Viel später ging er wieder in sein Zimmer, lag lange wach und fragte sich, warum das Schicksal ihm wieder ein derartig trostloses Unterfangen in den

Weg gelegt hatte. Irgendwo im Dunkeln erklang wieder der durchdringende Oberton des kleinen Blutsaugers, der zu einem neuen Angriff ansetzte.

KAPITEL 53 Stelios & Stancu treffen Adrian

Die beiden hatten schon mit Gott und der Welt gesprochen, hatten sich haufenweise Gerüchte angehört und Informationen ausgewertet. Nach langen Bemühungen hatten sie sogar einen Polizisten ausfindig gemacht, der bereit war ihnen bezüglich des Autokennzeichens weiterzuhelfen. Gegen Bares natürlich!

Stancu, Stelios' älterer Vetter, kannte den Bullen höchstpersönlich. Seinen eigenen Ausführungen nach, war er von diesem in den letzten zwei Jahrzehnte oftmals *unschuldig* verhört, verhaftet und infolgedessen von irgendeinem rassistischen Richter verurteilt und mehrmals eingesperrt worden. Doch er zollte dem Staatsdiener keinen Groll. Denn letztendlich wusste er genau, dass alles seine eigene Schuld war. So war nun mal das Räuber- und Gendarmenspiel, das die meisten Stammesgenossen ein Leben lang praktizierten.

Sie hatten ihm das Kennzeichen am späten Abend übergeben. Der Staatsdiener wollte dann sogleich aufs Revier, da in der Nacht weniger Kollegen Dienst taten. Da sollte es recht einfach sein, die gewünschte Information aus dem Zentralrechner herauszupicken. Zu später Stunde wollten sie sich dann, in einer dem Polizisten bekannten Männerbar, in Lugoj treffen.

Stancu war über ein Jahrzehnt älter als sein Vetter. Wieviel Jahre genau, das wusste nur der liebe Gott. Für einen seiner Rasse war er recht groß, vielleicht ein bisschen dünn um die Hüften, aber mit breiten Schultern. Die Haare waren trotz seines Alters dicht und schwarz. Mit klaren braunen Augen erinnerte sein Gesichtsausdruck an den eines Hundes. Oder an jemanden, der wie ein geprügelter Hund aussah. Schuld daran waren seine Brauen: Weit auseinanderstehend, aber kräftig über der Nasenwurzel Richtung Stirn deutend, sahen sie aus wie zwei Raupen, die sich über seine Stirn bewegten. Seinen Mund umspielte stets ein arglistiger, gewiefter Zug, den er durch

vehementes und gekünsteltes Lächeln zu übertünchen versuchte. Leider hatte er die Kunst des falschen Lächelns mit der Muttermilch aufgesogen, sodass seine Versuche meistens missglückten. Er sah aus wie jemand, dem man auf seinen durch und durch verdorbenen Kern, ein traurig lächelndes Gesicht aufgesetzt hatte. Der Anflug von Hohn um die Mundwinkel, der seine stets dunklen Gedanken verriet, rundete die ganze Erscheinung ab.

Erst wenn die späte Nacht hereingebrochen war, begann das Leben in diesem Teil der Stadt. Dann mischten sich unter die betrunkenen Studenten, Touristen und Spannern, auch jede Menge undurchsichtiger Gestalten. Die kamen dann regelrecht aus ihren Rattenlöchern gekrochen. Das Geschehen wurde unübersichtlicher, es wurde gelacht, gegrölt und gestritten. Alle möglichen Sprachen erklangen. Betrunkene schlichen auf den Bürgersteigen zähe dahin, Flaschen zersprangen, wenn sie ihren Händen entglitten. Schmierige Freier, Zuhälter, Huren, Taschendiebe, Dealer und ihre wankende Kundschaft, gaben auf einmal ihr Stelldichein und huschten in den Gassen des Viertels umher. In den Eingängen der Bars und Kneipen standen harte Gesichter und scannten das Geschehen mit kalten Augen, denen nichts entging.

Es war weit nach Mitternacht als sie in eine schmale Seitengasse des Viertels hineinliefen. Es gab ein paar Fastfood-Geschäfte, billige Kneipen und diskrete Minibordelle, die den Namen gar nicht verdienten. Am Ende der Gasse führten ein paar Stufen in eine geräumige Kellerbar, mit ziemlich zweifelhaftem Ruf. Die Musik schallte bis weit nach draußen und vermischte sich mit dem Lärm der Gasse.

Vor dem Schuppen standen zwei bullige Rausschmeißer. Wie Felsen in der Brandung bewachten sie ihr Reich. Gleichzeitig priesen sie mit Lobreden, um Herannahende zum Eintreten zu animieren. Der eine, der sie zuerst bemerkte, stand lässig da. Während er die Passanten musterte, hatte er einen Fuß an die Mauer hinter sich gestellt. Er blickte die beiden abwägend an und wollte sie zunächst fortjagen. Doch der andere ließ sie, einer inneren Eingebung folgend, letztendlich passieren. Stelios warf einen ziemlich misstrauischen und besorgten Blick auf seinen

Vetter. Letztendlich nahmen sie die Treppe nach unten und betraten das schäbige Loch.

Die schwache Beleuchtung erhellte Poster mit Playboy-Bunnies an den Wänden. Einige Frauen waren in intimen Gesprächen mit Freiern vertieft. Laut kreischende Pop-Musik und ein paar schräge Visagen, die ihnen sofort mit misstrauischen Mienen entgegenstarrten, rundeten das Bild ab. Hinter der schmalen, verschmierten Bar stand ein riesiger, dunkelhäutiger Barkeeper. Schon auf die Entfernung von einigen Meter waren seine ausdrucksvollen Narben zu sehen, die er sich zweifellos in vielen rauen Messerstechereien verdient hatte. Was jedoch besonders herausstach, waren seine wulstigen Lippen. Sie hatten den Anschein, als ob sie aus irgendeinem harten Material beschaffen seien.

Der Spitz- oder Künstlername des Barista lautete allem zum Trotz *Othello*. Ein jeder fragte sich, wie ein solcher Rabiati zu einem solchen *nickname* kam. Er musterte sie sogleich von oben bis unten, und seine Mimik brachte ganz klar zum Ausdruck, dass solche Gäste in seinem Etablissement unerwünscht waren. Die Kneipe war gut besetzt. Das übliche Gesindel trieb sich hier rum: Prostituierte, die eine Pause einlegen durften, Zuhälter, die auf ihre Pferdchen achteten, zwielichtige Typen, die ihre dubiosen Geschäfte absprachen und bullige Männer fürs Grobe, die den Raum kontinuierlich scannten.

Die beiden Gefährten näherten sich vorsichtig dem Tresen. Othello taxierte sie, ohne zunächst einen Ton zu äußern. Aus der Nähe sah er noch imposanter aus. Die Ärmel seines T-Shirts waren recht kurz. Sie offenbarten auf seinen Oberarmen eine schillernde Ansammlung von Tattoos ausgezeichneter, artistischer Qualität. Instinktiv blickte Stelios über die Schulter zu Othellos Fanclub, dessen Mitglieder das sonderbare Duo nicht aus den Augen ließen.

„He, ihr zwei Hübschen“, zerriss er auf einmal die Stille, „habt ihr euch irgendwie verirrt? Welcher von den beiden Idioten da oben, hat euch reingelassen?“, und deutete mit dem Daumen Richtung Treppe.

Stancu sah, dass seinem Vetter auf einmal mulmig wurde und schob sich deshalb nach vorne. Er musterte den Barmann

einen Moment lang, was ihm die Zeit gab, die passenden Worte zu finden.

„Sag mal, hast du irgendein Problem mit uns?“, fragte er giftig.

Doch der Bartender lachte nur höhnisch. Er stützte sich mit beiden Ellenbogen auf die Bar, glotzte die beiden Stammesgenossen wie zwei unerwünschte Objekte an und erwiderte ihm arrogant.

„Wie könnte ich ein Problem mit euch haben? Ein Stiefel hat noch nie ein Problem mit ein paar lausigen Ameisen gehabt.“ Er lachte unverschämt. Seine Hintermänner stiegen mit ins Konzert ein.

„Wir sind hier mit einem Freund verabredet. Er wird gleich hier sein. Vielleicht sollten wir uns einfach in eine Ecke setzen und auf ihn warten, sofern du nichts dagegen hast“, sagte der Zigeuner.

„Was, noch einer von eurer Sorte? Was soll das werden hier, was glaubt ihr wo ihr seid? Los, macht schon, packt euch fort“, zischte Othello, während die übrige Bande auf einmal bedrohlich nahe herangekommen war. „Verschwindet von hier, sonst mach ich euch Beine.“

In diesem Moment kamen zwei weitere Gäste die Treppe herunter. Der eine war ein unscheinbarer Zeitgenosse, Otto-Normalverbraucher. Er passierte seelenruhig den ganzen Raum, ging ganz hinten an einen freien Tisch und setzte sich. Der andere wirkte wie ein beleibter Ringer, der seine Karriere an den Nagel gehängt und nun Fett angesetzt hatte. Das Hemd, das er fast bis zum Bauchnabel offen trug, passte ausgezeichnet zu seiner schwarzen Hose. Sobald er im Raum war, grüßte er den Bar-Keeper und ging sogleich auf Stancu zu. Othellos erfasste die Situation. Sein Groll entspannte sich sofort wieder. Dann ließen auch die übrigen Männer von den beiden Zigeunern ab, nahmen sich wieder ihrer Angelegenheiten an.

„Tut mir leid, dass ich mich ein klein wenig verspätet habe“, sagte der erwartete Kontakt. „Ich konnte aber keinen Parkplatz finden und musste ein Stück weit laufen.“

„Kein Problem, Adrian“, sagte Stancu sichtlich erleichtert zu dem Polizisten. „Der Bartender hat sich unserer freundlichst

angenommen. Wir sind schon fast Freunde geworden“, motzte er giftig, während er sich mit einem grimmigen Blick Richtung Othello wendete. „Nicht wahr, Stelios?“ Er stellte seinen Vetter, aus dem Lande der Griechen, vor.

Adrian begriff, was Stancu meinte. Er nahm sich vor, dem Muskelprotz sofort eins auszuwischen. So ließ er seinen Blick in der Kneipe kreisen, und als er sicher war, dass eine bestimmte, mit Othello befreundete Physiognomie nicht anwesend war, fragte er diesen ganz beiläufig.

„Hey, Othello. Wo ist denn unser Meisterdieb heute? Weißt du wo sich Alexandru herumtreibt?“

Der Barmann, mitten im Betrieb durch diese Frage sichtlich bedrängt, wollte zunächst so tun, als ob er die Frage nicht verstanden hätte. Letztendlich glaubte er aber, dass es besser sei einen Mann wie Adrian nicht zu verscheißern. Denn dieser konnte im Notfall sehr unangenehm werden.

„Du weißt doch, du kannst mich alles fragen, was du willst“, sagte er in einem unterwürfigen Ton. „Schließlich weiß ich so gut wie alles über den guten Alexandru.“

„Ach ja? Dann sag mir, was für einen Geschmack sein Schwanz hat“, brüllte Adrian mit lauter Stimme, so, dass es einige der Umstehenden hören konnten. „Du hast vor lauter Schwanzlutschen schon eine richtige Hornhaut auf den Lippen.“ Der Muskelprotz zog verärgert und beschämt den Schwanz ein, zog sich weiter hinten in seine Bar zurück und begann einige trockene Gläser zu polieren.

„Kommt, lasst uns hinten in eine Ecke gehen, wo wir uns in Ruhe unterhalten können. Und macht euch keine Gedanken über den Großkotz. Der füllt sich stark, weil er sich hinter seiner Bar verbarrikadiert hat. Hat früher ab und zu bei ein paar krummen Geschäften mitgemacht und war so mancher Haftstrafe entgangen, weil er der Polizei als Spitzel gedient hat. Eine Menge Leute sind seinetwegen im Knast gelandet. Eine Ratte! Aber oft genug sind wir eben auf genau die Sorte von Abschaum angewiesen. So ist nun mal das Leben!“

Sie setzten sich hinten an einen freien Tisch. Während sie schamlos mit ihm rumknutschte, war am Nebentisch eine Professionelle gerade dabei, einem armen Schlucker seine letzten

Kröten abzuluchsen. Auf der anderen Seite saß der Mann, der gleichzeitig mit Adrian das Lokal betreten hatte. Allein an seinem Tisch, nippte er an seinem Getränk. Eine hübsche Lady bewegte sich gerade an ihn heran, während sie beim Laufen gewaltig mit den Hüften wackelte. Sie hatte ein enormes, ausladendes Dekolleté und so viel Rouge auf den Lippen, dass man damit ein ganzes Garagentor hätte streichen können.

Eine Bedienung kam und nahm ihre Bestellung auf. Die heuchlerischen, scheinheiligen Anstrengungen einiger ehrenwerter Damen, sich Zugang zu dem Trio zu verschaffen, wurden vom Bullen sofort unterbunden. Sie kreisten um die Männer herum, wie Fliegen um ein Stück Zucker, oder eher wie Hyänen um einen Löwen, der gerade Beute geschlagen hatte. Der Polizist war ein alter Bekannter, ein guter Stammkunde des Hauses. Für gewöhnlich war bei ihm immer mit einem äußerst reichlichem *Trinkgeld* zu rechnen, immer in Dollar oder Euro.

Die Bedienung kam wieder und servierte die Bestellung. Die drei prosteten sich fröhlich zu. Stelios nahm einen Zug von seinem Bier, das in einen schlierigen Glas geliefert worden war. Irgendwie behagte ihm die ganze Situation nicht so recht. Aber jetzt war er dabei, also musste er mittanzen.

Adrian schob sich ein Zigarillo in den Mund. Dann riss er ein Streichholz an, entzündete es, knüllte die leere Schachtel zusammen und warf sie achtlos weg. Nachdem er einen vollen Zug genommen hatte, zauberte er einen kleinen Zettel aus seiner Hemdtasche hervor. Er schob das gefaltete Stück Papier Stancu zu. Der, des Lesens und Schreibens unkundig, spielte in seiner Scham verlegen an seiner Zigarettenschachtel herum und reichte den Zettel dann sofort an seinen Vetter weiter. Stelios nahm das Stück Papier und schob es direkt in seine Hosentasche. Darauf wechselte unter dem Tisch, diskret ein Batzen Ley, den Besitzer.

„Der Halters des Fahrzeugs, ein gewisser Matei“, begann darauf der Staatsdiener seinen Bericht, „ist ein in unseren Breiten sehr bekannter Mann. Er hat einiges auf dem Kerbholz. Früher gehörte er zur Bande eines Zuhälters. Seine Aufgabe war es Schulden einzutreiben und Huren zu verprügeln, die nicht für ihn arbeiten wollten. Gelegentlich tat er auch etwas anderes, unternahm gefährliche Missionen, denn er ist ein sehr ehrgeiziger

Mann. In letzter Zeit wird gemunkelt, dass er zu einer großen Organisation gehört. Deren Betätigungsfeld wiederum erstreckt sich übers ganze Land.“ Er nahm wieder einen Zug, paffte den Qualm in die Höhe.

„Und womit beschäftigt sich die Bande?“, fragte Stelios.

„Mit Menschen, heißt es“, antwortete Adrian. Dann gab er den beiden einen kleinen Abriss, über die verschiedenen Facetten des Menschenhandels in seiner Heimat. „Doch bisher konnten wir dem Mann in unseren Breiten nichts anhängen. Er hat uns diesbezüglich keinen Anlass gegeben.“ Eine kleine Pause folgte, dann fügte er hinzu: „Komme gleich wieder, ich muss mal für kleine Jungs.“ Gewandt erhob er sich, schnippte den Zigarillostummel einfach auf den Boden und marschierte forsch Richtung Toiletten.

Allein mit sich selbst, nippten die beiden an ihren Getränken. Plötzlich betrat eine hübsche Frau die Kneipe. Sie sah einfach hinreißend aus. Ein wunderschönes weißes Leinenkleid brachte ihre makellose, braungebrannte Haut vorzüglich zur Geltung. Sie passte nicht unbedingt in dieses Milieu. Manch ein Augenpaar der vorwiegend männlichen Kundschaft blieb sofort bewundernd an ihr haften. Sie trug ihr blondes Haar hochgesteckt, was ihren eleganten Hals betonte und sie noch unwiderstehlicher aussehen ließ. An ihrer Schulter baumelte eine schwarze Lederhandtasche. Als sie an Stancu vorbeiging, konnte auch er sich dieser Vision nicht entziehen und glotzte sie einfach mit offenem Munde an.

„Mach den Mund zu, damit keine Fliegen reingehen“, warf sie ihm plötzlich zu. „Und glotz‘ eine Dame nicht so an, das gehört sich nicht.“

„Bitte vielmals um Entschuldigung“, stotterte Stancu, der rot anlieh. „Vielleicht darf ich Ihnen zur Widergutmachung einen Drink spendieren“, sagte er entmutigt, zog unsicher an seiner Zigarette und hielt sich anschließend an ihr fest. Die hübsche Frau schüchterte ihn vollkommen ein.

Sie lachte spöttisch und sah ihn von oben bis unten an. Dann taxierte sie ihn wie ein Untersuchungsrichter einen Angeklagten, legte ihre Hände an die Hüften und baute sich vor ihm auf.

„Wenn du irgendwann mal groß genug bist, mein Süßer, und dich rasieren musst. Dann! Und qualm nicht so viel, ist schlecht für deine Gesundheit.“ Worauf sie sich wieder abrupt wendete, Othello beiläufig grüßte und nach einigen Metern an einem der hinteren Tische verschwand. Adrian, der mittlerweile zurückgekehrt war, hatte die Szene beobachtet und trat jetzt wieder an den Tisch heran.

„Was wollte die von dir?“, fragte er interessiert. „Das ist die Chefin in diesem Sauladen. Lasst bloß die Finger weg von ihr, denn die ist richtig gefährlich. Ein Blick zu viel und ihre Halbstarke stürzen sich auf dich und machen dich fertig. Glaub mir, an der haben sich schon ganz andere Kaliber die Zähne ausgebissen.“ Worauf er den Rest seines Bieres hinunterkippte. „So, Freunde. Ich muss wieder verschwinden. Morgen früh habe ich zeitig Dienst.“ Und an Stancu gerichtet sagte er: „Wir bleiben in Kontakt. Und sollte ich euch wieder eine Gefälligkeit erweisen können, ihr wisst wo ich zu finden bin. Bis bald.“ Im Vorbeigehen grüßte er mit einem Kopfnicken den Barman, hastete dann die Stufen hinauf.

„So, und was machen wir jetzt?“, fragte Stancu sichtlich erleichtert, dass der Bulle endlich gegangen war.

„Morgen fahre ich zu meinem Freund nach Timișoara und übergebe ihm den verdammten Zettel“, sagte der Vetter, der von diesem nächtlichen Treffen nicht sehr angetan war. „Dann soll er allein weitersehen. Denn mehr, können wir momentan sowieso nicht für ihn tun.“

„Soll ich dich begleiten, oder wirst du alleine fahren? Vielleicht könnte ich ihn zu einem guten Geschäft überreden?“, flammte Stancu nach dem gelungenen Rolex-Deal auf.

Doch Stelios wollte momentan von weiteren Geschäften nichts mehr wissen. Er wollte nur noch in sein Bett. Morgen würde er zu Janis fahren und danach, so hoffte er, konnte er wieder Richtung Heimat fliegen.

Den guten Mann am Nebentisch, der anscheinend im riesigen Dekolleté seiner Dame zu versinken schien, beachtetten sie nicht weiter. Dass er jedes ihrer Worte belauscht hatte, nahmen die beiden nicht wahr. Zwei Minuten später brachen die beiden auf und verließen die Kellerkneipe. Dass der einfache,

unscheinbare Typ von Nebentisch sich sogleich an ihre Fersen heftete, bemerkten sie nicht.

KAPITEL 54 Intimitäten

Irgendetwas berührte ihn, schien sich neben ihm zu bewegen. Er spürte den Druck einer Masse an seinem Körper, merkte wie das Objekt langsam Form annahm. Eine Katze schlich um ihn herum, begann auf seinem liegenden Körper zu laufen, bis sie auf seiner Brust verharrte. Ihr Schwanz pendelte hin und her und berührte seine Hand. Obwohl er versuchte danach zu greifen, mokierte sich der Schweif jedoch über ihn. Geschickt wippte er hin und her, sodass es ihm nicht gelang, seiner habhaft zu werden. Auf einmal glitt er zwischen seine Finger, spielte mit ihm, verweilte in seiner Handfläche. Gleich hab' ich dich, dachte Janis, diesmal entkommst du mir nicht . . .

Als er aufwachte, saß sie neben ihm, hatte seine Hand in die ihre genommen und spielte sanft mit seinen Fingern. Ihre Haare liefen lang und wirr über ihren Rücken. Sie schien direkt aus ihrem Bett gekommen zu sein, denn sie war mit nichts anderem bekleidet als mit einem winzigen Slip und einem kurzen T-Shirt, das mehr enthüllte als es verbarg. Auf dessen Vorderseite prangte der Schriftzug *why not*.

Unsinnigerweise hatte ihm dieses Kleidungsstück im *Julius Mall* gefallen. Somit hatte er es für sie erstanden. Jetzt hing der halbe Busen seitlich heraus. Für Zigeunerfrauen schienen jedoch Brüste generell kein Sexobjekt zu sein. Dazu wurden sie zu oft unbedeckt zur Schau gestellt: In einem Raum voller Freunde und Familienmitgliedern beim Säugen der Kinder, oder auch auf der Straße vor aller Welt. Das Oberteil ließ ihn weiterhin einen freien Blick auf ihren flachen Bauch und einen Teil des vorstehenden Hüftknochens ergattern.

Draußen war es noch nicht hell. Über Nacht hatte es angefangen zu regnen, sodass er auf einmal die eintretende Frische spürte. Ihm fiel auf, dass sie ihn reflexhaft mit ihren Augen verfolgte. Dann blinzelte er zum Fenster hin, um ebenso rasch und ganz unwillkürlich wieder zu ihr hinzuschauen. Er betrachtete ihre

jugendliche Unschuld und die überwältigende Frische, die von diesem weiblichen Wesen ausging. Ihr goldbraunes Haar umrandete ihr Gesicht, das Funkeln in ihren aufgeweckten blauen Augen hob sich wie ein Kontrast über den *Teint* ihrer Haut.

Auf einmal überkam ihn ein inniges Verlangen. Diese junge Frau, die pure Lebenslust ausstrahlte war zum Anbeißen. Ihre Haut war gleichmäßig und samtig, sodass er sich mit der Frage auseinandersetzte, ob er sie in die Arme nehmen sollte oder nicht. Doch er hatte weder Zeit darüber nachzudenken, noch zu reagieren. Noch ehe er sich versah, warf sie sich sanft an ihn, schmiegte ihren Körper an den seinen und schlug ihre Arme um ihn.

Sofort erstarrte er zu Eis, war zu keiner Bewegung mehr fähig. Im selben Moment strömte ein Lavastrom durch seinen Körper. Sie genoss den Moment, schloss die Augen. Doch auf einmal überkam ihn wieder die Realität, die kalte nackte Wahrheit, die diesen momentanen Rausch wie ein Schwert durchtrennte. Endlich fand er seine Sprache wieder.

„Roxana, bitte hör auf“, verteidigte er sich beim Versuch sich zu erheben. „Du weißt nicht was du tust in deinem jugendlichem Leichtsinne. Später bereust du es und dann wirst du mir eine Menge Dinge vorwerfen, für die ich keine Schuld trage. Schließlich bin ich auch nur ein Mann.“

Doch sie hörte nicht auf ihn, drückte ihn wieder in die Kissen zurück. Schelmisch schaute sie in an und er fragte sich was wohl als Nächstes geschehen würde. Er ließ sie unter Protest gewähren. Auf einmal küsste sie ihn, wild, abrupt und leidenschaftlich. Es lag etwas Brutales darin, ein Hunger, der gestillt werden musste.

„War das denn nun wirklich nötig?“, fragte er dumm.

„Also Herr Janis, Sie haben wirklich ein außergewöhnlich ausgebildetes Talent, tollpatschige und unsensible Kommentare abzugeben“, hauchte sie ihm ins Gesicht. „Bin ich denn keine Frau? Keine vollwertige, wie all die anderen, mit denen Sie ansonsten verkehren? Was haben denn die anderen, was mir fehlt? Oder liegt es vielleicht daran, dass ich bei den Zigeunern aufgewachsen bin?“ Auf einmal machte sie ein sehr trauriges Gesicht. Er sagte nichts, lag nur unter ihr und wusste nicht, was er

tun sollte. „Können Sie sich nicht vorstellen, mich ein klein wenig zu lieben? Nicht als Freund, sondern als Frau, die ich nun einmal bin?“ Sie schaute ihm mit ihren traurigen Augen direkt in seine offene Seele. „Und schließlich kann ich tun und lassen, was ich will. Ich bin eine ungebundene *Zigani*.“

Janis wusste genau, was das bedeutete. Diese junge Frau würde immer genau das tun, wonach ihr der Sinn stand. Sie würde sich niemals um bestimmte Benimmregeln scheren, auch wenn man den Zigeunern im Allgemeinen und den weiblichen im Speziellen, nichts anderes als Unanständiges nachsagte. Was immer sie begehrte, würde sie sich jederzeit nehmen.

„Hübsche Frau“, liebte sie nun Janis seinerseits, „ich könnte mir sogar viel mehr mit dir vorstellen.“ Wehmütig fuhr er fort. „Aber nicht in dieser Welt, nicht in diesem Leben. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es mit uns funktionieren könnte. Schau mich doch an, ich bin wie ein einsamer Wolf. Jede Woche bin ich in einem anderen, gottverlassenen Nest auf Achse, auf dem Weg nach Nirgendwo. Was für einen Sinn hätte eine solche Beziehung mit einer jungen Frau, die noch ihr ganzes Leben vor sich hat. Das wäre verrückt!“

Ihm war nicht nach Sentimentalitäten zumute. Bald würden sie wieder auf der Straße sein. Er musste einen klaren Kopf haben für die Dinge, denen sie sich beide zu stellen hatten. Sie versuchte etwas zu sagen, doch er ließ sie nicht zu Wort kommen. Ganz sachte schob er sie von sich herunter, stand auf und ging zum Fenster. Draußen regnete es. Verschwommen konnte er auf der gegenüberliegenden Straßenseite den schwachen Schein der Laterne ausmachen.

„Ich weiß nicht genau, wie es weitergehen soll“, sagte er leise vor sich hin. Er wollte nichts Banales in der Art wie, es gibt immer einen Weg, oder, das Leben geht weiter, sagen. Deshalb stützte er sich auf die Fensterbank. Er hoffte, sie spürte zumindest, dass er innerlich bei ihr war.

Einige Momente später hatte sie sich ebenfalls erhoben, kam ans Fenster, legte ihm von hinten ihre Arme um seine Brust und drückte ihren Körper an seinen Rücken. Dann schaute sie ebenfalls auf den Regen hinaus, der leise vor sich hinplätscherte. Plötzlich kam sie um ihn herum und setzte den schuldbewussten

Blick eines kleinen Mädchen auf. Sie stellte sich darauf auf die Zehenspitzen, warf ihre Arme um seinen Hals und flüsterte ihm ins Ohr.

„Herr Janis, Sie verzeihen mir doch, oder?“

„Klar doch“, antwortete er. „Zum Teufel mit allem! Das Leben ist doch viel zu kurz, um nachtragend zu sein.“

„Herr Janis, es regnet viel heute Nacht“, sagte sie in einem plumpen Versuch, die vorhin beendete Konversation wieder in Gang zu bringen.

„Ja!“ Er war sehr kurz angebunden, denn mit seinen Gedanken war er woanders.

„Als ich klein war“, setzte sie auf einmal zu einer Erzählung an, „hat mich der Regen immer stark beeindruckt, richtiggehend fasziniert. Ich versuchte mir jedes Mal vorzustellen, woher denn all die kleinen Tropfen kamen. Dabei verrenkte ich mir fast den Hals, um zum Himmel hochzuschauen, um ihren Ursprung zu entdecken. Damals verstand ich natürlich noch nichts von den wahren Begebenheiten der Natur.“ Sie ließ ihn los, setzte sich auf die Fensterbank und schaute ihn an.

„Viele Jahre später, als ich die Dinge ein klein wenig besser verstand, begriff ich, dass dort oben Milliarden und Abermilliarden von Wassermolekülen ziellos herumschwirrten, dann mit anderen Teilchen zusammen einen Tropfen bildeten. Genauso wie zwei arme Seelen in dieser riesigen Welt, die ziellos herumlaufen und vergeblich einander suchen. Dann irgendwann treffen sie aufeinander um sich in Liebe vereinen.“ Jetzt stieß sie sich wieder vom Fenster weg, machte einen Schritt auf ihn zu und sah ihm direkt in die Augen.

„In meiner Unkenntnis fantasierte ich, dass für die Dauer, die ein Tropfen brauchte, um von da oben bis zur Erde zu fallen, er so etwas wie ein Leben, eine Existenz durchlief. Reale Präsenz, wenn auch nur von kurzer Dauer. So ähnlich, stellte ich mir vor, erleben auch die Menschen ihre Zeit auf Erden: Sie suchen, finden einander, erleben einen Moment des Glücks und scheiden wieder.“

Janis hatte sich nun aus seinen sorgenvollen Gedanken losgerissen und lauschte aufmerksam ihrer Schilderung. Er war hingerissen von ihrer Charakterisierung des Phänomens.

„Werden wir uns je wiederfinden, Herr Janis, nachdem diese grausame Geschichte zu Ende ist und sich unsere Wege wieder getrennt haben? Werden sich unsere Schicksale je wieder kreuzen in dieser riesengroßen Welt? Ich hier in Rumänien und Sie, irgendwo auf den Straßen Europas?“ Auf einmal sah sie sehr traurig aus, ihre Augen wurden wässrig. „Kann es ein nächstes Leben geben, in dem wir beide wieder zusammenkommen, in dem wir eine bessere Chance haben und glücklich sein können?“ Tränen stiegen ihr in die Augen.

Janis hatte nun verstanden, wohin diese Geschichte hingezielt hatte. Er nahm sie in seine Arme, drückte sie ganz fest. Ein flehender, fast verzweifelter Ausdruck stand in ihren Augen und plötzlich schämte er sich seiner Hartherzigkeit und Kompromisslosigkeit ihr gegenüber. Plötzlich zwang er sich, sie nicht anzuschauen, denn ihr flehendes Gesicht hätte die Entschlusskraft eines Engels ins Wanken gebracht. Und er hatte keinen Grund, sich als solcher zu betrachten.

„Bitte verzeih mir Roxana. Ich möchte dich nicht enttäuschen. Letztendlich bin ich mir aber sicher, dass ich dir kein Glück bringen würde. Ich mache Menschen immer nur unglücklich.“ Er küsste sie sanft auf die Stirn, streichelte ihr durchs Haar. „Und wenn es denn ein nächstes Leben gibt, so will ich doch schwer hoffen, dass wir uns dort wiedersehen. Aber in diesem Leben habe ich schon den Punkt erreicht, wenn nicht gar überschritten, an dem dein Dasein erst beginnt. Es ist zu spät für mich. Bitte lass uns gute Freunde sein. Schließlich ist Freundschaft auch eine Form von . . . Liebe. Alles andere, so schön es sich vielleicht erträumen lässt, hat keinen Sinn.“ Er verfluchte sich dafür, dass er es überhaupt so weit hatte kommen lassen. Für einen Moment erzwang er eine Pause, ehe er den Versuch startete, dem Thema eine amüsantere Seite abzugewinnen. „Du darfst die Dinge nicht dramatisieren. In deinem Alter ist man sehr schnell verzweifelt, liebt inbrünstig und hasst leidenschaftlich. In rasantem Tempo nacheinander oder alles gleichzeitig. So ist das Leben. Vielleicht kannst du im Moment mit diesen Dingen noch nicht entsprechend umgehen, doch nach einer Weile wirst du selber einsehen, dass ich Recht hatte.“ Aber Liebe ist bekanntlich einer der stärksten Gegner der Vernunft, dachte er sich.

„Herr Janis, ich wünsche mir immer mit ihnen zusammen zu sein“, sagte sie traurig und drückte sich noch fester an ihn. „Ich würde gerne . . .“, begann sie aufzubegehren.

Doch er ließ sie nicht ausreden. Angetan von ihren Gefühlen, nahm er sie bei der Hand und führte sie zu ihrem Bett. Er setzte sich ebenfalls darauf, drückte seinen Körper gegen die Rückwand der Schlafstätte und nahm sie in den Arm. Dann schaltete er den Fernseher ein, unterdrückte jedoch den Ton.

„Ich werde dich jetzt so lange in den Armen halten, bis du eingeschlafen bist. Dann gehe ich in mein eigenes Bett, okay?“

Sie nickte zustimmend, doch ein listiges Lächeln legte sich um ihre Mundwinkel. Nach einer kleinen Weile ergriff sie die Initiative, krabbelte auf seinen Oberkörper, krallte sich an ihm fest und verharrte dort wie ein kleines Affenbaby bei seiner Mutter. Während er in Gedanken woanders war, ließ er es geschehen. Was sollte er tun? Er wusste nicht mehr weiter. Sie war verliebt in ihn. Wie konnte er je wieder aus dieser dummen Beziehung herauskommen, ohne dieses elfengleiche Wesen zu verletzen? Die Dunkelheit, die seine Seele umfing, vermochten tausend Sonnen nicht zu durchdringen. Draußen fiel weiterhin unaufhaltsam der Regen.

Letztendlich nahmen die Dinge ihren eigenen Lauf. Er war eher eingeschlafen als sie, denn auf einmal fühlte er, dass sich etwas auf ihm bewegte. Er öffnete die Augen und bemerkte, dass sie sich noch weiter nach oben vorgekämpft hatte. Ihr Mund küsste seinen Hals, knabberte an seinem Ohr. Noch ehe er seiner Sinne Herr werden konnte, hatte sie sich richtiggehend auf ihn gesetzt, war mit ihren festen Schenkeln geradezu mit seinen Hüften verschmolzen.

Ihr Körper war knabenhaft und schmalhüftig. Ihr fester, wohlgeformter Busen drückte auf seinem Oberkörper. Plötzlich spürte er die Glut ihres Körpers durch den Stoff ihres T-Shirts und ihr ganzes Treiben geschah dann ohne Worte. Allein ihr Atem drückte in einem ungeschriebenen Alphabet ihre Leidenschaft und ihre Gefühle aus. Er wollte dagegen ankämpfen, wollte sie zunächst wegdrücken, etwas sagen. Vergebens! Noch ehe die tyrannische und höchst disziplinierte Maschinerie seines Verstandes in Gang kommen und gegenreagieren konnte, hatte sie

ihre warmen Lippen auf die seinen gepresst und brachte ihn zum Schweigen. Am Ende erfasste auch ihn ein wahnsinniges Feuer, und nur der Teufel wusste, in welcher Hölle es entfacht war. Letztendlich hielt auch er es nicht mehr aus.

Mit ruckartigen, spontanen Gesten riss er förmlich an ihrem Kleidungsstück und zerrte ihr den Stoff vom Leib. Zwei formvollendete Brüste sprangen ihm entgegen. Er nahm sie in die Arme und versenkte seinen Kopf dazwischen, auf der Suche nach etwas . . . dass er selbst nicht definieren konnte: Zärtlichkeit, Lust, Glück, Hoffnung, Vergessen . . . Vergebung! Wie ein reißender Strom durchschossen die Eindrücke auf einmal sein tiefstes Bewusstsein.

Roxana zuckte wie eine Flamme im Wind, stöhnte laut auf. Ein Schauer lief über ihre Haut. Sie fing an, ihm die wenigen Sachen, die er anhatte, vom Körper zu reißen. Janis wiederum, hin- und hergerissen zwischen Realität und Traum, ließ es mit sich geschehen. In ihren Händen war er wie eine weiche Materie, wie Knetstoff, den sie willkürlich formte. Er glich einer Marionette, die von einem Puppenspieler willkürlich gesteuert wurde. Ihr Leib wurde dabei immer erregter. Sie vollführte einen undefinierbaren Tanz, bis sie ihn endlich wie eine Frucht geschält hatte.

Ein letztes Aufbäumen in seinem Unterbewusstsein ermahnte ihn, dass es Zeit zum Abbruch wäre. Zeit zur Wiederkehr, in die Welt der Vernunft. Doch dann übernahm sie das Ruder. Ihre schmalen Hände ergriffen ihn und packten seine Hüften. Während sie sich auf den Rücken legte, zogen sie ihn wie Stahltaue an sich heran und führten ihn. Es gab kein Entkommen. Sanft, ganz sanft, ließ sie ihn in ihr intimes Reich eindringen. Ganz spielerisch und ohne jede Mühe verstand sie es, ihn gefangen zu nehmen und ihn mitzureißen. Sie presste erneut ihre Lippen auf seinen Mund, erstickte jeglichen Protest im Keim.

Dann schlang sie ihre Hände um seinen Rücken. So aneinander geschmiedet beschleunigte sie langsam die Bewegungen ihrer Hüften. Immer schneller und schneller. Ihre Hände krampften sich dann und wann in seinen Rücken und in die Lacken. Auf ihr Treiben konzentriert, von einem inneren Feuer völlig verzehrt, eingefangen von diesem jungen Körper, bewegte er sich in ihrem Rhythmus.

Nach einer Weile bäumte sie sich auf. Ihre harten Brüste bebten. Sie röchelte und schnaubte und auf einmal, viel zu schnell, erfasste die beiden eine heiße Woge. Wie ein Flammenstrahl aus einem Feuerwerfer ruckte eine Explosion der Sinne durch ihre bebenden Körper. Unter Verrenkungen und Zuckungen rauschte Roxana ihrem Höhepunkt entgegen und im gleichen Augenblick explodierten beide. Ausgelaugt sank sie danach in seine Arme, küsste ihn innig, erschlaffte plötzlich und ließ sich erschöpft in die Laken zurückfallen.

Sie verharrten, wie sie waren. Reglos! Betäubt von diesem Rausch, von der rohen Gewalt, der Nüchternheit ihres Akts. Es war lediglich eine einsame, selbststüchtige Erlösung zweier Menschen, die hin- und hergerissen waren in einem Kampf zwischen Gefühlen und Ängsten. Er verspürte auf einmal eine Leere angesichts der Gegenwart, die sich langsam wieder seiner bemächtigte und in seinen Gedanken die Oberhand gewann. Betört von diesem bizarren Zustand, vernichtet von ihrer eigenen Wildheit und der vollkommenen Ekstase, hatte ihr die tranceartige Stimmung die Kontrolle über ihr Bewusstsein entzogen. Erschöpft und friedlich schlief sie ein.

Immer heftigere und intensivere Empfindungen kamen ihm ins Bewusstsein. Eine nichtvorhandene Struktur seines Daseins offenbarte sich ihm. Ohne jegliche Symmetrie driftete er schon viele Jahre dahin, getrieben, gehetzt, wie die Ähren eines Weizenfeldes an einem windigen Tag. Er hatte in seinem Leben viel Schönes und Prächtiges erlebt, aber auch als Gegenstück dazu viel Kummer, Leid und Grausamkeiten in seinem Dasein gesehen. Alle diese Erfahrungen waren letztendlich die bekannten zwei Seiten der Medaille. Sie hatten seine Existenz oftmals positiv, manchmal aber auch mit viel saurem Nebengeschmack beeinflusst.

Roxana bewegte sich auf einmal. Sie drehte sich schlafend zu ihm herum und legte ihm ein Bein auf seinen Bauch. Ihr Körper schmiegte sich an seinen. So verschmolzen sie zu einem Schatten in der Stille der Nacht. Wieviel Zeit war vergangen, während sie in seinen Armen lag? Eine Minute, eine Stunde, ein Leben lang? Auf seinen Lippen, seiner geschundenen Haut hatte er immer noch eine wache Erinnerung ihrer Leidenschaft und ihrer Sehnsucht.

Sie hatte es geschafft, längst vergessene Gefühle in ihm zu wecken, stellte er jetzt mit Erstaunen fest. Emotionen und Leidenschaften, die er schon seit ewigen Zeiten für verloren glaubte. Nachdem er wieder in die Realität zurückgekehrt war, merkte er, dass sie ihm Dinge entlockt hatte, die ihn zutiefst erschütterten. Auf einmal trat er wieder seinem innersten Feind gegenüber: Der Leere seines Liebeslebens.

Letztendlich aber siegte die Einsicht. Er zwang sich, sich wieder aufs Wesentliche zu konzentrieren. Nüchterne Gedanken gewannen wieder die Oberhand. Es war nicht so, dass es ihm nicht gefallen hätte. Dennoch, er schämte sich für sein Verhalten, fühlte, als ob er diesen jungen, knapp fünfzig Kilo schweren Frauenkörper misshandelt, wenn nicht gar vergewaltigt hätte. Trotz allem ließ sich aber nicht verleugnen, dass dieses liebevolle, kleine Geschöpf, dieser kleine Teufel in Frauengestalt, regelrechte Lavaströme der Lust in ihm entfacht hatte.

Roxana wachte auf einmal auf, streckte und reckte sich, wurde sich ihrer Nacktheit bewusst. Doch in seiner Nähe fühlte sie sich vollkommen frei, ohne Komplexe, frei von sozialen Barrieren und religiösen Zwängen. Sie kraulte mit ihren Finger in seinen Brusthaaren herum, streichelte ihn sanft.

„*Καλή μέρα*, Herr Janis“, sagte sie leise“, obwohl es draußen noch dunkel war. Sie küsste ihn sanft. Er ließ es geschehen, ohne abweisend zu sein. Schon fing sie wieder an, an ihm herumzufummeln. Da blockte er sofort ab.

„Bitte nimm es nicht persönlich“, sagte er in einem neutralen Ton. „Was vorhin passiert ist, ist nun mal geschehen. Es war wunderschön, hätte aber nicht passieren dürfen. Ich hätte es nicht zulassen sollen, es war nicht korrekt von mir. Es war nichts, nur ein vorübergehender Rausch. Ein Aufatmen für beide, nach all dem Stress. Wir sollten es schnell vergessen und uns auf die Dinge konzentrieren, die auf uns zukommen.“

„Aber, das eine hat doch mit dem anderen nichts zu tun. Es war doch traumhaft“, sagte sie erregt.

„Du sagst es, traumhaft“, seufzte er. „Ich hoffe, du warst keine Jungfrau mehr und ich habe nicht etwas zerstört, worauf dein zukünftiger Mann sehr viel wert legt. Du weißt ja, wie dies bei euch ist.“

„Also bitte, Herr Janis, in welchem Jahrhundert leben Sie? Ich bin schon ungefähr zwanzig Jahre alt. Auch wir unterdrückten Frauen in meiner Welt finden ab und zu einen Weg und sammeln unsere Erfahrungen, bevor wir heiraten. Und, daher weiß ich: Ich werde nie einen Zigeuner zum Mann nehmen.“

„Nun ja, wenn du es sagst, wird es schon stimmen. Der langen Worte kurzer Sinn: Quäle mich nicht länger, lass uns noch ein wenig schlafen. Morgen wird ein langer Tag.“ Sie warf sich in seine Arme, quälte ihn eine Weile, fand nach einigem hin und her endlich ihre Idealposition. So verharren sie, während er sie streichelte und der Schlaf beide übermannte.

KAPITEL 55 Cosmina stirbt

Cosmina hatten ihren Peinigern alles gesagt, was sie von Roxana wusste, wie sie sich kennengelernt hatten und zusammen in ihr Heimatdorf nach Maramures gezogen waren. Weiterhin erzählte sie, dass sie die letzten Jahre, nunmehr erwachsene junge Frauen, jeden Sommer mit den Männern des Dorfes in die Nähe von Craiova zu Verwandten zogen, um den Sommer über Geld für den Winter zu verdienen.

Doch wo sich Roxana jetzt im Moment aufhielt, davon hatte sie wirklich keine Ahnung. Man hatte sie nach einem Fremden gefragt, einem Griechen. Sie verstand nicht, was das alles zu bedeuten hatte. Was hatte ihre Freundin mit dem genannten Südländer zu tun? Was war das für eine verrückte Geschichte? Man hatte sie gefragt, ob die Gesuchte sie nicht angerufen hatte. Die letzten Tage nicht, aber seit sie hier gefangen gehalten wurde, wusste sie nicht ob dem so war, da sie ihr Telefon zum Einkaufen nicht mitgenommen hatte. Es lag in ihrer Hütte im Lager. Es hätte sein können, dass sie seither angerufen hatte. Wenn sie wieder in ihrer Behausung war, könnte sie nachschauen.

Letztendlich hatte man sie beide von den Stützbalken abgehängt und ihnen wieder ihre Kleider zurückgegeben. Ihre Schuhe jedoch, bekamen sie nicht. Sie durfte sich endlich um die Wunden ihres Bruders kümmern. Die Männer wussten, sie würden nicht fliehen, da Milos nicht mehr laufen konnte. Man

hatte ihr gut eingebläut: Sollte sie es wagen, würde ihr Bruder sterben. Eigentlich müsste er sofort in ärztliche Behandlung, doch davon wollten ihre Peiniger nichts wissen.

Über Nacht waren sie endlich allein. Zwar immer noch gefangen, aber endlich allein, in Frieden. Milos jammerte vor Schmerzen, hatte Halluzinationen. Sie hatten Wasser und etwas zu essen bekommen, jedoch keine Medikamente für ihn. Sie musste weg hier, musste unbedingt Hilfe holen. Doch was sollte sie tun?

Wenn man sie erwischen würde, dann sah es schlecht für die beiden aus. Vor allem für Milos, der mittlerweile unter schweren Schmerzen in einen ohnmächtigen Schlaf verfallen war. Dennoch, die einzige Chance, die sie sah, war zu fliehen und Hilfe zu holen, bevor die Männer merkten, dass sie verschwunden war. Sie konnte nicht tatenlos zuschauen, wie ihr Bruder zu Grunde ging. Es half alles nichts. Sie musste es versuchen.

Als man sie hierherbrachte, hatte sie sich den Weg genau gemerkt. Kaum einen halben Kilometer weiter unten lag ein kleines Dorf, letztendlich nur ein paar Kilometer von Craiova entfernt. Sie musste es nur bis zum Dorf schaffen. Es war zwar schon weit nach Mitternacht, aber vielleicht war eine Dorfschenke noch offen. Männer, Telefon, Hilfe, Rettung, strömten ihr durch den Kopf.

Ihr Entschluss stand fest. Sie würde es riskieren. Jetzt! Sofort! Aus ihrem Gefängnis zu entfliehen, sollte für sie kein Problem sein, da sie ein geübter Kletterer war. Ein letztes Mal schaute sie nach ihrem Bruder, der weiterhin unter Wahnvorstellungen vor sich hin halluzinierte. Dann begab sie sich an die Stützbalken, kletterte an einem von ihnen bis zum Querträger hoch und balancierte dann bis zu einer Öffnung, die in eine Art Lager mündete. Dort suchte sie nach etwas wie einem Seil, fand aber nur eine Kabelrolle. Das Kabel war lang und dick genug, um sie zu tragen und die paar Meter Höhenunterschied bis zum Boden überbrücken zu können. Sie vertäute das Kabel an einem dicken Pfeiler, stieg aus dem Fenster und begann sich mit Hilfe des Kabels abzuseilen.

Endlich Bodenkontakt. Sie ging in die Hocke und fragte sich, wo sich wohl ihre Peiniger aufhielten. Da sie keine

Geräusche wahrnahm, vermutete sie, dass sie schliefen. Ohne einen weiteren Gedanken lief sie los. Sie nahm nichts wahr, außer dem Klatschen ihrer nackten Füße auf dem Boden. So schnell sie ihre Beine trugen, legte sie die kurze Distanz bis zum kleinen Dorf zurück. Die dunklen Schemen der Häuser, nahm sie zunächst gar nicht wahr. Einfach in die Nacht hinein, schlich sie durch die engen, dunklen Gassen.

Dann begann sie um Hilfe zu schreien und spekulierte darauf, dass jemand sie hören und zu ihr eilen würde. Doch paradoxerweise blieb es im Dorf still. Es war eine unheimliche Stille, die einfach da, wo normalerweise Menschen lebten, nicht sein konnte. Irgendwo in einer Seitengasse klapperten Fensterläden. Sie hielt sofort darauf zu und hoffte, dass wenigstens hier noch jemand wach war. Es war doch nicht möglich, dass alle so tief schliefen? Cosmina warf plötzlich den Kopf herum. Mit einem Mal spürte sie, dass man sie verfolgte.

Ohne zu begreifen was sie antrieb, handelte sie rein mechanisch und rannte um ihr Leben. Ihr Verstand setzte aus. Sie wimmerte und schrie vor sich hin, bemerkte instinktiv, dass man ihr auf den Fersen war. Auf einmal ragte dunkel und gewaltig der mächtige Leib der Dorfkirche vor ihr auf. Vor ihr stieg der Turm wie ein Obelisk in die dunkle Nacht hinauf. Ansonsten, Stille. Totenstille!

Ohne sich umzusehen, rannte sie um das Kirchenareal herum. Diesen seltsamen Ort mit seinen Bewohnern, die so fest schliefen als ob sie alle tot wären, verstand sie nicht. Es bildete ein wirres Durcheinander in ihrem Kopf und drehte sich ständig wie ein Karussell im Kreis. Nach einer Weile war sie fertig mit den Nerven. Ausgelaugt taumelte sie nur noch vorwärts, wimmerte und stöhnte. Auf einmal ein Lichtschimmer. Die Kirche, der Friedhof. . .

Dann sah sie das Gittertor, dahinter die düsteren Grabreihen. Ein paar Trauerweiden, deren Zweige tief herabhängen und fast den Boden berührten, standen im fahlen Licht und schufen ein gespenstisches Ambiente. Sie stürzte auf den Eingang der Kirche zu, erfasste die Klinke, und fühlte im selben Augenblick einen Lufthauch neben sich. Eine Hand packte sie. Quietschend schwang die Kirchentür nach innen, als die Hand sie

gegen die Tür drückte. In der Düsternis vor ihr, in einer unerreichbaren Ferne auf dem kleinen Nebenaltar, brannte ein kleines, flackerndes Licht.

Cosmina schrie wie von Sinnen, war wie gelähmt und unfähig sich zu bewegen. Das Gesicht des Widersacher konnte sie in der Dunkelheit nicht mit Bestimmtheit einem der Männer zuordnen, die sie entführt hatten. Er riss sie brutal an sich und zog sie hinter sich her, während er das Kirchenschiff betrat. Sie strauchelte, trat, kratzte und taumelte. Vergebens! Sein Griff war so kräftig, dass sie einfach wie eine willenlose Puppe hinterhergezogen wurde.

Ihr Schrei hallte schaurig durch das stille, düstere Kirchenschiff. Sie merkte gar nicht mehr, dass sie einfach über den kühlen Steinboden rutschte und ihre Kräfte mehr und mehr versagten. Ein Versuch sich an einer der Kirchenbänke festzuhalten, brachte ihr nur einen harten Schlag ein. Dann zog der Mann sie wieder weiter. Vor dem Altar hielt der Mann an und ließ sie los. Stöhnend kroch sie über dem Boden. Sanftes Kerzenlicht spiegelte sich auf ihrem verschwitztem Körper. Jetzt endlich konnte sie auch ihren Peiniger gut erkennen. Es war der jüngste der Bande. Der, den sie Marian nannten. Alles um sie herum begann sich auf einmal zu drehen. Die Kerzen, die in einem großen Halter steckten, nahm sie nur noch vage wahr.

Plötzlich beugte sich der Mann zu ihr hinunter und schlug ihr mit der Faust ins Gesicht. Es schmerzte fürchterlich und zunächst schien sie die Schmerzen auszuhalten. Doch dann schienen ihre Sinne auf einmal zu erlöschen, oder waren es vielleicht die Kerzen in den Haltern, die heruntergebrannt waren? Bevor sie sich auf eine Antwort festlegen konnte, schlug ihr Kopf auf dem Kirchenboden. Die eintretende Ohnmacht erlöste sie.

Als sie langsam wieder die Augen aufschlug, bemerkte sie, dass sie wieder am Stützbalken festgebunden war. Sie war barfuß, trug aber immer noch, ihr mittlerweile stark mitgenommenes Kleid. An einigen Stellen war es zerrissen. Ihr Körper war mit blutenden Schrammen übersät, die Beine an manchen Stellen blau. Marian, der ihre Flucht entdeckt hatte, war ihr sofort hinterher. An der Kirchentür hatte er sie wieder eingefangen und sie danach, so gut wie bewusstlos, einige hundert Meter hinter sich

hergezogen. Nun hing sie wieder hier, wie ein Schaf kurz vor dem Schächten.

Die Männer näherten sich ihr, als sie bemerkten, dass sie endlich wieder ihre Besinnung erlangt hatte. Der Anführer zeigte auf sie. Er sagte etwas und spuckte darauf verächtlich vor ihr auf den Boden. Was er von sich gab verstand sie zunächst nicht, denn sie war noch ganz benebelt. Doch sein Mienenspiel sprach Bände. Plötzlich hatte er ein großes Messer in seinen Pranken, dass er einem seiner Männer in die Hand drückte. Verunsichert nahm es dieser entgegen, schaute den Anführer ungläubig an und sagte etwas, worauf dieser ihn streng zurechtwies. Dann ging er langsam auf sie zu, nahm ihr rechtes Ohr in seine Hand und setzte die Schneide an.

Zunächst verstand sie nicht, was dies alles zu bedeuten hatte, doch sobald ihr bewusst wurde, was geschehen würde, stieß sie einen grauenerregenden Schrei aus. Sofort bekam sie von ihrem Peiniger eine schallende Ohrfeige, verstummte jedoch nicht. Das brachte Vlad vollends in Rage. Er nahm seinem Mann wieder die Klinge weg und schubste ihn zur Seite. Mit einer blitzschnellen Bewegung schnitt er dem Mädchen dann das rechte Ohr ab. Aus der Wunde spritzte sofort Blut, rann an ihrem Hals und ihrem Körper hinab. Triumphierend hielt Vlad das Ohr in die Höhe und warf es seinem verweichlichtem Mitarbeiter vor die Füße. Das Mädchen schrie unentwegt. Daraufhin packte er auch das andere Ohr, trennte es ebenfalls ab. Vor Schmerz traten ihr die Augäpfel fast aus den Höhlen. Der Schmerz war unerträglich, doch das schien den Anführer nicht zu kümmern. Er spuckte ein letztes Mal vor ihr aus und ließ freudlos das Messer fallen.

„Ich hatte dich gewarnt, du kleine Schlampe. Du konntest natürlich nicht wissen, dass das Dorf unbewohnt ist. Was glaubst du, warum wir euch gerade hierhergebracht haben? Tja, Pech gehabt! Dennoch, ich hatte dir erklärt, dass falls ihr zu fliehen versucht, ich deinen Bruder abschlachten würde. Aber der ist sowieso schon so gut wie hinüber. Also musste ich mich ein wenig an dir schadlos halten. Nichts für Ungut.“ Damit war die Sache für ihn erledigt.

„Du bist ja ein wahrer Held“, spottete Marian auf einmal gegen ihn. „Erst wolltest du den Zigeuner abmurksen und jetzt

begnügt du dich mit zwei Ohrläppchen?“ Einer von Vlads Schergen begann auf einmal zu lachen. Die anderen stimmten mit ein.

Von dieser Beleidigung sichtlich beschämt, schritt der Anführer der Truppe nun wieder zu ihr. Dann hob er den fallengelassenen Dolch wieder auf und setzte ihn an Cosminas Hals, die sich unter dem Schmerz der scharfen Klinge aufbäumte. Doch selbst in ihrer ausweglosen Situation dachte sie nicht daran, dass ihr Peiniger seine Drohung wahr machen würde. Sie konnte nicht wahrhaben, dass er je so weit gehen würde.

„Stirb Zigeunerhure!“, waren die letzten Worte, die sie in ihrem irdischen Dasein vernahm. Sie wollte noch zu einem verzweifelten Schrei ansetzen, doch Vlad drückte ihr den Kopf nach hinten und schnitt ihr einfach die Kehle durch. Ein letztes Röcheln war zu hören. Dann klappte ihr Kopf nach hinten. Aus der Wunde sprudelte Blut. Ihr Bruder hatte von all dem nichts mitbekommen. Er kauerte in einer Ecke vor sich hin, kämpfte mit seinen Dämonen um sein nacktes Überleben. „Zufrieden, du Weicharsch?“ Verächtlich spuckte Vlad vor Marian auf den Boden und ging von dannen.

Die Männer verharrten alle in ihrer Position. Es dauerte einige Momente, bis sie die Situation erfasst hatten. Doch dann mussten sie sich mit dem neuen Status quo abfinden. Es gab nichts mehr daran zu ändern.

„Du bist ein gottverdammter Idiot“, schallt Marian einer der Männer und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht. „Warum kannst du nicht einmal deine Klappe halten. Wegen solcher Taten kommt man in Teufels Küche.“ Damian konnte über so viel Dummheit nur den Kopf schütteln. „Ich hoffe Casian billigt dieses Vorgehen. Anderenfalls sehe ich schwarz für uns alle.“ Er schritt kopfschüttelnd auf die beiden Zigeuner zu. „Los, wir packen die beiden zusammen und laden sie wieder in ihrem Nest ab, bevor es hell wird.“ Und nach kurzem Überlegen fügte er hinzu: „Das wird diesem Pack eine Lehre sein. Und wer weiß, vielleicht kommt sogar noch was Gutes dabei heraus. Kann sein, dass sie dann plötzlich eine Eingebung haben, wo wir die kleine Göre finden.“

Marian rieb sich das Kinn und fühlte einen unendlichen Hass gegen den Mann, der ihn soeben geschlagen hatte.

Irgendwann würde diese Geschichte ein Ende haben, dachte er.
Und dann . . .

KAPITEL 56 Aufbruch nach Craiova

Zum Glück gab es in diesem Hotel in jedem Zimmer eine Kaffeemaschine, dazu das nötige Zubehör nebst Kaffee und Zucker. Er hasste es, sich morgens erst anziehen und zum Frühstücksraum hinuntergehen zu müssen, um seinen ersten Kaffee zu bekommen. Die Maschine war eingeschaltet, die Kanne stand auf der Wärmeplatte. Nachdem er sich eine Tasse eingeschenkt hatte, genoss er den ersten Schluck, der noch so richtig heiß war. Es folgte eine tröstliche Wärme, das Gefühl zaghaft erwachender Lebensgeister. Wie jeden Morgen, eine immer wiederkehrende Zeremonie. Aber noch nie war das Empfangen so intensiv gewesen, wie an diesem Morgen. Janis fühlte sich auf einmal so richtig gut. Irgendwie würden sie auch diesen Tag mit all seinen Problemen meistern, ihr Leben würde weitergehen.

Mittlerweile war sie ebenfalls aufgewacht. Eine Gruppe kleiner Vögel hatte sich auf dem Fensterbrett ihres Zimmers versammelt und veranstaltete ein Riesengezeter. Kleine, freche, graubraune Knäuel, die sie zu mustern schienen, als hätten sie die ganze Zeit dagesessen und über ihren Schlaf gewacht. Doch als sie sich verblüfft in ihrem Bett etwas nach vorne bewegte, flogen sie auf einmal blitzartig davon. Das ist ein gutes Zeichen, dachte sie und war plötzlich guten Mutes.

Daraufhin rief sie nach ihm, da sie ihn in seinem Zimmer herumzuhantieren hörte. Er unterbrach seine Gedanken und betrat ihren Raum, setzte sich einen Moment zu ihr ans Bett und küsste sie auf die Stirn. Schließlich wusste er, sie hatte nur darauf gewartet.

„*Mica priņtesă!* Freut mich zu sehen, dass es meiner kleinen Prinzessin heute Morgen viel besser geht.“

„*Καλή μέρα*, Herr Janis“, erwiderte sie strahlend. „Auch ich freue mich sehr, Sie zu sehen“, sagte sie mit einem hinterlistigen Schmunzeln.

„Wir müssen uns anziehen, frühstücken und uns auf den Weg zu deinem Dorf begeben. Also, los meine kleine *prințesă*, sonst trag ich dich eigenhändig unter die Dusche.“ Sie wollte sich ihm an den Hals werfen, doch er lachte nur. Gekonnt schlüpfte er unter ihren Armen hinweg und stand wieder auf.

„Los aufstehen, habe ich gesagt!“ Sie kreuzte die Arme vor die Brust und täuschte vor, dass sie schmolte.

Er ging wieder in sein Zimmer und rief Stelios an, der sich erst nach wiederholten Versuchen meldete. Der Freund erzählte von seinem nächtlichen Abenteuer mit seinem Vetter und dem Kontaktmann. Letztendlich war das auch der Grund, für das heutige Verschlafen. Detailliert schilderte er das Treffen mit dem Polizisten und erwähnte die Informationen, die er schriftlich vom Bullen erhalten hatte. Janis wusste, dass Stelios mehr oder weniger ein Analphabet war. Also fragte er erst gar nicht nach der Information, um den Freund nicht in Verlegenheit zu bringen oder gar zu beleidigen. Er erzählte ihm, dass er demnächst unterwegs sein würde. Sie könnten sich in zwei bis drei Stunden irgendwo um Caransebeș auf der Nationalstraße treffen. Dann beendeten sie das Gespräch.

Nach dem Frühstück packten sie ihre paar Sachen zusammen und waren abfahrtbereit. Als sie endlich auf dem Parkplatz waren, erstrahlte das Hotelgebäude im Glanz der Morgensonne in einem völlig anderen Licht als tags zuvor. Es hatte fast den Anschein, als umhüllte eine gewisse Freundlichkeit die ansonsten nüchterne Fassade. Vögel zwitscherten und raschelten in den Hecken. Vereinzelt kamen sie hervorgekrochen und kämpften wacker miteinander um einige Brotreste. Erschrocken von ihrer plötzlichen Präsenz, flatterten ein paar Krähen vom Rasen auf. Nach einigen Momenten stuften sie aber dann das Paar als harmlos ein. Sofort gingen sie wieder auf den Rasen nieder und machten sich erneut daran, in der Erden herumzupicken.

Nachdem sie ihre Sachen im Kofferraum des Wagens verstaut hatten, schaute er mit einer fragenden Miene zum Himmel hinauf. In seinem Innern ließ er lautlos einen Schrei los und verwünschte das Schicksal, das ihm wieder Steine in seinen Weg gelegt hatte. Er atmete tief durch. Sie stiegen ein.

„So, junge Frau, bist du bereit? Können wir losfahren?“, fragte er wie ein schlechter Schauspieler. Er lächelte gequält, damit sie nichts von seiner Erregung mitbekam. „Nur der Teufel allein weiß, was heute noch auf uns zukommen mag.“

„Bitte, Herr Janis, fahren wir los“, sagte sie guten Mutes. „Was auch immer unseren Weg kreuzen mag, ich bin mir sicher, Sie werden schon auf mich aufpassen“, fügte sie auf einmal ernsthaft hinzu. Sie verließen Timișoara und waren bald darauf wieder auf der Autobahn nach Lugoj.

Irgendwann hatte sie die Sandalen von ihren Füßen gestrauchelt, ihre Beine angezogen und hatte es sich dann im Schneidersitz auf ihrem Sitzelement bequem gemacht. Die Sonne, die durch die Fenster hereinflutete, warf eine Lichtsäule auf sie und verwandelte sie plötzlich in eine Vision einer anderen: Einer lebhaften, wachsamem oder gar verlorenen Frau. Der Anblick des fein gekrümmten Schwunges ihrer Augenbrauen, die Neigung der Nase und der volle kindliche Schwung der Lippen, waren so etwas wie eine vom Schicksal lang ersehnte Gnadenpause. Eine Eurydike, die Orpheus für einen kurzen wundersamen Moment aus der Unterwelt zurückgegeben wurde.

Sanft leuchtete ihr Körper, durch das in das Wageninnere fallende Licht. In ihrer zur Seite gebogenen Haltung, den rechten Ellenbogen auf die Beifahrertür gestützt, erinnerte sie in ihrer Reglosigkeit an eine Statue aus kostbarem Marmor. Die feinen Umriss ihres Gesichtes, ihrer schönen Hände und ihrer wohlgeformten Beine, schienen von einer fast musikalischen Harmonie beherrscht. Durch die Ruhe, die sie jetzt ausstrahlte, wirkten ihr Gesicht, die zarten markanten Bögen über den Augenlidern und der kleine klare Schwung ihres Mundes so, als hätte er sie nie zuvor gesehen. Er betrachtete sie einen Moment fasziniert. So, wie er eine Statue in einem Museum bewundert hätte. Mit einer Intensität, die ihm den Atem raubte, wünschte er sich plötzlich den Arm auszustrecken, sie fest an sich zu ziehen und ihren zarten, warmen und lebendigen Körper gegen den seinen zu spüren.

„Herr Janis, . . .“, sagte sie plötzlich. Im gleichen Moment zuckte er zusammen, riss die Augen weit auf. Die Illusion war vorbei. Sie schaute ihn einen Moment an, schien sich ihre Fragen

zurechtzulegen. Dann nahm sie endlich den Faden wieder auf und fragte: „Herr Janis, . . . “ In diesem Augenblick klingelte das verdammte Mobiltelefon.

Ein Blick auf das Display, ließ ihn ernst werden. Er musste das Gespräch annehmen, er kam nicht mehr drum herum. Mit übertrieben fröhlicher Stimme meldete er sich. Doch noch bevor er seinen Einleitungsgruß zu Ende sprechen konnte, wurde er von Tatiana regelrecht überfahren.

„Janis, du verdammter Hurensohn, wo bist du? Warum muss ich mich durch alle mir von dir bekannten Nummern durchwählen, bis es mal klingelt und du drangehst?“ Sie schnaufte regelrecht in den Hörer hinein. „Wo treibst du dich rum, und warum meldest du dich nicht?“

Janis erklärte ihr die Situation. Erzählte von kleinen, unwichtigen Problemen die unvorhersehbar aufgetaucht und sich aufgebauscht hatten. Sie kannte doch seine Tätigkeiten, wusste dass er kein Büroangestellter mit festgeschriebenen Arbeitszeiten und freiem Wochenende war. Er war im Ausland und in ein paar Tagen wieder in der Heimat.

„Bist du auch sicher bei der Arbeit? Bist du nicht mit irgendeiner Schlampe zusammen? Lüge mich nicht an! Hörst du?“ Sie schrie regelrecht in ihr Gerät hinein. Er war froh, dass sie in diesem Moment nicht vor ihm stand.

„Aber nein, Tatiana, wirklich nicht“, verteidigte er sich. „Schatz, ich muss Schluss machen, ich rase gerade mit großer Geschwindigkeit auf einer Autobahn. Du hörst wieder von mir. Auf Bald. Küsschen.“ Nachdem sie sich beruhigt hatte, beendeten sie das Gespräch. „Verdammt, die hat mir zu meinem Glück gerade noch gefehlt“, murmelte er vor sich hin.

Roxana hatte das Gespräch mit saurer Miene mitangehört, enthielt sich aber jeglichen Kommentars. Während des Gesprächs war sie einen Moment lang in Versuchung geraten, etwas zu sagen. Sie wollte fragen, wer denn die Frau war, die gerade anrief. Doch letztendlich ließ sie es sein. Sie verstand zwar kein Griechisch, konnte aber in seinem Gesicht lesen und wusste, dass er ein Problem mit einer Frau hatte. Schließlich machte sie gute Miene zum bösen Spiel und setzte wieder dort an, bevor das Telefonat sie unterbrochen hatte.

„Herr Janis, was ist das für ein komischer Hut auf der Rückbank? Der sieht ja sehr alt und verbraucht aus?“

„Vergiss es, nichts Besonderes. Erzähl ich dir ein anderes Mal.“

„Und Herr Janis, was sind das für Bücher auf dem Rücksitz?“, fragte sie interessiert. „Sind die in deutscher Sprache, oder in einer anderen?“

Sie griff nach hinten und schnappte sich eines, von dessen Thematik sie höchstwahrscheinlich keine Ahnung hatte. Irgendwie war es ihr aber gelungen, einen Übergang zu finden und ihn wieder aus seinen Gedanken zu reißen. Auf einmal änderte sich sein Gesichtsausdruck und er setzte die Miene eines Professors auf, der gleich vor seinen Schülern referieren würde.

„Also, da gibt es verschiedene Bücher“, sagte er. „Interessierst du dich wirklich dafür zu erfahren, was diese im Einzelnen sind?“ Er machte eine Pause, legte sich die Dinge zurecht. „Da gibt es ein Buch über die Evolution, von einem Autor, der sich Richard Dawkins nennt. Dann ist da ein anderes über die Naturwissenschaften. Und das dicke da, das auf den Bodengefallen ist, handelt von einem albanischen Adligen, der sich einst gegen das türkische Joch erhoben hatte.“

Sie beugte sich nach hinten, ergriff ein anderes Buch, machte es sich wieder in ihrem Sitz bequem und fing an darin herumzublättern. Aus einem Impuls heraus, um ihm zu gefallen, begann sie interessante, detaillierte Fragen zur Evolution zu stellen. Janis wiederum antwortete ihr. Doch in seiner Euphorie hatte er gar nicht bemerkt, dass er sich zu sehr in die Thematik gesteigert und die junge Frau mit zu viel Wissen überhäuft hatte.

Sie wiederum fühlte sich wie verzaubert von seinen dunklen Augen, die beim Referieren immer wieder zu ihr hinübersahen. Er hatte nunmehr eine besondere Ausstrahlung und sie fühlte, dass sie einen solch sonderbaren und selbstsicheren Mann noch nie getroffen hatte.

„Roxana, wo bist du eigentlich zur Schule gegangen“, fragte er sie auf einmal, um das Thema zu wechseln. Plötzlich trat eisige Stille ein. Es war, als hätte er etwas abgeschnitten und sie mit der harten und ungerechten Realität ihres Schicksals konfrontiert. Er konnte in ihrem Gesicht lesen und bereute seine

Frage, aber es war zu spät. Sie ließ den Kopf hängen, schaute ihn nicht mehr an.

„Tut mir leid, Herr Janis. Ich bin leider noch nie in einer Schule gewesen. Ich habe bisher in meinem Leben immer nur gearbeitet. Wissen sie denn nicht, wie es bei den Zigeuners so ist? Die wenigsten kommen in eine Schule. Und die, die es je schaffen aufgenommen zu werden, fliegen entweder wieder hinaus oder gehen von alleine. Sie halten die Schändungen und Beleidigungen der Gadschos nicht lange aus.“ Sie machte eine Pause, wusste nicht, ob sie ihm Einblick in ihre Seele gewähren sollte. Letztendlich fuhr sie fort: „Doch selbst wenn ich die Chance gehabt hätte, zur Schule zu gehen und eine Ausbildung zu machen, was dann? Es sind die Vorurteile, der Hass, die Verachtung, die allem zusätzlich einen Riegel vorwerfen. Der Zigeuner ist in diesem Land durch seine bloße Existenz, die Verneinung aller verlorenen Werte, die der Gesellschaft so lieb sind. Man kann nicht zulassen, dass er existiert, so wie er ist. Man gibt uns keine Chance, uns weiterzuentwickeln.“

„Das macht mich aber sehr traurig, weil Lesen und Schreiben sehr wichtig im Leben sind.“

„In wessen Leben?“, fragte sie auf einmal erzürnt und bössartig. „In Ihrem oder in meinem?“

Aufgewühlt durch ihre barsche Antwort, ließ er es dabei bewenden. So fuhren sie wortlos bis nach Lugoj, wechselten dann von der Autobahn auf die Nationalstraße nach Caransebeş. Janis meldete sich bei Stelios und setzte ihr Treffen in einer halben Stunde fest, da wo sie sich schon das erste Mal treffen wollten.

Die Umgehungsstraße um Lugoj war heute recht frequentiert. Viele Lastwagen zogen in beide Richtungen dahin. Dazu kamen Lieferwagen und unzählige kleine Autos der Arbeiterklasse. Als sie endlich die Kreuzung erreichten, da wo die Straße aus dem Zentrum auf die Nationalstraße nach Caransebeş stieß, stockte der Verkehr regelrecht. Er fluchte immer wieder, nörgelte mal über dies, dann wieder über etwas anderes. Leuchtende Ginsterbüsche befleckten die trockenen und steinigten Felder mit ihrem betörenden Grün und Gelb. Außerhalb der Ortschaft wandte sich die Landschaft in flachen Hügeln dahin. In der Ferne glichen sie erstarrten Meereswogen.

Von irgendwoher kamen zwei ältere Männer des Weges. Als sie Janis Fahrzeug erblickten, blieben sie abrupt stehen. Stämmig und angespannt, die Füße breitbeinig fest auf dem Boden und die Hände in den Taschen, glotzten sie seinem Wagen entgegen. So, als hätten sie gerade ein unidentifizierbares Objekt gesehen. Die Sonne stand schon recht hoch am Himmel. Die fast schattenlosen Gestalten hatten ein unheilvolles Aussehen, schienen in einer bizarren Art auf dem Asphalt zu flirren. Ihre Silhouetten hoben sich vor den einzelnen, dahinziehenden Wolken ab. Sie waren fast zu hell, um sie anzuschauen. Wie zwei Boten, die aus der Sonne kommend, die schimmernde Straße hinunterschwebten.

Schnell hatte sie seinen Charakter erfasst. Sie sah, wie er sich im Vorbeifahren hier und da über die Menschen, die Landschaft und die Missstände in ihrer Heimat aufregte. Immer wieder äußerte er sich herablassend. Er beschimpfte die Menschen als Affen auf den Bäumen, Ziegen und Esel. Und noch einiges mehr.

„Herr Janis, sind sie Rassist?“, brach sie endlich wieder ihr Schweigen.“ Sie wollte sich zunächst vorsichtig an das Thema heranwagen.

Sichtlich überrascht von einer derartigen Frage, schaute er zu ihr hinüber und wusste zunächst nicht, ob er ihr überhaupt darauf antworten sollte. Er entschied sich letztendlich in dieser Sache klar Schiff zu machen. Damit diesbezüglich während der kurzen Zeit, die sie noch zusammen durchzustehen hatten, keine Missverständnisse aufkamen.

„Nein, ich bin kein Rassist im herkömmlichen Sinne. Ich bin kein Rassist von Rassen, sondern ein Rassist von Klassen. Ich habe nichts gegen Menschen eines bestimmten Volkes, solange sie die Dinge mit einem nötigen Niveau betrachten, mich verstehen und dem einundzwanzigsten Jahrhundert gegenüber offen und aufgeschlossen sind. Doch wie du sicherlich selbst weißt, weichen die Dinge in deiner Heimat ein wenig von meiner Vorstellung ab. Somit gehen in deiner Heimat die Klassen mit den Rassen ineinander über. Daher glaubst du, ich bin ein unverbesserlicher Rassist.“ Er hatte versucht, ihr seinen Standpunkt so gut es ging darzulegen.

„Aber Sie reden nicht gut über unser Volk. Wir haben ihnen doch nichts getan. Die Umstände der Geschichte sind daran schuld, dass wir uns heute da wiederfinden, wo wir uns befinden“, argumentierte sie. „Aber wir sind doch auch Menschen, haben genauso das Recht mit einem gewissen Maß an Würde behandelt zu werden“, klagte die junge Frau sichtlich entrüstet.

Sie waren wieder angefahren. Janis beschleunigte wieder, nur um zweihundert Meter weiter vorne wieder scharf abbremsen zu müssen. Vor ihnen quälte sich ein zerbeultes, altes, schmutziges Fahrzeug und gondelte mit dreißig Sachen dahin. Das Baujahr, beziehungsweise das Fabrikat des Schepperkastens, waren undefinierbar. Der Wagen war eine einzige Katastrophe für die Umwelt. Eine Kombination aus schwer hustenden Zylindern, qualmendem Auspuff und rasselnden, klopfenden Einzelteilen. Mehr als achtzig Stundenkilometer schaffte dieses Wrack nicht einmal mit stärkstem Rückenwind den Berg hinunter. Plötzlich verlangsamte der Fahrer noch mehr und kam mitten auf der Straße zum Stillstand. Dann legte er, als ob es die selbstverständlichste Sache der Welt wäre, den Rückwärtsgang ein. Janis bremste sofort herunter. Der Vordermann setzte dann ein paar Meter zurück und scherte, ohne nach hinten zu schauen oder den Blinker betätigt zu haben, nach rechts aus. Er bog in einen Feldweg ein und war gleich darauf hinter Bäumen verschwunden. Und das alles mitten auf der Nationalstraße.

„Hast du diesen Kameltreiber, diesen gottverdammten Esel gesehen, dem ich fast auf den Kofferraum aufgefahren wäre? Genau das ist es, was ich meine. Vieh! Verantwortungslos. Wie soll ich da kein Rassist sein, verdammt noch mal. Du musst den Tatsachen ins Auge sehen, Roxana. Die Dinge sind nun mal so, wie sie sind. Wir sind nicht gleich“, sagte er mit Bestimmtheit. „Ich kann daran nichts ändern! Komm, lass uns über etwas anderes reden.“

Sie ließ es dabei bewenden, wollte auf diesem Thema nicht mehr herumhacken. Während er ernst weiterfuhr, musterte sie ihn von der Seite. Er hatte schöne Hände, und auf einmal fand sie, sah er auf eine schwer zu erklärende Weise attraktiv aus. Und seine Augen, . . . sie wusste noch immer nicht recht, ob sie seine Augen mochte, oder lediglich deren Intensität sie faszinierte. Sie

wollte daraufhin eine neue Attacke starten, um ihm näher zu kommen.

Das Geländefahrzeug nahm er wahr, als es noch einige hundert Meter weit entfernt wahr. Nach einer langgezogenen Kurve kam es ihnen rasend schnell auf der anderen Spur entgegen. Das Motorengeräusch, das das Fahrzeug erzeugte, ließ eine großzylindrische Maschine erahnen. Sobald der Fahrer sich ihnen soweit genähert hatte, dass Janis sein Gesicht erahnen konnte, erfasste ihn Panik. Entweder schien er betrunken zu sein, oder aber er war ein äußerst schlechter Fahrer. Auf jeden Fall konnte er seinen fahrbaren Untersatz nicht in seiner Spur halten.

Um jeder eventuellen Gefahr aus dem Weg zu gehen, hielt sich Janis in seiner Bahn so weit rechts wie möglich. Er fuhr praktisch schon mit einem Reifen im Weggraben. Als der Offroader endlich an ihnen herankam, zog es ihn plötzlich auf Janis Fahrzeug zu. Ein Blatt Papier hätte noch zwischen die beiden Außenspiegel gepasst, ansonsten hätten sie sich berührt. Endlich war der Wagen vorbei, und Janis konnte wieder in die Mitte seiner Fahrbahn ziehen. Roxana hatte die Situation ebenfalls erfasst, doch bevor sie vor Entsetzen aufschreien konnte, war alles schon wieder vorbei.

„Herr Janis, das eben hat mich zu Tode erschreckt. Ich dachte schon, das Fahrzeug würde uns entweder rammen oder in den Acker werfen“, flüsterte sie geschockt.

„Was denn für ein Fahrzeug?“, verneinte er diplomatisch, um ihr die Angst zu nehmen. „Ich habe nur gehört, dass in dieser Gegend die Eichhörnchen ihre Nüsse zum Knacken hübsch aufgereiht an den Rand der Fahrspur ablegen. Dann lungern sie in der Nähe herum und warten geduldig, bis einer darüberfährt. Wollte doch nur behilflich sein“, witzelte er humorvoll.

Sie lachten beide über seinen gelungenen Übergang. Dann fasste sie sich wieder ein Herz, um andere Themen anzusprechen. Die Sonne brannte von einem fast wolkenlosen Himmel auf endlos scheinende Weizenfelder herab. Die Ähren warteten auf die bald bevorstehende Ernte, während sich ihre Stängel wie Hälsen in den Himmel reckten und nach Regen lechzten.

„Herr Janis, wollen Sie mir vielleicht ein wenig über Ihre Tätigkeit erzählen?“, nahm sie wieder vorsichtig den Faden auf.

Er überlegte einen Moment, wusste jedoch nicht wie er das Thema anpacken sollte. Auf keinem Fall wollte er ihr zu viel über seine diffusen, illegalen Tätigkeiten und seine Privatsphäre preisgeben.

„Es ist schwierig, das, was ich während meiner Tätigkeit gesehen, erlebt und getan habe, im Einklang zu bringen mit dem, was ich erzählen kann“, versuchte er sich ausweihend aus der Affäre zu ziehen.

„Dass sie kein Chorknabe sind, darüber habe ich mir mittlerweile auch schon ein Bild gemacht“, versuchte sie ihn zu ermuntern, mehr von sich preiszugeben.

„Darf ich fragen, wie ihr richtiger Name ist, Herr Janis? Ich habe heute Morgen beim Begleichen der Hotelrechnung gesehen, dass Ihre Bankkarte den Namen Janis gar nicht enthält. Nicht, dass ich Lesen kann. Aber die Buchstabenkombination von Janis unterscheidet sich von dem, was ich erblickt habe. Und, warum nennen Sie eigentlich alle Janis?“

„Ach, scheiß drauf Roxana. Was hat denn das für einen Sinn, Derartiges zu fragen?“, fuhr er sie auf einmal mit lauter, gehässiger Stimme an. Im nächsten Moment bereute er es schon wieder. Sie dagegen schaute ihn mit offenem Munde an und wagte kaum zu atmen. Eine solch harte Reaktion hatte sie von ihm nicht erwartet. Ihre Augen glitzerten und langsamen bildeten sich die ersten Tränen.

Er starrte aus dem Fenster hinaus und fluchte leise vor sich hin. Welcher vermaledeite Teufel hatte ihn dazu getrieben, dieses zarte Geschöpf zu verletzen. Welche Perversität, welche Gehässigkeit hatte ihm die Worte in den Mund gelegt? Ah was soll's, dachte er. Es war leider nicht mehr zu ändern. Sind doch letztendlich nur Worte. Ohne Zweck oder Absicht, solange sie sich selbst überlassen bleiben. Nichts als eine Ansammlung von einzelnen Symbolen.

Auf der anderen Seite aber, einmal geäußert und mit Leben erfüllt, konnten sie springen, kämpfen und miteinander kollidieren, konnten von Andeutung zu Bedeutung übergehen und so mächtig und zielgerichtet werden, dass sie ihren Schöpfer überwältigten und zum Selbstzweck wurden. Er mäßigte sich wieder und bat um Entschuldigung. Roxana, die sich wieder

gefasst und sich zu einer oralen Auseinandersetzung gerüstet hatte, zog wieder ihre Krallen ein.

Endlich erreichten sie Caransebeș. Sie zogen links an der Stadt vorbei, um an ihrem südlichen Ende zu ihrem Treffen mit Stelios zu gelangen. Der junge Zigeuner müsste schon da sein. Einige Minuten später fuhr Janis von der Nationalstraße ab, steuerte jetzt von Süden kommend auf die Stadt zu und erreichte wenig später sein Ziel.

KAPITEL 57 Stelios erzählt von Adrian

Stelios hatte sich heute wieder, typisch Zigeuner, in Schale geworfen. Auf dem Parkplatz des Supermarktes Lidl wartete er bereits ungeduldig auf seinen Freund. Endlich sah er dessen Wagen um die Ecke rollen. Mit großer Verwunderung musterte er die beiden, als sie aus dem Fahrzeug ausstiegen. Nach einigen Augenblicken der Verblüffung, fragte er, ohne die beiden überhaupt begrüßt zu haben, aus dem Stegreif:

„Hey Janis, wo ist denn die Stammesangehörige, von der du mir erzählt hast? Und mit wem habe ich hier das Vergnügen, deine neue Flamme?“

„Sag mal, bist du von allen guten Geistern verlassen?“, entgegnete ihm sein Freund. „Das ist das Zigeunermädchen, siehst du das nicht? Erkennt ihr einander nur, wenn ihr schmutzig, barfuß und entsprechend gekleidet seid?“ Roxana grüßte beiläufig fast lautlos in *Romani*, ansonsten startete sie einfach in die Runde, da sie kein Griechisch konnte.

„Okay, okay“, verteidigte sich der junge Zigeuner. „Hättest du uns der Höflichkeit halber nicht sofort vorstellen können? Weißt du nicht was sich gehört?“, fragte er ganz perplex.

„Mein lieber Freund“, antwortete Janis arrogant, „es wäre in der Tat seltsam, wenn ich in Fragen der Höflichkeit erst dich konsultieren müsste.“

Als der junge Zigeuner die beiden endlich begrüßt hatte, war er von Roxana sehr angetan. Doch vor einer Frau in Begleitung, ließ er sich darüber zunächst nichts anmerken. Sie holten sich an einer Kantine, die etwas abseits lag, etwas zu

trinken. Auf einer Bank im Schatten eines riesigen Baumes machten sie sich dann daran, Informationen auszutauschen. Der junge Zigeuner gab ihm nochmals einen detaillierten Bericht über das Treffen mit den Bullen. Dann überreichte er ihm das Stück Papier, das die Informationen über den Fahrzeughalter enthielt. Doch der Name Matei sagte Janis zunächst überhaupt nichts.

„Wie dem auch sei“, erzählte Stelios. „Da gibt es eine große Organisation, die im *human-trafficking* agiert. Ich nehme an, die haben das Mädchen in ihre Finger bekommen, doch zum Glück konnte sie fliehen. Die scheuen vor nichts zurück. Nehmen sowohl Jungen als auch Mädchen, jeder Altersklasse. Für Prostitution, Organhandel, neuerdings auch für, ich zitiere die Worte des Bullen: Stammzellengewinnung. Was immer das auch ist!“ Er wartete darauf, dass Janis etwas dazu erklärte, ihm die Bedeutung von Stammzellen erläuterte. Doch dieser enthielt sich eines Kommentars. So fuhr er fort. „Für gewöhnlich nehmen sie Straßenkinder und vor allem Zigeuner. Um deren Verschwinden kümmert sich in diesem Scheißland sowieso kein Schwein. Soweit der Bericht.“ Er ließ seinem Freund zunächst die Zeit, die Informationen zu verdauen.

„Also, was tun wir jetzt? Willst du es dir nicht nochmals überlegen und in die Heimat zurückfahren? Ich bin Morgen weg. Schließlich muss ich mich noch um die Erledigung deiner Museumsdinge kümmern. Ich muss sobald wie möglich nach Albanien, um zu kontrollieren, ob die Maultiere reisefertig sind.“

Janis nickte nur, überlegte wie er mit dem Namen des Wagenhalters den Faden aufrollen und bis zum Kopf der Organisation vorstoßen konnte. Doch leider hatte er momentan keine Idee, die ihm weiterhelfen könnte.

Roxana, die nichts von der auf Griechisch geführten Konversation verstanden hatte, bat nun sich in den Wagen setzen zu dürfen. Sie war es leid, nur auf der Parkbank herumzuhocken, diesem Kauderwelsch zuzuhören und Janis Freund zu erdulden, der seine Glotzaugen nicht von ihr nehmen konnte. Gemächlich schlenkerte sie auf den Wagen zu, setzte sich bei offener Tür auf ihren Sitz und ließ das Radio an.

„Ich danke dir vielmals, mein Freund. Ja“, sagte er verständnisvoll, „ich denke du solltest zurückfliegen, denn

letztendlich kannst du mir hier nicht weiterhelfen. Auch ich hoffe, dass diese Geschichte für mich in ein bis zwei Tagen zu Ende geht. Schließlich habe ich andere Dinge zu tun, als in dieser Barbarenlandschaft herumzugondeln. Es geht mir nur noch darum, wie ich die Kleine hinreichend absichern kann, sodass ihr nichts mehr passiert. Heute fahren wir zu ihrem Dorf. Da sehen wir weiter. Mehr kann ich dir momentan auch nicht sagen.“

Die beiden tauschten noch einige andere belanglose Informationen aus. Stelios bedankte sich für das ausgeliehene Geld für die beiden Uhren. Stancu und er hatten beim Wiederverkauf einen guten Profit einstreichen können. Er gab dem Freund seinen Einsatz zurück, wollte seinen Teil des Gewinns mit ihm teilen. Doch Janis winkte dankend ab. Mit dem verdienten Betrag sollte er seiner Frau und seinen Kindern etwas Schönes schenken.

„Übrigens, was die Kleine anbetrifft“, übernahm wieder der Jüngere das Wort. „Soll das wirklich eine *Zigani* sein? So eine Stammesangehörige habe ich noch nie angetroffen. Die sieht eher wie ein Filmstar aus“, sagte er voller Admiration. „Hast du die so eingekleidet? Vorher in die Waschmaschine gesteckt oder kräftig auf dem Waschbrett abgeschrubbt? Also, ich bin ohne Worte.“ Und nach einer Denkpause setzte er fort: „Jetzt weiß ich auch, warum du sie um keinen Preis weggeben wolltest, elender Gadscho. Fängst du jetzt schon an, dich an unsere Frauen ranzuschleichen? Bist du schon so weit gesunken?“, sagte er scherzend. Sie lachten beide über die Unsinnigkeit seiner Gedanken.

Es war an der Zeit wieder aufzubrechen. Stelios winkte zum Fahrzeug, mit dem er gekommen war. Ein anderer Rassenzugehöriger winkte aus dem Fenster zurück. Sein Vetter Stancu grüßte, mit einem breiten Grinsen, von weitem. Doch dabei blieb es. Stelios gab Janis dessen Telefonnummer. Für alle Fälle, sollte er je Hilfe brauchen. Dann verabschiedeten sie sich, versprachen einander bald wieder zu telefonieren. Jeder stieg daraufhin in seinen Fahrbaren Untersatz. Als Janis den Motor startete merkte er nicht, wie ihn einige Parkreihen weiter hinten zwei Männer beobachteten. Die Unbekannten hatten die ganze Zeit über in einem kleinen Lieferwagen mit verdunkelten Scheiben

ausgeharrt. Als er aus dem Parkplatz fuhr, hatten sie sich in sicherem Abstand an ihre Fersen geheftet.

KAPITEL 58 Adrian nimmt Verbindung mit Casian auf

Seit seinem Aufbruch aus der Kellerkneipe in der Nacht, war er dem jungen Zigeuner gefolgt. Nun wählte er eine nur wenigen bekannte Mobilnummer an.

Als Adrian am anderen Ende das Gespräch annahm, bat er um einen Moment Geduld. Er musste zunächst aus dem Arbeitszimmer, damit seine Kollegen nichts von dieser Konversation mitbekamen. Der Mann erzähle ihm, dass das Subjekt, das sie seit den frühen Morgenstunden beschatteten, vor wenigen Minuten mit jemandem zusammengekommen war. Der andere, der in einer großen Limousine mit griechischen Kennzeichen auf einem Parkplatz in Caransebeş aufgekreuzt war, erschien in Begleitung einer hübschen, jungen Frau. Bezüglich ihrer Konversation konnte er keine Angaben machen, da er in gehörigem Abstand unentdeckt harrte. Dann war er, wie besprochen, dem Paar in der Limousine hinterhergefahren.

„Wir sind jetzt auf der Nationalstraße 6 Richtung Drobeta-Turnu Severin. Bei Plugova könnte er rechts abbiegen und dann zur serbischen Grenze weiterfahren. Ich bleibe weiterhin an ihm dran und hoffe, dass er mich nicht bemerkt. Ist nicht viel los auf der Straße. Sollte er Richtung Süden ziehen, melde ich mich sofort wieder.“

„Verliere den Mercedes bloß nicht aus den Augen. Ich veranlasse, sofern er nach Süden weiterfahren sollte, dass man euch einen weiteren Wagen aus Drobeta zur Unterstützung schickt. Du bekommst von mir beizeiten Fabrikat und Nummer durch“, antwortete der Staatsdiener und beendete das Gespräch. Er musste die Information sofort weiterreichen. Wenn man den Griechen und die Zigeunergöre mit seiner Hilfe schnappen würde, könnte er mit einer saftigen Belohnung rechnen.

Als der einfältige Stancu ihn um einen Gefallen bat, sah er im ersten Moment nur den Batzen Ley, den er sich verdienen konnte. Als er jedoch den Halter des Fahrzeugs ausfindig gemacht

hatte, war für ihn die Sache klar: Er musste diesen Mann sofort davon in Kenntnis setzen, dass man Informationen zu seiner Person einzuholen versuchte. Das war keiner, der die Polizei fürchtete. Nein, man musste *ihn* fürchten. Als erfolgreicher Karriere-Ganove, der etwas auf sich hielt, vermietete er seine Männer jederzeit auch an andere, wenn er dadurch guten Profit einstreichen konnte.

Vor Tagen waren einige seiner Männer von jemandem kontaktiert worden. Sie sollten entlang der Nationalstraße 6, auf Höhe von Caransebeș Richtung Lugoj und Timișoara, nach einem Mercedes mit griechischen Kennzeichen Ausschau halten. Zwei seiner Männer hatten das Fahrzeug entdeckt, waren ihm auf Seitenstraßen bis zu einem alten Fabrikgelände gefolgt. Dort kam es zu einem Zwischenfall, so seine Worte, ohne genauer drauf einzugehen. Da musste sich der Halter des Mercedes die Kennzeichen-Nummer notiert haben. Danach schickte er stümperhafte Zigeuner in die Runde, um Informationen einzuholen.

Der Karriereganove seinerseits hatte dann den Staatsdiener an weitere Männer verwiesen. So kam ein Kontakt mit einem gewissen Zeno zustande, der wiederum mit einem über ihm stehenden in Kontakt stand. Adrians Aufgabe war es nun sicherzustellen, dass er denjenigen, der sich über das Kennzeichen zu informieren versucht hatte, unter keinen Umständen aus den Augen verlor.

Jetzt wählte er Zenos Mobilnummer, die er von Matei bekommen hatte, an. Er erklärte ihm die Sachlage in kurzen Worten. Der wiederum informierte sofort den Kopf der Bande. Der Boss sollte veranlassen, dass ein Fahrzeug Adrians Männern zu Hilfe eilte. Casian versprach, sich der Dinge sofort anzunehmen. Da er innerhalb Rumäniens über ein ganzes Netz von Verbindungen und Mitarbeitern verfügte, sollte es für ihn ein Leichtes sein, innerhalb kürzester Zeit das Nötige zu veranlassen. Sofort rief er einen Kontaktmann in Drobeta an, der gebeten wurde, alles Weitere zu veranlassen.

Dann sollte man das Fahrzeug mit fremden Kennzeichen, dessen Koordinaten man ihm sofort übermittelt würde, delikats verfolgen. Es dürfte kein schwieriges Unterfangen sein!

Zunächst nur observieren. Dann, wenn sie sicher wüssten, wohin der Mercedes fuhr, würden er weiter darüber entscheiden, was zu tun sei. In ein paar Minuten war alles organisiert. Adrians Männer hätten sich zurückziehen, sobald man ihnen mitteilte, dass Hilfe eingetroffen war. Man wollte schließlich keine Mitwisser haben, vor allem nicht, wenn sie von der Polizei waren.

KAPITEL 59 Auf nach Drobeta-Turnu Severin

Unterdessen fuhren die beiden gelassen Richtung Süden. Im Radio erklangen die jazzigen Töne von *Sade*. Roxana pendelte geistesabwesend mit ihrem rechten Fuß im Rhythmus mit. Er schaute immer wieder zur vorbeiziehenden Landschaft hinaus. Unweit neben der Fahrbahn, begleitete sie seit Lugoj der Timiș, wobei er in Gegenrichtung floss. In seinen Fluten, die angeschwollen über Felsbrocken und glitzernde Kieselsteine schäumten, waren die Lichtreflexe großartig. Sie waren voller stahlblauer und grauweißer Nuancen, denn die Sonne war mittlerweile hinter einigen Wolken verborgen, die ein leichter Wind über den Horizont jagte. Doch irgendwann war der Fluss einfach zur rechten Seite hin verschwunden. Irgendwo in den Bergen war sein Ursprung, von dem er hinababfloss und die Nationalstraße erreichte.

Ab und zu blieb er an ein paar Details hängen. Einer an kleinen Gruppe silbrig flimmernder Pappeln, an einigen Schafen oder Ziegen, oder an einem flüchtig vorbeiziehendem Dorf. Plötzlich meldete sie sich wieder zu Wort. Wahrscheinlich hatte sie eine Zeitlang gebraucht, um sich die richtigen Worte bereitzulegen.

„Herr Janis, was in aller Welt treibt jemanden dazu, ein Buch in die Hand zu nehmen? Was für einen Sinn hat es, Wort für Wort jene Gedanken nachzuempfinden, die ein anderer schon lange zuvor hatte und dann auf Papier festhielt?“ Sie griff nach hinten zur Rückbank und schnappte sich ein Buch. Dann ließ sie es aber sofort wieder zurücksinken und griff sich stattdessen eine Zeitung, die gefaltet dalag und deren, für sie unbekanntes Schriftzeichen, ihr Interesse weckten.

„Tja“, erwiderte er und fühlte sich wie auf dem falschen Fuß erwischt. „Um die Wahrheit zu sagen, habe ich den Grund, warum Menschen Bücher lesen, auch noch nicht hundertprozentig verstanden. Wahrscheinlich macht es einfach Spaß. Es ist sehr unterhaltsam, in einem guten Roman zu lesen und sich die Zeit zu vertreiben. Oder aus einem Sachbuch etwas zu lernen. Ein weiterer Grund ist sicherlich, dass man sich dadurch in eine andere Welt hineinversetzt. Es ist eine Art Flucht vor der Realität. Mir persönlich tut es jedes Mal gut, mich für eine Weile aus dem wirklichen Dasein in einer anderen, wenn auch fiktiven Welt, zu verirren.“

„Herr Janis, wollen Sie mir jetzt vielleicht ein wenig über sich und ihre Arbeit erzählen? Zumindest das, was Sie weitergeben können und möchten.“ Mittlerweile hatte sie die Zeitung aufgeschlagen und tat so, als ob sie darin lesen würde. Doch damit verdeckte sie fast die halbe Windschutzscheibe.

Er wählte seine Worte gut, legte sich ein kleines Konzept zurecht und referierte ein wenig über seine Aktivitäten. Doch sie war nicht auf den Kopf gefallen. Sie verstand es, das Wesentliche daraus zu filtern. So folgerte sie daraus, dass er etwas Illegales und Gefährliches tat.

„Haben Sie denn keine Angst, dass Sie eines Tages erwischt werden?“, fragte sie besorgniserregend.

„Oh ja, irgendwann, sicher! Wenn ich der ganzen Sache müde bin und unachtsam werde. Dann werde ich sicherlich Fehler machen und früher oder später gefasst werden.“

„Aber das zu wissen und trotzdem immer wieder auf Achse zu gehen, das ist doch Wahnsinn? Oder, sollte ich sagen . . . mutig? Da muss ihnen doch jedes Mal das Herz fast bis in die Hosen rutschen, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben. Also, ich hätte eine riesengroße Angst. Und, wie lange wollen Sie denn so weitermachen? Was wird in zehn Jahren sein?“

„Denkst du denn, ich bin so mutig, dass es schon an Dummheit grenzt?“ Er überlegte, welche Argumentation nun die angebrachteste war. „Du irrst dich. Man kann leicht den Mut aufbringen, wenn man keine andere Wahl hat. Erst wenn es keine Hoffnung mehr auf ein Entrinnen gibt, verschwindet die Angst. Und in meinem Fall, habe ich diese Hoffnung schon vor langer

Zeit verloren.“ Nach einer kleinen Pause legte er sich die nächsten Sätze zurecht. „So ist es nun mal, bis dahin geht es weiter. Ich habe keinen Kalender und Listen mit Punkten, die zu erledigen sind. Ziele zu setzen ist für mich nunmehr nur eine dumme Angewohnheit von modernen Menschen. Ich dagegen versuche nur durch den jeweils nächsten Tag zu kommen, und das war’s dann auch. Pläne für eine Zukunft zu schmieden ist nicht mehr drin. So tue ich eben was ich kann. Was soll ich auch sonst tun? Mein Leben ist wie eine Schneeverwehung. Wie ein Name, den man in den frischen Schnee schreibt. Es bleibt zunächst zwar eine Spur. Doch sobald die Sonne kommt, schmilzt alles dahin und es bleibt nichts mehr, das daran erinnert. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Ende!“

„Wollen Sie denn nicht einmal etwas anderes tun, etwas das Beständigkeit hat?“

„Beständigkeit! Was für ein Wort“, mokierte er sich. „Nichts für einen Vagabunden wie mich. Dafür liebe ich die spät gewonnene Freiheit viel zu sehr. Ich lebe für das Heute, die Gegenwart! Was nützen einem Menschen achtzig Jahre Leben oder mehr, die er unnütz vertan hat? Er hat sie nicht wirklich ausgekostet. Eigentlich hat er nur den Sauerstoff verbraucht, den manch einer vielleicht nötiger gehabt hätte. Letztendlich hat er nicht lange gelebt und ist sehr alt gestorben. Nein, er hat sich einfach nur sehr lange bis zu seinem Ende gequält.“

„Ach, jetzt hören Sie doch auf mit diesem Unsinn. Sie sprechen fast wie ein einfältiger Zigeuner.“ Sie grübelte in ihren Gedanken, was sie sonst noch sagen könnte. „Und, Herr Janis, seien Sie doch bitte nicht immer so arrogant und so gehässig meinem Volk gegenüber. Was haben wir Ihnen den getan?“ Fordernd sah sie ihn von der Seite in die Augen. Er schaute nach vorne, konzentrierte sich auf die Straße.

„Ihr habt mir nichts getan. Reg dich nicht auf, bitte. Sei so gut, lass es diesbezüglich dabei bewenden. Und ob du mir glaubst oder nicht, und das sage ich nicht nur um dir zu gefallen, ich mag dich sehr. Zum ersten Mal, seit ich mit deinem Volk zu tun habe, ist mir eine Person wirklich sympathisch. Eigentlich, weit mehr als das. Ehrlich! Denk bitte nicht schlecht von mir, so bin ich nun mal.“ Ihre ausdrucksvollen Augen leuchteten bei diesen Worten.

Der Glanz, der von ihnen ausging, hätte selbst das reizloseste Mädchen interessant gemacht. Durch seine Worte ermutigt, setzte sie erneut an.

„Herr Janis, wo wohnen Sie in Griechenland? Sind Sie verheiratet, haben Sie Frau und Kinder“, fragte sie, während sie mit der Zeitung kämpfte. Sie knickte und faltete sie mit lautem Geräusch und großen ausladenden Gesten. Gereizt blickte er sie von der Seite an, hoffte, dass sie endlich damit aufhören würde. Er mochte es nicht, wenn man ihn über seine Person und seine Privatsphäre ausquetschte. Andererseits wollte er dieses süße Kind nicht schon wieder brüskieren. Somit beugte er sich ihnen Fragen und antwortete.

„Das ist eine sehr weitreichende Frage. Ich hatte einmal Familie, aber das ist lange her. Das war in einer anderen Welt, in einem anderen Leben. Doch das ist längst vorbei, abgeschlossen. Quäle mich bitte nicht mit derartigen Fragen, in Ordnung? Ich mag nicht darüber sprechen.“

„Ich verstehe Sie nicht, was meinen Sie mit einer anderen Welt, einem anderen Leben?“, insistierte die junge Frau.

„Bitte, lass es gut sein, Roxana!“, antwortete er imperativ.

„Und haben Sie auch manchmal Heimweh?“, fragte sie weiter.

Plötzlich schrak er zusammen und sah sie verstreut an. Eine solche Frage hatte er wirklich nicht erwartet. Er wollte dem jungen Ding Werte wie Heimat, Familie, Eltern und Freundschaft nicht vermiesen. Andererseits wollte er ihr auch keine falschen Vorstellungen zu seiner Person darlegen.

„Ich brauche keine Heimat“, sagte er kurz angebunden. „All die Klischees von Heim und Familie bedeuten für mich nur Hindernisse. Meine Heimat ist die Straße. Immer da, wo ich gerade bin. Um meine Arbeit zu bewältigen, muss ich sowieso unbehindert und ungebunden sein.“

„Blödsinn“, schrie sie auf einmal demonstrativ.

Janis zuckte zusammen. Roxana ließ abrupt die Zeitung sinken, die sie mittlerweile mehr schlecht als recht wieder zusammengefaltet hatte. Ihre Stimme war plötzlich hart wie Stein. Er sah auf einmal verblüfft zu ihr hinüber, sah in ihre Augen. Nicht eine Spur von Mitleid lag darin. Sie fixierte ihn, so als ziehe sie

Schicht für Schicht seine Haut ab und lege sein Inneres bloß. Als kenne sie jedes schöne und hässliche Geheimnis seiner Seele. Als offenbarten sich ihr all seine Wünsche, die er jemals in sich geborgen hatte.

Gleichzeitig hallte das, was sie sagte, in seinem Herzen wider. Wie das Echo in einer Schlucht. Etwas in ihm schien ihr zu antworten. Für den Bruchteil eines Moments, manifestierte sich zum ersten Mal ein sonderbares Gefühl, dass sie ihm ganz und gar nicht fremd war. Letztendlich waren sie sich ähnlich. Sie waren sich sogar sehr ähnlich.

Verstohlen betrachtete er ihr Profil, bewunderte die anmutige, vollkommene Nase. Und immer wieder die staunend hochgezogenen Augenbrauen, die die Welt zu befragen und sie mit Wahrheiten zu konfrontieren schienen. Er hatte schon zu viel von sich preisgegeben, oder nicht genug

Sie unterhielten sich jetzt genauso schnell, wie sie fuhren. Die Zeit schien stehengeblieben zu sein. Gleich einem Wasserfall flossen ihre Worte dahin. Er wiederum gab ihr das Gefühl, gern zuzuhören. Wenn man sie so ansah, konnte man glauben, sie wäre ein egoistisches fünfzehnjähriges Mädchen, das gerne den eigenen Bauchnabel betrachtete und nie weiter schaute, als die eigene Nase reichte. Doch Roxana war genau das Gegenteil davon. Und das Biest ließ nicht locker.

Irgendwann waren sie an Plugova vorbei. Bald würden auf Höhe des bekannten Kurortes Băile Herculane das Tal des Flusses Cerna erreichen. Ein wenig später würden sie die Donau erblicken, dann war es nicht mehr weit bis Drobeta-Turnu Severin. Im Tal der Cerna angekommen, entpuppte sich das Teilstück der Nationalstraße als wahre Zumutung. Andererseits war es, für rumänische Verhältnisse, doch nicht so schlecht. Irgendwann scherte er aus, um einen Lastwagen zu überholen. Er hatte große Mühe, an dem Abgase ausscheidenden, stinkendem Brummi vorbeizuziehen. Da die Strecke recht kurvenreich war, hatte er nicht immer optimale Sichtverhältnisse auf den Gegenverkehr. Trotzdem zog er hemmungslos und ohne mit der Wimper zu zucken, an dem großen Fahrzeug vorbei. Das Ganze sah für ihn recht einfach aus, denn er hatte seine ihm eigene Art die Gefahr einzuschätzen. Doch plötzlich kam ihnen ein anderes Gefährt mit

großer Geschwindigkeit entgegen. In allerletzter Sekunde zog er wieder auf seine Spur zurück. Es war sehr knapp gewesen. Roxana, die sich der Gefahr bewusst geworden war, hatte alle Farbe im Gesicht verloren.

„Das war sehr knapp, Herr Janis“, protestierte sie. Er wiederum protestierte über Gott und die Welt, schimpfte und fluchte zudem über die Rumänen. „Bitte Herr Janis, fahren Sie ein wenig vorsichtiger. Mir zuliebe!“, bat sie.

„Auf andere zu hören ist zwar nicht meine Spezialität, aber für dieses Mal, will ich es versuchen. Dir zuliebe!“

Um sich zu beruhigen, fummelte sie am Autoradio herum und fand endlich einen Sender, der ihr Musikempfinden ansprach. Sie drehte die Lautstärke angemessen auf, sodass die Musik das Motorengeräusch übertönte. Während sie versuchte die Harmonien in sich aufzunehmen, schlug sie im Takt zur Musik mit ihren zarten Fingern aufs Cockpit.

Er betätigte den Blinker, schaltete in den dritten Gang herunter und setzte erneut zu einem Kamikazemanöver an. Es galt, einen weiteren stinkenden Lastwagen zu überholen. Ein leichter Wind wehte und strich über die Berglandschaft. Teile der Erhebungen, die sich von Horizont zu Horizont erstreckten, hatte sich sanft den Naturgewalten gefügt, die ohne Unterlass über Jahrmillionen an ihnen zehrten. Gras überzog die Hänge, durchsetzt mit bunten Flecken aus Pflanzen und kleinen Bäumen. Darüber prangte der blaue, von einzelnen Wolken befleckte Himmel.

Nachdem er den Laster überholt hatte, war die Straße so kurvig, dass er die Geschwindigkeit drosseln musste. Er öffnete sein Fenster, um wieder unverpestete Luft einzuatmen, hob seinen Blick und ließ ihn über die Berge und Täler schweifen. Der herbe Geruch der Erde drang durch das offene Fenster in seine Nase. Plötzlich glaubte er den leisen Gesang des Windes zu erahnen. Wie ein Wehklagen aus einer längst verlorenen Welt, versunken im Nebel der Zeit, drang er in seine Ohren.

Er genoss die Stille, die in der bergigen Landschaft um ihn herum zu herrschen schien. Geräusche schienen nicht länger an ihren Ursprung gebunden. Sie schwebten frei im Raum. Ein steter Fluss von Klangpartikeln, die der sanfte Wind heran- und mit sich

forttrag. Werden und Vergehen, ohne etwas davon festhalten zu können. Vergänglichkeit war die Natur aller Dinge. Hier kam man ihr so nah, wie sonst kaum irgendwo. Auch er gäbe so einiges für das Verlöschen seiner Erinnerungen oder dass der Wind sie einfach davontrüge.

Ein paar Minuten später hatten sie die Mündung der Cerna in die Donau erreicht. An dieser Stelle wuchs der Fluss über sich hinaus, erreichte eine gewaltige Breite. Ab dem Städtchen Orsova ging es dann an der Donau entlang Richtung Drobeta-Turnu Severin. Auf der anderen Donauseite lag Serbien. Bald würden die das Eiserne Tor erreichen, das als einer der imposantesten Taldurchbrüche Europas galt. Hier verengte sich die ansonsten sehr offene Donau auf ungefähr zweihundert Meter Breite. Wenig später passierten sie das Wasserkraftwerk, das Rumänien und Serbien an dieser Stelle betrieben.

Nur noch zehn Kilometer bis Drobeta, dann hätten sie schon das erste Teilstück ihrer Reise hinter sich, dachte er. Ohne erklären zu können warum, fühlte er plötzlich die Gefahr. Er wusste nicht genau, wie diese aussah, hatte kein Bild von ihr, keine konkrete Vorstellung. Aber so wie ein Lamm den Wolf witterte, obwohl es ihn noch nicht sehen konnte, so ahnte er das nahende Verderben. Eine innere Stimme sagte ihm deutlich, dass es besser sei, so schnell wie möglich von hier zu verschwinden. Sofort trat er das Gaspedal durch und peitschte den Motor auf maximale Drehzahlen. Mit einem Ruck, der sie beide in ihre Sitze hineindrückte, schoss der Wagen mit der größten Geschwindigkeit, die diese Straße zuließ, davon. Roxana erwachte aus ihren Gedanken, schaute in Janis angstverzerrtes Gesicht und schrie

KAPITEL 60 Verfolgung

Die Insassen des grauen Dacia folgten der großen Limousine schon eine ganze Weile. Doch plötzlich hatten sie das Gefühl, dass der Fahrer des Mercedes sie entdeckt hatte. Der Verfolgte beschleunigte auf einmal rasant und schoss regelrecht nach vorne. Mit verwegenen Manövern überholte er einige Fahrzeuge und

holte einen großen Vorsprung heraus. Er fuhr wie ein Teufel. Der Dacia, der ein klein wenig frisiert war, schepperte, hustete und rasselte, begann sich aber langsam wieder an die große Limousine anzunähern. Aber zunächst hieß es einmal Abstand waren. Vielleicht waren sie ja noch gar nicht entdeckt worden. Der Mann in der Limousine wollte vielleicht nur seiner Copilotin imponieren und seine Fahrkünste unter Beweis stellen.

Der deutsche Wagen raste weiter geradeaus. Gleich würden er die einstige Römerstadt erreicht haben. Drobeta, mit der vom Kaiser Trajan erbauten Brücke, stammte aus der Zeit des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Zwei Minuten später, fuhr der Verfolgte an der Abbiegung zur Stadtmitte vorbei. Er ließ das Ufer der Donau hinter sich und machte sich auf der Umgehungsstraße davon, die die Stadt in einem Halbkreis von West nach Ost umrundete.

Der Lenker des Dacia und sein Kollege atmeten auf. Es hätte ihnen nicht gefallen, dem Vordermann in der Stadt hinterherzueilen. Drobeta war eine Stadt im Schachbrettmuster. Man konnte sich nicht so einfach unsichtbar machen und eine Verfolgung aufrechterhalten. Der Mercedes beschleunigte wieder. Der Dacia-Fahrer saß über das Lenkrad gebeugt und trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Der Motor beschwerte sich lautstark, dröhnte und gab sein Bestes.

„Bleib dem Teufel ja auf den Fersen“, rief ihm sein Beifahrer zu. „Auf der Umgehungsstraße ist zu dieser Zeit nicht viel Verkehr. Wenn wir ihn jetzt verlieren, ist der weg.“ Doch sie behielten den Mercedes in Sichtweite, während sie auf der Umgehungsstraße zunächst nach Norden fuhren. Um ihn Lügen zu strafen, gerieten sie in leichten Verkehr. Überwiegend Lastwagen, die sie als Deckung nutzen konnten. Um ein Haar hätten sie den deutschen Wagen verloren, als dieser am Kreisverkehr an der Kreuzung mit der Landstraße 67 nach Halanga, kurz aus ihrem Blickfeld verschwand.

Die Insassen des Kleinwagens vermuteten zurecht, dass der Verfolgte nicht abgebogen, sondern einfach die Nationalstraße geradeaus fuhr. Nach einigen Momenten nervenzerreißender Spannung, sahen sie den Wagen wieder über auf der Straße dahinbrettern. Die Verfolger schossen einfach hinterher, holte aus

dem kleinen Klapperkasten alles heraus, was der Wagen zu geben vermochte. Als sie endlich wieder in einem sicheren Abstand hinter der verdammten Luxuskarosse waren, verlangsamte der Fahrer und wahrte erneut einen konstanten Abstand.

Auf dem letzten Kreisverkehr, da wo die Stadtausfahrt nach Osten in die Nationalstraße mündete und die Straße wieder zum Ufer der Donau stieß, hatten sich drei Fahrzeuge ineinander verkeilt. Die an die Unfallstelle ankommenden Fahrzeuge, die sich schon angestaut hatten, wurden von zwei versierten Polizisten daran vorbeigelotst. Gleich nachdem der Mercedes durch war, kam ein Abschleppwagen an die Unfallstelle. Für einen Moment wurde die Durchfahrt gestoppt, damit der schwere Servicewagen zurücksetzen konnte, um einen der Unfallverursacher abzuschleppen.

Die Insassen des rumänischen Kleinwagens fluchten, waren aus dem Häuschen. Der deutsche Wagen war an der Unfallstelle schon durch. Sie dagegen, hatten noch einige Fahrzeuge vor sich. Gezwungenermaßen mussten sie warten, bis der Abschleppdienst seine Fracht angehängt hatte. Als sie endlich aus dem Kreisverkehr waren, war der Verfolgte verschwunden. Jetzt hatten sie die Qual der Wahl. Sie entschieden sich weiterhin der Nationalstraße zu folgen, in der Hoffnung wieder auf den Mercedes zu treffen.

Sie holten das Letzte aus der Karre heraus, jagten mit waghalsigem Tempo die Straße entlang. Auf beiden Seiten erstreckten sich nur noch Felder. Immer der Gefahr ausgesetzt, auf eine Polizeistreife zu stoßen, die ihnen dann das Leben schwermachen würde, drückte der Fahrer das Gaspedal durch. Gleich hatten sie das Örtchen Erghevita passiert und würden in der Folge ein kleines Wäldchen durchfahren. In einer scharfen Rechtskurve stieg das Gelände steil an. Der Fahrer bremste und ging notgedrungen mit der Geschwindigkeit stark herunter.

Als er ihn sah, war es zu spät. Der Mercedesfahrer stand in der Kurve im Schatten der Bäume. Er hatte eine Waffe in der Hand und zielte auf sie. Die Windschutzscheibe explodierte und das einzige, woran der Fahrer dachte, war seine Augen vor etwaigen Glassplittern abzuschirmen. Weitere Kugeln jaulten auf die Haube, die Kotflügel und über das Dach hinweg. In einem

verzweifelten Lenkmanöver versuchte er den Kugeln zu entkommen, kam von seiner Spur ab und musste heftig am Steuer kurbeln, um sich auf der Straße zu halten.

Mit einem Knall, lauter als eine Kanonenkugel, platzte plötzlich der rechte Vorderreifen. Das kleine Fahrzeug schlingerte erst nach rechts weg. Dann steuerte der Wagen, wie führerlos, hektisch nach links. Letztendlich kippte er zur Seite, überschlug sich und purzelte den Abhang hinunter. Die Insassen rissen die Arme zum Schutz über den Kopf. Der Beifahrer spürte, wie seine, aus einem Reflex heraus hochgezogenen Knie, gegen die Unterseite des Armaturenbretts krachten. Der Dacia kippte ein letztes Mal, landete auf der Seite und rutschte dann seitwärts die meterhohe Böschung nach unten. Dort blieb das scheppernde Blechknäuel, eingekellt zwischen einem Baumstamm und einem Felsbrocken, liegen. Der rechte Reifen bestand nur noch aus Gummifetzen und verbogenem Metall.

Der Fahrer kam nach einigen Momenten kriechend aus der Kabine und richtete sich auf. Wütend mit sich selbst, stieß er einen markerschütternden Schrei aus, um seine letzten Kräfte zu mobilisieren. Dann umrundete er das Fahrzeug, um nach seinem bewusstlosen Kollegen zu sehen und ihm zu helfen. Er fand ihn halb unter dem Fahrersitz eingeklemmt, der sich aus der Verankerung gelöst hatte und auf ihn gestürzt war. Unter Missachtung sämtlicher Unfallverhütungsvorschriften, packte er ihn an den Armen und zog ihn einfach aus dem Wrack heraus in Sicherheit.

Erst jetzt getraute er sich einen Blick die Böschung hinauf. Der Mercedesfahrer stand seelenruhig da, beobachtete die Szene wortlos. Sein kalter Blick ließ den Dacia-Fahrer auf einmal zu Eis erstarren. In diesem Moment stöhnte sein Kollege laut auf, schien wieder die Besinnung zu erlangen. Er drehte sich zu ihm hin und sah, dass er sich langsam wieder erholte. Sofort half er ihm sich aus dem Fahrzeug zu winden, versuchte zu ergründen, ob dieser ernstere Schäden davongetragen hatte.

Als er seinen Blick wieder die Böschung hinauf richtete, war der Verfolgte verschwunden. Dann hörte er den Motor aufheulen, fühlte wie das Fahrzeug herumdriftete, bevor es mit quietschenden Reifen den Asphalt dahindonnerte . . .

KAPITEL 61 Endlich in Stoicesti

Einer inneren Eingebung zufolge hatte er die Initiative ergriffen und den Verfolgern eine Falle gestellt. Er hatte nicht die Absicht gehabt, die Männer zu verwunden. Es ging ihm nur darum, sie unschädlich machen, um ihre Reise in Ruhe fortführen zu können. Was ihm auch bestens gelungen war.

Endlich konnten sie ihre Reise wieder problemlos fortsetzen. Dennoch wunderte er sich, wie sie sein Fahrzeug so schnell wiederentdeckt hatten. Konnte es sein, dass diese Organisation so mächtig war? Dass sie überall über genügend Männer verfügte, um alle Straßen in einem bestimmten Bereich zu kontrollieren?

Roxana hatte sich wieder beruhigt. Sie fuhren jetzt mit gemäßigtem Tempo, würden in ungefähr einer dreiviertel Stunde ankommen. Sicherheitshalber hatte er sich wiederholt erkundigt, ob es jemanden im Lager gebe, der vielleicht auf sie wartete. Ein Freund, Verlobter oder Ehemann. In diesem Falle hielt er es nicht für ratsam, mit ihr zusammen das Dorf zu betreten. Schließlich wollte er sich nicht unbedingt ein Messer zwischen den Schulterblättern einfangen. Denn Zigeuner hatten strenge Bräuche und Gesetze, die ihr tägliches Leben regelten.

„Herr Janis, zum x-ten Mal! Was meine Person anbetrifft, gibt es keine Probleme, keine Geheimnisse oder sonst etwas in meinem Dorf. Zufrieden?“ Sie fing an, grantig zu werden. Er sah, wie sich ihr Gesicht erhärtete und sich seinem dabei provokativ näherte. Letztendlich trennten sie nur noch Zentimeter. Janis bewunderte nochmals diese schönen Augen und versank tief in ihnen, ließ es sich jedoch nicht anmerken. Sie verzichtete auf ein weiteres Kräfteressen, drückte sich in ihren Sitz und starrte einfach in die Landschaft hinaus. Er wiederum fragte sich: Könnten ihn diese kleinen, wunderschönen Augen anlügen?

Irgendwann kreuzten sie den Fluss *Jiu*, der von diesem Zeitpunkt an bis Craiova ihr ständiger Begleiter sein würde. Kurz vor der Stadt fuhren sie auf die Umgehungsstraße. Danach ließ er sich von ihr leiten. Ihren Anweisungen folgend, erreichten sie schon bald eine Gegend, die alles andere als schön war. Bleiern schwer hing der Himmel über der Stadt. Mit unersättlicher Gier

verschlungen die Abgase das wenige, was an frischer Luft noch geblieben war.

Schmutzige, baufällige Ziegelgebäude, architektonische Dinosaurier aus der kommunistischen Epoche, säumten die Straßen, die voller Schlaglöcher waren. Die vorherrschende Bauweise wirkte auf ihn wie eine im Unwetter komponierte Hymne. Auf allen Seiten gab es mächtige Gebäude mit kleinen Fenstern. Ihre grauen und dunklen Farben leuchteten trüb und verbreiteten einen bedrückenden Pessimismus, wahre Zeugen der sozialistischen Trostlosigkeit.

Auf Kopfsteinpflaster holperten Kleinwagen, gerieten ins Schleudern und hüpfen mitunter wie altmodisches Spielzeug. Oft schafften sie es nur mit Mühe, den Pferdekarren auszuweichen, die allgegenwärtig waren. Eine Art Nebel oder Staub trieb in der heißen Nachmittagsluft, goldschimmernd, schwebend, höchst wundersam. Zwei Kinder spielten in der Nachbarschaft. Sie sausten über die gepflasterten Gehwege dahin, hielten ihre Arme ausgestreckt wie Flügel.

Auf einem anderen Bürgersteig mühten sich verdreckte Arbeiter, mit leerem Blick vor sich hinstarrend, eine große Grube auszuheben. Mütter mit bunten Kopftüchern hatten alle Hände voll zu tun, um eine Kinderschar in abgewetzten Shorts und Turnschuhen in Reih und Glied zu halten. Sie zerzten die Kleinen hinter sich her und verschwanden in einer Gasse. Vorherrschend aber waren die vielen Zigeuner. Überall wuselten sie in allem Ecken herum und versuchten mit allerlei Tricks, ihre Waren an den Mann zu bringen. Es wimmelte von Frauen mit bunten, goldbestickten Tüchern und halbnackten Kindern. Er war überrascht von der Lebendigkeit und Vielfalt dieses Stadtviertels. Natürlich hatte es auch sein Quantum elenden Stumpfsinns kommunistischer Vergangenheit, aber gleichzeitig war es lebendig und luftig, voller Frische, Freiheit und Verrücktheit.

„Herr Janis, halt! Hier rechts abbiegen“, drängte sie auf einmal. Sie hatte bemerkt, dass er vollkommen in seinen Gedanken abgedriftet war. Endlich verließen sie die Stadtgrenze, kamen so nach und nach in eine Gegend die spärlicher bewohnt und sehr ärmlich war. Kinder spielten am Straßenrand. Alte Weiber humpelten mit großen Tuchbergen auf dem Rücken dahin.

Immer wieder gab es dunkelhäutige Männer, die des Weges entlangschritten.

Der holprige Weg, der sich in Haarnadelkurven den Hang hinaufwand, führte an heruntergekommenen Siedlungen und Wohnobjekten vorbei. In deren Vorgärten lagen alte kaputte Waschmaschinen, auseinandergenommene Fernseher und Autowracks herum. Janis dachte, dass er in diesem Teil der Welt mit seinem Fahrzeug sehr auffiel. Hier gab es nur zwanzig bis dreißig Jahre alte Kleinlaster. Familienkutschen mit ausgeleierter Federung und abgefahrenen Reifen, waren hier an der Tagesordnung.

„Wir werden einen Umweg zum Lager fahren“, sagte sie auf einmal, „damit wir direkt bei meiner Hütte parken können und nicht in die Ortsmitte kommen. Dort können Sie nämlich nicht halten. Sackgasse!“

„In Ordnung, *mica printesă*“, antwortete er. „Was immer du befehlst!“

Sie fuhren die letzten zwei Kilometer auf einer Art Ortsumrundung. Am Ende erreichten sie oberhalb der Siedlung eine kleine, offene Fläche, die eine Form von Parkplatz darstellte. Sobald das fremde Fahrzeug entdeckt war, eilte sofort eine Kinderschar heran. Roxana stieg aus, schaute in die Runde und rief einen heranwachsenden Jungen zu sich, mit dem sie sich einen Moment auf Romani unterhielt. Sie schien etwas auszuhandeln und wandte sich dann an Janis.

„Herr Janis, geben Sie mir bitte zwanzig Euro?“

„Ja, natürlich“, antwortete dieser, kramte in seiner Hosentasche und übergab ihr den Betrag. Wofür soll denn das gut sein?“, fragte er erstaunt.

„Ich muss jemanden bezahlen, damit er auf Ihr Auto aufpasst. Ansonsten könnte es leicht sein, dass später die Reifen, die Spiegel oder auch andere Dinge fehlen.“

„Wovon redest du, Roxana?“ Janis war ganz aus dem Häuschen.

„Wie ich es Ihnen sage: Wenn Sie nicht jemanden bezahlen, damit er darauf aufpasst, wird es irgendjemand ausräumen. Viele dieser Leute verdienen sich damit ihren Lebensunterhalt.“

„Was soll das heißen, diese Leute? Es sind doch *deine* Leute!“

„Ich weiß. Und deshalb weiß ich auch ganz genau, wozu sie fähig sind.“

Mittlerweile war auch er ausgestiegen. Er packte seine Papiere, sein Geld, seine Waffe und die beiden, die er den zwei Bösewichten abgenommen hatte, in einen kleinen Rucksack und nahm alles vorsichtshalber mit. Schließlich konnte man nie wissen! Trotz bezahlter Security!

Dann ging er mit ihr auf die Behausungen zu. Das Lager, wie er es von hier oben sah, glich einem Ameisenhaufen, dem ein mutwilliges Kind einen Tritt versetzt hatte. Etwas weiter weg beobachtete er ein kleines Rudel verwilderter Hunde, die in der späten Nachmittagssonne im Schatten eines Baumes dösten. Ein Anblick von ansteckender Müdigkeit überkam ihn. Trotz der eher abweisenden Umgebung hätte er jetzt größte Lust gehabt, sich viel lieber dort zu den struppigen Vierbeinern auf den kühlen, erfrischenden Boden zu legen und den Geschichten der Blätter zu lauschen, die im sanften Wind unaufhörlich dahinglitten.

Doch er musste ihr hier beistehen, musste an ihrer Seite bleiben. Er fühlte, dass sich eine große Unruhe und Beklemmung in ihr breit gemacht hatte. Sie würde in einigen Momenten Cosminas Familie gegenüberstehen, würde Milos in die Augen schauen müssen.

Endlich standen sie vor einer Behausung mit einer blauen Tür. Ein Maulbeerbaum, der seine Äste schützend über die Wohneinheit ausbreitete, filterte das Sonnenlicht. Kleine Fenster befanden sich an den Seiten der Hütte. Es hatte den Anschein, dass dies eine der gepflegtesten und solidesten in der Runde war. Hinter der Unterkunft gab es einen kleinen Anbau, mehr ein Holzschuppen. Er fragte sich, ob da vielleicht die Toiletten untergebracht waren. Hatte man hier überhaupt welche?

Roxana rief von außen, klopfte sachte an den Holzrahmen. Die schwere, blaue Holztür knarrte. Als befände sich grober Sand unter ihr, knisterte das Holz und schabte auf dem Untergrund. Zudem hing sie ein wenig schräg an der unteren Angel. Eine alte Frau erschien. Wahrscheinlich war dies Cosminas und Milos Großmutter. Roxana grüßte sie herzlich.

Dann erklärte sie ihr etwas auf Romani, bezüglich des Gastes, den sie bei sich hatte. Sogleich wurden sie aufgefordert einzutreten. Durch die schmale Diele gelangten sie in ein kleines Zimmer, in dem ein grünlicher Teppich ausgelegt war. Die Kerzen auf dem Hausaltar brannten. Es duftete nach *Tomuya*, dem Weihrauch der Zigeuner.

In den Ecken waren weitere, kleinere Kelims, einfach auf dem grünen draufgelegt. Möbel, die nicht zusammenpassten, ein Bettsofa, zwei alte Sessel, geschmackloser Krimskrums waren kreuz und quer im Raum verteilt. Janis begann sich unwohl zu fühlen. Er mochte solche Orte, die ein armes Ambiente ausstrahlten, nicht. Die Fensterbänke waren mit allem möglichen Klimbim vollgestellt. Außerdem gab es im Raum einen Fernseher und eine alte Stereoanlage, die schon zu Zeiten Ceauşescus Antiquitäten gewesen sein mussten.

Die Behausung oder Hütte bestand wohl aus zwei Räumen. Der eine, in dem er sich gerade befand, beherbergte eine Feuerstelle und diente zugleich als Küche. Dann gab es einen Schlafraum, den er durch die halb offene Tür zu seiner rechten erblicken konnte. Darin brannte der flackernde Schein einer Öllampe. Das ganze Mobiliar war schäbig und uralt, aber immerhin gab es welches. Es hätte schlimmer sein können. Die Menschen hier, um es gelinde auszudrücken, lebten in sehr bescheidenen Verhältnissen. Sie waren in keiner Weise mit denen zu vergleichen, die im Norden Europas oder selbst im armen Griechenland als Standard galten. Aber er war sich bewusst, dass es in diesem Land Menschen gab, die noch weitaus weniger besaßen. Menschen, denen bewusst war, dass es einen gewaltigen Unterschied zwischen Armut und Elend gab.

Langsam hatte er sich wieder vom ersten Eindruck erholt. Auf einmal fand er das Ambiente nun doch nicht mehr so ungemütlich. Die Alte gab ihm mit Händen und Füßen unmissverständlich zu verstehen, dass er sich setzen sollte. Er entschied sich für einen der Sessel, ließ sich langsam hineinsinken und blickte sich dabei nochmals im Zimmer um. Die Sonnenstrahlen, die durch die Scheiben schienen, tauchten den Raum in goldenes und purpurnes Licht. Dadurch wirkte es wie verzaubert, fast märchenhaft. Aber staubig! Roxana erklärte ihm,

dass dies Cosminas Großmutter sei. Außer Romani sei sie leider keiner anderen Sprache mächtig. Somit könnte sie mit ihm keine Konversation betreiben. Er war letztendlich froh darüber, denn er hatte keine Lust sich lange mit diesen Leuten hier abzugeben. Wozu sollte das auch gut sein. Er hatte schließlich nichts mit ihnen gemein.

Roxana nahm die Großmutter beiseite und unterhielt sich einen Augenblick mit ihr. Ohne sich dagegen wehren zu können, wurden ihre Augen plötzlich feucht. In diesem Moment ging der mühsam errichtete Schutzwall zu Bruch, und ihre Trauer brach sich Bann. Im nächsten Augenblick kamen die Tränen, die sie bislang so tapfer zurückgehalten hatte. Tränen nicht nur über die Neuigkeit vom Tode der geliebten Freundin, sondern auch der vielen anderen, die mit ihr gelitten und sie nicht hatte befreien können. Sie trauerte über ihr Schicksal und um das eines ganzes Landes. Die alte Frau hatte sie in ihre Arme genommen. Roxana wusste später nicht mehr, wie lange sie so dahingeweint hatte. Letztendlich löste sie sich wieder, wischte ihre Nase und die Tränen mit den Rücken der Hand weg.

Janis schaute die beiden mit Beklemmung an. Die alte Frau hatte ein wehmütiges Lächeln um die Lippen. Die Farbe ihrer Augen konnte er nicht erkennen. Das durch die Fenster schräg einfallende Licht hob kantige Flächen an Wangen und Kinnpartie hervor. Sie war in jüngeren Jahren sicherlich keine Schönheit gewesen. Aber sie war auffallend und mit Charakter. Die Schatten, die die Jahre in ihrem Gesicht eingemeißelt hatten, waren voller Spuren von Traurigkeit und unschönen Erfahrungen. Ihr Gesicht sah sehr verbraucht aus. Es war das Gesicht eines alten Menschen, der keine Hoffnung, der nichts mehr zu verlieren hatte. Wo das Licht auf die Wölbung ihrer Wange fiel, schien die feine, durchscheinende Haut, von unzähligen winzigen Fältchen, geädert zu sein. Es sah aus wie zersprungene Lasur auf altem Porzellan. Roxana schnäuzte ein letztes Mal die Nase, dann wandte sie sich ihm zu.

„Herr Janis, bitte seien Sie so nett und leisten der Großmutter einen Moment Gesellschaft. Sonst ist niemand hier.“

Sie erzählte ihm in kurzen Worten über die traurige Nachricht vom Tode ihrer Freundin. Der verletzte Milos war

woanders hingebacht worden, wo er in Sicherheit war und versorgt wurde. Es gab einen Mann in einem benachbarten Ort, einen *Curandero*, einen Heilkundigen. Er war einer, der derselben Sippe angehörte. Dieser Mann würde sich, besser als jeder Doktor der Gadschos, um Milos kümmern. Er verwendete nämlich das *Cacipen*: Das Wissen um Heilmethoden, das ihm durch Träume übermittelt wurde.

„Aha“, sagte Janis kurz angebunden.

„So, ich muss nur kurz ins Nachbarhaus, Cosminas Tante holen“, sagte Roxana plötzlich. „Ich bin gleich zurück, wird nicht lange dauern!“

Janis sah in ihre Augen, die ernst in die seinen blickten. Doch im Gegensatz zu seinen, schienen sich in ihren das Licht des Lebens und die Dunkelheit des Schmerzens gleichzeitig zu reflektieren. Bevor er antworten konnte, war sie schon entschlüpft. Er blieb mit der alten Frau allein im Zimmer zurück, die ihm gegenüber im anderen Sessel Platz genommen hatte. Obwohl bis zu ihrer Wiederkehr kaum eine Minute vergangen war, schien es ihm, als wäre eine Ewigkeit vergangen. Sie kehrte mit einer weiteren Person wieder, die die Tante sein musste. Ein kleiner Hund folgte den beiden, der eine Mischung aus Katze, Hund, Schaf und dicker Wurst zu sein schien. Dennoch hatte er etwas Lustiges, Drolliges und Lebendiges an sich. Sofort ging er daran, an dem Unbekannten herumzuznüffeln.

Roxana stellte ihm die Frau als Cosminas Tante vor, eine Schwester ihrer Mutter. Und zu seiner Überraschung sprach die Frau ein passables Griechisch, da sie sich einige Jahre in der Nähe von Larissa, in Zentralgriechenland, aufgehalten hatte. Die Tante war ungefähr fünfundvierzig Jahre alt. Ihr halblanges, schwarzbraunes Haar umrahmte ein schmales, einfallendes Gesicht, dessen dunkle Haut die schwarzen Ringe unter den Augen noch deutlicher hervortreten ließ. Ihre großen Augen glänzten wie im Fieber und ihre schmalen, zusammengepressten Lippen ließen sie sehr streng, richtiggehend hart erscheinen. Hochmütig musterte sie ihn einen Augenblick lang. Dass diese Frau einst sehr schön gewesen war, offenbarte sich Janis erst in Nachhinein, wie der Nachhall eines ersten Eindrucks, der eher Unbehagen auslöste.

Roxana stellte ihn zunächst vor, dann fing sie an über die Tante selbst zu erzählen. Er hörte jedoch nur mit einem Ohr zu. Wen interessiert's, dachte er. Auf einmal wollte er nur noch so schnell wie möglich hier raus. Um den Gepflogenheiten der Gastfreundschaft zu genügen, hielt es die Tante für angebracht ihrer Rolle als Gastgeberin gerecht zu werden. Sie fragte ihn auf Griechisch, ob sie ihm etwas zu trinken anbieten dürfte. Eigentlich wollte er sofort verneinen, nickte aber trotzdem. Es war ihm lieber, dass sie fortging, um ihm etwas zu trinken zu holen, als dass sie dastand und ihm womöglich eine Konversation aufzwang. Beim Gedanken daran, dass sie ihm dumme Fragen stellen konnte, wurde ihm ganz mulmig.

Also ging sie davon, zu ihrer eigenen Behausung, wie er vermutete. Er sah ihr hinterher, wie sie die Tür hinter sich schloss. All die Zeit saß die Großmutter in ihrem Sessel, schaute traurig auf den Boden und sagte nichts. Roxana hatte sich wieder in nichts aufgelöst. Sie wollte ihre wenigen Habseligkeiten abholen, die man irgendwo gelagert hatte. Und er saß einsam und verloren da. Der störende, hartnäckige Tanz einer Stubenfliege, laut wie eine Kettensäge, drang an sein Ohr und nervte ihn. Der klägliche Versuch sie zu lokalisieren, in der Hoffnung ihr den Garaus zu machen, schlug fehl. Das verdammte Insekt ließ sich vorerst nicht blicken. Unverrichteter Dinge atmete er tief aus, hoffte hier bald wieder entschwunden zu sein. Mein Gott, dachte er, was mache ich hier, in dieser armseligen, elenden Hütte. Auf einmal bereute er es, nicht draußen auf dem Parkplatz auf sie gewartet zu haben. Da kam die Mücke angeflogen. Mit etwas Glück, dachte er . . .

Doch die Tante kam mit einem Tablett zurück. Er hatte sich mittlerweile von seinem Sessel erhoben und betrachtete ein paar gerahmte Photographien, die auf einer kleinen Kommode aufgereiht waren. Sie stellte sich neben ihn, lächelte feierlich und nahm eines der Fotos in die Hand. Auf dem waren zwei heranwachsende Mädchen zu sehen, wie sie in die Kamera lächelten.

„Cosmina und Roxana“, erklärte sie überflüssigerweise. Er nickte nur. Sie sah ihn eingehend an. „Hübsch, nicht wahr?“, sagte sie voller Stolz. „Unsere kleinen Engel. Wir werden Cosmina sehr vermissen, und . . . Roxana ebenfalls.“

Da auch er nur ein Mensch war, begann diese Geschichte so langsam an seinem Gemüt zu nagen. Emotionen kamen auf. Am liebsten hätte er in diesem Moment alles einfach stehen gelassen und wäre von diesem traurigen Ort geflüchtet.

„Herr Janis, lassen Sie mich bitte einmal in Ihre Augen blicken“, sagte sie ernsthaft. „Sie wissen vielleicht, wir Zigeuner bilden uns ein, manche Dinge etwas anders zu sehen und zu deuten, als ihr Gadschos. Ich kann darin etwas erkennen, dass ich schon lange nicht mehr gesehen habe.“

„Und das wäre?“, fragte er erstaunt, wobei er sich zwang, nicht zu lächeln.

„Güte“, erwiderte die Tante in einem ernsten Ton, „Mut und Ehrlichkeit. Tugenden, die ich bei Menschen längst verloren glaubte. Es ist schön, sie noch einmal wiederangetroffen zu haben.“

Für einen Moment glaubte er in den Augen der Frau etwas feucht schimmern zu sehen, doch dann wandte sie sich zum Gehen. Er wusste, sie war eine stolze Frau. Sie wollte sicher allein sein, um ihren eigenen Scherbenhaufen zu kitten, wollte ihren Kummer nicht vor Fremden bloßlegen. Verblüfft sah er ihr hinterher. Ihre Worte wollten ihm nicht aus dem Kopf: Güte, Mut, Ehrlichkeit! Sie hatte seine intimsten Gefühle in Worte gefasst. Als könnte sie plötzlich bis auf den Grund seiner Seele schauen.

Da ihm nichts einfiel, was er hätte sagen können, machte er kehrt und setzte sich wieder. Er nahm den ihm angebotenen Kaffee und nippte daran. Roxana kam wieder mit der Tante zurück und fing an, mit wasserfallähnlicher Geschwindigkeit auf sie einzureden. Diese wiederum antwortete, in abwechselnder steigender und fallender Tonlage, mit noch schnellerer Kadenz. Während die beiden ein anscheinend unangenehmes Thema erörterten, nippte er nochmals aus Höflichkeit an dem heißen Gebräu und registrierte beiläufig, dass Roxana ihn ab und zu mit einem Blick bedachte.

„*Va, va*“, ja, ja, wiederholte Roxana mehrmals sichtlich genervt und nickte der Tante zu. Endlich waren die beiden fertig, hatten einen Konsens gefunden. Roxana drückte Janis ein Bündel in die Hand, was wohl ihr ganzes Hab und Gut darstellte. Dann ging sie voraus. Die Tante folgte ihr und rief ihr weiterhin

irgendwelche Anweisungen zu. Mittlerweile quälte sich auch die Großmutter aus dem Sessel, schloss sich ihnen an. Er blieb allein zurück, bis sie wieder zurückkam, so als ob sie ihn vergessen hätte.

„Herr Janis, nun kommen Sie doch endlich“, sagte sie grantig. Er packte ihr Bündel, schulterte sich seinen Rucksack über die andere Schulter und trottete hinterher. „Der Dorfälteste möchte mit mir sprechen. Los, Los! Ich muss zu ihm. Es lässt sich nicht vermeiden. Jetzt beeilen sie doch endlich. Das ganze Dorf wartet schon auf uns.“

„Ja, Ja! Ich komme ja schon. Großer Gott hilf. Das wird ja immer schöner“, sagte er sichtlich gequält. „Was muss ich heute sonst noch alles erdulden?“

KAPITEL 62 Auf der Lauer

Als er vom der Unfähigkeit der Männer, den Mercedesfahrer zu verfolgen, unterrichtet wurde, rastete er vollkommen aus. Er konnte nicht begreifen, was so schwierig daran sein sollte, jemandem in sicherem Abstand hinterherzufahren. Doch letztendlich hatte alles eine gute Wendung genommen.

Vlad und seine Mannschaft waren immer noch in der Nähe des Zigeunerghettos in Craiova. Am späten Nachmittag sahen sie aus ihrer Deckung heraus, dass sich eine große schwarze Limousine näherte. Dann bestätigte Marian, der als einziger das verfluchte Balg kannte, dass die Insassen Roxana und ihr unbekannter Retter seien. Wenig später waren die beiden in einer der Hütten verschwunden. Im Lager herrschte reges Treiben. Man schien sich auf etwas vorzubereiten, wobei nicht abzusehen war, worauf das Ganze hinausführte.

Marian kochte. Er war versucht sein Versteck zu verlassen und ins Dorf hinunterzurennen. Dann würde er die betreffende Baracke mit Waffengewalt erstürmen. Am Ende würde er einfach alle abknallen, in der Hoffnung, die Gesuchte sei unter den Opfern. Doch Vlad hatte seine Anweisungen erhalten und hielt ihn vor solch abwegigen Gedanken zurück.

Mit Beginn der Dämmerung, hatten sie am Morgen die Tote und ihren Bruder einfach vor dem Lager aus dem Wagen

geworfen. Als sie einige Minuten später in ihrem Versteck waren, erblickten sie durch die Feldstecher, wie die Leiche und der schwer Verwundete entdeckt wurden. Ein riesiges Tohuwabohu entstand. Die alten Weiber begannen ihre Lamentationen. Die Männer gestikulierten wild und schienen bereit, es mit irgendwelchen unsichtbaren Gegnern aufzunehmen, die sie aber momentan weder sehen noch greifen konnten.

Gestützt von zwei anderen erschien der angeschossene Clanchef und schien das Wort ergriffen zu haben. Es wurde eine Weile mit dem Invaliden palavert. Einige der Herumstehenden schrien irgendwelche Worte, die Vlad aber aufgrund der Entfernung nicht verstehen konnte. Dann wurde der schwer Verletzte, von einigen anderen gestützt, zu einem Wagen gebracht. Gleich darauf war er verschwunden. Vlad folgerte daraus, dass die Zigeuner ihn erstmal woandershin in Sicherheit brachten, dann erst würde ihm ärztliche Hilfe zuteilwerden.

Die Tote wurde aufgehoben und dann in eine der Hütten getragen, die an der Grenze des Lagers lag. Da, wo sie das Zigeunerpaar zum ersten Mal mithilfe der Ferngläser wahrgenommen hatten. Seitdem herrschte dort ein unaufhörliches Hin und Her. Er ging davon aus, dass die Stammesbrüder der Familie der Toten ihre Aufwartung machten. Falls es so etwas bei diesem Pack überhaupt gab. Doch er scherrte sich nicht darum. Jetzt hieß es den weiblichen Teufel und den Griechen nicht mehr aus den Augen zu verlieren, Casians Befehle abzuwarten. Sollte er grünes Licht geben, würden sie zuschlagen.

Die Zeit floss träge dahin. Es war zum verrückt werden. Zusätzlich zu der angestauten Situation, hatte er sich mit Marians Dummheit zu beschäftigen. Der junge Mann wollte nicht einsehen, dass man, um das Mädchen kaltzumachen, nicht so einfach ins Lager hinuntergehen konnte. Irgendwann war das Maß voll, dann würden sich die Bullen einschalten. Und dann, würde das Spiel anders aussehen. Und nicht zu vergessen, Casians Reaktion. Wenn die Dinge nicht nach seinen Vorstellungen liefen, würden Köpfe rollen. Und er würde seinen gerne behalten.

Irgendwas schien dort unten vorzugehen. In der Dorfmitte hatten sich die Männer unter dem Baum versammelt, so als würden sie in einem Parlament debattieren, oder Kriegsrat

halten. Doch er konnte sich weder das eine noch das andere vorstellen. Zum Debattieren waren die Zigeuner nicht diszipliniert genug, und um große martialische Angriffspläne zu schmieden, dazu hatten sie keine Eier. Zumindest diese Bande hier nicht.

Also, was ging da unten vor sich? Einige der Kinder hatten angefangen, faustgroße Steine zu sammeln und sie neben den versammelten Männern aufzuhäufen. Vlad wurde einfach nicht schlau aus diesem Abschaum. Was sollte das jetzt wieder? Auf einmal erhob sich einer der Männer. Nicht der Dorfobertrottel, sondern ein anderer. Er hatte sich so in Rage geredet, dass er es nicht mehr auf seinen Holzstuhl aushielt. Mit geschlossenen Faust fuchtelte er vor den anderen Ratsmitgliedern hin und her, zeterte so laut, dass man selbst aus dieser großen Entfernung heraus, Worte wie Fluch, Vergeltung und Rache, zu vernehmen glaubte.

Er verstand nicht, was das alles zu bedeuten hatte, doch in diesem Moment kam wieder Bewegung in das ganze Treiben. Die blaue Tür der Behausung, in der Roxana und der Grieche sich befanden, öffnete sich. Als erstes erschien eine Frau mit einer Greisin, dann ihr Zielobjekt und zuletzt folgte der vermaledeite Grieche. Langsam, so wie einst Marie Antoinette zum Schafott geführt wurde, schritten sie durch die Hütten und Baracken Richtung Dorfmitte

KAPITEL 63 Sippe hält Rat

Mit einem Reisigbesen fegte eine spindeldürre Zigeunerin in Badelatschen, den festgetretenen Boden vor dem Eingang ihrer Behausung. Der Rahmen hatte keine Tür, war nur mit einem bunten Teppich zugehängt. Wie Janis feststellen konnte, war dies mehr oder weniger die einzige Person im Lager, die sich noch nicht am Versammlungsplatz eingefunden hatte. Als die Gruppe ihr näherkam, sah sie auf und entblökte beim Lächeln einen rosigen Gaumen, in dem kaum noch Zähne steckten. Er bemühte sich, nicht überrascht aus der Wäsche zu schauen. Als Roxana ihm erklärte, die Frau sei ein wenig geistig behindert und gerade erst dreiundzwanzig Jahre alt geworden, war er baff. Er konnte nicht glauben, dass man so jung so aussehen konnte.

Die Frau begann zu gestikulieren und fing schnell zu sprechen an. Immer schneller und lauter, wobei sie unentwegt zum Hauptplatz hindeutete. In ihrem braunen Gesicht, das von dunklen, wirren Haaren eingerahmt wurde, weiteten sich ihre Augen und schienen immer größer zu werden. Je schneller sie sprach, desto heftiger wedelte sie dabei mit dem Besen. Plötzlich verstummte sie und begann wieder zu fegen.

Etwas weiter unten hockte ein winziges nacktes Mädchen weinend auf dem Boden, schaute zu ihnen auf. Es gab keinen Ton von sich. Das Kind schien durch sie hindurchzuschauen, rührte sich nicht. Janis wollte schon die Hand ausstrecken, um der Kleinen aufzuhelfen, doch Roxana hielt ihn davon ab. Sie hatten jetzt andere Sorgen.

Endlich am Hauptplatz angekommen, fanden sie sich mit einem Geschehen konfrontiert, das einer Hollywood-Kulisse glich. Die Stammesältesten der Eingeborenen hielten Rat und trafen weise Entscheidungen. Nur das Dekor sah hier etwas dürrtig aus.

Der enorme Baum thronte majestätisch über dem Platz. Seine oberen Zweige wiegten sich leicht in einer sanften Brise. Für Janis sahen sie stolz und traurig aus, beladen mit zu viel Erinnerungen. Unter seinem Geäst im Schatten, hatte sich mehrere Männer an einem langem Tisch niedergelassen. Sie diskutierten angeregt. Er konnte jedoch nichts vom dem verstehen, da sie in ihrer eigenen Sprache debattierten. Drum herum schien sich in einem Halbkreis die ganze Dorfbevölkerung versammelt zu haben.

Roxana, mit den Bräuchen dieser Menschen vertraut, hatte sich einige Meter vom Tisch entfernt vor dem Rat aufgebaut. Janis stand neben ihr. Er wusste sowieso nicht, wo er sich sonst hinstellen sollte. Die Tante trat auf einmal an den Tisch heran und begann sich mit den Männern auseinanderzusetzen. Doch das Gespräch schien keine gute Wendung zu nehmen. Einige der Männer, so glaubte er wenigstens in Roxanas Augen herauslesen zu können, schienen sich ihr gegenüber unschön zu äußern. Dann wurde sie von Tisch des Rates, wie ein lästiger Hund, weggejagt.

In dem Durcheinander von Schaulustigen, Zeugen und Anklägern, die vor dieser Art Justiz erschienen waren, erfasste das

wache Auge des Dorfältesten auf einmal den ungebetenen Gadscho. Seiner Meinung nach hatte er hier nichts zu suchen. Der Fremde war ein Außenstehender, durfte sich somit nicht in ihre Angelegenheiten einmischen. Mit einstudierter Überlegenheit blickte er in die Runde, sah dass sich fast seine gesamte Sippe zu dieser Entscheidungsfindung eingefunden hatte. Hinter den ersten Reihen hatte sich andere auf Bänke und Tische gestellt, um ebenfalls dem Geschehen beiwohnen zu können. Hier fand der Rat seines Volkes statt, der einzigen Gerichtsbarkeit, deren Urteil sich die Mitglieder des Stammes wirklich unterwarfen. Und er war der unumstrittene Führer dieser Menschen.

Vor kurzem erst hatte er Federn lassen müssen. Die Grobiane, die hinter Roxana her waren, erschienen im Lager und schossen am Ende sogar auf ihn. Doch durch diese traurige Fügung des Schicksals und dem Tod der jungen Cosmina, konnte er heute seine Position erneut festigen. Es galt nur, mit dem Strom schwimmen. So erhob er sich, begann trotz seiner Verletzung, vor der Menge auf- und abzugehen. Er hielt mal hier mal dort, wie ein Hund, der die Ecken anpinkelte, um sich dauerhaft ein Revier abzustecken. Letztendlich wandte er sich an seine Stammesbrüder und hob die Hände, um sich Gehör zu verschaffen. Die Masse verstummte.

„Wer hat dem Gadscho erlaubt“, er zeigte energisch mit der rechten Hand auf Janis, „heute hier, vor uns, zu erscheinen?“ Gleichzeitig sah er in die Augen der anderen Ratsältesten, bat sie um Unterstützung. „Sagt ihm, dass er hier unerwünscht ist und gehen soll. Wir sind ein Volk, können unsere Probleme selber lösen.“

Roxana übersetzte Janis die Worte des Anführers. Der ließ sich aber vom Gehörten nicht aus der Fassung bringen. Die Tante hatte auf einmal wieder Mut gefasst, ging wieder auf den Tisch zu. Schon wollten sich einige Zigeuner ihr in den Weg stellen, doch sie schob sich einfach an ihnen vorbei und stand dann dem Oberhaupt erneut gegenüber.

„Was soll das?“, fragte dieser erstaunt und blickte fragend, rechts und links von ihm, die anderen Vertreter an. Mehrere antworteten nur mit einer ohnmächtigen Geste, andere schickten sich an, der Frau erneut entgegenzutreten.

„Last mich sprechen!“, schrie die Tante.

„Sagt ihr, dass Frauen beim Rat nicht sprechen dürfen“, antwortete der Alte arrogant, ohne sie dabei anzuschauen. Doch die Tante ließ sich nicht unterkriegen.

„Arpad“, widersprach ihm die Tante, „welches Zigeunergesetz besagt, dass Frauen beim Rat nicht sprechen dürfen?“

„Das ist nun mal schon immer so gewesen“, war seine Antwort.

„Unsinn! Ihr benehmt euch immer mehr wie die Gadschos, mit denen ihr täglich Geschäfte macht und Handel treibt. Doch wir Zigeunerinnen sind anders. Wir sind nicht so unterwürfig und gehorsam, wie ihr euch das denkt. Ihr seid jetzt hier zusammengekommen, um über Roxana zu urteilen. Doch wessen Gesetzes hat sie sich schuldig gemacht? Was hat sie verbochen, außer, dass sie zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort war. Kann sie denn etwas dafür, dass sie geraubt wurde und sich daraufhin unvorhersehbare Dinge ereignet haben? Grausame Dinge, traurige Dinge! Doch worin liegt ihre Schuld?“ Sie hatte sich mittlerweile an das Plenum gewandt. Ein Raunen ging durch die Menge.

Seine trügerischen Worte waren im Handumdrehen wie ein Kartenhaus zusammengefallen, in dem der Pik-König ins Schwanken geriet, wie ein Mann, der zum Lügen neigte und auf einer Leiter stand, an der jemand rüttelte. Der Clanchef begann zu fürchten, dass ihm diese alte Schachtel glatt den Schneid abkaufen könnte. Sie stieß ihm mit ihrem dummen Gerede mit einer solchen Vehemenz an den Kopf, wie er es sich niemals hätte erträumen können. Nicht von einer Frau seiner Sippe.

„Wir werden jetzt unsere Angelegenheiten nicht vor einem Gadscho erörtern“, sprach jetzt ein anderes Ratsmitglied. Doch entgegen der diplomatischen Finesse seines Führers, waren seine Worte weniger mit Bedacht gewählt. „Er soll verschwinden, jetzt sofort, sonst . . .“ Roxana übersetzte simultan.

„Sonst was . . . ?“, antwortete Janis giftig auf Griechisch, auf die an ihn gerichtete Drohung, wissend, dass mindestens die Hälfte aller rumänischen Zigeuner schon mehrmals in Griechenland gewesen waren. Somit konnte ihn ein Teil der

Bagage sicherlich verstehen. Die Menge verstummte augenblicklich. So einen Affront hatte es vor dem ehrenwerten Rat, wahrscheinlich schon Jahrzehnte nicht mehr gegeben.

„Die Kleine ist eine Hexe, sie muss verflucht sein“, mischte jetzt ein anderer der Ratsältesten auf Griechisch mit. „Ihre Mutter muss es mit dem Teufel getrieben haben. Und die Mutter ihrer Mutter wahrscheinlich auch. Sie ist in der Lage, jeden mit dem bösen Blick zu belegen. Deshalb ist sie auch noch nicht verheiratet, obwohl sie schon lange in die Jahre gekommen ist. Jeder Mann fürchtet, dass sie ihn vergiftet, wenn er sie schlägt.“

„Vielleicht hat sie in euren Reihen einfach noch keinen gefunden, der ein Mann ist“, sagte Janis darauf, beleidigte den Hitzkopf und die ganze Bande gleich mit.

„Gadscho“, verschaffte sich jetzt wieder der Dorf-Chef Gehör, der in seiner Jugend ein ganzes Jahrzehnt lang in Griechenland herumgereist war und die Sprache sehr gut beherrschte. „Ich habe von dir gehört. Auch von deiner Anteilnahme an Roxanas Schicksal. Unter anderen Umständen wärst du jetzt ein Held in unseren Reihen, weil du eine der unseren aus den Klauen des Todes gerettet hast. Doch die Dinge haben sich leider anders entwickelt. Eine junge Frau ist umgekommen, ihr Bruder halb totgeschlagen. Ich selber wurde angeschossen. Und das ist alles ihre Schuld. Sie hat uns diese Bande in unsere *Mahala* geschleppt. Deshalb muss sie bestraft, . . . oder verbannt werden. Der Rat wird darüber entscheiden.“ Er grinste und zeigte dabei verfaulte, vom Tabak verfärbte Zähne. „In Romani nennen wir einen Eindringling wie dich *skummade igenom*, was so viel wie weißer Mann aus der Stadt bedeutet.“ Er wandte sich der Menge zu, versuchte seinen Stammesgenossen eine bestimmte Stimmung einzusuggerieren, damit er sein Ziel erreichen konnte. „Aber es bedeutet auch, wonach es klingt: Ignoranter Abschaum. Geh jetzt wieder fort, weißer Mann aus der Stadt. Du hast hier nichts zu suchen und wir haben nichts mit dir zu schaffen. Die Angelegenheit geht nur uns etwas an.“

„Alter Mann“, ergriff Janis wieder das Wort, „leider ist deine Meinung für mich nicht ausschlaggebend. In meinem Leben entscheide nur ich selbst, was ich tue und wohin ich gehe. Kein Gremium oder lächerlicher Rat von ungewaschenen Flegeln

deiner Sorte. Und zur Not weiß ich, wie ich die Dinge für mich zurechtbiegen muss. Zur Not, mit aussagekräftigen Argumenten.“ Janis begann sachte seine freie Hand unter sein Hemd zu schieben. Jetzt war er es, der ihr schnell den ganzen Tatvorgang übersetzte. Eine beklemmende Unruhe machte sich auf einmal in ihrem Wesen breit. Sie fühlte sich wie ein Schaf, eingekreist von einem Rudel Wölfe.

„Der Rat wird jetzt entscheiden, welches Strafmaß über sie verhängt werden soll. Will sonst noch einer etwas zu dem Fall sagen?“, fragte der Clanchef in die Runde. Auf einmal sprachen alle durcheinander, auf Romani, Griechisch, Rumänisch. Selbst einige Fetzen Ungarisch waren herauszuhören. Gleichzeitig beriet sich das Oberhaupt mit den anderen Mitgliedern am Tisch.

„Sie soll gesteinigt werden“, rief plötzlich einer aus der Menge, „wie es die alten Gesetze verlangen“, und eilte zu dem Haufen hin, den zuvor die Kinder angehäuft hatten. Schon hatte er einen großen Stein in der Hand, hob diesen an, bereit zu werfen.

„Ja“, brummen jetzt einige anderen Ratsmitglieder, „genauso, wie es die alten Gesetze vorsehen. Steinig sie!“

Spontan ließ er Roxanas Bündel einfach auf den Boden fallen. Einer inneren Eingebung folgend, hatte er vorhin in der Hütte seine eigene Waffe unter seinem Hemd in den Gürtel steckt. Zusätzlich hatte er noch die beiden anderen im Rucksack, den er jetzt von der Schulter heruntergleiten ließ. Blitzschnell zog er seine Waffe hervor, entsicherte sie und ließ eine Kugel in den Lauf gleiten. Er stellte sich schützend vor Roxana und zielte mit der Waffe auf den Idioten, der den ersten Stein in die Hand genommen hatte. Dann holte er eine weitere Waffe hervor und nahm diese in die andere Hand.

„Wie hat sich einst mein ehrenwerter Großvater ausgedrückt: Die guten Neuigkeiten kommen tropfenweise, die schlechten Eimerweise. Ich dachte immer, Zigeuner wären Männer, die solche schätzten, die sich wie solche benehmen. Doch was ich hier sehe, ist eine Ansammlung von räudigen Jammerlappen und Hühnerdieben. Um die eigene Schande zu vertuschen und auszubügeln, versucht ihr die Verantwortung auf diese junge Frau zu übertragen.“ Dann wandte er sich zu dem, der die Hand zum Wurf erhoben hatte: „Wenn du jetzt diesen Stein

wirfst, du elender Wurm, wirst du niemals erfahren, ob du getroffen hast“, sagte er eiskalt. Darauf ließ er so viel Zeit verstreichen, damit dieser die Konsequenzen seines Handelns gut abwägen konnte. „So, wenn du also ein ganzer Mann bist, ziele gut und wirf. Doch bedenke, dass sich das Schicksal manchmal schneller ändern kann als die Haut eines Chamäleons.“ Die ganze Versammlung war plötzlich verstummt. Außer den Blättern im Geäst des Baumes über ihnen, rührte sich überhaupt nichts. Ein Köter lief über den Platz, ansonsten schien die Zeit stillzustehen.

„Die zweite Kugel ist für dich“, sagte jetzt Janis an das Oberhaupt gerichtet, der auf einmal mit offenem Mund dastand. Die restlichen gehen an euch Idioten am Tisch. Nur damit wir uns von vorneherein verstehen und sich nachher keiner beschwert. Die andere Waffe ist zu meiner Verteidigung. Wer Lust hat und ein ganzer Mann ist, kann es jetzt beweisen. Einverstanden?“ Und zu dem Taugenichts mit dem Stein in der Hand, rief er nochmals: „Los wirf, du feiger Hund!“ Es folgte ein bestürztes Schweigen. Janis und der Dorf-Chef schauten einander in die Augen. Der eine wie ein Schuldbeladener, der andere wie ein Verdammter.

„Gebt nicht diesem Kind die Schuld, für die Folgen des Schicksals, das uns ereilt hat.“ Die Tante hatte sich wieder aus der Menge hervorgeschoben, war erneut an den Tisch herangeschlichen und hatte das Wort ergriffen. Auf einmal wussten alle, was jetzt noch kommen würde. Alle befürchteten, es zu hören. „Was hier passiert ist, ist die Folge eurer Feigheit!“

„Hütte deine verdammte Zunge, Weib“, ermahnte sie das Oberhaupt wutentbrannt. Die beiden forderten sich mit Blicken heraus. Letztendlich drehte er sich von ihr weg, so als ob sie unwürdig wäre, dass er sich weiterhin mit ihr abgab.

„Wer will mir hier das Wort verbieten, du etwa?“ Sie lachte ihm höhnisch ins Gesicht. „Warum habt ihr die Männer, die in unser Dorf kamen, nicht einfach vertrieben? Warum ihnen nicht unwiderruflich zu verstehen gegeben, dass sie es mit euch nicht aufnehmen können? Sie waren zu fünft, ihr, über einhundert.“ Man hätte eine Nadel fallen hören können, so absolut war die Stille. „Ich kann es euch sagen, warum: Weil ihr bloß mickrige, kleine Betrüger und Diebe seid, sonst nichts.“

Warum hat noch nie ein Zigeuner, wie Männer aller anderen Völker, um ein eigenes Land gekämpft? Wieso laufen wir durch die ganze Welt immer vor den anderen davon, die uns und unsere Lebensweise zerstören wollen? Wir springen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, wie Flöhe auf einer heißen Herdplatte, immer auf der Suche nach einem neuen Zufluchtsort.“ Die Tante musste wieder ein wenig verschnaufen, denn die Euphorie, die sie mitgerissen hatte, hatte auch an ihren Kräften gezehrt. Ein Schwindelanfall schien sie plötzlich gepackt zu haben und sie für einen Moment außer Gefecht zu setzen.

Jetzt hielt der Anführer den Moment für geeignet, ihr Einhalt zu gebieten. Unter Schmerzen schritt er auf sie zu und legte in einer väterlichen Geste einen Arm um ihre Schultern. Doch die Frau ließ sich dadurch nicht beruhigen. Sofort machte sie sich frei und setzte wieder an.

„Ihr glaubt wohl, ihr seid besonders schlau, wenn ihr einen Gadscho bescheißt, was? Ist das euer hochfliegender Stolz? Ist das alles, wofür es sich zu leben lohnt? Was den Sinn unseren Daseins und unserer Kultur ausmacht?“ Sie hatte sich in wieder in Rage geredet.

„*Det krigiska jaghaler!*“, erwiderte der Dorf-Chef jetzt erzürnt. „Halt den Mund, du Schlampe!“ Der Zeigefinger und der kleine Finger seiner linken Hand hatten unwillkürlich ein Zeichen geformt. Es war das Zeichen gegen den bösen Blick. Das ganze Geschehen war ihm entglitten. Jetzt hieß es dem Ganzen schnell ein Ende zu machen, bevor er noch mehr Boden verlor.

„Roxana“, erhob er jetzt wieder seine Stimme, „letztendlich hast du einige sehr überzeugende Fürsprecher mit sehr aussagekräftigen Argumenten zu deinem Gunsten. Daher ergeht folgendes Urteil gegen dich“, er schaute dabei zu seinen Ratsmitgliedern hin und her, suchte deren Bestätigung: „Du hast Unheil über unser Dorf gebracht. Daher wollen wir dich hier nie wiedersehen. Packe deine Sachen und verlasse diesen Ort.“

Janis schaute sich sie an. Er sah aber keinen Menschen, der sich durch die Worte des Clan-Oberhauptes angesprochen fühlte, während sie ihm dessen Worte auf Deutsch mitteilte. Irgendwie gingen ihr die Worte zum einen Ohr rein, zum anderen wieder heraus. Letztendlich stieß sie ein atemloses Lachen aus.

„Weißt du Arpad, es würde dir guttun, wenn du dein moralisches Korsett mal ein bisschen lockern würdest. Was den Fluch angeht, bin ich mir sicher, dass Gott dieses Volk schon verflucht hatte, lange bevor irgendjemand deiner Sippe existiert hat. Außerdem gibt es keine Flüche. Nur Spiegel, die man den Seelen der Menschen vorhält.“

„Was weißt denn du schon davon? Du bist nicht mal wirklich eine von uns. Du gehörst der Rasse deines Freundes an, vergiss das nicht. Deswegen ist es das Beste, du gehst mit ihm, wohin das Schicksal dich auch führt.“

„Weißt du noch was Zigeuner zu sein bedeutet, Arpad? Kannst du dich noch daran erinnern?“ Ein alter Spruch kam ihr in den Sinn, den ihr einst Cosmina beigebracht hatte: „Wo du Zigeuner siehst, herrscht Freiheit. Wo du keine siehst, ist die Freiheit abgeschafft. Vielleicht gab es in diesem Dorf einst welche, doch heute sehe ich hier keine mehr.“ Sie ließ ihn einfach mit seinen Gedanken stehen, wandte sich der Menge zu. „Ich glaube, für Menschen wie euch wird in dieser Welt in Zukunft kein Platz mehr sein. Nicht, wenn ihr die Dummheiten teilt, die Arpad ganz auf seinen eigenen Vorteil bedacht, im Kopf herumträgt.“ Darauf nahm sie die Tante bei der Hand. Sie machten kehrt und begannen wieder den Weg zum Haus zurückzugehen. Unterwegs gab sie Janis den letzten Teil des Wortgefechts wieder.

Wieder in der Behausung angekommen, sprach sie noch eine Weile mit der Tante und der Großmutter. Währenddessen wartete er in seinem Sessel darauf, dass sie endlich eine Entscheidung traf, die über ihr weiteres Schicksal bestimmen würde. Der kleine Hund war wieder aufgetaucht, streifte um seine Beine herum.

Roxana war sehr traurig, dass sie jetzt aufbrechen musste. Es würde für Cosmina eine *Pomana* geben, ein Totenmahl und eine Prozession zu ihrem Grab auf dem Friedhof der Namenlosen. Der Geistliche der Gadschos würde, falls er sich überhaupt dazu herabließ, ihre Freundin in ungeweihte Erde geben. Doch ohne die Rituale, die Gebote der Zigeuner und die dreitägige Totenfeier zu berücksichtigen, war es fraglich, ob ihre Seele je Frieden finden würde. Dieser Gedanke trieb ihr Tränen in die Augen. Alles Weinen und Klagen machte die Freundin jedoch nicht wieder

lebendig. Unabhängig dessen brauchte sie aber keinen Gedenkstein. Denn in ihrem Gedächtnis war die Freundin viel zu lebendig, um je wirklich vergessen zu werden, wie es mit den Toten im Laufe der Zeit geschah.

Eingedenk der Toten würden die Männer drei Tage nicht arbeiten. Das Geld würde knapp werden, die kargen Vorräte ausgehen. Die Männer durften sich in dieser Zeit nicht rasieren und nicht kämmen, damit der Totengeist nicht zurückkehrte.

Die Großmutter ging auf den Hausaltar zu, auf dem die Kerzen immer noch brannten. Sie kniete nieder und betete zu *Devel*, dem Gott der Zigeuner. Sie bat ihren Gott, *Cosmina* im *Raiyo*, dem Zigeunerhimmel, aufzunehmen und ihr alles Böse zu verzeihen.

Auf einmal klopfte es an der Tür. Die Tante öffnete. Es waren nur wenige gekommen, um Roxana Lebewohl zu sagen. Für die meisten Mitglieder des Clans gehörte sie nach dem Schiedsspruch des Rates nicht mehr dazu. Auf einmal war sie nur noch eine Fremde, eine Gadschi. Eine Weile später waren alle wieder gegangen. Für Janis war es an der Zeit, die Zelte abzubauen. Entweder würde er ihr hier Lebewohl sagen, oder aber Roxana würde zunächst einmal mit ihm mitkommen.

„Wir hätten dich gerne bei uns dabehalten“, sagte auf einmal die Tante und umarmte sie. „Aber so spielt nun mal das Leben. Ein ewiges Auf und Ab. Gib Acht auf dich, mein kleiner Engel.“ Sie ließ Roxana los und hob an Janis gerichtet mahrend den Zeigefinger. „Dass Sie mir gut auf diese junge Frau aufpassen, hören Sie! Hat schon genug durchmachen müssen, das arme Kind.“

Schweren Herzens begann nun der Aufbruch. Verfolgt von der kleinen Promenadenmischung, die laut bellend um sie herumsprang, begannen sie alle aus der Hütte zu gehen. Endlich wieder draußen, dachte er. Der düstere, klaustrophobisch wirkende Weg zwischen den Hütten, schien auf einmal ein willkommener Zufluchtsort zu sein. Die Tante seufzte und führte sich mit der Hand Luft zu. Am Wagen angelangt packte er Roxanas Sachen in den Kofferraum, stieg dann ein und startete den Motor. Dann stieg er wieder aus dem Fahrzeug aus, um der Höflichkeit Genüge zu tun und sich zu verabschieden.

Die alte Frau hielt plötzlich seine Hände fest und drückte sie. Tränen standen ihr in den Augen. Dann führte sie die Hände an ihre Lippen und küsste sie. Noch nie in seinem Leben hatte dies jemand in dieser Art getan. Es war wie ein Schock in seiner Seele, ein Beben in seinem Herzen. Panik machte sich in ihm breit und er wünschte sich nur noch, endlich von hier zu verschwinden. Später sollte er sich wieder an diesen Moment erinnern. Als sie auf der Fahrt waren und schon etliche Kilometer hinter sich gebracht hatten, schaute er immer wieder auf seine Hände und empfand sie irgendwie anders, ohne dass er hätte sagen können, worin der Unterschied zu früher bestand. Doch zunächst ließ die Alte eine seiner Hände los. Dann nahm sie Roxanas Hand und führte die beiden zusammen. Sie war in Tränen aufgelöst und fühlte, dass sie diese junge Frau wahrscheinlich nie wiedersehen würde.

Auch Roxana hatte mittlerweile Tränen in den Augen, die an ihren Wangen hinabsickerten. So standen sie alle einen Moment zusammen da. Ein Moment, der eine Ewigkeit anzudauern schien. Tränen, die ihre Stimme beim Sprechen erstickten, fingen nun an groß und durchsichtig zu fließen. Die kindliche Bewegung, mit der sie sich mit dem Handrücken über die Wange fuhr, brach selbst ihm fast das Herz. Wellen der Wut stiegen in ihm auf. Die Situation hatte ihn völlig überrumpelt. Er sagte aber nichts, weil in seinem Herzen Wut, Zorn und Mitleid miteinander stritten, und er das scharfe Gefühl hatte, irgendwie von seinen Gefühlen betrogen worden zu sein.

Darauf umarmte die Alte die beiden. Janis löste sich sogleich aus der Umarmung. Roxana und die alte Frau blieben noch einen Moment umschlungen. Nachdem sie sich ebenfalls von der Tante verabschiedet hatte, kam der unabwendbare Moment der Abfahrt. Ein letztes Mal lief der kleine Köter auf ihn zu und strich ihm schwanzwedelnd um die Beine. Ein letztes Zuwinken und sie fuhren davon.

KAPITEL 64 Vlad informiert Casian

Mit großem Interesse hatten Vlad und seine Männer den ganzen Zirkus in der Dorfmitte verfolgt. Aus ihrer Position heraus

konnten sie nicht verstehen, was im Einzelnen gesprochen wurde. Sie konnten sich aber, aufgrund der Geschehnisse, ein Bild davon machen. Letztendlich hatte man die kleine Hure verstoßen, einfach so, wie einen räudigen Hund, davongejagt.

Als die Versammlung zu Ende gegangen war und die teuflische Kröte wieder in der Behausung am Rande des Lagers verschwand, rief er Casian an und informierte ihn so genau wie möglich, über den Stand der Dinge. Sie wussten, dass die Tote, ihr verwundeter Bruder und das Zielobjekt jeden Sommer aus einem Waldlager im Kreis Maramures hierherkamen, um sich ein Zubrot zu verdienen. Sobald der Sommer zu Ende war, zogen sie wieder nach Norden, um dort den Winter zu verbringen. Nun, in diesem Jahr waren die Ferien vorüber, dachte er und lachte in sich hinein.

Casian fragte, ob er sich denken könne, was sie als nächstes vorhatte. Er verneinte, wollte abwarten und schauen, wie die Dinge sich entwickeln würden. Außerdem wollte er sich erst Klarheit darüber verschaffen, was für eine Rolle der Grieche spielte. Es stellte sich die Frage, ob er endlich aus dem Geschehen verschwinden würde, oder nicht. Der Mann war ihm nicht ganz geheuer. Es wollte im einfach nicht in den Kopf, was ein Mensch, der mit beiden Beinen im Leben zu stehen schien, mit so einem Abschaum zu schaffen hatte. Nun, die Zukunft würde es zeigen.

Weiterhin fragte er seinen Boss, ob er den beiden später außerhalb der Stadt auflauern sollte. Dieser wusste noch nicht, wie er sich entscheiden würde. Auch er konnte sich aus dem Verhalten des Griechen keinen Reim machen. Was wollte der Mann mit diesem von Gott verdammten Balg, gab es denn keine anderen Frauen in seinem Leben? Seine Männer hatten sie als sehr hübsch beschrieben. Aber in Teufels Namen: Sie hatte bei den Zigeunern gelebt. Hatte mit ihnen gegessen, geschlafen und diese angefasst! Also wirklich, grauste es diesem Manne eigentlich vor gar nichts? Schon deshalb war er in seinen Augen ein sehr außergewöhnlicher und ernstzunehmender Gegner.

Jetzt galt es abzuwarten, wohin die Reise ging. Doch Casian glaubte sich sicher zu sein, dass die Hilfsbereitschaft des Griechen nun ein Ende haben würde. Er konnte sein Mitgefühl verstehen, war doch die Kleine direkt vor seinem Fahrzeug in höchster Not aufgetaucht. Doch ein Mann seines Standes hatte

nun genug Nächstenliebe an den Tag gelegt. Sein Wohlwollen würde jetzt sicherlich ein Ende haben. Er würde sie irgendwo absetzen, ihr etwas Geld für einen Neuanfang in die Hand drücken und sich wieder seinen Engagements widmen. Doch sollten die beiden wider Erwarten zusammenbleiben und nach Maramures, in das Heimatdorf der Frau fahren, so sollten sie ihnen dahin folgen. Dann würde er mit seinen Männern ebenfalls dazustoßen. Denn durch diese ganze Scheiße, die die letzten Tage in seinem Hirn rumorte, hatte ihn wieder das Jagdfieber gepackt. Auf einmal juckte es ihn wieder an die alten Tage anzuknüpfen, als er noch selber mit seinen Mannen loszog und in den einsamen Grenzregionen jagte. Er lechzte geradezu danach, wieder in der freien Natur seinem Wild nachzustellen, es zu hetzen und am Ende in die Enge zu treiben. Und in Maramures, so erinnerte er sich, hatte er so manches gute Menschenwild erhascht und gute Beute nach Hause gebracht.

Die Zigeunerin und der Grieche hatten sich bisher als äußerst zäh erwiesen. Letztendlich waren sie ehrfürchtige und respektvolle Gegner. Sie schienen nicht die herkömmliche Sammelware zu sein, wo es keinen Spaß machte, an der Jagd teilzunehmen. Und so konnte er das Nützliche mit dem Erfreulichen verbinden: Er würde im Zigeunerdorf Beute machen und gleichzeitig die kleine Teufelin eliminieren. Was aus dem Griechen werden sollte, darüber machte er sich keine Gedanken. Seine Männer hatten noch eine Rechnung mit ihm offen. Und er würde auch seine Eminenz und Odo zu diesem amüsanten Event einladen. Schließlich hatte dieser Einfaltspinsel ihm diese verdammte Kacke eingebrockt. Sie würden die Einladung nicht abschlagen, dessen war er sich sicher. Schließlich wollten sie ihn nicht vergraulen.

Ja, dachte er und freute sich schon auf eine kommende Jagd, obwohl er noch gar nicht wusste, wohin das Schicksal den Griechen und die Zigeunerin führen würde. Ingeheim aber wünschte er sich, sie würden den Weg nach Norden folgen. Rauf in die Grenzregionen nach Maramures, wo sich noch Hase und Fuchs gute Nacht sagten. Da, wo die Natur noch intakt war und noch das Gesetz des Stärkeren galt, wo es noch Jäger und Gejagte gab

TRANSSILVANIEN

KAPITEL 65 Unterwegs nach Hunedoara

Ohne zu wissen, wohin es eigentlich gehen sollte, waren sie eine Weile wortlos Richtung Craiova gefahren. Begleitet von einem orchestralen Hupkonzert, bremste er auf einmal vor der Stadtgrenze ab. Plötzlich bog er, ein Einbahnstraßenschild ignorierend, rechts auf eine schmale asphaltierte Straße, die zu einem abseits gelegenen Supermarkt führte.

Eine Schar großer, schwarzer Saatkrähen, die sich über einem kleinen Kadaver hergemacht hatten, flog auf. Doch sobald der Mercedes vorbeigefahren war, ließen sie sich sogleich wieder nieder. Er schaute über die öde Landschaft. Weiter draußen konnte er die Skelette einiger niedriger, zusammengefallener Gebäude erahnen. Früher einmal, vor einem halben Jahrhundert vielleicht, hatten sie sicherlich noch einem Zweck gedient. Als ob die Lösung ihrer Probleme irgendwo da draußen am Horizont zu suchen wäre, verweilte er mit seinen Gedanken in der Ferne.

Auf dem halbleeren Parkplatz des Supermarktes umkurvte er ein paar entsetzte Passanten. Dann parkte er, stoppte den Motor und drehte sich zu ihr. Er wollte sie nicht drängen, doch sein Leben musste weitergehen, ihres auch. Was würde aus ihr werden? Wohin würde sie gehen? Er schaute sie von der Seite her an, lächelte aufmunternd. Sie drehte sich zu ihm um, versuchte das Lächeln zu erwidern.

„Sie wollen mich also verlassen, Herr Janis, ist es nicht so? Ich bin ihnen wohl ein Klotz am Bein, nicht wahr?“, fragte sie, nachdem ein Moment vergangen war.

„Warum sagst du das?“, erwiderte er. „Ich würde das nicht so sehen.“ Er schämte sich ein wenig dafür, dass er ihr auf ihre Frage eine solche zweideutige Antwort gegeben hatte.

„Ich frage mich, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, dass wir beide uns je wieder begegnen. Werde ich Sie je wiedersehen?“ Sie ließ den Kopf hängen und blickte auf ihren Sitz.

„Jetzt hör bitte auf, so darfst du nicht denken. Wir sind jetzt dicke Freunde und da ist es sehr wahrscheinlich, dass wir eines Tages wieder zusammenkommen.“ Auf einmal streckte sie sich zu ihm hinüber, presste ihre Lippen auf die seinen, erstickte seine halbherzigen Proteste.

„Bitte, sagen Sie nichts“, war alles worum sie bat, als sie für einen Augenblick ihre Lippen von den seinen löste.

Der zarte Duft, der von ihrem jugendlichen Körper ausging, betörte ihn. Ihre Lippen waren weich und feucht, sie hauchten den Anflug eines Kusses auf seine Wange, strichen über sein Gesicht und wanderten wieder zu seinem Mund. Dann begann sie plötzlich zu zittern und ein Schluchzen drang aus ihrer Kehle, während sie ihn noch fester küsste. Ganz sanft löste er sich von ihren Lippen und sah, dass ihr Tränen über die Wangen liefen, sah den Schmerz in ihren Augen. Einen Schmerz, den die Angst und das Gefühl der Demütigung noch steigerten, dass er jetzt Zeuge ihrer Schwäche wurde.

„Mein kleines Gypsy-Mädchen“, sagte er, „bitte weine nicht.“ Sie schüttelte hilflos den Kopf und legte ihn dann an seine Schulter. Er legte den Arm um sie und hielt sie fest.

„Ich habe solche Angst gehabt heute. Und ich fühle mich so allein. Noch nie habe ich mich so allein gefühlt. Ich weiß gar nicht wie ich Ihnen danken soll, dafür, dass Sie mich gerettet haben und immer noch da sind.“

„Du bist nicht allein, Roxana“, sagte Janis sanft. „Und die Angst ist etwas ganz Natürliches, nach allem was du durchgemacht hast.“

„Sie wissen doch gar nicht wie es ist, solche Angst zu haben.“ Er streichelte ihr über den Kopf.

„Ich glaube, das siehst du ganz verkehrt. Ich habe immer Angst. Deswegen bin ich auch noch am Leben. Und nur deshalb haben wir es auch bis hierhergeschafft. Manchmal ist tödliche Gewalt vielleicht das Einzige, womit man ihr entsprechend entgentreten und sie besiegen kann. Aber das soll nicht heißen, dass ich keine Angst habe. Im Gegenteil!“

„Bitte Herr Janis, verlassen Sie mich nicht. Ich möchte nicht allein sein.“

„Du bist jetzt nicht mehr allein, mein kleines Mädchen“, flüsterte er ihr zu. „Keiner von uns beiden ist das. Ab jetzt nicht mehr.“ Er wollte sie irgendwo hinbringen, wo sie in Sicherheit war und ein neues Leben beginnen konnte. Danach war es ihm egal, was mit dem Trümmerhaufen passierte, der von seinem Leben übrigblieb. „Komm“, sagte er, „lassen wir die Vergangenheit

hinter uns. Morgen beginnt wieder ein neuer Tag, fängt ein schöneres und besseres Leben an, ausgefüllt mit all den Dingen, die du liebst. Du musst es nur wollen.“

In Roxanas Augen standen Tränen, doch sie nickte. Wer sonst außer ihm verstand, wie sie fühlte. An seiner Seite würde alles gut werden. Daran wollte sie ganz fest glauben. Er beugte sich zu ihr vor, und seine Lippen berührten zärtlich die ihren. Dann legte er seine Arme um sie und zog sie eng an sich. Seine Wärme, seine Nähe und Zärtlichkeit waren alles, was sie jetzt fühlen wollte. Sie hatten endlich einander gefunden, und alles andere war gleichgültig.

Sie beschlossen heute bis zum Sonnenuntergang weiterzufahren, dann in einem Hotel zu übernachten. Morgen dann wollten sie den Rest des Weges bis nach Maramures zurückzulegen. Roxana wollte wenigstens Cosminas Mutter unter die Augen treten, ihr sagen, wie leid es ihr tat, dass ihre Tochter ihretwegen gestorben ist. Ob man sie dann aus dem Dorf in Maramures ebenfalls ausgestoßen würde, das wussten nur die Götter allein.

Er konnte nicht sagen, warum er sich weiterhin auf dieses Abenteuer einließ. Doch irgendwie konnte er sich nicht von ihr trennen, nicht, solange ihre weitere Zukunft ungewiss war. Andererseits musste er aber auch an seine laufende Geschäfte denken, musste wieder mit Mondi kommunizieren und ihn bei der Stange halten. Schließlich würde er nicht ewig in diesem Zigeunerland unterwegs sein. Auch Arianit musste über seine laufenden Bemühungen mit dem Serben informiert werden. Denn die Bündnisstreue mancher Albaner unterlag derartigen Schwankungen, gegen die der lokale Wetterbericht anmutete wie Gottes chernes Gebot. War zu hoffen, dass der aalglatte Geschäftsmann keinen eigenen Interessenten fand, um die Truhe zu verschern.

Sie berieten darüber, welche Route die Beste sei, um von Craiova aus zu ihrem Heimatdorf zu gelangen. Er ließ sich gerne dabei von ihr belehren, da sie die Route die letzten Jahre immer wieder rauf und runter gefahren war. Als sie aus Craiova herausfuhren, folgten sie der Straße, die parallel zum Fluss Jiu nach Norden führte. Für die Reize der Landschaft hatten sie heute

nichts mehr übrig. Sie flog einfach an ihnen vorbei. Eine Stunde später erreichten sie die Ortschaft Târgu Jiu. Nach weiteren dreißig Minuten passierten sie Petroșani und beschlossen noch bis Hunedoara weiterzufahren. Somit würde er den Ort kennenlernen, der angeblich in Beziehung zu Arianits Truhe stand. Dort wollten sie sich ein Hotel suchen, die Nacht verbringen und Morgen dann die übrigen, laut Roxanas Angaben etwa 350 Kilometer zurücklegen.

Bei Călan fuhren sie von der Hauptstraße ab, mussten noch knapp zehn Kilometer durch die wilde Bergwelt, um bis nach Hunedoara zu gelangen. Die Schatten, die von den Bergrücken geworfen wurden, begannen kühler zu werden. Doch die der Sonne zugewandten Flächen waren immer noch warm und in goldenes Sonnenlicht getaucht. Von den schattigen, dicht mit Koniferen bewaldeten Hängen konnte das unmerkliche, in der klaren Luft spürbare Dahinschwinden des Tages nicht länger ignoriert werden. Mit zunehmender Entfernung erschien ihm die allgegenwärtigen Wälder wie das narbige Fell, eines über die Grenzen des Erfassbaren reichenden Organismus. Sie hinterließen bei ihm das Gefühl eines archaischen Urtiers, dessen Puls geradewegs aus dem Erdinnern drang und außerhalb jeden menschlichen Zeitempfindens dahindämmerte.

Als Hunedoara endlich in Sicht kam, war die Sonne gerade dabei unterzugehen. Ein windstiller und wolkenloser Tag, der Stunden schönsten Wetters erlebt hatte, gab am Ende seinen Griff frei. Farbe und Wärme flohen als das Licht schwächer wurde und den reglosen Bäumen, der sich windenden Straße und den leeren Feldern jeglichen Trostes beraubte.

Aus dem Internet hatte er während der Fahrt ein Hotel ausgewählt und ein großes Zimmer gebucht. Er hoffte, dass die präsentierten Bilder der Lokalität auch der Realität entsprachen und der großspurig gewählte Name *Astoria*, dem weltweit bekannten Etablissement in New York zur Ehre gereichte. Sollte es jedoch nur eine banale Absteige sein, würde er dem Hotelier was pfeifen.

In der Stadtmitte angekommen, sahen sie kurz vor dem Erreichen des Hotels einen erregten, unruhig auf und ab gehenden Mann auf dem Bürgersteig. Mit seinen kurzen Armen fuchtelte er

zornig herum und schien dabei mit sich selbst zu sprechen. Auf einmal dämmerte es ihm, warum er sich so gebärdete. Sein Wagen war durch andere parkende Fahrzeuge eingeschlossen worden. Somit wurde er daran gehindert, von seinem Parkplatz wegzufahren. Plötzlich setzte er sich wieder hinter sein Lenkrad und hupte unentwegt in der Hoffnung, jemand würde sich seiner erbarmen.

Ein zerbeulter Bus, der ihnen auf der anderen Spur entgegen kam fuhr so dicht neben ihnen vorbei, dass er sie fast rampte. Der braunhäutige Fahrer stierte von seinem erhöhten Sitz beiläufig auf Roxanas halbnackte Beine herunter und vergaß dabei geradeaus auf die Straße zu schauen. Fast wäre er seinem Vordermann auf die Stoßstange aufgefahren, als dieser bremste. Der eingeklemmte Fahrzeughalter schimpfte und hupte immer noch unentwegt drauf los, und harrte in der Hoffnung, dass endlich irgendjemand kommen und seinen Wagen wegparken würde. Und dieser jemand würde mit einer ganzen Palette von Verwünschungen bis an die Grenze des Tolerierbaren eingedeckt werden.

Anfangs hatte er gedacht, diese Art der rumänischen Nächstenliebe sei nur eine ablehnende Haltung Ausländern gegenüber. Doch es hatte sich im Nachhinein gezeigt, dass die Rumänen ähnlich lieblos auch miteinander umgingen: Verschlussen, distanziert und misstrauisch. Nicht mal ein Lächeln, wenn man sich entgegentkam und beide zu entgegengesetzten Seiten hin auswichen. Daraus konnte ein tänzelndes Hin und Her werden und sich eine Verlegenheit ergeben, die normalerweise mit eben diesem Lächeln aufgelöst werden konnte. Langsam bekam er ein Gefühl für das, was während der Dauer der Diktatur mit diesem Volk geschehen war.

Endlich erreichten sie ihr Ziel. Die Formalitäten waren trotz einiger elementarer Schwierigkeiten, schnell erledigt. Janis konnte kein Rumänisch, das Englisch des Rezeptionisten kam auf Krücken daher, dass vom Hotelpagen ging am Stock. Wie sollte man sich da verständigen? Doch letztendlich führte sie ein Page zwei Minuten später auf ihr Zimmer.

Das noble Etablissement verfügte über keine Räumlichkeiten mit Verbindungstür. Von einer Suite, ganz zu

schweigen! Roxana wollte aber unter keinen Umständen in einen Zimmer allein sein. Also hatte er um das größte Zimmer gebeten. Darin gab es ein Bett für sie und ein Canapé für ihn. Das musste für diese Nacht reichen. Morgen Abend würden sie woanders sein, da musste man sich wieder neu orientieren.

Nach einer schnellen Dusche zog sie sich ein neues, rotes Kleid an. Es brachte ihren gebräunten Körper sehr gut zur Geltung. Ihre Moral und ihr Selbstvertrauen bekamen wieder Aufwind. Er schlug vor eine kleinen Spaziergang zu machen, um sich die Innenstadt und die Burg Hunedoara, *Castelul Corvinilor* wie die Rumänen dazu sagten, anzuschauen. In der Dämmerung sollte die Burg, laut Internet, beleuchtet sein und eine exzellente Aussicht bieten. Einst vom ungarischen Staatsmann Johann Hunyadi nach 1440 erbaut, wurde die Burg zum Stammsitz der Familie. Später wurde sie unter Johanns Sohn und späteren König Matthias Corvinus erweitert.

Die Sonne war mittlerweile untergegangen. Die Dunkelheit hatte sich über die Stadt gelegt. Straßenlaternen und Neonreklamen hatten das Straßenbild in grelle Farben getaucht. Die Bürgersteige waren nun mit Menschen gefüllt, die den Weg in Cafeterias und Restaurants suchten. Janis bemerkte einen jungen Mann, der sehr schnell daherkam, als ob jemand hinter ihm her wäre. Letztendlich blieb er jedoch abrupt bei einem Blumenhändler stehen. Der Florist hatte, trotz der späten Stunde, seine Stände immer noch auf dem Trottoir stehen. Der Jüngling erstand einen üppigen, fertig gebundenen Strauß, um ihn sicherlich einer geliebten Person zu offerieren.

Einer inneren Eingebung folgend, nahm er Roxana bei der Hand und zog sie ebenfalls zum Verkaufsstand hin. Sie bewunderten voller Admiration die Blumenpracht. Plötzlich rollte hinter ihnen eine Skateboard-Band junger Burschen, mit großer Geschwindigkeit, dahin. Fast hätte einer von ihnen Roxana gerammt, wenn er sie nicht rechtzeitig an sich gezogen hätte. Dann wählte sie sich eine Rose aus, brach den Stängel ab und steckte sich die Blume ins Haar. Sie freute sich sehr, nahm ihn ihrerseits bei der Hand und zog ihn einfach der Straße entlang.

So schlenderten sie eine Weile ziellos durch das Viertel, immer dem Treiben der Menge nach. Es schien, als wäre die ganze

Stadt auf den Beinen, um die warme Sommernacht zu genießen. Es war nicht mehr weit bis zur Burg, denn sie lag letztendlich nur einige hundert Meter vom Hotel entfernt. Auf dem Weg dorthin überquerten sie einen Platz, auf dem es diverse Stände gab. Von Lebensmitteln bis zu iPhone-Geräten, gab es hier alles was das Herz begehrte. Es gab Gürtel jeder Art und echt-falsche Damentaschen, die ausgebreitet auf einer Decke den Passanten offeriert wurden. Dahinter stand ein dünner Pakistani, der seine Auslagen mit scharfen Luchsaugen bewachte. Ein anderer Landsmann hatte sich auf Raubkopien von CD-s und DVD-s spezialisiert.

Weiter unten saß eine alte Zigeunerin hinter einem kleinen Tisch, der von einer echten Öllampe ausgeleuchtet wurde. Darauf hatte sie einige Karten ausgebreitet. Sie interpretierte einer weiteren Person, die konzentriert zuhörte, das, was ihr die Karten zuflüsterten. Roxana, auf einmal ganz in ihrem Element, zog ihn sofort zur Alten hin. Der letzte Klient war soeben guter Dinge aufgestanden und machte sich davon.

Roxana stellte sich vor die Alte hin, studierte die Karten und sagte etwas zu ihr, dass er jedoch nicht verstand. Die Karten waren im Untergrund dunkel mit grauen Schattierungen. Zum Teil wiesen sie reliefartige Strukturen auf. In ihrer Mitte befanden sich kuriose Zeichen, die an Kalligraphie erinnerten, letztendlich aber zu einem künstlerischen Ausdruck verfremdet waren.

Die Alte lehnte sich nach vorne, wobei sich nur ihr Oberkörper beugte. Es schien, als säße er frei drehbar auf einem Kugelgelenk. Sie wendete eine Karte und kommentierte etwas dazu.

„Sie sagt“, erklärte ihm Roxana, „diese Karte zeigt deine Vergangenheit und deine Gegenwart, und weist in deine Zukunft.“

Janis langweilte sich mit diesem Hokuspokus, tat aber ihr zuliebe gute Miene zum bösen Spiel. Dann folgte die zweite Karte. Er hörte schon gar nicht mehr richtig zu, schüttelte leicht den Kopf, um zu zeigen, dass das Unsinn war. Die Stimme der alten Schachtel kam ihm steinalt vor. Sie schwafelte unentwegt das Blaue vom Himmel herunter. Endlich war der Zauber vorbei. Er gab der alten Schrulle einige Ley-Scheine und zog anschließend Roxana, die bester Dinge zu sein schien, hinter sich her.

Die Sommernacht war warm. Immer noch flanierte eine Unmenge von Menschen durch die Straßen, viele von ihnen fröhlich und laut. Die beiden fühlten sich wie scheue Fremdlinge, die sich zwischen den anderen Schatten vorwärtsbewegten. Er dachte an nichts Besonderes, hielt einfach ihre Hand und führte sie durch die Gassen.

Kurz darauf erreichten sie die Burg. Ihre architektonische Schönheit, kam in der Dunkelheit durch die gezielte Beleuchtung, voll zur Geltung. Janis bewunderte die sich ihm dargebotene Kulisse einen Moment lang, sah dann aber, dass Roxana kein großes Interesse daran hatte. So brach er seine admiration ab und sie schlenderten wieder Richtung Hotel. Wenig später verspürten sie Hunger und ließen sich in einer sympathisch anmutenden Taverne nieder. Dort verschlangen sie gierig verschiedene lokale Spezialitäten. Sie aß mit großem Appetit, so, als ob sie schon Tage nichts mehr zu sich genommen hätte.

Als er die Rechnung beglichen und der Kellner das Wechselgeld auf einem kleinen Teller gebracht hatte, tauchte plötzlich ein kleiner dunkler Junge neben ihnen auf. Er zupfte an Roxanas Kleidern und redete laut und fordernd auf sie ein. Sie ignorierte sein Betteln. Allenfalls die plötzliche Härte in ihrem Gesicht wies darauf hin, dass sie den Jungen überhaupt wahrnahm. Der kleine Bettler ließ dann von ihr ab. Unverrichteter Dinge klammerte er sich plötzlich mit noch lauterem Klagelauten an Janis Hosenbeine. Herab rinnende Tränenströme bahnten sich helle Linien durch sein schmutzverschmiertes Gesicht. Um Nase und Mund hatte der Bengel merkwürdige Krusten. Auf seinen Haaren, die einer verfilzten Matte glichen und auf den vor Dreck starrenden Klamotten, glänzten Lackreste.

„Das ist ein Schnüffler“, sagte sie auf einmal. „Während meiner Zeit in der Kanalisation von Bukarest, habe ich viele dieser Kinder kennengelernt. Wenn ihnen das Lösungsmittel erst einmal das Hirn zerfressen hat, sind sie unberechenbar.“ Der kleine Rotz schlug jetzt mit seinen Fäusten hysterisch auf den Boden und labberte unverständlich vor sich hin. Die übrigen Gäste der Taverne hatten sich mittlerweile zu ihnen umgedreht, betrachteten die skurrile Szene. Gleichzeitig fing ein Hund an, unglaublich laut zu heulen.

Irgendwann hatte sie genug von diesen Rotz. Sie nahm das Wechselgeld an sich, packte den schrill kreischenden Jungen von hinten, drehte ihn mit einer schnellen Bewegung die Arme auf den Rücken und zog ihn dann von Janis Beinen weg. Sie versuchte mit ihm vernünftig und beruhigend zu reden. Als sie außer Sichtweite der übrigen waren, ließ sie ihn los und gab ihm die wenigen Ley-Scheine in die Hand. Die schmutzige Fratze des Kleinen leuchtete sofort auf. Prompt drehte er sich um und taumelte zufrieden über den Weg dahin. Roxana kehrte an ihren Platz zurück.

An einem anderen Tisch saß eine großgewachsene, hübsche Frau mit dem Rücken zu ihnen. Sie hatte ihre glatten, braunen Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Auch sie hatte das Geschehen wahrgenommen. Doch sie hatte sich, während der peinlichen Anwesenheit des Jungen anstandshalber nicht wie viele andere zu ihnen umgedreht. Jetzt sah sie aber zu den beiden hin. Ihre Haare glänzten so seidig, dass man unwillkürlich die Hand danach ausstrecken und es befühlen wollte. Die Frau sah ihnen entgegen und lächelte. Es war kein gespieltes oder erzwungenes, sondern ein offenes und aufrichtiges Lächeln, warm und herzlich.

Er blickte die unbekannte Schönheit wahrscheinlich ein wenig zu lange an. Die Frau schob sich mit dem Handrücken eine Haarsträhne aus dem Gesicht, atmete einmal schwer aus schaute ihm ein letztes Mal direkt in die Augen. Dann drehte sie sich wieder weg. Roxana hatte die ganze Szene mit gemischten Gefühlen beobachtet.

„Ist das der Typ Frau, der Ihnen gefällt, Herr Janis? Ist sie Frau genug für Sie?“, fragte sie auf einmal in einem harten Ton. Dann runzelte sie die Stirn, zog die Augenbrauen zusammen und presste die Lippen aufeinander, was ihr einen bedrohlichen Anblick verlieh.

„Bitte, Roxana, sei doch nicht gleich böse“, erwiderte er. „Ich habe doch nichts getan. Na gut“, sagte er und verschränkte die Arme über der Brust, „ich kenne dich nun gut genug, um zu wissen, dass diese zwei senkrechten Falten zwischen deinen Augenbrauen nur bedeuten können, dass dir die Sache ganz schön auf den Nägeln brennt. Doch ich versichere dir, es war nichts!

Doch sie sagte nichts darauf. Sie ließ es dabei bewenden und wurde in der Folgezeit etwas einsilbig, wenn er sie etwas fragte. Bald hatte sie sich wieder beruhigt. Was für ein Mädchen, dachte er, was für eine junge Frau. Sie war lebhaft, ohne angriffslustig zu sein und durchströmt von großem Eifer. Ein Vergleich mit einem Eichhörnchen kam ihm auf, das von Ast zu Ast hüpfte und in seiner Eile, den Wipfel des Baumes zu erreichen, ein paar Zweige übersprang. Aber genau das mochte er an ihr, zumal es eine Eigenschaft war, die nicht gleich ins Auge fiel. Das schwer Fassbare an ihr war so verfeinert, dass es schon fast unsichtbar wurde. Sie erweckte den Eindruck, als wäre sie beinahe kindlich offen, und das stimmte auch bis zu einem gewissen Grad. Selten machte sie einem etwas vor.

Aber es gab noch eine Seite an ihr, die nur selten durchbrach, und gerade diese Seite faszinierte ihn. Trotz des kleinen Zeitraumes, in dem sie dieses Abenteuer zusammengeschweißt hatte, wusste er, dass es Bereiche gab, die er niemals antasten durfte. Manche Fragen beantwortete sie nie, manche Themen diskutierte sie nur theoretisch abgehoben. Und wenn er sie bedrängen wollte, konkret zu werden, entglitt sie ihm lachend, gewandt wie eine Gymnastikturnerin.

Etwas später fühlten sie sich beide müde. So beschlossen, sie langsam, aber sicher, zum Hotel zu trotten. Sobald sie aber wieder im Hotelzimmer waren und auf dem Canapé Platz genommen hatten, begann sie wieder Fragen zu stellen.

„Herr Janis, warum sagen Sie nie etwas über sich? Und es ist mir egal, wenn Sie jetzt wieder mit mir zu schimpfen anfangen. Aber ich möchte jetzt wissen, wie ihr richtiger Name lautet. Denn ich glaube nicht an dieses banale Janis. Das passt nicht zu ihnen.“

Sie hatte recht, er wollte nicht wieder aus der Haut fahren und sie anschnauzen. Nach alledem was sie erlebt hatte, konnte man ihr das nicht auch noch antun.

„Roxana, zunächst einmal, bitte ich dich mit diesem albernem *Herr Janis* aufzuhören. Ich fühle mich schon als alter Mann, wenn ich das höre. Sag einfach Janis zu mir, mittlerweile sind wir schließlich gute Freunde, oder?“

„Gut, Janis“ Dann erzähl mir doch endlich etwas zu deiner Person“, forderte sie.

„Aus meinem Leben gibt es nicht viel Schönes zu erzählen. Ab und zu denke ich an all die Frauen zurück, die ich in den letzten Jahren kennengelernt habe. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich von einigen nicht einmal mehr den Namen weiß. Sie schweben wie Schatten in meiner Erinnerung. Andererseits hinterlässt ein Mensch aber immer irgendwelche Spuren. Denn es ist kein Mensch ohne Schatten. So bleibt letztendlich immer etwas hängen.“

„Wirst du auch meinen Namen vergessen haben, Herr Janis, sobald wir wieder ein jeder seinen Weg gehen?“, fragte sie traurig. „Werde auch ich nur ein weiterer Schatten sein?“

„Hör doch mit diesem *Herr Janis* auf. Bitte!“

„Ja, Janis, ja Janis, ja Janis, . . . oder wie auch immer. Warum sagst du mir nicht einfach deinen wahren Namen?“

„Das Leben ist etwas paradoxes“, wechselte er wieder die Richtung. „Es ist wie ein Balanceakt. Man kann es mit dem schmalen Grat einer Sanddüne vergleichen, auf dem man sich im Gleichgewicht zu halten versucht. Ständig rutscht man einmal auf der einen, dann wieder auf der anderen Seite weg. Metaphorisch gesehen geht so immer ein Teil des Lebens im Guten oder Schlechten dahin. Im Laufe der Zeit stumpft man ab, macht sich alles passend und versucht das ständige Abrutschen zu ignorieren. Man hält aus, überlebt! So verliert man im Laufe der Jahre auch den Sinn fürs Leben und für die Liebe, . . . wenn es denn einen Sinn darin gibt.“ Er hoffte, dass er sie mit seinem sentimentalen Geschwätz nicht langweilte, machte dann dennoch weiter. „So wie man sich die Hände verbrennt und dann in den Fingerkuppeln kein Gefühl empfinden mehr hat, genauso ist es mit der Liebe. Sie offenbart sich einem vielleicht eines Tages. Doch man vermag sie nicht mehr wahrzunehmen.“

„Und, wenn sie sich in deinem Leben nochmals offenbart? Wirst du sie dann zu greifen wissen, sie willkommen heißen, in ihr aufgehen?“, fragte sie berechnend.

„Ach, bitte mein kleines Mädchen, lass doch diese Fragen. Die führen doch zu nichts. Ich bin doch nur noch gut genug, um in der Gegend herumzufahren. Denn da weiß ich, dass ich dadurch alles vergessen kann. Meine Sorgen, meine Vergangenheit und meinen Kummer, der sich über die Jahre in mir

angesammelt hat.“ Er hatte sich mittlerweile in eine melancholische Stimmung gesteigert, führte jedoch weiter aus. „Ich denke da nicht mehr an die Zukunft, nur der Augenblick zählt. Die Eindrücke der Umgebung, die ungewisse Gefahr, der man sich stellen muss, die nächste Stadt in der man sich befindet und in der einen keiner kennt. Ein Aufatmen in einer neutralen Umgebung. Problemlos, allein, einsam, aber . . . frei! Ja, frei, das ist das richtige Wort. Um an deine pubertären Gedanken anzuknüpfen, ist das für mich, falls es so etwas überhaupt gibt, der Geschmack der Freiheit.“ Sie hatte sich mittlerweile neben ihn gesetzt, ihren Kopf an seine Schulter gelegt und sich immer enger an ihn angeschmiegt.

„Frei sagst du? Warum, bist du denn nicht frei?“

„Das kannst du wahrscheinlich nicht verstehen, weil du noch eine junge Frau bist. Aber ich sage dir, ein hungriger Wolf in den dunklen Wäldern ist glücklicher als ein vollgefressener Zirkusbär in seinem Käfig. Wobei dies natürlich im übertragenen Sinne zu verstehen ist.“ Er legte väterlich seinen Arm um ihre Schulter, drückte sie enger an sich. „Ich fühle mich eingeeengt, deshalb habe ich es immer wieder nötig auszureißen und auf Tour zu gehen. Dann fühle ich mich gut und frei von meinen Dämonen, die mich tagein, tagaus quälen. So kann ich sie für die Dauer der Reise zurücklassen. Obwohl ich sie nicht besiegen kann, vermag ich sie so eine Weile aufs Eis zu legen. Bis ich dann wieder in die heimische Umgebung komme, und die eine Einsamkeit gegen die andere austausche. Es ist wie eine Art Gefängnis ohne Gittern, aber doch existent.“

„Aber warum gehst du dann nicht einfach weg?“, fragte sie, die sich nun auch von dieser melancholischen Stimmung hatte einfangen lassen.

„Wohin denn? Wo immer mein Zuhause sein wird, dahin werden mir meine Dämonen stets folgen. Jeden Tag bis an mein Lebensende. Wenn ich morgens aufwache, sind sie mit einem Schlag wieder da. Jeden Abend habe ich Angst vor dem Einschlafen, denn stets warten sie darauf, bis ich dahinsinke und der Schlaf mich übermannt. Dann schleichen sie sich heran, um mich dann in meinen Alpträumen zu quälen. Aber du kennst mich ja nun ein klein wenig. Als Lebenskünstler und unverbesserlicher

Optimist, denke ich die ganze Zeit: Irgendwann muss es ja besser werden! So, jetzt weißt du einiges von mir. Ich hoffe, du verstehst nun, warum ich immer auf Achse bin, dahinrase und mich frei fühle. Da halte ich mich dann eine Weile auf dem Grat meiner Sanddüne, um alsbald auf die eine oder andere Seite abzurutschen.“

„Du machst mich sehr traurig, Janis“, sagte sie mit Tränen in den Augen. „Was könnte ich nur tun, um dich glücklicher zu machen?“

„Du hast schon sehr viel für mich getan. Letztendlich hast du mir schon mehr gegeben, als ich in diesem Leben noch einmal erhoffen konnte. Eigentlich hast du mir alles gegeben: Deine Jugend, deinen Körper, dein Lächeln, deine Wärme. Was gibt es noch, was du mir schenken könntest?“

„Ich würde dir gerne alles geben, was immer du dir wünschst. Alles!“ Sie raffte ihren ganzen Mut zusammen, packte ihn in die folgenden Worte: „Bitte Janis, sag mir endlich, wie dein richtiger Name lautet. Bitte, sag es mir“, flehte sie. „Ich möchte den richtigen Janis kennenlernen. Ich möchte an seinem Leben teilnehmen und ihn in meinen Armen festhalten, möchte fühlen was er fühlst, wissen was er weiß.“

„Komm Liebes, verrenne dich nicht in diese Sache. Mache bitte kein Drama daraus. Bald werden wir diese Lage bereinigen, dann werden sich unsere Wege wieder scheiden.“

„Nein!“ Janis erschrak, da sie ihre Antwort so imperativ dahergebracht hatte. „Ich kann dich nicht vergessen, möchte dich nicht vergessen und ich werde dich niemals vergessen“, gab sie energisch zurück. Er zog sie fest an sich und streichelte ihr Haar. Während er ihr einige sanfte Küsse auf die Wange hauchte, liebte ihr Gesicht.

Er war der Meinung, dass alle Menschen im Leben eine Chance verdienten. Seine hatte er vor langer Zeit gehabt. Leider hatte er sie nicht festzuhalten gewusst, sie nicht gut genutzt. Jetzt war es leider zu spät für ihn. All das, was die Menschen Glück, Liebe und Freude nannten, war seiner Meinung nach nichts als eine Ansammlung falscher Berechnungen, die auf falschen Hypothesen gründeten. Die Fähigkeit in dieser Hinsicht einen weiteren Horizont zu erblicken, hatte er schon lange verloren. In

seinem Herzen war nur noch eine schreckliche Leere. Das Einzige, dass ihn letztlich aus dieser Betäubung zu befreien vermochte, war die Illusion seiner täglich neu gewonnen Freiheit. Er wollte auf einmal nicht mehr weiter, kämpfte gegen den Drang an aufzustehen und das Zimmer zu verlassen. Doch er wollte sich vor ihr keiner Blöße hingeben. Außerdem durfte er diesem armen Geschöpf, zu welchen Hoffnungen auch immer, keine Nahrung geben. Doch dann fasste er sich wieder und führte weiter aus.

„Aber dir wünsche ich von ganzem Herzen, dass du deine Chance im Leben ergreifst. Nun ist deine Zeit gekommen. Ich hoffe du machst mehr draus als ich und beginnst ein neues, glückliches Leben. Als dein Freund werde ich immer für dich da sein. Du kannst immer auf mich zurückgreifen, wenn es Probleme gibt. Abgesehen davon habe ich mir überlegt, sofern du einverstanden bist, dich nach Deutschland zu schicken. Dort würde dich einer meiner Freunde betreuen. Du könntest zur Schule gehen, einen Beruf erlernen. Na, was sagst du dazu?“

Sie sah ihn einfach nur verträumt an, erwiderte jedoch nichts. Letztendlich fragte er sich, ob sie ihm überhaupt zugehört hatte, oder ob sie in einer anderen Welt entschwunden war. Schließlich hielt er sie noch eine Weile fest, dann löste er sich von ihr.

„So, und jetzt Schluss mit diesem sentimentalsten Unsinn. Zeit ins Bett zu gehen. Morgen müssen wir wieder viele Kilometer fahren. Und nicht immer auf der Autobahn.“

Roxana sprang von ihm weg und eilte ins Bad. Er stand auf, vertrat sich ein wenig die Beine und ging danach ans offene Fenster. Das Schauspiel, das sich ihm darbot, faszinierte ihn. Er hatte nun das Fenster noch weiter geöffnet und sich auf den Fenstersturz hinausgelehnt.

„Roxana“, rief er ihr ins Badezimmer nach, „komm schnell her, das musst du dir ansehen!“ Sie kam nach einem Moment eilends aus dem Bad und gesellte sich zu ihm. So schauten sie gemeinsam nach draußen. Die warme angenehme Nachtluft liebte ihre Gesichter. Die Aussicht war wunderschön. Dem Hotel vorgelagert floss ein kleiner Fluss zügig dahin. Das Licht der Straßenbeleuchtung spiegelte sich sanft im dunklen Wasser und verlor sich in der Ferne. Weiter hinten

beleuchtete der Mond eine steinerne Brücke und erweckte den Eindruck, als wäre sie ins Lampenlicht gerückt.

Sie drückte sich gegen ihn, legte ihren Kopf sanft an seine Schulter. Für eine Weile schloss sie die Augen, genoss diesen Augenblick der Ruhe und des Friedens. Für einen Moment vergaß sie alles um sich herum, vergaß warum sie das Schicksal an diesen Ort geführt hatte. Seine Präsenz war alles und umhüllte sie wie eine Galaxie mit Myriaden von Sternen. Er spürte, wie sie sich gegen ihn drückte, legte seinen Arm behutsam um sie und zog sie fester an sich heran. Dann deutete er plötzlich nach oben.

„Da! Eine Sternschnuppe“, wobei er mit gestreckter Hand und Zeigefinger irgendwo in die unendliche Weite des Universum zeigte. Zu seiner Verwirrung griff sie sofort entschlossen nach seinem Arm und zog ihn vehement nach unten. Er sah sie verwundert an. „Hey, was soll das? Warum regst du dich so auf?“, fragte er verwirrt.

„Tut mir leid, aber manchmal vergesse ich, dass du ein Gadscho bist. Die Zigeuner glauben, dass jeder Himmelskörper für einen Menschen steht. Wenn nun einer vom Himmel fällt, so bedeutet das, dass einer auf der Flucht ist. Zeigt man auf ihn, steht sein Untergang fest“, sagte sie voller Überzeugung. „Wenn man die Sternschnuppe jedoch nur anschaut, wird der Mann gerettet. Und . . . wer wird dich retten, Janis?“

„Ach, Unsinn! Du glaubst doch nicht etwa an solche Ammenmärchen? Das ist doch nur fürs dumme Volk“, sagte er unbeeindruckt und streichelte liebevoll ihre Wange. „Und selbst wenn, geschieht dem Flüchtenden ganz recht.“ Endlich drehte er sich von Fenster ab, berührte ihre Hüften, streichelte ihr Haar. Sie schloss wieder die Augen, seufzte und hoffte, dass er sie küssen würde. Die warme Nachtluft berührte ihre umschlungenen Körper, die in der Dunkelheit zu einem Schatten verschmolzen waren.

„Wenn du mir versprichst artig zu sein, schlafen wir im gleichen Bett. Ansonsten schlafe ich auf dem Sofa“, sagte er hart und entschlossen. „Und es ist schon recht spät, wir sollten schlafen gehen.“

„Was soll das, Janis?“, erwiderte sie keck und überlegen. „Komm her, es ist doch kein Verbrechen, was wir tun.“

„Bitte zwing mich nicht zu etwas, was ich nicht gutheißen kann“, sagte er überaus konsequent und der festen Überzeugung, seine Meinung zu vertreten. „Ich bin alt genug, um zu wissen was ich will, beziehungsweise nicht will. Und ich mache immer was ich will, nichts anderes. Definitiv!“

„Janis, wenn du dich nicht sofort ausziehst und dich zu mir ins Bett legst, schreie ich das ganze Hotel zusammen und behaupte, du hättest mich zu vergewaltigen versucht“, sagte sie lauthals lächelnd, setzte sich aufs Bett und zog ihr Oberteil aus.

„Das wagst du nicht, selbst wenn es so wäre, du kleines Luder.“

„Führe mich nicht in Versuchung, Herr Janis! Und, ich betone das *Herz!*“ Sie kicherte und hielt sich die Hand vor dem Mund. „Also los, komm schon her. Zier‘ dich doch nicht so, ich beiße nicht.“ Er schritt gezwungenermaßen zum Bett. Sie schnappte sich ihn, zog ihm sofort das Hemd vom Körper.

„Siehst du, Herr Janis“, sagte sie schelmisch, „du machst doch nicht immer was du willst. Und jetzt, wirst du in meine Arme kommen und mir deine ungeteilte Aufmerksamkeit zuteilwerden lassen. Nicht weil ich dich erpresse, nicht weil ich es mir über alles wünsche, sondern . . . weil es Herrn Janis einfach so gefällt! Definitiv!“

„Du kleines Miststück“, sagte er schmunzelnd, „deine Mutter muss sich mit einer Natter gepaart haben.“

KAPITEL 66 Spezieller Gast zu Besuch

Heute Abend war ein besonderer Abend. Ein spezieller Gast hatte sein Kommen angesagt. Nach Angaben des Mittelsmannes, der ihn Karl anempfohlen hatte, war er sogar höchst kompliziert und anstrengend. Aber er war ein Lebemann und zu guter Letzt Direktor einer der größten Banken im Lande, also genau der Mann, der Karl in seiner Sammlung noch gefehlt hatte. Sollte er ihn zufriedenstellen können und auf die Dauer an ihn zu binden wissen, hätte er nicht nur Macht, sondern auch den Zugang zu großen finanziellen Ressourcen, wenn Not am Mann wäre. Also galt es alles zu tun, um den Gast zufrieden zu stellen.

Herr Direktor war in jüngeren Jahren Weltmeister für kurze Beziehungen und One-Night-Stands gewesen. Zwei in einer Nacht, kein Problem. Die Witwe eines Kollegen, die geschiedene Frau des Nachbarn und vieles mehr. Die Geschichten, die über ihn kursierten, waren eine exzessiver als die andere.

Seit dem ersten Onanieren und den feuchten Flecken auf den Lacken, hatte er diesen Hunger gespürt. Auszuprobieren, was andere kaum zu denken wagten war etwas, das ihn schon im Teenager-Alter charakterisierte. Das Experimentieren mit neuen Stellungen war aber schon vor seiner Volljährigkeit erschöpft. Danach folgten Lederriemen, Kerzenwachs, Schläge. Mit wenigen Worten, alles was scharfmachte: Im Flugzeug, im Bus, in Fahrstühlen mit gedrücktem Notrufknopf. Ein getriebenes Tier, eine Sexmaschine aus Fleisch und Blut, die keine Scham und keine Grenzen mehr kannte.

Doch der Hunger war unstillbar, ließ nicht nach. So lebte er viele Jahre dahin. Die Abhängigkeit fraß ihn von innen heraus auf und verlangte jederzeit nach einem neuen Kick. Ein Dämon, der jedes Mal aufs Neue ausgetrieben werden musste. Am Ende konnte er nur noch in völliger Dunkelheit bumsen. Die Gesichter seiner Partnerinnen waren eine Last, die er nicht mehr ertrug. Das war jetzt einige Jahre her. Die meisten Frauen hatten ihm seither die Türe vor der Nase zugeschlagen. Doch die Gerüchte über verwegene Abenteuer mit aufreizenden Amazonen, kursierten unter den Kollegen immer noch. Unsterbliche Geschichten, die seitdem in den höheren Etagen der Bank die Runde machten.

Das, was niemand vorhersehen konnte, geschah durch einen Zufall. So jedenfalls empfand er es im Nachhinein. Die Bar war um einiges voller, als er es erwartet hätte, eng, die Gesichter verschwommen. Das vertraute Kribbeln im Körper, intensiver denn je . . .

Die Luft war süßlich schwer, es herrschte eine unterdrückte Rastlosigkeit. Alle trieben herum. Small-Talk, Lächeln, klirrende Eiswürfel in halbvollen Gläsern. Er nahm jede noch so flüchtige Berührung wahr. An manchen glitt er einfach vorbei, andere saugte er gierig auf. Alles, was ihn mit seinem früheren Leben verband, war auf einmal auf seinem Namen beschränkt, wenn überhaupt. Ein anderes Ich begann sich in ihm

zu regen. In diesem Moment erlebte er eine Metamorphose, die sich in seinem Körper abspielte: Larve, Puppe, Hülle, Schmetterling. Auf einmal sah er nur noch Männer um sich herum. Eine Hand begann ihn zu berühren, tastete sich zu seiner Hose hinab. Er ergriff sie und führte sie zwischen seine Beine.

Als er das erste Mal kam, Mann gegen Mann, gab es keine Namen. Nur Lippen, Schenkel und nackte Eier. So ging es einige Zeit lang, bis er sich auf einmal eingestehen musste, dass sich etwas verändert hatte. Er fühlte sich, als wäre er all die Jahre zuvor wie gelähmt gewesen und hätte gerade eben erst zu laufen gelernt, und er wollte nicht mehr damit aufhören. Ein Ausleben, das keine Dunkelheit mehr erforderte, nur Anonymität. Dennoch! Auch dieses Ausleben hatte am Ende ein Verfalldatum.

Irgendwann, als ihm diese Art von Abenteuer auch nicht mehr die nötige Befriedigung verschaffen, nicht den absoluten Kick geben konnte, wurde er durch einen anderen auf Sex mit Minderjährigen, zehn bis dreizehnjährigen Jungen und Mädchen, aufmerksam gemacht. Also begann er sich diesbezüglich zu interessieren. So kam er an Karl und seinen diskreten Service. Sein Bekannter verbürgte sich für den Deutschen. Er lobte ihn als einen Mann, der das nötige Fingerspitzengefühl, den Takt und die absolute Diskretion in seiner Person integrierte. Eben der richtige Ansprechpartner, um hochgestellte Persönlichkeiten wie ihn, die nötige Sicherheit und den besten Service zu bieten. Alles spielte sich in einem eigens dafür vorgesehenen Anwesen ab, völlig von der Außenwelt abgeschirmt. Teuer, aber exklusiv und zuverlässig.

Karl hatte sich gut vorbereitet, Odo war wie immer in seiner Peripherie. Doch so guter Stimmung er am diesem Abend bisher gewesen war, dass eben geführte Telefongespräch hatte ihm die Laune versaut. Casian hatte ihn eben informiert, dass der Grieche und der weibliche Teufel in Hunedoara in einem Hotel übernachteten und womöglich am Morgen nach Maramures aufbrachen. Dort sei das Heimatdorf des Mädchens, irgendwo in der Grenzregion zur Ukraine.

Sollte es sich so verhalten, würden seine Männer den beiden folgen. Letztendlich würde er mit seiner Bande dort zuschlagen, das Mädchen erledigen und gleichzeitig im Lager Beute machen. Karl würde sich dort ebenfalls mit Odo einfinden

müssen, denn letztendlich war es Karls unfähige Rasselbande, die den ganzen Schlamassel herbeigeführt hatte. Also musste er ebenfalls helfen, die Sache zu bereinigen.

Er hatte überhaupt keine Lust, in diese Barbarengegend zu fahren. Gleichzeitig wusste er aber, dass man Casian nicht so einfach widersprach. Das konnte sonst ein böses Ende nehmen. Also hieß es zunächst abwarten, was dem Mädchen und dem Griechen sonst noch für Ideen einfielen. Doch zunächst hieß es heute Nacht, dem guten Bankdirektor seinen Spaß zu gönnen. Morgen dann würde er weitersehen.

KAPITEL 67 Hotel Astoria

Er betrachtete sie. Sie hatte sich wie ein Embryo zusammengerollt und atmete tief und gleichmäßig. Ihr Mund stand leicht offen. Selbst im Schlaf wirkte sie verspannt und von Angst gepeinigt. Die Art wie sie dalag, verriet ihr Bedürfnis, sich zu schützen. Janis konnte nicht schlafen. Nicht weil er nicht müde war, sondern weil ihn eine innere Unruhe fortwährend mit Fragen bombardierte. Wie sollte es Morgen weitergehen, wie sah die Zukunft aus. Wie, wie, wie . . . !

Die Minibar gab nicht viel her. Zum Glück hatte er immer eine kleine Wodkaflasche in seinem Reisegepäck, eine Art letzte Reserve, die in Zeiten der Not auch als Medizin gedacht war. Die langen weiten Vorhänge blähten sich im sanften Luftzug, der durch das Fenster schlich. Während er direkt aus der Flasche trank, schritt er zur offenen Balkontür, ging hinaus und setzte sich auf einem der zwei Stühle, die es nebst einem kleinen Tisch gab. Die Straßen waren dunkel, die Häuser lagen still da.

Der Mond hing starr am Himmel und er wusste nicht, wann er zuletzt einen so schönen Abend erlebt hatte. Einen glücklichen, albernen Abend, ohne dass winzige Schatten an den Rändern jedes Gespräches zupften. Der Erdtrabant leuchtete. In zwei oder drei Tagen war Vollmond. Sein Licht tauchte die Dächer in ein geisterhaftes, metallisches Grau. Es war ein heller, überirdischer Farbton, wie er ihn noch nie gesehen hatte. Man konnte ihn zwar nicht anfassen, doch so verrückt es auch schien,

dieses Grau hatte etwas Besonderes: Es lebte! Wahrscheinlich spielte ihm der Wodka übel mit, denn auf einmal streckte er die Hand aus, so, als ob er nach der Farbe greifen wollte.

Der Himmel war übersät mit Sternen. Blinzelnd versuchte er auf einmal die alten Sternbilder zu erkennen, die seit uralten Zeiten das Leben der Menschen beherrschten. Sofort entdeckte er den Großen Bären, den Polarstern, Orion und noch viele andere mehr, deren Namen er längst vergessen hatte. Als er alle, die er zu kennen glaubte, eine Weile mit Admiration angestarrt hatte, gab er auf. Ermüdet rieb er sich die Augen. Ihm wurde plötzlich ein klein wenig schwindelig. Doch dann sah er, wie das zersplitterte Licht zu Mustern seiner eigenen Fantasie zusammenfloss. Plötzlich wurden daraus Tierbilder und Helden, manchmal Früchte und Blätter. Meistens jedoch war es einfach nur das formlose Wabern seiner Einbildungskraft.

Er senkte den Blick und schaute wieder über die Dächer der Stadt. Irgendwo hatte jemand eine Lichtquelle eingeschaltet. Wahrscheinlich auch irgendeine einsame Seele wie er, der von seinen Gedanken geplagt wurde und nicht einschlafen konnte. Plötzlich erblickte er wieder eine Sternschnuppe, wie sie in ihrer Bahn auf die Erde fiel. Es war so still auf seinem Balkon, dass er für einen Moment glaubte, den Himmelskörper fallen zu hören. Jetzt fielen ihm auch wieder ihre Worte ein, nicht mit der Hand darauf zu deuten, sonst würde der Mann, den dieses Gestirn verkörperte, nicht gerettet werden . . .

Und dich, hatte sie gesagt, wer wird dich retten, Janis? Es überraschte ihn ein wenig, wie selbstverständlich sie den Begriff Rettung benutzte. Es schien für sie die einzig vorstellbare Möglichkeit zu sein, mit dem eigenen Schicksal fertig zu werden. Mich wird niemand retten, dachte er, und hatte seine Zweifel, ob das überhaupt möglich wäre. Letztendlich versuchte er einfach nur mit dem zu leben, was er selbst angerichtet hatte.

Nunmehr fast vierzig Jahre alt war er für die Dinge, die in seinem Leben geschahen, selbst verantwortlich. Es brachte nichts, sich vor dieser Erkenntnis zu drücken. Die Probleme wurden dadurch nicht gelöst. Er hatte die Erfahrung machen müssen, dass wenn man versuchte Verantwortung loszuwerden, man sich nur selbst etwas vorlog. Irgendwann stand man dann da und musste

sich eingestehen, dass sie einen nie verlassen hatte. Sie klebte stets an einem, und wahrscheinlich gab es nichts Vergleichbares, was so verdammt hartnäckig anhaftete.

Und was Roxana anbetraf, würde sie sich durch das, was von dem erlebten Grauen noch übriggeblieben war, beharrlich Schritt für Schritt hindurcharbeiten müssen. Ihre Hoffnung auf Vergessen und ein besseres Morgen war noch nicht ganz verschwunden. Sie klammerte sich an ihr fest, wie eine störrische Auster an einen Felsen und würde so lange darauf herumkauen müssen, bis es Vergangenheit wurde. Eine Vergangenheit, die sie aushalten musste, um eine Gegenwart zu haben, die sie ertragen konnte. Und eine Zukunft. Für diese Zukunft musste sie jetzt weitergehen, einen Schritt nach dem anderen.

Manchmal geschahen eben Dinge im Leben, die scheinbar alles zum Einsturz brachten. Und nicht das geringste Anzeichen ging diesen Ereignissen voraus, nicht einmal eine Vorahnung. Gleichförmig verlief der Alltag in eine bestimmte Richtung. Plötzlich geschah etwas, ein Zufall, ein unvorhersehbares Zusammentreffen mit einer Person und alles wurde durcheinandergebracht. Warum geschah so etwas? Und würde es ein gutes Ende nehmen? Niemand konnte das voraussagen und vor allem nicht derjenige, der im Mittelpunkt des unerwarteten Geschehens stand.

Ob ihre Zukunft in ihrer Heimat lag, weit oben im fernen Maramures? Er konnte es nicht errahnen. Seinerseits hatte er vorgeschlagen, sie sollte nach Deutschland gehen. Ein guter Freund zu dem er vollstes Vertrauen hatte, würde auf sie aufpassen, während sie zur Schule gehen und einen anständigen Beruf mit Zukunftsaussichten erlernen würde. Auf der anderen Seite hatte er die Traurigkeit, die in jedem Satz, jeder Geste und in jedem Blick des Mädchens lag, bemerkt. Nach all den grausamen Ereignissen hatte sie schlicht und einfach Heimweh. Ihr fehlten die Waldluft, das Vogelgezwitscher, das Rauschen der Bäume und der knirschende Erdboden unter ihren Füßen. Gegen diese Krankheit war kein Kraut gewachsen, gab es keine Heilung. Vielleicht irgendwann einmal Linderung, doch nicht unter den jetzigen Umständen. Wie so viele Menschen, träumte sicherlich auch sie von einem ganz normalen Leben. In einer Stadt, in einem kleinen

Dorf vielleicht. Einfach nur unbehelligt von den Blicken der Menschen im alltäglichen Einerlei versinken. War es nicht das, was sich generell die meisten Menschen wünschten?

Er wusste, dass sein Verhalten der reinste Unsinn war. Aber vielleicht war es gerade das Spiel mit dem Feuer, was ihn an ihrer Beziehung reizte. Ihm war klar, dass er sich etwas vormachte, denn sie hatten keine Chance, keine Zukunft. Wo war auf einmal der arrogante Janis verblieben, der sich abgewandt hatte, wenn er kleine verdreckte Zigeunerkinder sah, die herumtollten oder mit dem Rest der Zigeunerbagage daherkamen? Von seiner Gehässigkeit den Erwachsenen gegenüber, ganz zu schweigen. War er sich sicher über sein zukünftiges Gebaren und Verhalten ihr gegenüber? Oder würde der gehässige Grieche immer wieder über die Stammesangehörigen herziehen und sie damit ständig verletzen?

Auf einmal schnürte ihm ein unsichtbarer Feind die Eingeweide fest, rutsche seine Wirbelsäule hinunter und nötigte ihn tief einzuatmen, da eine unsichtbare Hand seine Kehle zudrückte. Vielleicht war es aber auch nur die Hilfslosigkeit, die ihn von innen heraus bedrängte. Denn sie beide führten, jeder auf seine Weise, ein Dasein am Rande der Gesellschaft. Plötzlich spürte er seinen Puls schneller schlagen. Eine Erregung ergriff Besitz von ihm, die umso intensiver war, als ihr dieser seltsame Reiz des Verbotenen anhaftete.

Roxana erwachte mitten in der Nacht, wusste jedoch nicht, was sie geweckt hatte. Es musste etwas gewesen sein, das sie bis in ihre Träume hinein beunruhigt hatte. Ihr Herz schlug heftig und sie empfand ein Gefühl der Bedrohung. Doch sie hatte keine Ahnung, welcher Art diese Bedrohung sein könnte. Plötzlich hörte er sie seinen Namen rufen und eilte schnell zu ihr. Sie regte sich, öffnete die Augen, hob den Kopf so, dass sie ihn anschauen konnte und fesselte ihn mit ihrem Blick. Im Dämmerlicht des Zimmers schienen ihre Augen wie feucht glänzende Obsidiane.

„Janis, du dummer Grieche“, flüsterte sie ihm zu. „Ich liebe dich, weißt du das? Ich habe von uns geträumt.“ Sie reckte ihm ihre Hände entgegen, wollte dass er sie umarmte. „Wir waren in einem anderen Land, in einer anderen Zeit. Wir waren glücklich miteinander, in Liebe verbunden.“

Er setzte sich zu ihr aufs Bett. Während er dem engelhaften Wesen die goldbraunen Locken aus dem Gesicht strich, blickte er sie gedankenverloren an. Für einen Augenblick berührten seine Gedanken ihre Träume. Und es gefiel ihm sehr.

„Du hast mir das Herz gebrochen, und wahrscheinlich werde ich es nie wieder zusammenkitten können“, sagte sie im vollen Ernst, während er sie fest an sich drückte.

„Bitte, mein kleiner Engel, rede doch nicht so!“

Sie setzte sich auf und drückte sich an ihn, drückte ihn dann ihrerseits in die Kissen und krabbelte an seinem Körper an ihm hoch. Die Heilungschancen standen selbst jetzt, da ihr Herz auf dem seinen lag und ihr Herzschlag sich mit seinem vermischte, eher schlecht. Sein Herz war erkaltet. Es bedürfte mehr Feuer, als ein Köhler allein schüren konnte, um es zu erwärmen.

Sie küsste ihn leidenschaftlich. Ihre Wärme durchfuhr ihn, während sie sich auf ihm regte und sie zu einem Wesen verschmolzen. Doch er wusste, dass er ihr letztendlich nur einen Augenblick schenkte. Es war, wie wenn man einem Kind den angefeuchteten Finger auf einen Insektenstich legen würde. Sobald die Kühlung nachließ, würde es wieder jucken.

„Janis, kannst du denn nicht jemanden wie mich ein klein wenig lieben?“

„Mein kleiner Engel, bitte, bedränge mich nicht.“

Mit dem letzten gesprochenen Wort hielt er in seinen Gedanken inne, suchte und fand, worauf er gehofft hatte. Das schwache Zerbrechen in ihren Augen, war wie das plötzliche Auseinanderfallen und Zerspringen von brennenden Holzklötzen im Feuer. Er drückte seinen Mund auf ihre Lippen, und dies war alles, worauf sie beide so lange gewartet hatten. Es war alles Verbotene! Es war der dunkle Lebenshunger, der keine Grenzen kannte. Es war Verlust, Schuld und Wahnsinn, ohne die geringste Entschuldigung durch Ahnungslosigkeit oder Unwissen. Liebe wurde einem Menschen selten, wenn überhaupt je, ohne einen Preis geschenkt. Sie hatte ihre eigenen, ganz besonderen Schmerzen und Qualen: Die nagende Furcht, dass einem der Gegenstand dieser Liebe entrissen werden konnte. Und als Lohn für all das gab sie einem Menschen das Gefühl, wirklich und wahrhaftig lebendig zu sein. „Ich werde wohl den Preis dafür

zahlen müssen, dass du in mein Leben getreten bist, mein kleines Mädchen. Aber wie hoch der Preis auch sein mag, ich werde ihn bezahlen und es nie und nimmer bereuen.“

KAPITEL 68 Adrian trifft erneut Stancu

Die Katze saß ihm gegenüber in einiger Entfernung auf einer Bank. Zunächst hatte sie ihn misstrauisch angeschaut, jederzeit bereit die Flucht zu ergreifen, falls er sich ihr nähern sollte. Als sie schließlich sicher war, dass er sich nicht für sie interessierte, behandelte sie ihn wie Luft und fühlte sich nicht länger genötigt, ihre Pose seinetwegen laufend zu verändern.

Er saß in einem Café im Stadtzentrum und sah gedankenverloren einer jungen Kellnerin nach. In einem engen, kurzem Rock und Stiletto-Absätzen, die so hoch waren, dass sie kaum aufrecht stehen konnte, stakste sie an ihm vorbei. Dabei bedachte sie dem heiter dreinschauenden Mann mit einem arroganten Lächeln und fragte, ob sie etwas für ihn tun könnte.

„Fragen Sie mich nicht solche Sachen“, antwortete er amüsiert, „denn, wenn ich es Ihnen sage, dann werden Sie sicher rot hinter den Ohren.“ Beide lachten, dann bestellte er ein Bier.

Der Bulle machte seiner Rasse wieder mal alle Ehre. Pünktlichkeit war bei diesem Gadscho-Pack noch nie eine Tugend gewesen, dachte er. Der Typ hätte schon längst hier sein müssen. Langsam wurde ihm langweilig, denn er hielt es nirgendwo lange aus, wenn er allein war.

Die Katze lief jetzt auf der Bank vom einen Ende zum anderen, so als wollte sie vermeiden, dass jemand anderes auf die Idee kam, sich dort niederzulassen. Sie war wohl eine Herumtreiberin, dachte der Zigeuner. Ihr Fell war jedoch nicht rötlich, wie das der meisten herumstreunenden Katzen. Es war schwarzgrau gemustert. Ganz so wie die Anzüge, die man bei einem Ball oder einem Begräbnis trug.

Es war der Staatsdiener, der ihn angerufen und vorgeschlagen hatte, sich vormittags an einem öffentlichen Ort zu treffen. In einem Straßencafé am Hauptplatz von Lugoj, quasi mitten in der Stadt. Bestimmt gab es gute Gründe dafür, dachte er.

„Ich bin gegen elf Uhr dort“, hatte er gesagt. Pustekuchen! Jetzt war es schon nach halb zwölf und er war immer noch nicht eingetrudelt. Verdammt!

Rechter Hand der Lokalität wurden Bauarbeiten durchgeführt. Teile des Bürgersteigs waren mit weißroten Gattern abgesperrt. Ein Bürogebäude spuckte einen ganzen Schwarm Menschen aus, überwiegend Büroangestellte. Ein jeder strebte in eine andere Richtung davon. Schulkinder mit Taschen und Ranzen, deren Schulunterricht wohl frühzeitig beendet war, flanierten fröhlich mit ihren Kameraden über den Platz. Die Katze hatte sich wieder an ihren angestammten Platz niedergelassen.

„Hallo, haben Sie etwas Geld für mich?“ Ein junges Mädchen lächelte eine adrette Dame im besten Alter an, deren Haltung sich schlagartig änderte, als sie von dem jungen Ding angeschnorrt wurde. Die Sonne schien der Dame ins Gesicht. Als die Alte abrupt stehen blieb und die Kleine anstarrte, schuf sie eine flimmernde Aura um sie herum. Sichtlich verärgert kramte die Frau in ihrer Handtasche, fand endlich wonach sie suchte und streckte dem armen Geschöpf einen Geldschein hin.

„Oh, zwanzig Ley“, freute sich das Mädchen und bedankte sich bei der Dame. Die wiederum nickte gedankenlos und ging wortlos ihrer Wege.

Das Mädchen hielt schon wieder Ausschau nach dem nächsten Gönner. Schon wollte sie sich auf Stancus Tisch hinbewegen, als plötzlich aus dem Nichts ein bulliger, angsteinflößender Mann auftauchte und auf den Sitzenden zutrat. Sofort machte sie sich aus dem Staub.

„Hab‘ dich gerade noch retten können“, sagte der Bulle lächelnd zu ihm. „Die Göre ist eine stadtbekannte Taschendiebin. Die ist schneller mit den Fingern, als du dir vorstellen kannst. Könnte selbst dir etwas beibringen, du alter Gauner.“ Stancu lächelte ebenfalls.

„Was soll ich dir sagen!“, sagte der Ankömmling ohne weitere Begrüßungsworte. „Hier gibt es mittlerweile alles oder nichts nebeneinander. Wenn man so herumläuft, merkt man, dass es nur wenige Schritte sind zwischen Elend und Überfluss. Exklusive Markenboutiquen befinden sich Wand an Wand mit Abrisshäusern. Arme und Wohlhabende kreuzen sich auf den

gleichen Wegen. Staatsbeamte und Ganoven sitzen an denselben Tischen und genießen ihren Kaffee.“

Der Zigeuner erhob sich und grüßte Adrian, der sich sogleich neben ihn setzte. Mit einem Wink zur Kellnerin bestellte er ebenfalls ein Bier. Er entschuldigte sich, dass er sich verspätet hatte. Es ließ sich aber nicht vermeiden. Höhere Gewalt! Sofort setzte er daraufhin wieder dieses Schmunzeln auf, in dem ein antrainierter, heuchlerischer Ausdruck von Überlegenheit lag, womit er seine Intoleranz zu kaschieren versuchte.

Nach einigen Bemerkungen zur aktuellen Lage des Landes und der Polizeiarbeit, kam Adrian endlich zum Thema ihres Treffens. Da Stancu und er so gut miteinander auskamen und zusammenarbeiteten, hatte er sich überlegt, wie sie in Teamarbeit eine Stange Geld verdienen könnten. Er erzählte von einem Griechen und einem Zigeunermädchen, einem angeblichen Diebstahl und einer großen Organisation, die die beiden gerne schnappen würde. Worin deren Problem letztendlich bestand, sei momentan nicht vordergründig und interessierte ihn persönlich sowieso nicht. Was zählte, war die beiden vor der Organisation zu finden, sie selbst zu packen und zu übergeben. Dadurch würden sie angeblich einen Batzen Kohle verdienen. Soweit verständlich? Würde er mitspielen?

Die Bedienung war von weitem zu hören. Das Staksen ihrer hohen Absätze verursachte ein unüberhörbares Geräusch und ging ihrer Erscheinung voraus. Sie brachte die Bestellung und beugte sich über dem Tisch, um die Gläser abzustellen. Dabei gab ihr kurzer Mini etwas von ihrem Po und ihren hübschen Beinen frei. In diesem Moment lugte Adrian auf ihr Hinterteil und machte mit einem anerkennenden Blick Stancu ein Zeichen. Dieser riskierte es, glotzte ebenfalls einen Moment lang auf den äußerst wohlgeformten Po und nickte würdigend, bevor sich die junge Frau wieder vollständig aufrichtete.

Der Polizist brauchte dringend Geld. Er wusste selbst nicht, wie es ihm gelungen war, derartig hohe Schulden anzuhäufen. Zu teuer gelebt, vielleicht! Wett-Spekulationen über das Internet, sicher! Zunächst war er ganz gut im Rennen gewesen, hatte einen Haufen Kohle verdient. Das hatte ihn leichtsinnig gemacht. Dann hatte die Spielpassion die Oberhand gewonnen.

Am Ende ließ er sich dazu verleiten, bei dubiosen Brokern immer höhere Einsätze zu wetten. Dann ging alles den Bach runter. Schließlich musste er sich Geld leihen, teilweise selbst von Leuten, von denen er sich gerade in seinem Beruf als Polizist, keinesfalls hätte etwas nehmen dürfen. Schon seit einiger Zeit war er erpressbar geworden und tanzte am Abgrund entlang. Schließlich war es nur eine Frage der Zeit war, bis seine Vorgesetzten Wind von seiner fatalen Situation bekamen. Pech!

Adrian brauchte den Zigeuner. Sie würden sich in Breiten bewegen, wo die Rassenzugehörigkeit und die Sprachkenntnisse eine große Rolle spielen würden. Wenn er mit von der Partie wäre, würden sie beide ein oder zwei Tage zusammen unterwegs sein. Momentan verriet er jedoch noch nicht, wohin genau es gehen sollte. Ihm selbst wurde mitgeteilt, dass sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach im Norden des Landes bewegen würden, irgendwohin in der Grenzregion zur Ukraine, im Kreis Maramures.

Seit der Geschichte mit dem PKW-Kennzeichens, hatte er in dieser Angelegenheit weitere Informationen eingeholt. In einem Gespräch mit Matei hatte er erfahren, wie die Sachlage war. Dieser wog für und gegen ab. Dann erzählte er dem Bullen, mit dem er gelegentlich auch Geschäfte tätigte, die ganze Angelegenheit bezüglich dem Griechen und dem Mädchen. Er glaubte damit auch Karl einen Gefallen zu tun. Denn einen Polizisten mit ihm Boot zu haben, konnte in dieser verzwickten Geschichte sehr hilfreich sein.

„Also, was ist? Bist du dabei oder nicht? Spuck's aus!“ Adrian war ein Mann, der es gewohnt war zu befehlen. „Und vergiss nicht, dass wir dabei einem sehr mächtigen und einflussreichen Mann einen Gefallen tun. Nicht umsonst wird er *Excellenz* gerufen. Wenn die Sache von uns beiden erledigt wird, hast du in Zukunft etwas Gut bei ihm. Und in deinem Falle braucht man ab und zu immer einen rettenden Engel, nicht wahr? Du wirst sehen, irgendwann bist du mir sehr dankbar dafür, dass ich dich mit ins Boot genommen habe.“

Stancu verstand. Er wusste aber ebenfalls, dass Dankbarkeit von allen Tugenden, die am wenigsten dauerhafte war. Geschenke mussten zudem immer wieder erneuert werden.

Doch er nickte, gab somit sein Einverständnis. Mehr Worte waren nicht nötig. Außerdem hatte er gelernt, dass Menschen die Worte anderer länger im Gedächtnis behielten als diese selbst. Wenn später die allgemeine Stimmung sich änderte, musste man immer damit rechnen mit Worten konfrontiert zu werden, die man früher einmal von sich gegeben hatte. Und die dazu noch oftmals zum eigenen Nachteil verdreht wurden. Nachdem er Adrians Worte wohl erwogen hatte, fragte er sich aufmerksam und scharfsinnig, ob die Wahrheit wirklich so aussah.

„Weißt du, mein Freund, was uns motiviert, uns derartig zu schinden?“ Der Bulle wurde auf einmal philosophisch.

„Sag du es mir“, entgegnete der Zigeuner gelangweilt, der den Moment herbeischnte, wo diese Begegnung ein Ende haben würde.

„Was wir begehren, Stancu! Das treibt uns an. Und was begehren wir?“

„Das, was um uns herum ist. Was wir bei anderen sehen und ebenfalls haben wollen.“ Nun war er doch noch in die philosophische Diskussion eingestiegen.

„Genau! Begierde ist der Brennstoff all unserer Phantasie, all unserer Passionen. Da spielt es keine Rolle, ob du ein braver Bürger bist, ein Taugenichts oder ein Halunke. Am Ende schüttet unser Gehirn Endorphine aus, folglich sind wir glücklich und zufrieden.“ Guter Dinge fuhr der Staatsdiener weiter fort. „Ich finde, ein großer Reiz des Dasein besteht weiterhin in den Herausforderungen, die wir an uns richten und denen wir uns dann mit all unserem Einsatz widmen. Letztendlich geht es ja nicht immer nur um das, was wir unbedingt brauchen. Es geht auch ums Weiterkommen, darum, die eigenen Ziele immer wieder ein klein wenig höher zu schrauben.“

Der Bulle endete so abrupt, wie er seinen Diskurs begonnen hatte. Er gab Stancu noch einige Informationen, nahm einen Schluck von seinem Bier und schickte sich an, wieder seiner Wege zu gehen.

„Ich werde versuchen noch ein paar weitere Männer anzuheuern, die uns dann vor Ort bei unserer Unternehmung unterstützen können. Früher war ich in Satu Mare stationiert. Das ist keine siebzig Kilometer von der Kreishauptstadt von

Maramures entfernt. Hab' immer noch einen guten Bekannten dort, der in einem speziellen Service tätig ist. Der kann einem alles beschaffen. Männer, Frauen, Kinder, Waffen, und vieles mehr. Hauptsache die Kasse stimmt. Der Typ hat auch Beziehungen zu harten Jungs. Doch du hast nichts mit ihnen zu schaffen. Du und ich, wir tauschen Informationen nur untereinander aus. Ist das klar?“ Wieder nickte der Zigeuner. Sie vereinbarten, dass sich Adrian noch am selben Abend melden würde. Spätestens morgen Früh sollte es losgehen. Wenig später gingen die beiden, jeder in einer anderen Richtung, auseinander.

KAPITEL 69 Auf dem Weg nach Maramures

Am Morgen hatten sie sich in aller Ruhe auf den Weg gemacht. Bei Simeria nahmen sie die Autobahn A1 nach Sebeş genommen, dort hatten sie wieder auf eine Nationalstraße nach Alba Julia gewechselt. Die einstige Karls- oder Weißenburg, die von Prinz Eugen aus Savoyen unter Karl VI. Anfang des 18. Jahrhunderts im Vauban-Stil erbaut wurde, lag mit ihrer siebeneckigen Festung direkt am Fluss Mures. Bald darauf waren sie an der Stadt vorbei.

Es herrschte generell gutes Wetter. Der Himmel war blau und die Temperaturen schon bei fast 30 Grad Celsius. Er fuhr mit angenehmen Tempo, passte sich den Lastern vor und hinter sich an. Ab und zu überholte er einen Quälgeist, der die ganze Kolone aufhielt. Ansonsten zwangen ihn die Schlaglöcher, die er gekonnt haarscharf umfuhr, immer wieder die Geschwindigkeit zu drosseln. Das Konzept des Sicherheitsabstandes jedoch war ihm, ebenso wie den übrigen Verkehrsteilnehmern, fremd.

„Du fährst ja ganz scharf“, meldete sich sie nach einem waghalsigen Manöver.

„Ich passe mich nur den örtlichen Gegebenheiten an“, sagte er. Sie schüttelte nur den Kopf.

Das Fahrverhalten der Rumänen forderte unübersehbar seinen Tribut. Überall entlang der Strecke standen Kreuze mit verwelkten Blumen und ewigen Lichtern. Genauso verhielt es sich in Janis griechischer Heimat. Tierkadaver säumten immer wieder den Straßenrand, wobei sich niemand die Mühe machte, die von

den Autoreifen geplätteten Körper wegzuräumen. Die frischen Reste eines überfahrenen Hundes drängten in Roxanas Gesichtsfeld.

Janis blickte einfach geradeaus, konzentrierte sich aufs Fahren. Gleichzeitig betrachtete er die Landschaft. Der ultramarinblaue Himmel spannte sich weit über einigen abgeernteten Feldern und golden überhauchten Hochwiesen. Dort wo sich der Horizont in zartblauen Dunst verlor, zeichneten sich die Türme einer mittelalterlichen Festung ab. Irgendwann erspähte er eine Vogelscheuche auf einem Feld, die ihn sofort an eine längst vergessene Geschichte erinnerte.

„Es war irgendwo im Balkan“, erzählte er ihr, „ich weiß nicht mehr genau wo. Ich erinnere mich auch nicht mehr wozu die Strohuppe diente, welche Gemüsesorten oder Früchte sie gegen die Vögel und sonstiges Kleinjetier schützen sollte. Eins jedoch weiß ich noch ganz genau. Die Vogelscheuche hatte einen alten Hut auf dem Kopf.“ Er setzte den Blinker und überholte eine alten Lastwagen, der kaum vom Fleck kam.

„Ohne zu wissen warum, ist damals irgendein Dämon in mich gefahren. Ich hielt an, schaute nach links und rechts. Schließlich wollte ich sicher sein, dass nicht zufällig jemand in der Nähe war. Dann schlich mich dann langsam an die Schreckgestalt heran. Glaub mir, ich weiß bis heute nicht warum, aber ich nahm ihr den Hut vom Kopf und stahl mich wie ein gewöhnlicher Hühnerdieb davon. Diese Dummheit verfolgt mich heute noch.“

Manchmal träumte er in der Folgezeit davon. Irgendwie hatte er das Gefühl, dass es im Grunde genommen gar keine Puppe war, die dort auf dem Feld gestanden hatte, sondern ein lebendiger Mensch. Janis Absicht erkennend, hatte er sich in einen Strohmann verwandelt und sich einfach bestehlen lassen. In der Hoffnung, der Übeltäter würde sich in der Zukunft so sehr über sein frevelhaftes Unrecht schämen, dass er es nie wieder tat.

„Seitdem habe ich diesen Hut, der hinten auf den Rücksitzen liegt, immer bei mir. Um mich daran zu erinnern, dass man nicht stehlen soll.“ Sie lachte, hörte ihm gerne zu.

Bald befanden sich im Herzen Transsilvaniens. Die einst von den Siebenbürger Sachsen geformte Landschaft war im Sommer wunderschön. Überall gab es grüne Wiesen und dichte

Wälder, die hoch in die Bergwelt hinaufreichten. Ab und zu sahen sie verfallene Abteien auf Bergkuppen und Zwiebeltürme orthodoxer Kirchen in kleinen Ortschaften. Dazwischen immer wieder Bauern und Zigeuner, die sich auf den Feldern abmühten. Andere schlurften am Straßenrand entlang oder spähten mit staubigen Gesichtern aus den Feldern herüber. Die wenigen Dörfer schienen Stilleben aus aschfarbenem Stein und schwarzem Holz zu sein. Hier schien die Zeit stillzustehen. Für Aussteiger, die dem wirtschaftlichen Druck entfliehen wollten, nahezu der ideale Ort. Vereinzelt tauchten immer wieder ein paar Leute auf, durchwegs Ältere, die erstaunt dem großen Wagen mit fremden Kennzeichen nachblickten.

„Da“, schrie Roxana auf einmal auf. „Da ist ein *Kaunengro*. Dort hinten rennt er im Feld. Wie hieß es nochmal im Deutschen . . . ein Ding mit . . . langen Ohren eben.“

„Du meinst einen Hasen, oder?“

„Ja, genau!“ Sie freute sich riesig, er lachte.

Die Landschaft wäre es sicherlich wert gewesen, hätten sie Zeit gehabt, sich an ihr zu erfreuen. Doch leider mussten sie heute noch in ihrer Heimat ankommen. Die Straße war nicht immer vom feinsten. Ab und zu holperte es gewaltig. Der Mercedes schien sich manchmal von einem Schlagloch zum nächsten zu hanteln.

Plötzlich musste er jäh bremsen. Roxana konnte sich gerade noch am Armaturenbrett abstützen. Ausgerechnet an dieser einsamen Stelle der Straße, wo es niemand erwartet hätte, mussten gerade jetzt ein paar dämliche Schafe in der Gegend herumgrasen. Sie starteten den Wagen an und blökten herum. Einige der dummen Viecher hatten sich auch noch auf die Fahrbahn verirrt. Janis verzichtete aufs Hupen, stieg bei laufendem Motor aus und versuchte es mit Schreien und Händeklatschen. Doch die dummen Vierbeiner zeigten keinerlei Lust, von der Straße zu gehen. Erst als er einem einen Tritt verpasst hatte, sprang das Schaf endlich wieder erschrocken aufs Feld. Da kapierten es auch die übrigen und verschwanden wieder.

Er bemerkte plötzlich, dass rundum ein Zikaden-Konzert von ohrenbetäubender Stärke tobte, dass ihm bisher nicht aufgefallen war. Wenn's so richtig heiß war, zirpten die Grillen am

lautesten. Man könnte meinen, es gäbe Tausende von diesen Biestern. Doch Bäume waren weit und breit keine zu sehen. Wo saßen die Krachmacher und schlugen solchen Lärm?

Die Gefährten fuhren weiter. Mit jedem Kilometer, den sie absolvierten, wurde es merklich wärmer. Heute verdiente der Sommer wirklich seinen Namen. Der Himmel war wolkenlos. Roxana war guter Stimmung. Sie redete dauernd auf ihn ein, fragte dieses und jenes und es gab keine einzige Sekunde der Ruhe. Irgendwie passten sie gut zusammen. Wo sie verschieden waren, ergänzten sie sich. In vielen Dingen stimmten sie zudem überein. Sie konnten über dieselben Dinge lachen, liebten beide die Natur und diskutierten leidenschaftlich gern.

Auf Höhe der Stadt Aiud begann endlich wieder ein Stück Autobahn. Schnell waren sie in Turda angelangt, dem einstigen Thorenburg der Siebenbürger Sachsen, dessen römische Ruinen und Salzgruben unter Denkmalschutz standen. Dann verließen sie die Autobahn wieder und es ging auf der Landstraße weiter nach Cluj-Napoca. Die einstige Daker-Siedlung, von den Römern später zur Stadt ausgebaut, war durch Berge und Wälder geprägt. Zweitgrößte Stadt im einstigen Königreich Ungarn, war sie es heute ebenso in der Republik Rumänien. Hier wurde einst der ungarische König Matthias Corvinus geboren.

„Janis, in der Stadt war ich schon mehrmals“, petzte auf einmal Roxana heraus. „Im Stadtteil Someseni, das am Stadtrand liegt, leben ein paar Tausend Zigeuner. Meine Freundin hatte einige Verwandte dort. Dieses Jahr sind wir aber aus Zeitmangel nicht hingefahren.“

„Na ist ja fein, vielleicht sollten wir gleich einen Freundschaftsbesuch abstatten“, scherzte er. Keine zehn Pferde brächten ihn jetzt dorthin. Dann wurde er sich wieder des Zirpens der Grillen bewusst. Auf der gegenüberliegenden Spur begleitete sie das gleichmäßige Heulen der Fahrzeuge, die an ihnen vorbeizogen.

Das darauffolgende Transsilvanische Becken erwies sich als eine überwiegend wellige Berg- und Hügellandschaft. Einzelne Bergspitzen erreichten Höhen um die achthundert Meter, wobei das Becken vollständig von Gebirgen umschlossen war. Nach dem kleinen Städtchen Dej fielen ihr die Augen zu. Doch immer wieder

wachte sie auf. Wenn er besonders scharf bremste, oder laut hupend und fluchend sich über irgendeinen alten Dacia-Fahrer aufregte und zum Überholmanöver ansetzte. So wie jetzt: Der alte Kasten keuchte asthmatisch, dicke Rauchwolken wurden vom Auspuffrohr ausgestoßen. Der Wagenhalter hatte sein Fenster heruntergekurbelt und lehnte aus dem Fenster. Er schien sich keinen Deut drum zu scheren, dass er mit der Geschwindigkeit von 50 Stundenkilometern, mit der er dahinkutscherte, eine ganze Wagenkolonne hinter sich gestaut hatte. Roxana setzte sich auf, nahm die Szene wahr.

„Na, wie findest du ihn, deinen netten Landsmann? Und da soll ich ruhig sitzen bleiben und nichts unternehmen, den Idioten nicht zum Teufel scheren?“ Er war sichtlich erregt. „Es ist, als ob er sich mit einem Rollstuhl auf die Straße begeben hat. Im Glauben daran, dass alle auf in Acht geben müssen.“

„Ach, Janis! Hast du es denn so eilig, mich loszuwerden? Fahr eben ein wenig langsamer!“ Doch sie war noch nicht so recht aufgewacht, daher setzte sie die unerfreuliche Konversation nicht weiter fort.

Gleich darauf begann die Straße kurviger zu werden. Er hatte sich mit scharfen Serpentinaen und schroff abfallenden Hängen auseinanderzusetzen. Sie wurden Teil eines LKW-Trecks, der sich langsam, Stoßstange an Stoßstange, durch die Bergwelt kämpfte. Die schweren Brummer verminderten immer wieder das Tempo, da vom letzten Unwetter in der Region, immer noch gefalle Steinbrocken neben der Fahrbahn lagen. Kurven wurden vom Gegenverkehr generell geschnitten und ständig versuchte jemand zu überholen. Janis Gesichtsausdruck war angestrengt und konzentriert.

Irgendwann fuhren sie auf einen Rastplatz. Der Gastraum war sauber und fast leer, die Tische und Stühle ordentlich und wie es schien, vor kurzem erst neu gestrichen worden. Ein zurückhaltender, gemütlich daher watschelnder Kellner fragte desinteressiert nach ihren Wünschen. Sie musste übersetzen, da der gute Mann außer Rumänisch, keiner anderen Sprache mächtig war. Sie bestellten Kaffee für ihn und etwas zu essen für sie. Nur noch ungefähr 50 Kilometer bis Baia Mare, der Hauptstadt des Kreises Maramures. Von da sollten es laut Roxana noch weitere

40 Kilometer sein, die irgendwo in eine abgelegene, gottverlassene Bergwelt führten.

Es überraschte ihn immer wieder von Neuem, wie schnell sich die Landschaft unter blauem Himmel und strahlender Sonne, in einen Ort der Trostlosigkeit verwandeln konnte, sowie das Wetter umschlug. In Sekundenschnelle verlor sie dann alle Farben und alle Schönheit. Letztendlich alles, was sie anziehend und begehrenswert machte. Als wäre sie angewiesen auf die Sonne, dachte er, und ohne sie ein Nichts.

„Ich glaube, es fängt gleich an zu regnen“, prophezeite Roxana auf einmal. Die schweren, tiefhängenden Wolken, die ein plötzlich aufkommender starker Wind herantrieb, waren ihr nicht entgangen. Es sah aus, als braute sich ein Gewitter zusammen. Schwarze Wolken ballten sich am Himmel und es wurde jeden Moment zusehends dunkler, als stünde der Weltuntergang bevor. Gärtner, Bauern, freilebende Menschen und Zigeuner, waren wie geeichte Wetterpropheten. Sie fühlten einen Wetterumschwung wie grüne Laubfrösche.

Der Wetterprophet sollte recht behalten. Als sie wieder am Wagen angekommen waren, sahen sie die ersten Tropfen, die auf der Kühlerhaube des Mercedes gelandet waren. Am Himmel bildeten sich Regenwolken wie zerknüllte Bettwäsche, tiefhängend und schwer. Sie waren gerade eingestiegen, als der Wettergott die Schleusen öffnete. Ein Wolkenbruch trommelte aufs Wagendach, Wasser prallte von der Haube ab. Er startete den Motor, schaltete die Scheibenwischer auf die höchste Stufe und die Sicht wurde wieder frei. Sogleich fuhren sie los.

Der strömende Regen, der auf die Straße niederging, sammelte sich in tiefen Spurrillen, denen die Autofahrer mit großer Mühe auszuweichen versuchten. Es waren derartige Wassermassen, dass man kaum durch die Scheibe blicken konnte. Die Scheibenwischer konnten gegen diese Flut kaum ankämpfen. Er umklammerte das Steuer so fest, dass die Knöchel seiner Hände weiß wurden. Mehr schlecht als recht nahm er die Rücklichter des vor ihnen fahrenden Fahrzeugs wahr, versuchte diesem so gut es ging, auf den Fersen zu bleiben.

Der Asphalt glänzte. Hin und wieder fuhren sie durch eine Straßensenke, in der sich das Wasser gesammelt hatte. Donnernd

schlug es gegen das Bodenblech des Fahrzeugs. Das schwarze Gummi der Scheibenwischer kämpfte tapfer gegen den Regen. Die gelblichen Lichtfinger der Scheinwerfer zerfaserten den Vorhang aus Tropfen und versuchten ihn zu durchbrechen. Die spärlichen Bäume zu beiden Seiten der Straße verschwammen zu schemenhaften Gestalten aus einer anderen Welt.

Als plötzlich ein riesiger Laster hupte und dröhnend zu einem Überholmanöver ansetzte, schrakten sie auf. Sintflutartige Wasserkaskaden ergossen sich über den Mercedes. Das Steuer schlug aus, das Fahrzeug geriet ins Schleudern. Es zog ihm die Hinterräder weg. Für einen Augenblick dachte Janis, dass er die Kontrolle über den Wagen verlieren würde. Sofort verlangsamte er die Geschwindigkeit und es gelang ihm, sich in seiner Fahrbahn zu halten. Den Wüstling von einem Fahrer überschüttete er mit allen Beschimpfungen, die ihm gerade in den Sinn kamen. Gleich darauf verschwand der Laster in einer Gischtwolke.

Der Regen prasselte unentwegt weiter auf das Autodach. Er dachte darüber nach, ob es überhaupt je wieder ein Ende nehmen würde. Vielleicht war dies eine Miniaturausgabe der biblischen Sintflut, dachte er. Und vielleicht eine sinnvolle Möglichkeit, die ihm der Himmel sandte, seine eigenen Sünden abzuwaschen. Und fürwahr, es gab genug davon.

Roxana schaute aus dem Seitenfenster hinaus, sah wie die Böen auf der Scheibe ein wogendes Gitter aus Wasser formten. Draußen nahm sie verschwommen Bäume wahr, deren Äste sich nass in alle Richtungen streckten. Die Blätter klammerten sich an die Zweige, als würden sie fürchten, dass der Regen sie wegspülen könnte. Blitze zuckten über den Horizont. Man hätte glauben können, die Welt da draußen ginge gerade unter. Auch ihre innere Welt glich einem Chaos und befand sich kurz vor dem Zusammenbruch. Sie fühlte sich wie eine Schiffbrüchige, in einem Meer aus Regen, Sturm und Finsternis.

Mit einem ängstlichen Blick nach vorne, schätzte die sie Situation ein. Die Fahrzeuge der Wagenkolonne bewegten sich wie kleine Spielzeugautos. Sie waren das Einzige, dass in dieser Landschaft noch zu leben schien. Sonst mutete alles tot an, ertrunken im Regen und in einer kaum fassbaren Traurigkeit. Die Tropfen ruckelten und zappelten weiterhin an der beschlagenen

Scheibe nach unten. Sie versuchte Gedanken, die ihr plötzlich gekommen waren, eine Form zu geben, versuchte Worte zu formulieren, die sich jedoch im Nichts auflösten. Worte über Geschehnisse, die nie geschehen waren, über Menschen, die nie gelebt hatten. Wie Buchstaben und Worte in einem Buch, das man irgendwo abgelegt und ins Reich des Vergessens eingeordnet hatte.

Der Regen hatte noch ein wenig angezogen und fegte in Böen über die Fahrbahn. Janis wusste nicht mehr, wie er sich verhalten sollte. Vielleicht wäre es sinnvoll irgendwo anzuhalten und sich unterzustellen, bis das Unwetter vorbei war. Das sirrende Geräusch des starken Wasserflusses unter den Rädern, machte ihn wahnsinnig. Bald wurde der Regen heftiger und die Tropfen fielen in Schwaden, die der Wind verwehte. Die Scheinwerferbalken der entgegenkommenden Fahrzeuge wirkten seltsam verzehrt. Doch etwas weiter weg, war auf einmal trotz allem ein Regenbogen zu sehen. Sobald Roxana diesen erblickt hatte, schrie sie wie eine aufgeschreckte Henne auf.

„Janis, schau, ein Regenbogen. Halt irgendwo an, damit wir ihn uns besser anschauen können.“

Doch Janis machte einen auf Taub, fuhr weiter in der Wagenkolonne mit. Er hatte in diesem miesen Wetter keine Lust, anzuhalten und nass zu werden.

„Janis, Maramures läuft uns nicht davon, während wir uns den Regenbogen anschauen“, sagte sie auf einmal zornig.

„Ich sehe keinen Regenbogen“, antwortete er.

„Natürlich siehst du ihn. Bitte, der Regenbogen wartet nicht, bis wir in Maramures sind. Bitte, halt an. Ich mag es, mit den Augen auf seinen Farbbahnen entlangzuwandern und vor mich hinzuträumen. Manchmal stelle ich mir die verschiedenen Farbnuancen wie die unterschiedlichen Menschenrassen auf dieser Welt vor. Doch entgegen dem wahren Leben, sind beim Regenbogen alle Farben gleichgestellt, gleich wert. Das gab mir bisher jedes Mal ein wenig Mut und Hoffnung. Halt doch bitte an“, flehte sie. „Außerdem, jedes Mal, wenn ein Regenbogen erscheint, bedeutet es, dass . . .“

„Bitte, quäle mich jetzt nicht mit diesem abergläubigem Nonsens. Ich halte jetzt nicht an, denn ich möchte nicht nass werden, du genau so wenig. Schluss jetzt!“

„Nein! Ich möchte mir mit dir zusammen den Regenbogen anschauen“, sagte sie kindisch. Doch er ließ sich nicht erweichen, fuhr weiter. Sie machte eine bitterböse Miene.

„Du kleiner Teufel, gib jetzt endlich Ruhe, sonst halte ich am Ende doch noch an und versohle dir den Hintern. Schluss jetzt, *de gré ou de force!*“ Er lachte. Sie schaute ihn sauer an, ließ es aber dabei bewenden. Doch nach einer Weile meldete sie sich wieder.

„Janis, was heißt das, was du vorhin in einer fremden Sprache zu mir gesagt hast, . . . *de gré ou de force* . . . oder so ähnlich?“

„Das heißt im Französischen so viel wie, entweder im Guten oder mit Gewalt. Auf gut Deutsch: Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ Jetzt lachten beide herzlich. Er fuhr konstant weiter.

Mit doppeltem Zeitaufwand hatten sie endlich Baia Mare erreicht. Es regnete immer noch heftig. Er schlug vor, anzuhalten und hier die Nacht zu verbringen. Erstens wollte er sich nicht unter solchen Wetterbedingungen, auf irgendwelchen Schleichwegen, in die Berge vorwagen. Zweitens behagte es ihm nicht, schon wieder ungeladen und dazu noch in der Dunkelheit, fremden Menschen seine Aufwartung machen zu müssen. Sie willigte ein, Hauptsache sie war mit ihm zusammen.

Übers Internet versuchte er ein Hotel zu buchen. Mit einem Auge auf die verregnete Straße und einem auf dem Display, konnte er einige Informationen über die Stadt in Erfahrung bringen. Die Verbindung wurde aber, aufgrund der schlechten Wetterverhältnisse, immer wieder unterbrochen. Also ließ er es sein, fuhr einfach in die Stadtmitte und hielt vor einem großen, fünfgeschossigen Quader. Auf dessen Flachdach war schon von weitem in großen, roten, leuchtenden Buchstaben Hotel *Carpati* zu lesen.

Baia Mare lag am Ostrand der Westkarpaten, direkt am Fluss Sasar. Der ungarische König Geza II. ließ einst im 12. Jahrhundert Deutsche ansiedeln. Das Hotel lag direkt in der Stadtmitte, am nördlichen Ufer des Gewässers. Direkt gegenüber war der Daker Park, der in Landessprache Parcul Dacia hieß. In knapp einem Kilometer Entfernung konnte man den Stephens Turm sehen. Mit über vierzig Meter Höhe überragte er die

unmittelbare Umgebung der Stadtmitte. 1442 von Johan Hunyadi zur Feier seines Sieges über die Ottomanen begonnen, wurde der Turmbau aufgrund der Wirren der damaligen Zeit, erst unter seinem Sohn und späteren ungarischen König Matthias Corvinus 1468 abgeschlossen.

Es regnete immer noch, doch nicht mehr so heftig wie auf der Fahrt hierher. Die Fassade des Hotels war nur schwach erleuchtet, schließlich war es erst später Nachmittag. Nur der heftige Regen vermittelte das Gefühl, als wäre es weit später. Die Straßen waren ungewöhnlich ruhig. Ein Gefühl beschlich ihn, dass etwas geschehen war und endgültig erledigt sei. Ein magerer, rostbrauner Hund trottete pitschnass vorbei, die kleine spitze Schnauze angespannt erhoben, als sei er vor irgendetwas auf der Flucht.

Schnell überbrückten sie die Distanz von Wagen bis zum Hoteleingang. Dennoch, die wenigen Meter bis zum Gebäude hatten ausgereicht, um nass zu werden. In der Lobby angekommen schüttelte sich Janis wie ein Straßenkötter, blickte in die Runde und entdeckte, dass es hinter der Rezeption eine kleine, gemütliche Bar gab. Doch ansonsten war keine Menschenseele anwesend. So standen sie einige Minuten wartend da, bis endlich eine ältere weibliche Person auftauchte, die einen Putzwagen vor sich herschob.

„Hello“, sagte Janis auf Englisch, „nobody here? We would like to ask for a room.“

Die Frau erschrak und schaute die beiden mit offenen Mund an. Dann setzte sie zu einer Antwort an, die er aber nicht verstand. Roxana, die in diesen Breiten lebte, übersetzte ihm die Worte der Reinigungsdame.

„Sie sagt, der Receptionist ist momentan leider verhindert. Doch die gute Dame wird ihn jetzt gleich anrufen, damit er zu uns kommt.“ Sie nickte der Putzfrau zu. Darauf holte diese ihr Handy aus der Tasche ihrer Arbeitskleidung und wählte. Ein paar Worte, dann legte sie wieder auf.

Drei Minuten später kam ein, wahrscheinlich von den Ereignissen der letzten Nacht gezeichneter, zerzauster junger Mann, die Treppe herunter. Er sah so fertig aus, als hätte man ihn gerade durch eine Walze hindurchgezogen. Seine schwarzen

Haare waren noch nass vom Duschen, sein weißes Hemd hatte er noch nicht ganz zuknöpfen können.

„Sorry“, entschuldigte er sich für seine Absenz auf English. Das war wahrscheinlich das einzige Wort, dass er in der Sprache der Angelsachsen kannte. Denn dann, setzte er die Konversation in Landessprache fort.

Roxana übersetzte, dass der gute Mann letzte Nacht auf einer Hochzeit durchgezecht hatte. Somit war er heute total am Ende. Man sollte ihm bitte seine etwas desolante Erscheinung nachsehen. Um sie für ihr Warten zu entschädigen, würde er ihnen die Suite zum normalen Zimmerpreis überlassen. Das Hotel wäre sowieso so gut wie leer.

Also folgten sie ihm die Treppe hinauf in den ersten Stock. Dort führte er sie in eine Art kleine Wohnung, die einfach eingerichtet war, aber über ein riesiges Doppelbett verfügte. Durch eine Verbindungstür gelangte man in einen kleineren Raum mit einem Einzelbett. Das Bad war ebenfalls groß, es fehlte an nichts. Roxana freute sich, dass es einen elektrischen Haartrockner gab, denn ihr Haar war ein wenig durchnässt.

Endlich wieder allein, schmiegte sie sich an ihn. Er nahm sie in den Arm und drückte sie fest. Eine Weile verharrten sie so, dann löste er sich von ihr, zog sie zum Fenster und sie schauten auf den verregneten Horizont hinaus.

„Willkommen in der Heimat, kleine Lady“, sagte Janis nach einem Moment der Stille. „Morgen fahren wir dein Dorf. Doch bis dahin müssen wir schauen, dass wir guter Dinge bleiben. Hunger?“

KAPITEL 70 Die Bösen rücken an

Mit seinen Mannen hatte Vlad die Verfolgung in sicherem Abstand aufrechterhalten. Nach Cluj-Napoca war sowieso allen klar gewesen, wohin die Reise ging. Später hatte der starke Regen die Nachstellung noch einfacher gestaltet, da der Grieche andere Sorgen hatte, als nach etwaigen Häschern Ausschau zu halten. Als sie ihn in Baia Mare vor dem Betonklotz anhalten sahen, wussten sie, dass er aufgrund der schlechten Wetterbedingungen die Nacht

im Hotel verbringen würde. Er und seine Mannen checkten in einem anderen Gasthaus ein. Dennoch würde einer von ihnen laufend in der Nähe des *Carpati* sein müssen, um eine plötzliche Abfahrt des Südländers nicht zu verpassen.

Nachdem er seinem Chef Bericht erstattet hatte, wurde er angewiesen dem Griechen zu folgen. Sobald er wisse, wo das Endziel der Reise sei, sollte er ihm Bescheid sagen. Bis zum Abend würde dieser dann mit seiner Mannschaft anrücken, die Lage peilen und dann vorgeben, wie alles Folgende abzulaufen hatte.

Vlad musste weiterhin auf den dämlichen Marian aufpassen. Der junge Mann war in der Lage, alles ins Verderben laufen zu lassen. Er konnte sich auch nach Tagen noch nicht damit abfinden, dass ihm die junge Zigeunerin entwischt war und kochte förmlich vor sich hin. Die übrige Mannschaft tat natürlich auch nichts, um diesem Umstand zu ändern. Die herabwürdigende und beleidigende Art und Weise seiner Männer, den jungen Idioten ständig lästernd daran zu erinnern, wie ihn die junge Teufelin gedemütigt hatte, war ein Affront, den er nicht auf sich sitzen lassen konnte.

Er hielt er nicht mehr aus, dem Einfaltspinsel laufend zuzuhören, was er alles mit ihr anstellen würde, wenn sie endlich in seine Krallen geraten wäre. Seine Ehre musste wiederhergestellt werden. Es galt vor allem zu beweisen, dass er jedes Problem wie ein Mann lösen konnte. Vor allem seinem Arbeitgeber Karl gegenüber musste er sich bewähren, sodass dieser sich in der Zukunft wieder voll und ganz auf ihn verlassen konnte.

Der Blick des Jungen sprach Bände. Er hatte das dumme Gefühl, dass sich dieser Blödian ab und zu sogar mit dem Gedanken anfreundete, sich mit ihm und seinen Männern anzulegen. Auf der anderen Seite war ihm dies nicht zu verdenken, denn schließlich musste er sich laufend dumme Bemerkungen anhören. Seine Männer hörten nicht auf, ihn unentwegt zu verhöhnen. Er wiederum tat nichts, um ihnen das Maul zu stopfen. Nun gut, noch war nicht aller Tage Abend!

Einer seiner Männer, der gerade das Duo überwachte, meldete, dass sie erst in einem Nobelschuppen zum Essen waren, sich dann aber anschließend bei McDonalds den Bauch vollgeschlagen hatten. Komische Sitten hatte der Grieche. Erst

Nobelrestaurant, dann Massenfraß? Wo war da die Logik? Der Mann war auf die eine oder andere Weise unberechenbar. Wer weiß, was noch alles kommen würde? Zum Glück war morgen oder übermorgen die ganze Scheiße vorbei.

Er hatte es satt, mit seinen Mannen und einem Idioten den ganzen Tag in der Gegend rumzukutschieren. Schließlich waren sie harte Jungs und für andere Aufgaben qualifiziert.

Er hoffte, die Nacht über würde der Grieche Ruhe geben, damit sie sich endlich aufs Ohr hauen konnten. Noch nie hatten sie für eine Affäre so viel Zeit und so viele Kilometer hinter sich gebracht. Jetzt ging es nicht mehr um die Kleine oder den Griechen, es ging nur noch darum zu zeigen, dass die Mannschaft sich niemals geschlagen gab. Keiner sollte sagen können, Casians Team hätte eine Schlappe einstecken müssen.

Endlich kam wieder Meldung vom Kollegen, der den Griechen und das Mädchen observierte. Die Beiden hatten zu Ende gefuttert, waren danach zum Fahrzeug des Griechen zurückgekehrt und hatten sich auf den Weg gemacht. Nachdem sie eine kleine Stadtrundfahrt bis zum Stephens Turm gedreht hatten, waren sie zum Hotel gefahren. Überwachung Ende!

KAPITEL 71 Stelios zurück in der Heimat

Der Airbus bereitete sich zur Landung vor. Aus den tiefhängenden Wolken tauchte eine trockene, flache Landschaft mit einigen Dörfern auf, die in der schweren, schwülen Spätnachmittagssonne dösten. Der Pilot hatte den Anflug auf den Makedonia-Airport Thessaloniki, über die Ebene der großen Flüsse Makedoniens begonnen. Dann überflog er das Axios-Delta und korrigierte seine Position über dem Thermaischen Golf, bevor er eine Minute später auf der anderen Seite der Meeresbucht, die Signallichter der Landebahn erblickte. Der Airbus sank weiter und setzte wenig später vom Meer kommend, mit sanfter Präzision auf der Landebahn auf.

„Sehr verehrte Damen und Herren“, erklang die Stimme der Chief-Stewardess, „wir sind soeben auf dem Flughafen Makedonia in Thessaloniki gelandet. Flugkapitän Meletidis und

seine Crew danken ihnen, dass sie mit uns geflogen sind. Wir wünschen ihnen einen angenehmen Aufenthalt und hoffen sie bald wieder begrüßen zu dürfen. Das Wetter ist bedeckt, die Temperaturen bei circa 32 Grad Celsius . . . “

Neben dem Flugzeug stand ein unerwartet moderner Bus, der die Fluggäste zum Terminal brachte. Das Flughafengebäude wurde gerade erweitert. Ein Teil versteckte sich hinter einem Gerüst. Als der Busfahrer der Meinung war, dass er genug Passagiere aufgenommen hatte, machte er die Türen zu und fuhr los, um die paar hundert Meter zu überbrücken, die sie vom Terminal trennten.

Die drangvolle Enge des Busses setzte sich in der Halle, vor den Schaltern der Passkontrolle, fort. Stelios kämpfte sich endlich vor, nur um letztendlich einem griechischen Beamten gegenüberzustehen, dessen Vorfahren höchstwahrscheinlich einst aus Kleinasien eingewandert waren. Dieser musterte seinen griechischen Pass derartig, als ob er garantiert „echt“ fasch sei.

„*Καλησπέρα, μιλάτε Ελληνικά*, sprechen Sie Griechisch“, fragte der Polizist mit einem arroganten Unterton und musterte ihn derartig, dass auf seiner Stirn schon das Wort Rassist zu leuchten schien. Ein *Roma* mit einem griechischen Pass behagte ihm nicht. Ganz und gar nicht! Bald würden wahrscheinlich auch noch Syrier, Kurden, Pakistani, Afghanen und sogar - Gott bewahre uns - einstige Flüchtlinge aus Afrika mit einem griechischen Pass daherkommen. Allmächtiger, hilf, dachte er.

„*Ελα, ρε μεγάλη*, ich bin genauso Grieche wie Sie“, raunte Stelios und nahm es gelassen.

„Bitte achten Sie auf ihren Ton, mein Herr. Sie sprechen mit einem Staatsbeamten“, sagte der Beamte sachlich und ernst.

„Meine Familie kam einst über Albanien, Rumänien, Bulgarien und, weiß Gott noch woher, nach Griechenland“, laberte ihn der junge Zigeuner dennoch an. Ebenso wie ihre Leute, die sicherlich nach den Kriegen zu Beginn des letzten Jahrhunderts, aus dem einstigen Türkischen Imperium in dieses Land eingewandert sind. Ich bin also nicht mehr oder weniger Grieche als Sie.“

Der Grenzpolizist schaute ihn ärgerlich an. Nach Überprüfung des Ausweisdokumentes konnte er jedoch an dessen

Authentizität nicht zweifeln und musste somit von seinem Opfer ablassen. Als ob er einem Hund einen Knochen hinwarf, schleuderte er dem jungen Zigeuner seinen Reisepass zu. Der schnappte ihn sich einfach und ging wortlos weiter. Schnurgerade steuerte er direkt auf den Ausgang zu, denn er reiste wie immer mit leichtem Gepäck.

Kaum war er aus dem Terminal draußen, schaltete er endlich sein Mobiltelefon ein. Er war den ganzen Tag unterwegs gewesen, denn es gab keine Direktverbindung von Timișoara nach Thessaloniki. Es ging über Bukarest nach Athen und dann von dort nach Makedonien. Blödsinn, aber nicht zu vermeiden. Doch jetzt war er endlich wieder auf makedonischen Boden. Heimat!

Sofort nahm er wahr, dass Stancu schon mehrmals angerufen hatte. Acht Mal! Was war denn nun schon wieder los? War man ihm vielleicht wegen der Rolex-Geschichte hinterher? Wie dem auch sei, von hier aus konnte er ihm nicht helfen. Und ihm selbst, konnte man hier auch nichts. Er wählte die Nummer des Veters, der sofort ranging.

Stancu erzählte von seinem neuen Treffen mit Adrian, erzählte von dem vorgeschlagenen Deal und vom Griechen und dem Mädchen, die es zu fangen galt. Natürlich war ihm klar, dass der Grieche Stelios Freund war, also hieß es ihn zu warnen. Schließlich hatte der Grieche es ermöglicht, dass sie beide den Rolex-Deal durchziehen konnten und einige Tausend Euro abgesahnt hatten. Stelios bat den Vetter sich zur Verfügung zu halten und weiterhin das Spiel des Bullen mitzuspielen. Er würde Janis kontaktieren und der wüsste bestimmt, wie sie weiter verfahren sollten. Stancu sollte sich bereithalten, denn Janis würde ihn sicherlich bald anrufen, sobald er erfahren würde, wie die Dinge lagen. Nach einigen weiteren belanglosen Themen beendeten die beiden ihr Gespräch und Stelios schickte sich an, seinen Freund anzurufen.

KAPITEL 72 Ausgang in Baia Mare

Sie hatte ihre nassen Haare zurechtgeföhnt und sich dann frische Sachen angezogen. Nachdem sie sich mit dem Hotelangestellten

über ein Dinner unterhalten hatte, musste sie Janis enttäuscht mitteilen, dass es im Hotel, mangels zu wenig Kundschaft, nichts zu essen gab. Nur ein klägliches Frühstück am Morgen. Doch der Rezeptionist hatte ihr angeraten, in den Club *Athos* zu gehen. Der Club beherbergte, seinen Worten nach zu urteilen, ein exquisites Nobelrestaurant. Zudem sei er nur wenige Hundert Meter entfernt. Parken sei dort kein Problem. Es regnete immer noch, also rannten sie schnell zum Auto und schon ging es los.

Der Oberkellner des noblen Hauses überreichte ihnen die aufgeschlagene Speisekarte. In einem dreiteiligen Flyer standen die Gerichte links auf Ungarisch, in der Mitte auf Rumänisch und rechts in Kyrillisch zur Auswahl. Janis verstand kein Wort, begann sich sofort zu ärgern. Ob denn keiner Deutsch, Englisch oder Französisch sprechen würde, fragte er Roxana. Leider war es in diesen Breiten nicht Usus, diese Sprachen zu beherrschen. Denn hierher verirrt sich für gewöhnlich recht selten Westeuropäische Touristen. Also übernahm sie das Geschehen.

Sie fragte den Oberkellner, was er denn empfehlen würde, und übersetzte Janis rasch seine Antwort. Seine Empfehlung wäre die exquisite Meeresfrüchtevariation, ihres Zeichens von einer exotischen Note und im Geschmack unübertrefflich!

„Frage ihn doch bitte mal, woher er denn die Meeresfrüchte hat. Aus dem kleinen Bach vielleicht, dass sie hier Fluss nennen? Weiß denn der Idiot, wie weit das nächste Meer von hier aus ist? Hat er es je gesehen?“

Der Oberkellner registrierte, dass der Herr ein wenig verstimmt war. Er versuchte daraufhin, die Speisekarte einfach herunterzuleiern, in der Hoffnung der edle Gast erkenne eine der angepriesenen Spezialitäten des Hauses und würde dann irgendwo einlenken.

„Mister, ah, . . . sorry, . . . Champignons provençales, Classique . . . Roastbeef Bourguignon, . . . Entrecote, . . . ?“ Er hatte sich aufgeblasen wie ein Gockel, dann den Kopf nach hinten geworfen. Jetzt fehlte nur noch, dass er anfang, die *Marseillaise* von sich zu geben.

„Das sind die besten Gerichte, die sie im Hause haben“, übersetzte Roxana die Bemühungen des mittlerweile aufgeregten und schwitzenden Kellners. Der schmachete in der Hoffnung

dahin, mit einer der zitierten Leckereien den kulinarischen Geschmack des Gastes getroffen zu haben. Schließlich waren die aufgezählten gastronomischen Delikatessen das Beste, was Küche und Keller zu bieten hatten.

„Warum wählst du nicht für uns aus?“, fragte er die junge Frau. Ich habe volles Vertrauen zu dir. Darauf unterhielt sie sich mit dem Kellner und Janis hörte das Wort Entrecote heraus.

Zufrieden mit sich selbst, schwirrte der Obergockel endlich ab. Hatte er es am Ende doch noch geschafft, dem spießigem, fremden Möchtegern-Gourmet eine Bestellung abzurufen. Kaum war er verschwunden, war schon ein anderer dienstbarer Geist mit einem Brotkorb zur Stelle. Sein Inhalt allein hätte gereicht, eine fünfköpfige Arbeiterfamilie satt zu machen.

„Was denn“, brummte Janis, „wollen die uns hier mit Brot sattmachen?“

Sie bestellten sich etwas zu trinken, was dann auch prompt serviert wurde. Doch das Essen ließ auf sich warten. Zehn Minuten, zwanzig, dreißig! Irgendwann wurde es im zu bunt.

„Frag doch bitte den Möchtegern-Maitre, was los ist. Sind die immer noch dabei, dem Rindvieh hinterherzujagen? Oder haben sie es mittlerweile eingefangen?“ Worauf sie den Kellner rief und sich erkundigte. Es gäbe einige Probleme in der Küche und ähnliche Ausflüchte, hieß es. Janis kochte.

„Weißt du was? Ich habe vorhin, als wir in die Stadt einfuhren, ein Hinweisschild auf einen McDonald's gesehen. Ist das okay für dich, wollen wir ausreißen, kleine Lady?“

„Jaaa!“, jauchzte Roxana auf einmal. „Natürlich, super“, freute sie sich, da ihr das edle Ambiente des noblen Etablissements sowieso nicht so ganz geheuer war.

„Na dann, los geht's.“ Er legte einige Ley-Scheine auf den Tisch, die bei weitem die Getränke und das noch nicht erlegte Kalb inbegriffen. Und schon waren sie aus diesem edlen Gourmet-Loch entschwunden.

Ein paar Minuten später saßen sie bei McDonald's und futterten Pommies, Cheeseburger und Chicken McNuggets. Dazu tranken sie eisgekühlte Coca-Cola. Sie freute sich wie ein kleines Kind, blühte förmlich auf. Gesättigt gingen sie wieder, kurvten eine Weile mit dem Auto durch die Stadt. Sie schauten sich sogar

den Stephens Turm an und gingen anschließend wieder zufrieden zum Hotel zurück. Denn an einen Spaziergang, war wegen des Regens nicht zu denken. Kaum hatten sie ihr kleines Apartment im Hotel erreicht, da klingelte auch schon das Telefon. Er nahm das Gespräch guter Dinge an. Sofort wurde er von seinem jungen Zigeunerfreund begrüßt.

„Sag mal, kann man denn nicht einen Tag von dir verschont bleiben?“, witzelte er herum. „Was steht jetzt an? Habt ihr vielleicht einen Porsche . . . gefunden?“ Doch gleich darauf wurde er ernst. Stelios erzählte ihm das, was ihm sein Vetter zugetragen hatte. Janis bedankte sich für die Neuigkeiten. Er würde überlegen, was zu tun sei. Sicherlich würde er beizeiten Stancu anrufen und um seine Mitarbeit bitten.

„Bist du dir deines Vettters sicher, dass er uns nicht in den Rücken fällt? Das wäre das Letzte, was uns jetzt noch fehlen würde.“

„Du kannst dich auf ihn verlassen. Er mag zwar ein Schlitzohr sein, doch du hast ihm und mir geholfen. Das vergisst er nicht. Außerdem wäre er dann in den Augen der ganzen Familie unten durch. Das kann sich kein echter Zigeuner erlauben. Ich würde ihn steinig lassen.“

„Dein Wort in Gottes Ohr, wie man so schön sagt. Sag ihm, wenn er mir hilft, gebe ich ihm einen großen Bonus. Ehrenwort! Rufe ihn an, gib ihm meine Nummer. Er soll Morgen, wenn er mit dem Bullen hier angekommen ist und weitere Informationen hat, einfach in eine Toilette gehen und mich anrufen. Ich selbst werde ihn nicht kontaktieren, um ihn nicht in Bedrängnis zu bringen.“ Nach ein paar weiteren Worten bedankte er sich noch einmal und sie beendeten das Gespräch. Sie wollten bald wieder voneinander hören lassen.

Auf einem Tablet, dass er in seinen Sachen immer mitschleppte, rief er auf Google Maps die Gegend auf, zu der sie Morgen aufbrechen würden. Laut Roxana ginge es nach Baia Mare eine Weile nordöstlich, dann rechts über einfache Dorfstraßen, danach über einen Pass tiefer in die Berge hinein. Der genaue Ort, an dem die Sippe kampierte, hatte keinen Namen. Die Waldzigeuner blieben nicht ewig auf dem gleichen Fleck. Sie zogen laufend weiter. Er zoomte die Gegend so gut es ging heran,

doch das System gab über diesen gottverlassenen Landstrich wenig an Informationen her. Nur Hochwiesen, Berge und sonst nichts.

In der Zwischenzeit hatte der Regen genauso schlagartig aufgehört, wie er eingesetzt hatte. Der Sonnenuntergang zeichnete sich auf einmal klar und tiefrot am Himmel ab. Plötzlich hatte er das dringende Gefühl, etwas Alkoholisches trinken zu müssen. Heute hatte er noch keinen Tropfen zu sich genommen. Sowohl im Nobelschuppen wie auch bei McDonald's hatte er sich jeweils nur mit Erfrischungsgetränken begnügt. Doch er hatte nichts Hochprozentiges mehr bei sich, und eine Minibar gab es in diesem Luxushotel leider nicht. Roxana hatte bekundet, dass sie ihm einiges über ihre Stammesgenossen erzählen müsste. Er unterbrach sie jedoch.

„Ich glaube, was ich jetzt brauche ist ein Drink“, sagte er.

„Davor oder danach?“, fragte sie, wobei sich ihre Frage sicherlich auf die Unterhaltung bezog, die sie zu führen wünschte.

„Nicht oder, und!“ Janis lächelte. Er musste wohl oder übel in die Rezeption hinuntergehen. „Wie schaut es aus, kleine Lady. Kommst du mit zur Bar hinunter, oder willst du einen Moment allein bleiben?“ Sie wollte natürlich mit, wollte keinen Augenblick mehr allein sein.

Unten angekommen gingen sie hinter der Rezeption in den Bereich, der die Bar repräsentierte. Eine große Scheibe, die mehr Kratzer hatte als ein rüddiger Hund, trennte die beiden Bereiche von einander ab. Einige wenige Personen waren schon eingekehrt und unterhielten sich bei Bier und Whisky. Nahe genug herangekommen vernahm Janis plötzlich fremde Stimmen, die akzentfrei Deutsch sprachen. Die Herren waren wie Vertreter gekleidet und unterhielten sich über Politik und die Lage der Nation. Wie es schien, hatten sie schon einige Gläser intus und ereiferten sich, ihre Meinung zur Lage der Nation zu geben.

„ . . . sie begreifen nichts.“

„Was sollte ich denn nicht begreifen können?“

„Dass wir in diesem Scheißland immer noch byzantinisch sind. Wir Rumänen sagen nie die volle Wahrheit. Vierhundert Jahre lang hatten uns die Osmanen unterjocht. Sie sind jedoch nie mit uns fertig geworden, haben uns dann Griechen als Verwalter geschickt. Mit denen mussten wir uns dann gezwungenermaßen

arrangieren. Dann kamen die Habsburger. Denen haben wir Sand in die Augen gestreut. Jetzt, tja, jetzt ist Europa dran“

„ und dabei schafft Ihr es nicht Mal mit euch selbst fertig zu werden“, sagte derjenige, der wohl der Teutone von beiden war.

Janis erklärte Roxana, was er gerne hätte. Sie bestellte anschließend beim Kellner eine Flasche Wodka, zwei Gläser und eine Schale mit Eis. Dazu eine Coca-Cola und eine große Flasche Wasser. Er solle ihnen alles auf einem Kellner-Tablett bereitstellen. Sie würden es selbst mit aufs Zimmer nehmen. Das Tablett würden sie vor dem Zimmer auf dem Boden liegen lassen.

„ euer Bundeskanzler Schmidt hat viele Siebenbürger Sachsen aus Rumänien freigekauft. Die deutsche Minderheit, die vor achthundert Jahren als Wehrbauern von den ungarischen Königen gegen den Mongolensturm angeworben wurde, hielt sich bis 1945 als die Herren im Land. Danach wurden viele von den Russen deportiert, oder von unserem lieben Ceauşescu so lange schikaniert, bis sie freiwillig auswanderten“, ging die Diskussion weiter fort. „War ein gutes Geschäft für den Landesvater, aber schlecht für unseren rumänischen Staat. Die Siebenbürger haben gearbeitet, sie waren ein Motor, anders als wir Rumänen, oder die Ungarn und die Zigeuner. Die Mentalität dieser Leute war anders. Sie fehlen uns heute in diesem gottverdammten Land.“

„Wenn die Übrigen gewusst hätten, wo sie hätten hingehen können, wären sie sicherlich auch gegangen. Alle wären sie gegangen, und der Letzte hätte das Licht ausgemacht. So ist es halt in Ihrem Land.“

„Ah, scheiß drauf! Es war sowieso nie unser Land. Eine Clique von Apparatschiks hatte von den Russen die Erlaubnis erhalten, an ihrer Stelle Macht auszuüben.“

„Du hast Recht mein Freund“, sagte der andere, „es war nie euer Land!“ Darauf prosteten sie sich zu und nippten wieder an ihren Getränken.

Janis bezahlte, nahm seine Bestellung auf dem Tablett entgegen und ging mit Roxana wieder aufs Zimmer zurück. Als wäre es das Wichtigste auf der Welt, goss er sich erst mal einen Wodka ein. Roxana wollte keinen Alkohol, trank eine Coca-Cola. Sie unterhielten sich eine Weile. Unerwarteter Dinge nahm

Roxana plötzlich die Wodkaflasche und genehmigte sich einen kräftigen Schluck. Sofort verzog sich ihr Gesicht zu einer Grimasse, da sie es offenbar nicht gewohnt war, starken, hochprozentigen Alkohol zu trinken. Er ließ sie gewähren. Schließlich wusste er aus eigener Erfahrung, dass es oftmals nichts Besseres gab, um den Kummer hinunterzuschlucken. Nachdem sie in einem kleinen Zeitraum die Flasche mehrmals angesetzt hatte, war sie jedoch so trunken, dass sie gleich darauf einschlief. Endlich hatte er wieder ein wenig Zeit für sich, und so begann er in seinen Gedanken abzudriften.

Die Tage waren dahingezogen und die zarte Sichel des Mondes hatte sich nach und nach in einen leuchtenden Mond verwandelt. Eine unsichtbare Macht brachte ihn dazu, sich vom Sofa zu erheben und zum Fenster zu gehen. Er betrachtete den unerbittlichen Mond, um zuzusehen, wie das Licht des Erdtrabanten auf die Mülltonnen in der Gasse neben dem Hotel fiel. Es war ein bizarres Licht, unentrinnbar, das kalt und hart vom Sternenhimmel zu fallen schien. Wie gelähmt schien die Erde vom drohenden Beschuss der Himmelskörper und hüllte sich in tiefes Schweigen.

Kein Hund bellte, kein Nachtvogel klagte. Es herrschte absolute Ruhe. Er fühlte eine heimtückische, gefährliche Stille. So fern und so tief in seinem Innern verborgenen, aus Tausenden von Schreien entstanden, sodass keiner sie hörte. Nur das Sieden seines Blutes, konnte er in den Schläfen und Halsadern wahrnehmen. Hinter dem dunklen Meer aus Gebäuden und Dächern, ganz nah oder weit entfernt, gab es wahrscheinlich jemanden wie ihn, der in diesem Moment auch keinen Schlaf fand. Ein Seelenverwandter, der rastlos die Stille der Nacht zu ergründen versuchte.

In dicken, schweren Tropfen, schmolz die Luft dahin. An den Hauswänden gegenüber, tanzten die Lichtflecken wie verrückt. Die Ordnung aller Dinge schien Sinnlosigkeit und Verzweiflung zu sein. Ein starkes Gefühl beschlich ihn, dass er aus diesem Leben und seiner offensichtlichen Sinnlosigkeit ausbrechen müsste. Er würde alles tun, um seinem jetzigen Dasein entkommen zu können. Doch langsam begann sich die Leere in seiner Brust wieder zu füllen. Seine Ohren erwachten, das Schweigen verwandelte sich in Geschrei. Seine Seele schien aus

dieser Leere neu geboren, erfüllte sich mit Spannung und verließ seinen Körper, um zu lauschen.

Wenn man über das Leben nachdachte, stellte man es sich als eine Folge größerer Zeitklumpen vor. In Wirklichkeit aber war es nichts anderes als eine Serie aneinander gereihter Momente. Jeder Einzelne davon konnte einen von Grund auf verändern. Jeder Mensch schien in verschiedenen kleinen Schachteln zu leben und zu verschiedenen Gelegenheiten jeweils die eine oder andere zu öffnen. Von den meisten Menschen, die man im Laufe eines Lebens begegnete, erfuhr man nicht mehr als den Namen, wenn überhaupt. Jeder war von den anderen abgeschottet. Das nannte man dann Gesellschaft. Zivilisation!

Er musste an sich selbst denken, in einer seiner eigenen Schachteln eingeschlossen. Seine Identität hatte er anderswo weggesperrt und seine Vergangenheit verwahrte er wie ein Geheimnis. Alles was er zuvor gewesen war, erschien ihm nun wie eine sich langsam entwickelnde Fotografie. Sobald sie scharf wurde, machte sie ihm schmerzhaft deutlich, womit er sein Leben vergeudet hatte. Auf einmal sah er alles in einem anderen Licht. Die letzten Tage hatten ihn erkennen lassen, wie unglücklich er wirklich gewesen war. Es war im bisher bloß nicht bewusst gewesen.

Sie war aufgewacht und hatte sich herangeschlichen, ohne dass er es bemerkt hatte. Plötzlich fühlte er ihre Hände, die sich um ihn schlossen. Sanft und liebevoll schmiegte sie sich an ihn. Er drehte sich zu ihr um und nahm sie in die Arme. Nach einer Weile löste sie sich und zog ihn liebevoll zum Bett.

„Komm Janis! Ich möchte, dass du mich jetzt liebst, inniger und leidenschaftlicher als je zuvor. Vielleicht ist es unsere letzte Nacht, vielleicht sterben wir Morgen. Bitte!“

„Roxana, ich“ Imperativ gebot sie ihm zu sofort schweigen.

„Liebe mich, Janis!“ , sagte sie jetzt aggressiver. „*De gré ou de force!*“

„*De force, de force*“, antwortete dieser wie ein ausgezählter Boxer. „Der Teufel ist ein Waisenknabe gegen“ Doch sie ließ ihn nicht weiterreden. Der Lehrer schien seinen Meister gefunden zu haben!

Sie liebten sich die halbe Nacht. Während der Atempausen, die sie ihm gönnte, dachte er unaufhörlich nach. Roxanas Verlangen jedoch schien endlich ihren Platz gefunden zu haben. Es war wie eine Erlösung zweier Wesen im Kampf mit der Leere, der Kälte des Daseins. Er verspürte eine Bitterkeit angesichts der Wüste in seinem Innern. Vielleicht wäre in einer anderen Welt, in einer anderen Zeit, Liebe aus diesem Akt entstanden. Doch die Antwort darauf, war irgendwo weit hinter den Sternen zu finden. Die Realität sah anders aus. Irgendwann hatte sie der Schlaf übermannt. Zwei einsame Wesen, vereint in der Hoffnung auf ein besseres Morgen.

Mit einem klanglosen Aufgeben, räumte schließlich die Dunkelheit am Himmel das Feld. Der Tag feierte allmählich einen langsamen und siegreichen Einzug. Die Wälder dort draußen, irgendwo verborgen hinter der Silhouette der Stadt, lagen noch in tiefem Schatten. Die Wipfel der hohen Kiefern jedoch, begannen sich friedvoll der Dämmerung zuzuneigen.

KAPITEL 73 Adrian trifft sich mit Karl

Am frühen Morgen hatten sich Karl und Odo auf den Weg gemacht. Gegen zehn hatten sie sich mit Adrian bei Alba Julia auf einer Raststätte verabredet. Das Treffen hatte Matei arrangiert. Die beiden sollten sich zunächst ein wenig kennenlernen.

Karl wollte den weiblichen Teufel und den Griechen unbedingt selbst gefangen nehmen. Ansonsten würde er zukünftig bei jeder Gelegenheit Casians Beleidigungen und seinen Hohn zu spüren bekommen. Es war praktisch eine Sache der Ehre. Adrian sollte ihn dabei unterstützen so gut es ging. Es sollte nicht sein Schaden sein.

Adrian kam mit Stancu auf der Autobahn A1 über Lugoj, Făget, Deva bis Sebeș, dann bogen sie auf die Nationalstraße nach Alba Julia. Gleich nach der Stadt trafen sie, auf der ihnen von Matei beschriebenen Raststation, Karls großen Mercedes. Seine Exzellenz saß schon im Gasträum bei einer Tasse Kaffee. Odo hatte in gebührendem Abstand Platz genommen und beobachtete die nähere Umgebung.

Als Adrian mit Stancu im Lokal erschienen, war Karl sichtlich überrascht. Dass der Polizist mit einem Zigeuner unterwegs war, gefiel ihm überhaupt nicht. Es erschien ihm ganz und gar unpässlich! Nach den üblichen Begrüßungsfloskeln erläuterte Adrian jedoch die Gründe, die Stancus Gegenwart rechtfertigten. Karl, nicht unbedingt hundertprozentig davon überzeugt, ließ es zunächst dabei bewenden. Er würde sich jedoch nur mit Adrian persönlich besprechen, unter vier Augen sozusagen.

Sie bestellten sich etwas zu trinken, dann zog der Zigeuner ein paar Tische weiter, wo er einen Kaffee und einen Schnaps zu sich nahm. Der heimische *Palinka* war ein Pflaumenschnaps, jedoch weit besser als der Serbische, wenn auch letzterer berühmter war. Für gewöhnlich spülte er ihn mit Bier hinunter, aber in der Not tat es auch ein Kaffee.

Etwas später waren Adrian und Karl noch immer in einer angeregten Unterhaltung. Da stahl sich Stancu davon und suchte die Toiletten auf. Rasch holte er sein Telefon heraus und rief Janis an. Gestresst und mit leiser Stimme unterrichtete er ihm eiligst über das bisher Geschehene. Sobald er das Telefonat beendete, löschte er sofort wieder das eben geführte Gespräch aus dem Gerätespeicher. Gerade noch rechtzeitig. Denn plötzlich erschien der hünenhafte Begleiter des Deutschen ihm Toilettenraum. Offensichtlich hielt er nach ihm Ausschau, denn er war schon einige Minuten weggeblieben.

„Was treibst du so lange da drin?“, fuhr er ihn hinter der Toilettentür an. „Beweg dich, dein Kollege wartet auf dich, um weiterzukommen.“

„Nur mal keine Eile“, sagte Stancu. „ich bin weder dein Sklave, noch bist du mein Herr. Aber wenn du es eilig hast, kannst du mir ja gerne beim Zuknöpfen der Hose behilflich sein. Ich hab‘ da was Großes zwischen den Beinen. Und es drückt gewaltig, weißt du! Ich bekomme einfach die Knöpfe nicht zu.“ Er unterdrückte ein Lächeln, um den furchterschreckend aussehenden Bodyguard nicht allzu sehr zu brüskieren. Mit dem war schließlich nicht zu spaßen.

„Los, komm schon!“ Der Hüne trottete wieder aus dem Toilettenraum hinaus, ohne nochmals etwas zu sagen.

Als sie im kurzem Abstand hintereinander wieder den Gastraum betreten hatten, waren Adrian und Karl immer noch im Gespräch. Also hatten es die beiden am Ende gar nicht so eilig hier wegzukommen. Der Muskelprotz hatte sich wohl eigenständig Gedanken über das Verhalten des Zigeuners gemacht und war ihm hinterhergegangen. Er wollte sich versichern, dass er keine krummen Dinger drehte. Stancu war sich sicher, dass er ihn von nun an im Auge haben würde. Sollte er ihn erwischen, während er mit Janis sprach Die Folgen wollte er sich lieber nicht ausmalen.

Kurz darauf erhob sich Karl und deutete damit an, dass die Unterredung beendet sei. Sie würden getrennt voneinander in Baia Mare eintreffen. Er wollte so wenig wie möglich auffallen. Dann könnten sie im gleichen Hotel einkehren und alles Weitere besprechen. Außerdem erwartete er noch weitere Informationen, die er dann an Adrian weitergeben würde. Bis dahin hieß es ausharren. Sollten sie sich zufällig begegnen, sollte Adrian sich neutral verhalten. So, als ob er ihn nicht kenne. Morgen, so hoffte er, würden sie endlich auf die Jagd gehen und diesen Teufel in Frauengestalt schnappen. Und den vermaledeiten Griechen ebenfalls! Ja, Morgen

KAPITEL 74 Auf dem Weg zum Waldlager

Sie waren schon seit geraumer Zeit unterwegs, hatten die Hauptstraße nach Baia Sprie genommen und waren dann rechts Richtung Berge gefahren. Die Landschaft hinter der Stadt ließ sich durch die Zeugen der sozialistischen Hässlichkeit nicht beeinträchtigen. Wer schon einmal in den Alpen gewesen war, kannte die Schönheit der Berge. Diese Kulisse hier konnte es jederzeit damit aufnehmen. Ab und zu zogen ein paar graue Gestalten am Straßenrand dahin. Leerstehende Geschäfte, verfallene Anwesen sowie schmutzige Industrieanlagen, die ihre giftigen Abgase in die Umwelt bliesen, erinnerten den Betrachter daran, dass er sich jedoch nicht in der Zentraleuropäischen Bergwelt befand. Die Straße schlängelte sich momentan noch im Tal eines kleinen Baches, doch es war nur eine Frage der Zeit, bis

es aufwärts ging. Janis betrachtete die Berge und Täler, die vorüberzogen. Erbärmliche, zusammengedrückte Dörfer und einsame, verfallene Bauernhöfe verschwanden. Langsam entpuppte sich ihnen eine unbegrenzte Schönheit von unberührter, reiner und abgeschiedener Natur. Roxana hielt es vor Erwartung, endlich anzukommen, nicht mehr aus.

Kurz nach zehn Uhr hatte Stancu angerufen und ihm eiligst mitgeteilt, dass einige höchst dubiose Personen nach Baia Mare unterwegs waren. Wahrscheinlich würden sie am späten Nachmittag dort eintreffen. Wie viele es letztendlich seien, konnte er noch nicht absehen. Sobald er weitere Neuigkeiten hatte, würde er sich wieder melden. Sowie sich die Möglichkeit ergab.

Janis zwang sich langsam zu fahren. Er war von Rastlosigkeit getrieben, die in immer dann erfasste, wenn er nicht so vorankam, wie er sich das wünschte. Die Sonne schien herrlich. Es war angenehm warm und die einzigen Lebenszeichen stammten von den Vögeln über den Feldern. Sie hatten beide die Fenster heruntergelassen und atmeten die frische Luft ein. Der Duft einer erst neulich gemähten Wiese stahl sich in ihre Nasenlöcher. So fuhren sie immer weiter in die Berge hinein. Die Straße folgte weiterhin dem Tal des kleinen Baches, doch sie merkten, dass es konstant aufwärts ging.

Plötzlich hielt es Roxana nicht mehr in ihrer Haut aus. Die Freude, wieder ihren heimatlichen Gefilden zu sein und die Schönheit der Natur zu erleben, hatten ihr Herz erfüllt. Sie wollte einfach hinaus, um sich an dieser Schönheit zu erquicken.

„Janis, bitte halt an, jetzt!“, bat sie wie besessen.

Der Wagen war noch nicht vollständig zum Stehen gekommen, da hatte sie auch schon die Wagentür aufgestoßen und war hinausgesprungen. Sie rannte auf eine von Bäumen gesäumte Wiese zu, beugte sich zu den Feldblumen hinab und scheuchte einige Schmetterlinge auf, die sich auf den Blüten niedergelassen hatten. Wilde Bienen und gestreifte Hummeln, alle mit Blütenstaub beladen, summten um sie herum. Als würden sie den Neuankömmling begrüßen wollen. Insekten und kleine Mücken flogen in der warmen Sonne umher. All die unzähligen Geschöpfe der Flora und Fauna versetzten sie in eine entzückende Freude. Endlich fühlte sie sich wieder im Einklang mit der Natur. Die

grausamen Strapazen der letzten Tage schienen vergessen zu sein. Ebenso wie die Ängste und Befürchtungen die darauf folgten. Jetzt bebte ihr Herz vor Freude und Glück. Sie lebte!

Sie schaute in die Runde und verspürte plötzlich Lust, ihre Füße im klaren Wasser des Baches zu kühlen, der plätschernd durch das idyllische Tal führte. Schnell lief sie den kleinen Hang hinab. Dann war sie schon dabei ihre Sandalen auszuziehen und wollte sich schon ins kalte Nass stürzen, als plötzlich im sprudelnden Wasser etwas ihre Aufmerksamkeit erregte. Wie zu einer Salzsäule erstarrt, blieb sie augenblicklich stehen. Zunächst konzentrierte sie sich auf das Geräusch. Da entdeckte sie zwei Forellen, die gerade ein Liebesspiel absolvierten, oder aber sich gehörig zankten. Sie wollte die beiden nicht stören und ging somit einige Meter weiter ins Wasser, das viel kälter war, als sie erwartet hatte.

Bienen summten durch die seidige Luft. Irgendwo in der Ferne konnte sie das leise Tuckern eines Traktors wahrnehmen. Weiter entfernt auf einer Hochwiese weideten ein paar Kühe. Er war mittlerweile zu ihr gestoßen und half ihr wieder auf die Grasnarbe. Die Sonne kam ihm auf einmal sehr heiß vor. Wahrscheinlich, weil er so schnell zu ihr gehastet war. Der Himmel war blau, durchzogen von ein paar kleinen Wolken. Sie stellte sich vor ihm hin, öffnete die Arme weit auseinander, schloss die Augen und atmete tief durch. Ein leiser, tröstlicher Wind umfächelte ihre Stirn.

„Janis, sich mal. Schmetterlinge“, war sie auf einmal wieder voll da. „Los, klatsch mal in die Hände!“

Er war noch ganz außer Atem, sah sie verständnislos an. Doch um ihr ihren Spaß nicht zu verderben, tat er wie ihm geheißen. Zögernd holte er aus und schlug mit einem harten Knall die Hände zusammen.

Der Boden und die Baumstämme um sie herum schienen sich schlagartig in einem bräunlichen Wirbel aufzulösen. Im Bruchteil einer Sekunde flogen Hunderte, wenn nicht Tausende brauner Schmetterlinge auf und flatterten in scheinbar chaotischen Formationen durch die Luft.

Es war, als hätte jemand eine riesige, braun gesprenkelte Decke hochgerissen, die in sanften Wellen zur Erde zurückglitt,

als sich die aufgescheuchten Falter wieder niederließen. So schnell wie sie aufgefliegen waren, verschmolzen sie wieder mit den Bäumen und dem Boden. Jetzt erst bemerkte er, dass die gesamte Lichtung mit einem Teppich aus braunen Fluginsekten bedeckt war. Ihre Tarnung war so perfekt, dass sie für den ahnungslosen Betrachter unsichtbar blieben. Doch hatte man sie erst einmal entdeckt, waren sie allgegenwärtig. Roxana rannte, mal hier mal dahin, scheuchte die Fluginsekten erneut auf.

„Verdammt“, äußerte sich Janis, „das müssen ja einige Tausend sein.“ Roxana warf sich ihm an den Hals, zog sich an ihm hoch und umklammerte seine Hüften mit ihren Beiden.

„Weißt du wie dieser Ort heißt?“, fragte sie voller Freude. „Das ist das Tal der Schmetterlinge. Um diese Jahreszeit kann man hier Tausende und Abertausende, oder vielleicht auch Millionen antreffen. Doch später verschwinden sie dann wieder, um im nächsten Jahr wiederzukommen. Komisch nicht?“

„Komm, lass uns weiterfahren“, drängte er auf einmal. „Ich weiß nicht, wie weit es noch bis zu deinem Dorf ist, aber ich möchte, dass wir endlich ankommen.“ Und schon waren sie wieder unterwegs.

Das Tal wich einer Hochebene, deren Gleichförmigkeit stellenweise von einigen Bäumen gestört wurde. Ansonsten aber war sie, von jeglichem größeren Bewuchs, frei. In der Ferne sahen sie manchmal die verfallenen Ruinen einer Burg oder einer alten Abtei aus Stein. Es schien, als wären die alten Gemäuer seit Jahrhunderten verlassen. Eine mittelalterliche Festung, die auf einem Berggipfel thronte und ein Tal darunter beherrschte, flimmerte in der warmen Mittagsluft. Sie schien regelrecht über den Bergen zu schweben. Weiter unten im Tal schlängelte sich die Straße, die sie noch vor einer halben Stunde befahren hatten. Die Dörfer waren kaum zu sehen, und wenn, sahen sie winzig aus.

Die Straße wurde immer schlechter, immer holpriger. Bald waren sie nur noch im Schneckentempo unterwegs. Der Mercedes war eindeutig das falsche Fahrzeug für dieses Gelände. Doch selbst ein Offroader hätte hier seine Mühen gehabt. Aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, wie es so schön im Volksmund hieß. Sie überquerten eine alte Brücke, derer hölzerne Balken und Planken unter dem Gewicht des Wagens ächzten. Dann ging es

quer durch ein Waldstück. Eine sanfte, warme Brise brachte die Blätter der Bäume zum Rascheln.

„Janis, wollen wir uns ein altes Kloster anschauen?“, fragte sie auf einmal. „Jahrelang habe ich immer wieder mit Cosmina dort gespielt. Bitte, lass uns hingehen.“ Wie konnte er da nein sagen.

Also steuerte er den Wagen ein Stück von der Landstraße und rumpelte kurz darauf über einen Feldweg, der in einen noch dichteren Wald mündete. Gleich darauf stoppten sie. Roxana führte ihn dann zu Fuß tiefer in den Wald hinein. Der Weg, falls man diese Andeutung eines Trampelpfades überhaupt als Weg bezeichnen konnte, machte hinter einer Felsklippe eine Biegung und führte dann steil nach oben. Nicht dass er Angst hatte. Dennoch, langsam wurde es unheimlich. Plötzlich hörten sie über sich ein Geräusch, ein kurzes Krächzen, mehrmals hintereinander. Sie schauten beide gleichzeitig nach oben und sahen das Profil eines großen schwarzen Vogels, der eine Kieferspitze verließ und wegflog.

Es dauerte nur einige Minuten, bis sie endlich das verfallene Kloster erreicht hatten. Es war nunmehr nur eine Ruine. Sie wirkte vielmehr wie eine verfallene Festung als ein Ort, an dem einst Mönche gehaust hatten. Laut Roxana gab es viele Gerüchte und Ammenmärchen über Dinge, die die Mönche hier getrieben haben sollen.

„Die letzten Mönche haben das Kloster schon vor Ewigkeiten verlassen“, sagte Roxana. „In all den Jahren, habe ich noch nie einen Kirchenmann hier oben gesehen.“

Plötzlich fühlte sie eine Wehmut, sah sich mit Cosmina Arm in Arm auf dem feuchten Moos liegen und die Wolken über sich betrachten. Ein leichter Wind zog durch die Äste und Blätter. Auf einmal fühlte sie, ihre Freundin komme wie ein Flüstern aus Düften, Erinnerungen und Bildern zu ihr. Janis stand hinter ihr und hielt sie fest. So verbrachten sie eine Weile einfach in die Ferne schauend. Von irgendwoher erklang der markerschütternde Ruf einer Eule.

Eine Weile später erreichten sie wieder den Mercedes und fuhren weiter. Immer tiefer ging es in die Wildnis. Bald war vor lauter Bäumen nichts anderes mehr zu sehen. Alles war dunkel

geworden, und man hätte meinen können, die Dämmerung wäre schon hereingebrochen. Doch nach einer Weile kam endlich wieder eine Lichtung. Ein Sonnenstrahl und alles erschien wieder wie verwandelt. Die Welt veränderte sich sofort. Auf einmal bestand sie wieder aus Farben, Wärme und Licht. Und diese Wandlung zog eine Veränderung der Gefühle, Gedanken und Stimmungen nach sich. Und darin bestand das immerwährende Wunder des ganzen Lebens, in nichts anderem, dachte er.

Mittendrin auf der Waldblöße stand ein bunter Zigeunerwagen auf einer Wiese, an dem ein braunes Pferd angebunden war und frei umhergraste. Ein kleines Feuer brannte unweit des Wagens, doch nirgendwo waren Menschen zu sehen. Ein idyllisches Bild, das an Postkartenklischees erinnerte.

„Ja!“ Sie hatte es so ausgerufen, als ob sie beim Würfeln gewonnen hätte. „Halt an, halt an! Ich kenne dieses Pferd und diesen Wagen.“ Sie stieg aus, umkreiste den Mercedes und ging auf die alte Karre zu. Ihr Herz klopfte, als sie schließlich beim Pferd angelangt war. Das Ross hob den Kopf und blickte ihr neugierig entgegen. „Psst“, flüsterte sie dem Pferd unsinnigerweise zu, das sich jetzt zwischen ihr und dem Gespann befand. „Ruhig Blut, ich bin es, Roxana.“ Sie tätschelte ihm den Hals und merkte erst jetzt, dass sein Zaumseil mit einer längeren Leine verbunden war.

In diesem Moment erschien eine Frau aus den Nichts, legte eine Hand auf ihre Schulter und drückte ein Messer an ihren Hals. Eine brüchige Stimme flüsterte etwas in einer Sprache, die weder Rumänisch noch sonst irgendwas war. Roxana schrie plötzlich etwas Unverständliches und drehte sich um, während die Klinge weggenommen wurde.

Die Zigeunerin hätte genauso gut in ihrem Alter sein können, sah aber mindestens zwanzig Jahre älter aus. Er war sofort herbeigeeilt. Erst beim Näherkommen bemerkte er ihre Falten, ihre hängenden Wangen und die Zahnlücken. Die Frau war mit einem typischen Outfit bekleidet. Das Messer, das sie immer noch in der Hand hielt, war kaum größer als ein Dolch, hatte aber im ersten Moment gefährlicher ausgesehen. Um jeglicher Gefahr trotzen zu können, stellte er sich neben Roxana, jederzeit sprungbereit einschreiten zu können.

„You American, . . . English, . . . German, . . . you tourist?“ Wahrscheinlich hatte sie einst die Chance gehabt, ein paar Brocken Englisch zu lernen, die ihr heute zugutekamen.

„Mirca“, sagte Roxana auf einmal, „*sar san*, wie geht es dir?“ Irgendwas schien plötzlich mit Mirca zu geschehen, denn auf einmal öffnete sie den Mund, um etwas zu sagen, schloss ihn jedoch wieder. Plötzlich brach es aus ihr heraus.

„Roxana?“

Und da ging es dann erst richtig los. Das Kauderwelsch, das folgte, war für Janis eine unverständliche außerirdische Sprache, die wohl nur Zigeuner untereinander zu bewältigen fähig waren. In der quirligen, von s-Lauten und geroltem R durchwundenen Sprache setzte wohl die eine der anderen auseinander, was sich alles seit ihrem letzten Treffen zugetragen hatte. Das Pferd graste währenddessen ungestört weiter. Er stand einfach nur da und beobachtete die Szene. Endlich schien ihnen die Luft ausgegangen zu sein, denn auf einmal machten sie eine Pause.

„Janis, komm, ich möchte dich vorstellen.“ Fast scheu wagte er sich näher heran. „Das ist Mirca, Cosminas Cousine. Wegen meiner Gadscho-Kleider hat sie mich zunächst nicht erkannt. Sie dachte, ich würde ihr Pferd stehlen wollen. Sie lebt in ihrem eigenen Wagen, zieht hier und dort herum und sammelt Heilkräuter.“ Er nickte ihr freundlich zu, streckte die Hand aus und begrüßte sie.

„Mirca sagt, das Lager ist nur noch knapp einen Kilometer entfernt. Auf der nächsten Lichtung haben meine Leute ihre Behausungen aufgeschlagen. In einigen Minuten sind wir da.“ Es folgten noch einige Worte mit der Cousine, dann stiegen sie wieder ein und fuhren weiter. Gleich darauf hatte sie wieder der Wald geschluckt.

KAPITEL 75 Vlad verfolgt die beiden in die Berge

Vlad war den beiden mit einem seiner Männer unauffällig gefolgt. Marian hatte er nicht mitgenommen, hatte ihn einfach im Hotel zurückgelassen. Er konnte sich nicht darauf verlassen, dass der

junge Hitzkopf keinen Unsinn machen würde. Einmal hatte er sich den Verfolgten so sehr angenähert, dass sie ihn hätte entdecken können. Doch nichts dergleichen geschah.

Mit den Ferngläsern war es ihm ein Leichtes, das weitere Geschehen zu observieren. Als ob sie keine andere Sorgen hätten, hielten die zwei Turteltäubchen an einer Wiese. Die Kleine hatte anschließend in dem kleinen Bach ihre dreckigen Füße erfrischt, dann Schmetterlinge aufgeschreckt. Schließlich hatten sie das Tal verlassen und es war nur noch aufwärts gegangen. Laut Google Maps gab es keine anderen Straßen mehr, die ein großer Wagen hätte befahren können. Von der toten Zigeunerin hatte er bezüglich ihres Heimatdorfes eine ungefähre Beschreibung erhalten. Es deckte sich genau mit den Koordinaten, die er jetzt auf seinem Tablet studierte. Die Straße führte nur noch einige Kilometer weit, dann war sie zu Ende. Sackgasse! Genau das, was sie brauchten.

Gleich darauf informierte er seinen Chef über die Ankunft des Griechen im Waldlager, sowie über die topographischen Begebenheiten. Casian trug ihm auf, einen anderen Weg auszukundschaften, auf dem sie nah genug an den vermeintlichen Lagerplatz der Zigeuner fahren könnten. Wenn er sich ein anderes Tal vornahm, so könnte er abschätzen, wohin der Weg hinauf in die Berge führte. Mit etwas Glück könnten sie nah genug heranfahren, das letzte Stück durch den Wald zu Fuß zurücklegen und die ganze Bande von Hinten attackieren. Vielleicht sogar im Schlaf überraschen. Er sollte sich das Terrain genau anschauen, gegebenenfalls verschiedene Varianten auskundschaften.

Nachdem sie stundenlang in der Gegend, Berg rauf, Berg runter, herumgegendelt waren, hatten sie genug gesehen. Sie drehten wieder ab und fuhren zurück. Jetzt hieß es im Hotel auf Casians Ankunft zu warten. Wenn alle dort versammelt wären, würde er ihnen genau erklären, wie er sich die Sache vorstellte. Schließlich ging es ihm jetzt nicht mehr darum, die beiden einfach aus dem Weg zu räumen. Er wollte sie jetzt lebend, wollte sich an ihren Schmerzen weiden, bis sie der Tod endlich erlösen würde.

Wieder im Hotel, erfuhr er von Casian, dass Karl ebenfalls bald in Baia Mare eintreffen würde. Er solle sich mit ihm kurzschließen und ihm erklären, wo sich alle treffen würden.

VOLLMOND

KAPITEL 76 Die Wagenburg

Schon von Weitem, noch bevor sie sie sehen konnten, hatten sie sie gehört. Als sie endlich auf die große Lichtung einbogen, breitete sich ein ganzer Tross von kreisförmig aufgestellten, bunten Wagen vor ihnen aus. Weiter hinten parkten einige Pick-ups verschiedener Hersteller. Im Innern der Wagenburg standen mehrere Rundzelte. Als Zeltplanen dienten bunte Leinentücher, über denen zum Schutz vor den Launen der Natur, zusätzlich Tierfelle gespannt waren. Zigeuner tummelten sich herum, kochten, unterhielten sich oder bastelten umher.

Durch das Motorengeräusch aufmerksam geworden, kamen die Menschen ihnen nun langsam, aber vor allem neugierig entgegen. Zwischen Lidern, die ständig zusammengekniffen waren, betrachteten sie den Wagen mit ihren kleinen, dunklen Augen. Ihr schwarzes, meist glattes Haar wirkte eher gestutzt als geschnitten, die braunen Hände schienen groß und schwielig von harter Arbeit. Ein derbes Volk, dachte Janis.

Die Situation ausnutzend, gingen mindestens ein dutzend Heranwachsender voran und versuchten sich zu profilieren. Gleich dahinter hatte sich ein prächtig und bunt gekleideter, älterer Mann, der der *baró*, der Dorf-Chef zu sein schien, an die Spitze der übrigen gesetzt. Neben ihm trottete je ein riesiger Hund. Zottige, braune Ungetüme undefinierbarer Rasse, die furchterregend aussahen. Der Dorf-Chef tätschelte ihnen den Kopf. Gemeinsam schritten sie dem Fahrzeug entgegen.

Die farbenfroh bemalten, kastenartigen Wagen, die auf ihren enormen Rädern in der Runde standen, wurden gewöhnlich von Pferden gezogen, die, wie er vermutete, etwas weiter abseits gehalten wurden. Unter den Planen, die die Wagen in hohem Bogen überspannten, sah Janis dicht gedrängt Frauen, Kinder und einige Alte. Alle waren sie neugierig darauf zu erfahren, wer die Neuankömmlinge waren. An einigen Wagen wurden die Planen von kleinen Händen angehoben. Neugierige, dunkel funkelnde Augen, musterten sie.

Einige herumstehende Frauen sahen wunderschön aus. Sie waren eingehüllt in ihre langen Röcke. Das lange, wie Ebenholz schwarz glänzende Haar fiel bei den meisten in Zöpfen

herab. Goldene Ohringe, mit Goldstücken behängte Halsketten und Armbänder schufen einen bizarren Kontrast zu ihrer ansonsten ledernen und zerfurchten Haut. Aber auch manche Kinder hatten die Ohren durchstochen, trugen in jedem einen oder mehrere Ringe aus Silber.

Alle hatten jedoch eines gemein: Sie musterten den ankommenden Mercedes, als ob er ein verirrtes Raumschiff war, dass aus unerfindlichen Gründen in ihrem Wald gelandet zu sein schien. Endlich stoppte der Tross in einem sicheren Abstand zum Fahrzeug.

Der Anführer musste sich gezwungenermaßen langsam an Janis Wagen herantasten, wollte er vor der Gemeinschaft nicht das Gesicht verlieren. Mit unsicheren Schritten pirschte er sich zögernd voran, hielt sich gleichzeitig an den Halsbändern seiner Hunde fest. Das noble Gefährt machte ihm ein wenig Angst. Für gewöhnlich führen solche Karossen nur Reiche oder Ganoven. Und Reiche, würden sich nie in diese Gegend verirren. Also blieb konsequenterweise nur die andere Alternative . . .

Als sie voller Freude ruckartig ihre Tür zur Seite schwang und aus dem Wagen hechtete, schreckte die ganze Gemeinschaft blitzartig ein, zwei Schritte zurück. Der *baró*, der nur noch zwei Meter vom Wagen entfernt stand, hatte sich kaum zu rühren gewagt. Sowohl er als auch die Hunde schienen wie paralysiert. Doch die gutgekleidete, europäisch anmutende Frau, kam ihm plötzlich irgendwie bekannt vor. Vielleicht aus dem Fernsehen? Jetzt begannen auch noch die Hunde zu winseln. Ein derartiges Verhalten legte sie nur an den Tag, wenn sie jemanden kannten. Sollten die beiden Köter, in letzter Zeit, zu viel ferngesehen haben?

„*Hey, sar san tumé?* He, wie geht es euch“, rief sie voller Enthusiasmus. „*So kerés?* Wie läuft’s denn so?“

Jetzt schlug es dem Fass den Boden aus. Der Fernsehstar sprach auch noch ihre Sprache. Und außerdem ohne Akzent. Ein Wunder! Unfähig auch nur ein Wort zu artikulieren, begann der Dorfvorsteher mit den Armen zu gestikulieren und lies dabei die Hunde los, die sofort schwanzwedelnd auf die Fremde zungen. Der *baró* versuchte so etwas wie eine einladende Geste zu formen. Die übrigen standen weiterhin einfach nur da, harrten der Überraschung, die sich ihnen darbot.

„*Me sim*, Roxana“, lächelte sie. „Ich bin es, Roxana. Was glotzt ihr denn so?“

„*Te del o béng ánde mánde . . .*“, platzte auf einmal der Anführer heraus. „Der Teufel soll mich holen . . . Roxana?“

„*Va, va! Me sim*. Ja, ja! Ich bin es.“ Sie war in die Hocke gegangen, streichelte die beiden Ungetüme, umarmte sie und flüsterte ihnen Worte zu. Die Hunde blickten ihr in die Augen, als würden sie jedes Wort verstehen. Einer der beiden versuchte, sie mit seinen beiden Vorderpfoten, zu umarmen.

Was dann folgte war ein genereller Freudenausbruch der ganzen Bande. Janis fragte sich, wer mit größerer Freude und Jubel begrüßt wurde: Die Astronauten der Apollo-Missionen nach ihrer Rückkehr vom Mond, oder dieses kleine quirlige Mädchen, diese außerordentliche junge Frau, die eigentlich gar keine Blutsverwandtschaft mit diesen Leuten hatte. Sie wurde umarmt, begrüßt, geküsst und hochgehoben in einem nicht enden wollenden Rausch der Freude.

Janis war mittlerweile ebenfalls ausgestiegen und harrte der Dinge. Er wollte sich nicht aufdrängen und ihnen die Wiedersehensfreude vermiesen. Dann kam endlich Roxana auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und führte in die die Mitte der Herumstehenden. Sie sprach einige Momente lang, erläuterte, wie er vermutete, wer er sei und wie sie ihn kennengelernt hatte. Er hob die Hand zum Gruß, nickte allen wohlwollend zu. Dann sprach der *baró*.

Wie ihm Roxana später erzählte, gab er ihr und den Anwesenden zu verstehen, dass alles was sie durchgemacht hatte und die Folgen, die sich daraus für Cosmina und ihren Bruder ergaben, nicht ihr Verschulden seien. Aus diesem Lager, in dem sie seit Jahren heimisch war, würde sie keiner vertreiben. Und keiner sollte es wagen, seinem Wort entgegenzuhandeln.

„Der Dorfälteste hat uns ein Quartier zugewiesen“, sagte sie ganz happy. „Sonst hätten wir heute Nacht unter freien Himmel kampieren müssen. Und glaub mir, hier oben ist es in der Nacht recht kalt. Und dein Auto werden die Leute mit Planen zudecken, damit keine Blätter und Staub darauf fallen. Der Dorf-Chef wird jeden persönlich bestrafen, der Hand an das Fahrzeug anlegt.“

„Tja, dann lassen wir uns einfach überraschen“, bekundete er ohne größere Freude. In der Folgezeit hielt er sich immer Abseits, ließ sie einfach gewähren. Sie tratschte hier, besprach sich mit einigen Frauen dort, redete schnell auf einen alten Zigeuner ein. All das mit Freude und Gelassenheit, wie er sie noch nie gesehen hatte. Hier war ihr wahres Zuhause, hier war sie in ihrem Element. Er konnte nicht abschätzen, ob die Situation hier günstiger für sie war. Vielleicht war all die ganze Freude nur oberflächlich. Theater! Irgendwann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn zu einem der bunten Wagen.

„Der Clanchef hat uns den Wagen seines Bruders überlassen, der für einige Wochen nach Frankreich verreist ist. Wir können es uns gemütlich machen.“

„Sag mal, ist es nicht so, dass bei den Zigeuner Unverheiratete getrennt wohnen? Stört es die Stammesgenossen nicht, dass ein Gadscho mit einer ihrer Angehörigen unter einen Dach verweilt?“

„Nein! Ich habe ihnen erklärt, dass wir ein Paar sind. Somit ist es für sie in Ordnung.“

„Aha!“ Er war sehr überrascht darüber, wie sich die Dinge entwickelten.

„Und übrigens, was soll dieser ganze Unsinn von wegen Unreinheit und Leute besudeln? Wie nennt man es gleich? *Mah* . . . noch etwas.“

„*Mahrimé*.“

„Ja, genau das war das Wort.“

„Das ist bei diesen Leuten nun mal so. Es gibt Dinge, die einen besudeln, und andere eben nicht.“

„Hört, hört“, sagte er erstaunt. „Was es nicht alles gibt!“

„Ja, so ist es nun mal. Pferde zum Beispiel, die sind rein. Die schlecken ihre Genitalien nicht ab. Hunde und Katzen dagegen sind schmutzig.“

„Und ihr Frauen?“

„Jetzt wird es kompliziert. Frauen können dich besudeln, wenn sie ihre Tage haben. Wenn dass der Fall ist, darf eine zum Beispiel kein fremdes Baby halten, oder einen Mann berühren. Oder kochen. Oder über einen Besen steigen. Sie kann mehr oder weniger gar nichts mehr tun.“

„Mein Gott, so viel Dummheit!“

„Eine Frau sollte auch nie ihre Knie zeigen. Das schickt sich überhaupt nicht. Denn damit könnte sie die Leidenschaft eines anderen entfachen. Außer die ihres Ehemann, natürlich. Knie können das.“

„Was du nicht sagst! Na, wenn das keine Probleme sind, wer hat dann welche“, mokierte er sich. „Aber was ist mit all den anderen Frauen? Die, die in den Städten halb nackt auf der Straße herumlaufen? Sie entblößen doch so gut wie alles! Da kümmert sich doch kein Mensch mehr darum.“

„Aber das sind doch Gadscho-Frauen. Die zählen doch nicht. Mann, Janis, du verstehst wirklich gar nichts.“

„Ach ja, natürlich! Wie konnte ich nur“, machte er sich über sie lustig.

„Ein anderes Beispiel aus dem Leben: Zigeuner könnten nie als Klempner arbeiten. Ihr Gesetz verbietet es. Ein Zigeuner, der mit Toiletteninstallationen hantiert, gilt als beschmutzt. Er riskiert, geächtet zu werden. Zigeuner setzen sich für gewöhnlich auch auf keine Toilettenschüssel. Sie kauern sich einfach darüber.“

„Mein Gott, das ist ja weltbewegend. Und wo wir schon mal beim Thema sind, wo ist denn hier das Badezimmer?“

„Du gehst aus dem Wagen, gleich links einige Bäume weiter und immer geradeaus!“ Sie lachte. „Nimm ein Messer mit und suche dir einen großen Baum aus. Dann ritze ein Zeichen drauf damit du ihn wiedererkennst und vor allem, damit andere wissen, dass diesen Stamm schon jemand unter Beschlag genommen hat. Somit ist dieser für die Zukunft deiner. Baden kannst du in dem Tümpel einige hundert Meter weiter. Im Einklang mit der Natur, so leben die Menschen hier, Janis. Wozu brauchst du all deinen Luxus, wenn du hier das wahre Leben hast, dazu eine Frau wie mich?“

„Du meinst, ich soll einfach hinter einen Baum, wo jeden Moment jeder vorbeikommen kann? Wie stellt ihr euch das hier vor? Muss es denn gleich jeder wissen, wenn ich austreten will und wie lange ich fort gewesen bin? Oder soll ich einige Kilometer weit laufen, um sicher zu sein, dass ich allein bin? Ach, scheiß drauf!“

„Tja, so leben die Menschen hier, mein Lieber. Im Einklang mit der Natur!“

Er schwieg, legte sich auf das Bettlager, machte es sich bequem und zog sie zu sich herunter. Dann unterhielten sie sich noch eine Weile. Sie brachte immer wieder die Themen Heiraten, Ehe, Familie und Zukunft auf den Tisch. Als die beiden der Schlaf übermannte, war sie ihrem Ziel noch kein bisschen nähergekommen. Doch der Tag war noch lang, und der Abend noch nicht gekommen. Und die Nacht erst, wer konnte schon voraussagen, was sie für Überraschungen barg

KAPITEL 77 Treffen mit einem alten Bekannten

Am Nachmittag erreichten sie Baia Mare. Doch zu seiner Überraschung hielten sie nicht an. Sofort steuerten sie auf den Weg, der am lokalen Flughafen vorbeiführte Richtung Satu Mare. Adrian hatte sich irgendwo auf halber Strecke mit einem alten Bekannten verabredet, denn er nur als alten Haudegen betitelte. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass Stancu so weit nach Norden kam. Für gewöhnlich orientierten sich seine Geschäfte eher im Süden und Südwesten des Landes. Doch für alles gab es ein erstes Mal.

Endlich waren sie am Treffpunkt. Eine einfache, barackenähnliche Bude am Rande der Straße, in der ein müder, alter Mann Bier ausschenkte. Die traurige Szene wurde nur durch eine heiße Maus, die in der Nachmittagshitze fast nichts anhatte und die Getränke an den Tisch brachte, gerettet. Die Bedienung war eine Augenweide!

Der Kontaktmann wiederum sah knallhart aus. Er wirkte wie ein Schwerathlet, war mindestens 190 groß und über 100 Kilogramm schwer. Scheine Muskeln, schien er sich nicht im Fitness-Studio antrainiert zu haben. An den Armen und im Gesicht hatte er so viele Narben, die eindeutig von vielen Kämpfen zeugten. Adrian wurde beiläufig begrüßt, für Stancu hatte er jedoch nur einen arroganten, niederträchtigen Blick übrig. Nachdem sie sich etwas zu trinken bestellt hatten und die süße Maus mit den Getränken herbeigeeilt war, wollte der Bulle gleich zum Thema kommen. Doch zunächst meldete sich der raue Bursche zu Wort.

„Sag mal, ist es mittlerweile üblich, dass jeder von euch einen Haus-Zigeuner mitschleppt. Ich habe das bei den Griechen erlebt, die in den neunziger Jahren ein jeder ihren Haus-Albaner hatten. Sind wir jetzt auch schon so weit?“ Der Staatsdiener lachte, sein Gefährte jedoch wirkte in seinem Stolz verletzt. „Und noch was. Keine Namen. Sonst bin ich weg!“

„Aber nicht doch. Mein Begleiter ist ein Mitarbeiter. Er hilft mir bei dieser Unternehmung, denn er kann die Sprache seiner Volksgenossen. Du und ich leider nicht. Verstehst du jetzt?“ Der Muskelprotz lachte. Dann trank er von seinem Bier und harrete der Dinge, die ihm sein Gegenüber nun aufstischen würde.

„Um es kurz zu machen, ich brauche ein paar Jungs. Sorry, falsch ausgedrückt! Nicht für fleischliche Vergnügungen, ich meine harte Jungs. Ich weiß, du kannst sie mir beschaffen.“

Der alte Haudegen war still geworden. Er überlegte. Es war ein Risiko, einem Bullen waghalsige, raue Männer für gefährliche und sicherlich illegale Unternehmungen, zu beschaffen. Die Bezahlung war sicherlich gut und solange alles glatt über die Bühne ging, waren alle zufrieden. Doch sollte das Geschäft irgendwo hängen, könnte die Situation verhängnisvoll werden. Denn einem Bullen, konnten Seinesgleichen nie wirklich über den Weg trauen.

„Also Männer für eine gefährliche Unternehmung, sagst du?“, sprach der Hüne in Gedanken verloren.

„Gefährlicher als nur ihre Ärsche hinzuhalten“, lachte Adrian. „Männerarbeit, keine Hurendienste!“

„Ich kann dir Männer für jede Aufgabe beschaffen.“ Der Service-Provider sprach jedes Wort mit wohl überlegtem Bedacht aus. Er wollte, dass zwischen ihnen alles klar ausgesprochen wurde, denn er kannte Menschen von Adrians Schlag. Später verdrehten sie einem das Wort im Mund. „Zumindest für jede Aufgabe, die mir gefällt. Aber ich weiß nicht, ob mir deine Unternehmung gefallen wird. Also, erzähl mal was Sache ist, damit ich das Risiko abschätzen kann.“

Darauf gab ihm Adrian einen kurzen Abriss der Gegebenheiten und betonte die Wichtigkeit der Erledigung der beiden Gejagten. Seine Exzellenz, dessen Namen er jedoch seinem Gegenüber nicht nannte, sei bereit für deren Ergreifung einen

wirklich astronomischen Betrag hinzublättern. Im sechsstelligen Bereich, in Euro selbstverständlich.

„Also, ich weiß nicht genau wo letztlich der Hund begraben liegt, aber Ihr werdet ihn ohne meine Jungs ausbuddeln müssen. Du willst also Männer von mir, die für dich wahrscheinlich jemanden umlegen. Verstehe ich dich richtig? Und sollte, Gott weiß warum, die Sache schieflaufen, was dann? Dann hast du mich ein Leben lang in der Hand, ja? Für wie blöd hältst du mich eigentlich?“ Er lachte mit sich selbst, führte dann weiter aus. „Das Geschäft, das ich mit dir abzuschließen beabsichtigte, . . .“, er dachte nach, „ziehe ich im Endeffekt vor, nicht zu tätigen. Du sprichst von gefährlichen Unternehmungen, aber letztendlich glaube ich, mein Freund, bist du die Gefahr.“

„Aber ich werde dich fürstlich entlohnen. Dich und deine Männer.“

„Vergiss es!“ Der Haudegen machte plötzlich ein Gesicht, bei dem Stancu erschrak. Dann lachte er. Ein kaltes, hässliches Lachen, bei dem die süße Bedienung, die gerade vorbeikam, ihn mit weit aufgerissen Augen anblickte und fast ihr Tablett fallen ließ. „Du kannst, wenn du willst, ein paar Nutten von mir kaufen und sie so behandeln, wie du willst. Aber mich, . . . mich kann man nicht kaufen. Ich lasse mich auf keine Risiken dieser Art ein“, erläuterte er ernst. „Und jetzt geht!“

„Aber nein, du verstehst mich falsch, ich . . .“, Adrian beharrte auf sein Begehren und versuchte den anderen zu bedrängen.

Doch sein Begehren wurde von einem durchdringendem Pfiff unterbrochen, als sein Gegenüber zwei Finger zwischen seine Zähne steckte und fest hindurchblies. Zwei furchteinflößende Riesen erschienen augenblicklich in der Bruchbude und bauten sich vor ihm auf. Der Hüne war nicht allein gekommen.

„Ihr werdet jetzt aufstehen und gehen. Sonst werde ich meine guten Manieren und die hiesigen Gepflogenheiten der Gastfreundschaft vergessen, und euch von den beiden Herren hinauswerfen lassen.“ Die Muskelprotze blickten grimmig drein. „Ich kann euch versichern, dass sie keine gute Kinderstube hatten. Ihre Courtoisie und Anstandsregeln haben sie sich nicht auf dem Butler-College erworben.“ Er wandte sich an die beiden Gäste. „Also Gentlemen, wenn ich bitten darf . . .“

KAPITEL 78 Am Lagerfeuer

Die Wagentür gab ein kleines Ächzen von sich. Er erwachte mit einem heftigen Ruck. Sein Schlaf musste ungewöhnlich tief gewesen sein, denn im ersten Moment wusste er nicht so recht, wo er sich befand. Einige Sekunden lang weigerte sich sein Gehirn zu funktionieren und widerstand all seinen Bemühungen, ihm die beruhigenden Gewissheiten von Zeit und Ort zu entlocken.

Er brauchte einen Moment um sich zu orientieren. Doch dann bemerkte er, dass er sich nicht mehr so eingengt fühlte. Im Wagen war es nicht mehr so trist und düster, wie die Empfindungen in den ersten Minuten. Roxana stand an einem kleinen, an die Längswand geschmiegenen Tischchen. Sie goss etwas Dampfendes aus einer Kanne in zwei Zinnbecher, die auf ebensolchen ziselierten Tellerchen standen. In einer flachen Schale schwammen fünf Blüten. Die Wasseroberfläche schimmerte im Schein einer Öllampe, die über dem Tischchen angebracht war. Eine ganze Fülle von Dingen funkelte in diesem länglichen Raum, der mit Stoffen in vielfältigen Rot-Tönen ausgefüllt war, bestickt, gefranst und gesäumt von Silber- und Goldfäden.

Er setzte sich auf und nahm ihr gegenüber auf einem kleinen Schemel Platz. Zunächst wanderte sein Blick aus dem Fenster, oder dem, was von der Aussicht durch die engmaschige Gardine übrigblieb. Auf den Regalen neben dem Fenster befanden sich allerlei Kistchen, Döschen und sonstige Objekte. Die Menschen, die hier lebten, bewahrten darin wahrscheinlich ihre wenigen Habseligkeiten auf.

„Hier nimm“, sagte Roxana und stellte ihm auf das Tischchen einen der Zinnbecher vor die Nase. „Aber pass auf, es ist sehr heiß. Ich war übrigens bei Cosminas Mutter, habe mich eine Weile mit ihr unterhalten. Sie ist sehr niedergeschlagen. Doch die Zigeuner zeigen das nicht so, wie die Gadschos. Selbstverständlich ist sie unendlich traurig, doch sie ist nicht böse auf mich. Ihr Sohn Milos kommt Morgen hier an.“

Janis hüstelte und griff nach dem Becher, den sie ihm zusammen mit einer Untertasse hingestellt hatte. Sobald er aber das Trinkgefäß in die Hand nahm, verbrannte er sich. Dennoch versuchte er, sich es nicht anmerken zu lassen, dass seine Hand

mit dem glühendheißen Metall fast zu verschmelzen schien. Doch ihr entging nicht, wie er die Augen zusammenkniff.

„Ich sagte doch, pass auf, der Metallbecher ist sehr heiß. Ich habe dir Kaffee nach Zigeuner-Art gebraut. Spezialrezept! Wird nur von *cérha* zu *cérha* weitergegeben. Von Zelt zu Zelt.“

„Aha! Und was ist so besonders daran? Ich finde, er schmeckt genauso wie jeder andere Kaffee auch. Und da drüben in der Ecke, da steht eine Dose Nescafé. Oder habt ihr hier etwa eine eigene Kaffeepflanzung angelegt?“, fragte er scherzend.

„Ach, Janis, lass mir doch meinen Spaß!“ Sie beugte sich zu ihm und küsste ihn. „Und, wie gefällt es dir in unserem Wagen? Man kann sich daran gewöhnen, oder?“ Sie hatte sich auch einen Becher genommen, nippte vorsichtig daran.

„Als wir noch jünger waren, Cosmina und ich, mochten wir es, uns auf das Trittbrett am hinteren Ende des Wagens zu setzen. Und am liebsten dann, wenn unser Wagen der letzte im Tross war. Jeder Wagen ist einmal an der Reihe, der letzte zu sein. Die Menschen hier beharren darauf, dass es immer gerecht zugeht. Du musst dir vorstellen, dass der erste Wagen es an Regentagen leichter hat als der letzte, der in den Spurrinnen aller anderen schwimmt. An windigen Tagen dagegen, hat es der letzte Wagen am besten, wenn er im Windschatten der anderen fahren darf.“

Sie erzählte voller Stolz und Wehmut von den Abenteuern längst vergangener Tage. Die Welt vom schaukelnden Heck des Wagens zu betrachten, verleitete die beiden Freundinnen zum Fantasieren. Sie träumten von der weiten Welt und hatten den gemeinsamen Wunsch, eines Tages das Meer zu sehen. Es müsste herrlich sein, das Wasser zu fühlen und die unendliche Weite zu erfahren. Und so sehr sie sich damals für den gemeinsamen Wunschtraum schämten, stellten sie sich vor, eines fernen Tages in einem gemauerten Haus zu wohnen und in einem Bett zu schlafen, das nicht an der Decke des Wagens hing. Vielleicht sogar, wenn das Schicksal ihnen besonders hold war, jede in ihrem eigenen.

Wenn die Pferde vor den Wagen müde wurden, erzählte sie weiter, campierten sie und bildeten mit ihren Hütten auf Rädern einen Kreis. Nur bei Regen blieb der Platz darin verwaist. Dann hielten sich alle für gewöhnlich unter den vor den Wagen

gespannten Wachstuchplanen auf. Sie mochten es nicht, wenn jede Familie ihr eigenes Süppchen kochte. In der Nässe war es jedoch zwecklos, ein Feuer in der Mitte des Platzes zu entfachen und den großen Kessel anzuheizen. Natürlich trafen sich Freunde in einem Wagen, um die Zeit kurz werden zu lassen. Man spielte, unterhielt sich, tauschte Gedanken aus. Aber es war nicht dasselbe, wie in der warmen Jahreszeit.

Dann im Herbst, wenn die Tage kürzer wurden und der Winter nahte, schmeckte die Luft nach Abschied. Üblicherweise zerfiel der Tross Ende Oktober, um sich im März wieder zu vereinigen. Sie und ihre Freundin machte das stets sehr traurig. Nein, mehr noch, sie hassten es die Freunde und Freundinnen zu verabschieden, um sie Monate später wiederzusehen. Und sie hassten die kalte Jahreszeit, die Suche nach einem Winterquartier und letztendlich das Winterquartier selbst.

Der Staat versuchte das fahrende Volk sesshaft zu machen. Nach den Wintermonaten entschieden die Zigeuner jedoch, sich Jahr für Jahr wieder zu sammeln und in den Wäldern den Pakt mit ihrem Schicksal zu erneuern. Roxana fühlte sich all die Jahre wohl bei diesen Menschen. Sie fühlte sich ebenbürtig, frei und lebendig. Fast ein Glückskind. Nur nicht im Winter!

Weit schlimmer als der auseinanderfallende Wagentross war das Warten auf den Tag, an dem es so weit sein würde. Eine qualvolle Ungewissheit bemächtigte sich ihrer jedes Jahr. Die alten Männer des Rates versuchten die Gemeinschaft so lange wie möglich zusammenzuhalten. Und schlimmer als die Trennung auf Zeit und das Warten auf den Zeitpunkt waren jene Tage, an denen man sich der Tatsache bewusstwurde, dass eigentlich schon gestern der Zeitpunkt gewesen war, an dem man sich hätte trennen und auf den Weg machen müssen. Denn der Winter kam drohend und unaufhaltsam näher. Allerdings sprach das niemand aus, und so klammerte man sich am nächsten Morgen weiterhin aneinander.

„Doch genug der Sentimentalitäten“, sagte sie plötzlich mit glasigen Augen. Von ihrem Leben zu erzählen hatte sie gerührt.

„Janis, ich habe noch nie das Meer gesehen. Wirst du mich eines Tages an irgendeinen Strand bringen?“, fragte sie ihn

auf einmal melancholisch. „Ich habe gehört, Meeresluft soll ihren eigenen, charakteristischen Geschmack haben. Anders als die Luft hier. Ist es wirklich so?“

„Natürlich, wenn du es dir wünschst, warum nicht?“, gab er oberflächlich von sich. „Und was die Meeresluft anbetrifft, manch einer behauptet sie riecht und schmeckt irgendwie salzig.“

Sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn endlich aus dem Wagen hinaus. Die Dunkelheit begann langsam hereinzubrechen. Die hohen Berge und Wälder hatten begonnen, das schräg einfallende Sonnenlicht zu schlucken. Die Stimmung auf dem Wagenplatz war von aufgesetzter Heiterkeit erhellt. Die Menschen saßen um ein riesiges Lagerfeuer, das mit im Wald gesammelten Holz entzündet worden war. Ein Mann übte sich im Messerwerfen, ein paar Jugendliche jonglierten mit Holzkugeln, andere machten Musik. Die älteren Männer saßen um das Feuer und diskutierten, während viele Jüngere herumstanden und ihnen respektvoll zuhörten. Janis spürte eine Fröhlichkeit und Ungezwungenheit, die ihn faszinierte. Der Kontrast zu den blassen, bedrückt wirkenden Menschen der Stadt hätte nicht größer sein können.

Wie angewurzelt stand er da, lausche der Geräuschkulisse, ließ all die Eindrücke auf ihn einwirken. Er stand ganz still und lauschte ihrer Unterhaltung, dem gelegentlichen Ausbruch von Gelächter. Ab und zu krachte ein explodierender Ast im Feuer.

„Komm“, sagte Roxana und zog ihn zum Lagerfeuer hin.

Ich kann da nicht hingehen, mahnte eine beharrliche Stimme in ihm. Unbehagen, vermischt mit undeutlichen Gefühlen von Scham und Anstand, erfasste ihn. Er wollte ihre Unterhaltungen und ihre Privatsphäre nicht stören. Einige Hunde, die auf der rechten Seite neben dem Feuer herumlungerten, fingen auf einmal an zu bellen. Ein junger Mann eilte herbei und verteilte dem einen einige Fußritte. Der Köter fiepte einmal, dann war er still. Sogleich trollten sie sich alle auf der Stelle davon.

Als er vor ihnen stand, waren die Unterhaltungen schlagartig verstummt. Roxana hielt ihn weiterhin an der Hand, ließ nicht locker. Mit ihren dunklen Augen musterten sie ihn. Zunächst sagte jedoch niemand ein Wort. Im Feuer explodierte

ein weiterer Ast. In winzigen Spiralen wirbelten Funken nach oben. Dann sprach sie einige Worte zur versammelten Gruppe, die er jedoch nicht verstand und schob ihn dann vor sich her. Darauf wandte sie sich zu ihm. Wut flammte plötzlich in ihrem Gesicht auf. Als hätte jemand Benzin in ein erlöschendes Feuer gegossen.

„Janis, stell dich nicht so an! Geh, setze dich zu den Männern. Ansonsten werden sie keine Achtung vor dir haben. Los, geh schon!“

Eingerahmt von seinen beiden hünenhaften Hunden hatte sich der *baró* erhoben. Gutgesinnt kam er auf ihn zu und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Mit der anderen Hand gab er ihm zu verstehen, dass er ihm zu den anderen folgen sollte. Als Janis sich gesetzt hatte, kamen die Hunde, beschnupperten ihn und ließen sich von ihm streicheln. Dann stand der Alte vor der versammelten Menge da und hob beide Arme, sodass der Feuerschein für einen Augenblick durch sein ausgebreitetes Hemd leuchtete. Einen Moment lang wirkte seine Erscheinung dadurch wie eine überproportionale, aber ausgesprochen unterernährte Fledermaus. Er sprach einige Worte zu seiner Kommune, immer wieder lachten einige. Dann setzte er sich. Ein anderer, ein alter Greis, erhob sich und wandte sich an Janis. Die Gelächter verstummten.

„Mein Name ist Lasar. Ich verstehe deine Sprache, Gadscho“, sagte der Alte auf Deutsch. „Meine Familie hat lange Jahre bei den Deutschen in Sibiu auf den Feldern gearbeitet. Doch das ist jetzt viele Jahre her.“ Seine Augen wirkten groß, wie kalte, schwarze Monde, hinter denen ein großes rotes Feuer brannte. Er war schmal, sein Körper zusammengesmolzen zu einem Konzentrat seiner früheren Existenz. Die Haut war straff, bis auf die rechte Gesichtshälfte, wo sein Kinn und seine Wange eingefallen waren. Es schien, als bestünden sie aus Wachs und seien zu nah ans Feuer geraten. Sein Ton war fast vertraulich, doch seine Stimme hallte deutlich durch die Runde. Doch letztendlich war das lauteste Geräusch, das des riesigen Feuers, das sich ins trockene Holz fraß.

Einen Augenblick lang starrte Janis auf das alte ausgemergelte Gesicht. Dann wurde sein Blick unwillkürlich von den Augen des Alten angezogen. Er entdeckte Leere in Ihnen. Doch dieses Vakuum war wie eine fundamentale Wahrheit, die

auf ihnen, wie Mondlicht auf einem dunklen Teich glänzte. Es war so tief und vollständig, wie der Raum des unendlichen Universums. Weiterhin fiel ihm auf, dass fast keiner, der am Feuer Anwesenden, eine Uhr trug. Die Zeit schien am Eingang des Lagers ausgesperrt worden zu sein.

Nach so vielen Erzählungen in seinem Leben, hatte der alte Mann einen ganz eigenen Stil, mit vielen Parenthesen, entwickelt. Sie dienten dazu, seine persönliche Meinung zu allem mit einfließen zu lassen. Was dabei herauskam, tangierte beinahe echte Rhetorik.

Im Nachhinein stellte er fest, dass noch viele andere der deutschen Sprache mächtig waren. Vor allem die Älteren hatten in ihrer Jugend Kontakt zu den deutschstämmigen des Landes gehabt. Wahrscheinlich hatten sie vor dem Sturz Ceaușescus und des Kommunismus, in den Sommermonaten, bei der deutschen Minderheit in Transsilvanien, auf den Feldern gearbeitet.

„Die Zigeuner“, fuhr Lasar fort, „sind die mystischen, bedrohlichen Fremden, von denen man gewöhnlich nicht viel weiß, über die es aber alle möglichen Gerüchte gibt. Meistens leider nur negative. Über viele Generationen hinweg glaubten die Menschen, die Zigeuner seien Wilde. Der Vergleich mit Kannibalen, Meschen fressenden Bestien, hatte sich in den Köpfen der Menschen breitgemacht. Doch dort wo ich aufwuchs, in der Nähe von Sibiu, ging es uns gut. Mein Vater war Schmied und war bei deutschstämmigen Bauern beschäftigt. Aber nach dem Sturz des Kommunismus gab es in diesem Land keine Arbeit mehr für uns. Die ganze Familie musste auf einen Müllplatz am Rande der Stadt ziehen, wo schon andere Sippen wohnten.“

Plötzlich kam ein junger Mann mit einer Gitarre daher. Er ließ sich einfach auf einem niedrigen Schemel nieder. Die ersten Töne die er anschlug, waren leise und monoton, stets hartnäckig darauf bedacht, an ihren Ausgangspunkt zurückzukehren. Dann folgte jedoch eine langgezogene, beklemmende Melodie. Wie ein Klagelaut schien sie plötzlich die Luft zu schwängern. Janis fürchtete schon, dass wenn sie noch länger anhielt, alle Anwesenden von Atemnot befallen werden würden.

War es nicht endlich an der Zeit, dem durchdringenden Geräusch einige Worte beizufügen? Für gewöhnlich sangen doch

die Zigeuner, dachte er. Er sah in die Runde und wusste sofort: Die Frage stand allen anderen ebenso ins Gesicht geschrieben. Die endlos traurige Tonfolge musste bald in etwas eingepackt werden. Sonst rieb sie ihnen noch die Seele wund.

Schließlich öffnete der Musikant den Mund und begann zu singen. Die Zuhörer schienen erleichtert, doch nicht für lange. Die Stimme des Mannes formte die gleichen unmenschlich traurigen Geräusche wie sein Instrument. Es war, als habe man ihm mit einem Skalpell alle harmonischen Töne herausgeschnitten. Am Ende blieb nur ein Rest von jenseitigen, ätzenden Lauten übrig. Der Sänger starrte unentwegt auf die Öffnung seines Klangkörpers und zupfte an den Saiten. Das Loch darunter jammerte. Seine gellende Stimme zerriss die Nacht. Der Anführer hielt es auf einmal nicht mehr aus, stand auf und schrie den Interpreten an. Er fluchte und beschimpfte ihn, sodass er am Ende seine Gitarre schnappte und sich wie ein Hund davonschlich.

„Die Jugend von heute“, sagte der alte Greis. „Wollen einfach nicht mehr an den alten Traditionen anknüpfen und versuchen sich an neuen Musikrichtungen. Doch das, was wir eben gehört haben, hat nichts mit unserer Musik zu tun. Das war Freistil. Reinste Gadscho-Barbarei. Pfui!“

„Wo sind die guten alten Zeiten geblieben?“, bemängelte er. „Wir leben nunmehr in einer Welt, die total auf den Kopf gestellt ist. Wenn es so weitergeht, könnte mir sogar vorstellen, dass der Tag kommt, an dem Mäuse Katzen jagen werden. Obwohl, so konkret ist das nun auch nicht mehr differenzierbar. Denn heutzutage weiß man bald nicht mehr genau, wer Katze und wer Maus ist. Wie sollen sich alte Menschen wie ich in einer Zeit, einer Gesellschaft zurechtfinden, die nicht mehr ist, was sie zu sein scheint? Die alte Werte gelten nicht mehr so, wie es einst der Fall war.“

Ein anderer mit einer Klarinette schickte sich an, den Platz des Vorhergehenden einzunehmen. Diesmal kamen sie in den Genuss Musik zu hören, die als solche ihren Namen verdiente. Janis schloss die Augen und lauschte den langen, zart vibrierenden Melodiebögen des Holzblasinstruments. Vorsichtig und behutsam, als wollte es die Hühner und Gänse da draußen nur ja

nicht beim Grasen stören, verzauberte es die Zuhörer. Das Instrument spielte nicht, es sang regelrecht. Es war, als wollte es den Wind, der die Äste der Bäume zum Summen brachte, nicht übertönen, sondern mit ihm gemeinsam ein wenig Zerstreuung bieten und dem Publikum eine Geschichte erzählen.

Ein anderer gesellte sich zum Musikanten. Auf einmal begann er begleitend zur Melodie zu singen. Roxana, die etwas abseits von Janis saß und jetzt näher an ihn heranrückte, lauschte aufmerksam und konzentriert. Sie mochte traurige Lieder dieser Art weit mehr, als die für den Tanz. In den traurigen Liedern wurde von vergangenen Zeiten gesungen. Von Zeiten, als die Wagentrosse der fahrenden Zigeuner noch lang waren und respektiert wurden.

Der Dorf-Chef behauptete früher einmal, dass es die Zeiten, in denen die Zigani geachtete Leute gewesen waren, nie gegeben hatte. Er meinte, jemand hatte sich das nur ausgedacht. Jemand, der seiner Nachwelt glauben machen wollte, vor Zeiten seien sie etwas Besseres gewesen, als einfache, ungewaschene Hühnerdiebe.

„Ich hab euch gleich“, brüllte weiter hinten plötzlich einer der Erwachsenen den kleinen Kindern zu. „Dann steck ich euch in den Suppenkessel“, übersetzte sie plötzlich für Janis.

Die Kleinen spielten Fangen im Wagenkreis, obwohl die Erwachsenen es ihnen untersagt hatten. Sie quiekten, lachten und sprangen wild durcheinander, um dem wilden Gordo, wie der Mann genannt wurde, zu entkommen. Nur die speckigen Beinchen des kleinen Matéo, trugen den dreijährigen nicht schnell genug davon. Obwohl er am lautesten quiekte, wurde er von Gordo eingefangen, hochgehoben und mit dem Kopf nach unten über dem Suppenkessel baumeln gelassen.

Als das Lied endete, herrschte für einen Moment Stille, bevor nach und nach wieder leises Flüstern und gedämpfte Unterhaltungen einsetzten. Einige weitere Musiker fanden sich ein. Von nun an begleiteten sie, in wechselnden Besetzungen, den Abend mit Instrumentalstücken und Liedern.

Um den Anführer herum herrschte reges Treiben. Es war ein regelrechtes Kommen und Gehen. Nacheinander nahmen einzelne, meist ältere Personen dem Clanchef gegenüber Platz und

trugen ihre Anliegen vor. Oft gestenreich, aber niemals laut oder aggressiv. Der Alte nickte dabei bedächtig, sagte dann meist nur einige wenige Sätze. Recht selten entspann sich darauf ein kurzes Gespräch. Nach der Verabschiedung mit drei Wangenküssen, nippte er meist an seinem Becher. Dann folgte, umgehend und ohne Hektik, die nächste Partei mit ihren Sorgen und Wünschen. Um Lasar und Janis hatte sich eine Gruppe von Deutschsprachigen gebildet. Man diskutierte über diverse Themen, schnitt die Geschichte der Zigeuner an.

„Unser neumodischer Name“, begann der Alte, „lautet, wie du sicherlich weißt, *Roma*, was einfach nur die Menschen bedeutet. Wie viele Roma leben heute auf der Welt? Es gibt darüber keine Statistik, aber man schätzt unsere Zahl auf über zwölf Millionen. Wir haben eine gemeinsame Sprache, die hier und da einige kleine Veränderungen erfahren hat. Doch wir verständigen uns alle untereinander“, sagte der alte Mann. „Sobald du uns ein bisschen besser kennengelernt hast, wirst du sicherlich selbst erkennen, dass sich hinter unserem verwahrlosten, heruntergekommenem Äußeren eine straff organisierte Gemeinschaft verbirgt. Insbesondere bei der Beziehung zwischen den Geschlechtern und der Beisetzung der Toten, unterliegen wir strengen Regeln.“

„Ja!“, übernahm ein anderer die Fortführung. „Weißt du Gadscho, die große Stärke der Zigeuner ist ihre Unsichtbarkeit. Fast überall passen sie sich den Begebenheiten ihrer Umgebung an. Jeder von uns strebt danach selbstständig zu sein und wird nur selten, notgedrungen, sich einem anderen als Tagelöhner andienen. Doch obwohl wir ständig arbeiten, sind nur wenige aus unserem Reihen wohlhabend geworden.“

Der Alte erzählte in der Folge von der Lebenseinstellung und den Sitten seines Volkes. Sie zogen es vor, in Freiheit und menschlicher Würde so zu leben, wie ein Stammesangehöriger nach ihrem Gesetz leben sollte. Sie verweigerten sich gegen umfangreiche Habe. Meist besaßen sie nur ein Exemplar einer bestimmten Sache: Sei es eine Hose, ein Hemd, ein Anzug oder ein paar Schuhe. Selten erwarben sie Grundbesitz. Wenn sie ein wenig Kapital anhäuften, erwarben sie für gewöhnlich Gold, das sie für Notfälle aufbewahrten. Ihre Frauen waren gewissermaßen

ihre Banken. Sie trugen dieses Kapital in Form von Goldmünzen, an einer Kette um den Hals, oder nähten es in ihre Rocksäume ein.

Gesellschaftlich blieben die Zigeuner generell von ihrer Umwelt getrennt. Sie machten wohl Gebrauch von dem was nützlich ist, doch sie lehnten ab, was ihnen nicht passte: Jegliche Art von Politik, Statussymbole, Religion, Rassismus und so weiter. Da sie nichts besaßen, kümmerte sich der Staat meist überhaupt nicht um sie.

Im Hinblick auf Gesetze die sie unterdrückten, verhielten sich die Zigeuner recht einfach: Die Gesetze wurden geachtet, aber nicht eingehalten. Man wehrte sich nie gegen eine gesetzesmäßige Autorität. Für gewöhnlich war man stets bereit sich dem Gesetz unterzuordnen. Man gab vor, die Überlegenheit des Stärkeren anzuerkennen. Dann machte man alles wieder genauso, wie man es vorher gemacht hatte. Das nannte man in der Zigeunersprache Romanes *godi*, was so viel wie Talent bedeutete.

Zigeuner erwiderten immer den Blick ihres Gegenübers, völlig ungeachtet, wie bedeutend oder angesehen die Person war. Sie hielten den Blick von hohen Amtsträgern stand, selbst, wenn deren engste Vertraute dies nicht wagten. Den Richtern gegenüber präsentierten sie sich stets aufrecht und stolz und vernahmen ihre Urteilsprüche wie echte Männer.

All diese Tugenden hatten das Volk befähigt, trotz aller Feindseligkeiten, über die Jahrhunderte hinweg zu überleben. In römisch-katholischen Ländern waren sie einfach fromme Christen, in den arabischen fanatische Moslems und in Russland schworen sie auf Lenins Arsch und das kommunistische Ideal.

Doch letztendlich lebten Zigeuner nur nach ihren eigenen Gesetzen und ihrem eigenen Code von Vorschriften, der vom Rat der Ältesten überwacht wurde. Von allen ungeschriebenen Geschichten, war die der Zigeuner die außergewöhnlichste. Ihre Musik, ihre Kunst und Traditionen wurden ihnen gestohlen und in verschiedenen anderen Ländern als Spanisch, Französisch, Ungarisch oder Rumänisch dargestellt. Alles was sie im Laufe von Jahrhunderten geschaffen hatten, wurde ihnen genommen. Und doch war die Welt geeinter Meinung, dass die Zigeuner die Diebe wären. Aber so war nun mal der Gang der Dinge, und die Zigeuner hatten nie etwas dagegen unternommen.

„In der heutigen Welt, in eurer gegenwärtigen so gepriesenen Zivilisation, in der Tod und Angst und Hass uns immer mehr beengen, hat die Welt von den Zigeunern noch einiges zu lernen, wenn sie überleben will. Einfallsreichtum, Selbstgenügsamkeit, Mut und lebendige, trotzig Freude. Ihr zivilisierten Leute verschließt jeden Moment eure Türen, denn der eine versucht den anderen zu bestehlen. Doch wir Barbaren haben unsere Türen immer offen und unverschlossen. Ist das nicht komisch?“ Der Alte hatte sich verausgabt, musste eine Weile aussetzen.

Janis hatte den Ausführungen mit Interesse zugehört und fragte sich, was er sonst noch alles erfahren würde. Er wusste, dass die Welt ungerecht gegenüber diesen Menschen war, dass man sie der Räuber und Kinderdiebe bezichtigte. Manch einer sehe es gerne, wenn man sie, unter Zwang, sesshaft machen würde.

„Ich muss dir ja nicht sagen“, spann ein anderer den Faden weiter, „dass wir Zigeuner ebenso unterschiedlich sind, wie alle anderen Gruppen von Menschen auf diesem Erdball. Es gibt nicht den Einheitszigeuner. Wir sind auch nicht alle Jongleure, Musikanten, Hühnerdiebe oder Zirkusartisten. Die wenigsten Zigeuner sind das. Auch unter uns gibt es Fleißige und Faule, Nette und weniger Nette, wie bei euch Griechen oder den Russen, Chinesen und so weiter. Zigeuner sind verrückt nach Kartenspielen. Sie kommen einfach damit nicht klar. Sobald sie an Geld kommen, gehen sie irgendwohin und verspielen es gleich wieder. Und dann gibt es auch bei uns mittlerweile genügend, die heute darauf pfeifen, ein Zigeuner zu sein. Und wer will es ihnen verübeln?“

„Ich will euch ja nicht nahetreten“, meldete sich nun Janis zu Wort, „aber ihr wisst sicherlich, dass es gerade mit dem Ruf der Zigeuner, nicht zum Besten steht. Ihr versteht!“

„Es ist verständlich, wie die Welt über uns denkt. Zigeuner gelten in den Augen der Gadscho als Räuber und Banditen. Wir stehlen die Wäsche, das Federvieh, die Kabel der Strommasten um das Kupfer zu entwenden und alles Mögliche, wie es uns gerade passt. Auch vor kleinen Kindern machen wir angeblich nicht halt. Alles nur böse Geschichten. Gerüchte übelster Natur!“ Der Mann richtete sich auf.

„Ihr wisst aber auch, was man über Gerüchte sagt“, widersprach Janis dem Mann, „dass sie immer einen realen Kern haben. Wo es Rauch gibt, gibt es wahrscheinlich auch Feuer.“

„Nun gut, da mag was Wahres dran sein. Ein paar Klischees über uns, haben doch einen wahren Kern. Sag einem Zigeuner, dass etwas streng geheim ist“, er legte den Zeigefinger auf die Lippen, „und in einer halben Stunde wissen es alle.“ Die Umstehenden lachten alle, als ob sie nicht zur erwähnten Volksgruppe gehören würden. „Aber nicht, was über die Kinder gesagt wird. Niemals würde ein echter Zigeuner ein Kind rauben. Das verbietet ihm seine Ehre. Doch was soll ich dir sagen, Gadscho: Es ist einfacher einen Igel von seinen Flöhen zu befreien, als einen Menschen von seinen Vorurteilen.“

Janis war es langsam satt die Idiotie einer Kultur zu analysieren, die sich weigerte mit dem Rest des 21. Jahrhunderts Schritt zu halten, beziehungsweise gleichzuziehen. Das absurde Verhalten dieser armseligen Kreaturen zu beobachten und darüber nachzudenken, wie sie sich tagein, tagaus stritten, betrogen, turtelten, schwindelten und einander übers Ohr hauten, wurde ihm auf einmal zu viel.

Bald würde doch sowieso niemand mehr von den Zigeunern reden. Die alten Mythen von den Geigen, den Wohnwagen, den Ohrringen und den lodernden Lagerfeuern würden vielleicht noch in Film und Fernsehen zu sehen sein. Gegebenenfalls in Romanen wiederauferstehen. In Wahrheit aber wurden die Zigeuner zu Geschäftsleuten, Händlern, Gaunern, Süchtigen und Alkoholikern. So wie viele andere Minderheiten zuvor, würde die westliche Zivilisation irgendwann auch diese Menschen schlucken. Widerstand war zwecklos!

Er sah zu Roxana hinüber, die jetzt wieder mit einigen Frauen im Gespräch war. Plötzlich wurde ihm bewusst, wie weit er sich von der sogenannten realen Welt gelöst hatte. Seine Realität war in diesem Moment ein Waldlager mit staubigen Kindern und bellenden Hunden, verrußten Kochtöpfen und den langen Gewändern der Frauen, irgendwo in den Bergen der rumänischen Grenzzone zur Ukraine. Auf was für einen Wahnsinn hatte er sich da wieder eingelassen? In einigen Tagen war sein Leben auf den Kopf gestellt worden. In seinem tiefsten

Innern war er sich jetzt schon sicher, dass er nie wieder zu hundert Prozent in sein altes Leben würde zurückkehren können. Nunmehr gehörte er weder zur einen, noch zur anderen Welt. Wie hieß das Wort der Zigeuner dafür? *Apatride*. Staatenlos!

Plötzlich kam ein junger Bursche dahergelaufen, ging geradezu auf den *baró* hin. Er flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, dieser nickte und zog dann unglaublich die Augenbrauen hoch. Dann richtete er sich an die Männer um sich herum, und berichtete ihnen was ihm der Junge angetragen hatte. Alle lachten.

„Der Hitzkopf hat mit seinesgleichen wohl zu viel Gras geraucht. Kultivieren den Scheiß selber irgendwo in kleinen Lichtungen, aber kein Mensch weiß wo“, sagte Lasar zu Janis. „Der Quälgeist glaubt, in den Wäldern hinter dem Lager, Männer gesehen zu haben. Dazu noch in der Nacht. Wo sollen die denn hergekommen sein? Die müssten ja einen riesigen Bogen übers nächste Tal geschlagen haben. Und was sollten die hier schon wollen, in dieser abgelegenen Gegend? Hier gibt es doch überhaupt nichts, was die Mühen lohnt, . . . außer . . . Zigeuner. So ein Unsinn!“

Doch bei Janis schrillten die Alarmglocken. Was hatte Stancu gesagt? In Baia Mare würden sich einige Männer zusammenraufen. Sollten sie schon eingetroffen sein und es in die Wälder geschafft haben? Unwahrscheinlich. Morgen vielleicht. Für heute Abend wollte er die Gemeinschaft nicht stören, doch Morgen musste er die Alten zusammenrufen und ihnen von einer eventuellen Gefahr berichten.

Er gab Roxana zu verstehen, dass sie sich sprechen mussten. Diskret erhob er sich aus der Gruppe und zog sich zurück. Als er endlich mit ihr zusammen war, berichtete er über das, was der Alte ihm erzählt hatte. Die für eine kleine Weile abgelegte Angst kam zurück, gewann wieder die Kontrolle über ihren Geist. Mit Tränen in den Augen rannte sie in den Wagen.

Janis blieb zurück, hoffte dass Stancu anrufen würde. Er blickte zum Firmament hinauf. Mittlerweile war es richtig dunkel geworden. Noch einen Tag, dann war Vollmond. Doch heute schon leuchtete der Erdtrabant fast in voller Größe über der Lichtung. Immer wieder jedoch verschwand er hinter dicken Nebelschwaden, die von den Bergen herüberzogen und sich wie

ein grauer Teppich über die Bäume legten. Derartige Schauspiele der Natur faszinierten ihn. Geheimnisvoll anmutende Nächte, bei denen sich die Menschen in ihre Häuser zurückzogen und zur Ruhe fanden. Manchmal wünschte er, der Nebel würde für immer bleiben und all seine Sünden unter seinem grauen Schleier verdecken, damit sie niemals ans Licht kämen.

Schweigend blieb er eine Weile einfach stehen, wusste nicht recht was er tun sollte. Roxana würde sich wieder beruhigen, dessen war er sich sicher. Irgendwo erklang das Fauchen zweier sich streitender Katzen. Zumindest hörte es sich so an. Dann war es wieder still. Er blickte erneut zum Himmel. Der Mond hatte für einen Moment den Kampf gegen die Nebelschwaden gewonnen und gab eine bezaubernde Sicht auf die Sterne preis. Da meldete sich sein Telefon und riss ihn aus seinen Träumen.

KAPITEL 79 Ganovenversammlung

Vlad hatte erneut zwei seiner Männer in die Bergwelt geschickt, die diesmal das Terrain genauer untersuchen und eine detaillierte Karte anfertigen sollten. In der Nähe der Zigeunersiedlung hatten sie einen alten verlassenen Friedhof ausgemacht, der schon seit Zeiten nicht mehr genutzt wurde und zudem, gute Versteckmöglichkeiten bot. Casian wollte wissen, wie nah sie mit den Fahrzeugen an den Friedhof beziehungsweise ans Lager heranfahren konnten. Schließlich mussten sie später die Gefangenen so schnell wie möglich, in ein eigens dafür herangefahrenes Van, verfrachten. Außerdem sollten sie sich so nah wie möglich an das Dorf heranschleichen, eine ungefähre Zählung der Menschen vornehmen und die beste Angriffsrichtung und -taktik ausarbeiten.

Als er endlich im Laufe des Abends mit seinen beiden Bodyguards in Baia Mare ankam, versammelten sich alle in einem kleinen Tagungsraum in Karls Hotel und besprachen die Lage. Casian wollte noch auf die beiden Kundschafter warten. Letztendlich waren es ihre Erkenntnisse, die es erlauben würden, einen genauen Schlachtplan zu entwerfen. Zudem würde er sich Morgen persönlich vor Ort ein Bild von der Topographie machen.

Bei Einbruch der Nacht sollte die Operation dann losgehen. Morgen Nacht war zwar Vollmond, doch der Wetterbericht hatte Regen angesagt. Beste Jagdbedingungen. Der Regen schluckte jedes Geräusch, verhinderte von den Zigeuner gesehen und gehört zu werden.

Insgesamt waren sie einschließlich Karls Mannschaft zu zehnt, hatten genug Waffen dabei um einen kleinen Krieg zu führen. Da sollte es ein Leichtes sein, die paar Zigeuner aufzuschrecken, den Griechen und den weiblichen Teufel zu erledigen, und ein paar schmutzige, dahergelaufene Gören einzusammeln. Casian sah kein Problem in der raschen Erledigung dieser Aufgabe. Insgeheim wünschte er sich jedoch, der Grieche würde sich als ebenbürtiger Gegner, der sich zu wehren wüsste, erweisen. Das würde die ganze Sache überaus attraktiver gestalten.

Endlich waren die beiden Auskundschafter aus den Wäldern zurück. Sobald sie ihre Berichterstattung beendet hatten, begann sich ein Plan abzuzeichnen. In groben Zügen erläuterte er seinen Mannen das Vorgehen. Doch er würde das Vorgehen gegebenenfalls noch ändern, sobald er sich selbst vor Ort einen Eindruck von der Lage verschafft hatte. Um nicht aufzufallen, würde er mit seiner Garde in einem anderen Hotel in der Stadt einkehren. Morgen würde er sich wieder mit Karl kurzschließen und alles Weitere besprechen.

Gleich darauf zogen sich Karl und Odo zurück. Mit Casians Einverständnis nahmen sie Marian ebenfalls mit, den Karl seit Tagen nicht gesehen hatte. In seinen Räumlichkeiten angekommen, ließ er sich von ihm alles erzählen, was sich seit der Flucht des Mädchens ereignet hatte. Vor allem, war er darauf bedacht zu erfahren, wohin genau Vlads Männer in den Wald vorgedrungen waren. Wo genau, befand sich seiner Meinung nach das Zigeunerlager? Dann versuchte er aus dem Gehörten und der Karte, die er auf seinem Tablet aufgerufen hatte, sie Lage zu rekonstruieren.

Danach rief er die Rezeption an und bat um ein weiteres Zimmer auf der gleichen Etage. Er wollte Marian in seiner Nähe haben. Doch zunächst, brauchten sie alle eine Hand voll Schlaf. Der morgige Tag würde wahrscheinlich eine lange Nacht

beinhalten. Also schickte er, unter dem Vorwand schlafen zu wollen, Odo und Marian auf ihre Zimmer. Denn er selbst, musste sich noch mit dem Polizisten besprechen.

Nach mehrmaligem Klingeln meldete sich Adrian. Er war gerade mit Stancu beim Essen. Seinen Frust, bezüglich der schief gelaufenen Begegnung am Nachmittag, hatte er mit ein paar Bier hinuntergeschluckt.

„Ich hoffe Sie haben ein paar gute Neuigkeiten“, erkundigte er sich.

„Neuigkeiten habe ich“, erwiderte Karl, „doch ob sie positiv sind, das wird sich später erweisen.“

Dann begann er von der Feldforschung der beiden Kundschafter zu berichten und den Informationen, die sie zusammengetragen hatten. Dem ganzen fügte er Marians Bericht hinzu. Adrian sollte Morgen schauen, ob er aus der Bevölkerung heraus erfahren konnte, wo genau der verdammte Friedhof lag. Dann sollte er sich mit seinem Zigeuner auf den Weg machen und versuchen, das Waldlager zu erreichen. Einen Grund für seinen Besuch im Ghetto würde er sich schon selber einfallen lassen müssen, meinte Karl. Für so schlau und gewieft, hielt er ihn.

Er betonte nochmals, dass er unbedingt den Griechen und das Mädchen vor Casians Bande haben musste. Sollte er Unterstützung benötigen, seine Leute, Marian und Odo, wären jederzeit verfügbar. Doch wenn möglich, sollten sie allein operieren. Denn weder Odo noch Marian hatten etwas für Zigeuner übrig. Marian hasste sie sogar abgrundtief.

„Und wie soll ich die beiden erkennen?“, fragte Adrian. „Schließlich kenne ich die beiden nicht.“

„Der Grieche wird ja wohl kein Problem sein. Ich kann mir nicht vorstellen, dass in den tiefen Wälder von Maramures gleichzeitig mehrere davon herumlaufen. Das Mädchen ist sehr hübsch, ungefähr zwanzig Jahre alt. Sie hat ein augenfälliges Muttermal an der linken Hüfte, ein klein wenig unterhalb der Rippen.“

„Sehr witzig!“ entgegnete der Bulle geschwollen. „Wie stellen Sie sich das vor? Wie soll ich die Kleine herausfiltern? Muss ich, um mich zu vergewissern, erst allen hübschen, jungen Zigeunerinnen das Oberteil ausziehen?“

„Nein, du Ignorant! Für gewöhnlich tragen junge Zigeunerinnen einen langen Rock, aber nur ein kurzes Oberteil. Also wird es offenkundig sein. So, und jetzt noch eine letzte Frage bevor ich schlafen gehe, die mir sehr am Herzen liegt“, sagte Karl. „Was ist mit deinem Taugenichts? Traust du ihm über dem Weg? Wenn er uns auflaufen lässt, will ich nicht in unserer Haut stecken.“

„Ich traue nicht mal meiner eigenen Mutter“, schnaubte Adrian, lachte lautstark und legte auf.

KAPITEL 80 Roxana tanzt

Nach dem Gespräch mit Stancu, das dieser aus der Toilette einer kleinen Taverne führte, wusste Janis über die nächsten Schritte der Gegner Bescheid. Der Zigeuner erzählte alles, was er mitbekommen hatte. Morgen wollte er mit dem Bullen ins das Lager kommen. Unter dem Vorwand, Adrians Vorfahren lägen auf dem alten verlassenen Friedhof begraben, wollten sie ihm Dorf von der Stammesgemeinschaft einen Führer erbitten. Schließlich sollte man annehmen, dass die Zigeuner den genauen Standort des Friedhofs kannten, da sie ja in seiner Nähe hausten.

Dadurch wollte der Staatsdiener, so der Zigeuner, das Terrain auskundschaften, Fluchtmöglichkeiten erspähen und Roxana und den Griechen ausmachen, von denen er Beschreibungen erhalten hatte. Am wichtigsten war ihm jedoch herauszufinden, wie er sich Nachts ungesehen ins Lager schleichen konnte. Es galt, ohne viel Federlesens, den Griechen und das Mädchen in einer Nacht- und Nebelaktion zu schnappen und wieder ungesehen zu verschwinden. Schließlich konnte er es ja nicht allein mit der ganzen Sippe aufnehmen. Man würde sich also Morgen im Laufe des Mittags im Lager gegenüberstehen. So sein Bericht. Janis sollte darauf handeln, wie er es für richtig hielt. Er war jederzeit bereit, ihm beizustehen.

Nachdem er die Informationen verdaut hatte, ging er zum Wagen und schaute nach Roxana. Sie hatte sich umgezogen, trug jetzt wieder Zigeunertracht. Eine kurze Bluse die ihren Bauch entblößte, ergänzte den knielangen, bunten Rock. Auf der einen

Seite war er bis an den Ansatz des Hüftknochens offen. Am Hals trug sie ein leuchtendrotes Tuch, ihre FüÙe zierten Ledersandalen.

„Hey, kleine Gypsy-Lady, was hast du vor? Willst du in der Masse untergehen und nicht von den anderen zu unterscheiden sein?“, fragte er erstaunt.

„Lass dich einfach überraschen, mein Lieber.“ Sie ging auf ihn zu, warf sich ihm um den Hals. „Halt mich fest, ganz fest. Bitte!“, flehte sie. Er gehorchte, küsste sie leidenschaftlich. „So, und jetzt komm. Heute ist die Nacht zum Feiern da. Morgen wird uns wieder die Realität erwarten, doch diese Nacht gehört uns. Nur uns allein.“

Als sie die Wagentür öffnete, drang von drauÙen das fröhliche Gefiedel einer Geige herein. Ein junger Musikant machte seiner Familie alle Ehre. Zuerst klangen die Töne, die er seiner Geige entlockte, sehnsuchtsvoll und traurig. Einige Augenblicke lang verharnte die Musik in dieser Tonlage, dann änderten sich Tonart und Rhythmus. Sie wurden schnell, fröhlich und leidenschaftlich. Als die Musik schließlich endete, herrschte einen Moment Stille. Dann brandete begeisterter Applaus auf.

Sobald die um das Feuer versammelten Zigeuner ihn wieder erspähten, riefen sie ihm freundlich zu. Ein Jüngerer stand von seinem Platz auf und bot ihm respektvoll seinen Platz an. Er gesellte sich zu ihnen. Roxana ging wieder zu den Frauen. Ein neuer Musikant trat an, um sein Können unter Beweis zu stellen. Temperamentvolle Musik, zu der eine junge Zigani tanzte. Feuerig, impulsiv, sinnlich!

„Gadscho, die Zigeunerinnen benehmen sich beim Tanzen wie kleine, obszöne Teufelinnen und Dämonen. Oder, was meinst du?“, fragte ihn Lasar, führte dann aber ohne auf seine Antwort zu warten weiter aus. „Aber lass dich nicht täuschen. Sobald die Musik endet, sind sie wieder so keusch wie die tugendhafteste Jungfrau. Doch du darfst dich von der äußeren Hülle, nicht in die Irre führen lassen. Sie tun und sind nur so lange wehrlos, bis ihr Nagellack trocken ist. Bei uns ist es irgendwie eine Frauenwelt, und Männer . . . zählen da nicht viel. Letztendlich zählen wir Männer sowieso nirgendwo viel. Es passt nur den Frauen, uns im Glauben zu lassen, dass wir es tun.“ Er hörte interessiert zu, sagte aber nichts darauf.

„Frauen haben nicht diese Eitelkeit, was Macht anbelangt. Sie brauchen nicht die sichtbare Zurschaustellung ihrer Überlegenheit, etwa so wie ein Hahn in einem Hühnerstall. Gerade so viel Einfluss und Autorität wie nötig sind, um zu bekommen was sie wollen, genügt ihnen: Nahrung, Genuss, Rache, Frieden! Rational planende Machtmenschen, eben. Und weil sie überdies die angeborene Fähigkeit besitzen, die Schwächen ihrer Opfer, also des starken Geschlechts, zu erkennen, wissen sie instinktiv, wann, wo und vor allem, wie sie agieren müssen.“ Er machte eine Verschnaufpause, bevor er fortfuhr. „Die Frau ist die einzige Beute, die ihrem Jäger auflauert.“ Alle lachten.

Dann ließ der Alte von ihm ab und widmete sich wieder dem Tanz. Alle um ihn herum hatten ihre Augen auf die Tänzerin geheftet, schienen wie in Trance in ihren Bann geschlagen. Die Musik und die Tänze waren bald fröhlich und bald traurig. Stets verströmten sie aber eine unglaubliche Sinnlichkeit und rissen die Zuschauer dermaßen mit, dass manche jegliche Zurückhaltung verloren.

Janis fragte sich, ob es vielleicht falsch war, mit der nahenden Gefahr hinter den Berg zu halten. Vielleicht sollte er jetzt schon mit den Dorf-Ältesten reden, damit sich alle gemeinsam überlegen konnten, was zu tun sei.

„Hört zu“, wandte er sich an die Clique um den Alten, die Deutsch sprachen. „Ich möchte euch etwas sagen. Etwas Wichtiges.“

„Ja, ja! Schon gut. Aber, wir haben noch nicht gegessen“, erwiderte der alte Greis, ganz von der Musik und dem feurigen Tanz eingenommen.

„Wie bitte?“

„Sag nie etwas Wichtiges, wenn du Hunger oder Schmerzen hast. Denn dann werden Hunger oder Schmerzen an deiner statt sprechen. Was du dann von dir gibst, hat keinen Wert.“

Janis schüttelte nur den Kopf. Er wusste, gegen manche Dinge konnte man einfach nichts tun. Wie sollte er diesem alten Esel klarmachen, dass es auch andere wichtige Dinge außer seinem Magen gab. Unverrichteter Dinge gab er sich geschlagen und gab sich ebenfalls wieder der Musik hin.

Der Alte holte ein Zigarettenspaket aus einer Tasche und fischte eine Kippe heraus. Er klopfte sie mehrmals auf der Rückseite der Packung und führte sie sehnsuchtsvoll unter seiner Nase entlang.

„Soll ich dir Feuer bringen?“, fragte Janis respektvoll.
„Willst du sie anzünden?“

„Nein!“

„Oh, du hast es aufgegeben?“

„Es ist zum Kotzen. Ich habe ein Herzproblem. Jede weitere Zigarette kostet mich jetzt einen Tag meines Lebens“, sagte der Alte emotionslos.

„Dann ist es das wert“, pflichtete ihm Janis bei, wobei er die Abstinenz meinte.

„Du hast recht“, sagte der Greis. „Letztendlich ist es das wert. Los, Gadscho, gib mir Feuer“, und meinte genau das Gegenteil.

Dann kam der Moment, auf den alle gewartet hatten. Essen wurde aufgetragen. Wein und Tabak machten die Runde. Das Feiern vereinte alle. Beim Musizieren, Essen und Tanzen waren die uralten Fehden und Feindschaften der Familien untereinander vergessen. Der alte Zigeuner füllte Janis Becher mit Wein aus einem Krug, den ein kleiner Junge herangetragen hatte. Seine Augen glänzten auf einmal.

„Mein Enkel“, sagte er voller Stolz.

„Hübscher, strammer Junge“, antwortete Janis. „Was soll dein Enkel denn einmal werden, wenn er erwachsen ist?“ fragte er interessiert.

„Was er werden soll? Er soll den richtigen Weg einschlagen, ein guter Familienvater werden und soll Kinder zeugen. Wie sein Vater und dessen Vater vor ihm. Und so es die Götter wollen, sollen sie mir ähnlich sein. Damit alle wissen, dass sie meine Nachkommen sind.“

„Ich meinte eher, was für einen Beruf er eines Tages ausüben will“, berichtete sich Janis.

„Wenn sie essen wollen, müssen sie klauen, Gadscho. Und wenn sie besitzen wollen, müssen sie stehlen. So ist nun mal das Schicksal der Zigeuner bestimmt. Doch genug der Worte. Greif zu, solange der Vorrat reicht. Denn, Zigeuner arbeiten

wenig, essen aber viel.“ Er packte ein großes Stück Fleisch und begann darauf herumzukauen. „Ach ja, wolltest du uns nicht irgendetwas Wichtiges sagen?“ Doch Janis winkte momentan ab.

Es gab über dem Feuer gebratenes Fleisch, Brot und Käse, Hühnchen und Hasen, Haselnüsse, Eicheln und Obst. Die Männer scherzten laut miteinander, prosteten sich immer wieder zu und schmatzten genüsslich beim Abnagen der Hühnerbeine. So verlief der nächste Teil des Abends mit Essen. Die um das Lagerfeuer versammelten Stammesgenossen schlugen sich regelrecht die Bäuche voll. Ihre mahlende Kiefern und ihre Gesichtszüge wurden von den flackernden Flammen verzehrt. Endlich strich ein junger Bursche wieder mit der Hand über die Saiten einer Gitarre. Die Musik begann endlich wieder von Neuem.

Bei den ersten Akkorden lief es Roxana eiskalt über den Rücken. Der Klang der Gitarre riss sie aus ihren Gedanken. Einige der Männer, unter ihnen auch der Dorfvorsteher, sahen zu ihr und forderten sie mit Blicken auf. Mehrere der Anwesenden ließen sich in ihrer Nähe auf dem Boden nieder, bildeten einen Kreis um sie. Die Gitarre spielte hartnäckig weiter. Roxana räusperte sich, dann atmete sie mehrfach ein und aus. Eine der Frauen neben ihr klatschte dreist in die Hände, allerdings immer darauf bedacht, dem Rhythmus der Gitarre zu folgen. Eine zweite Gitarre schloss sich der ersten an, versuchte sich an deren Melodie anzupassen. Schließlich fiel ein anderer mit einer Metallrassel ein. Alle schienen sich vorzubereiten, ohne Absprache oder Harmonie, so als wollten sie sich vorerst nur die Finger lockern, die später Tanz und Musik begleiten sollten.

„Ich habe gehört“, setzte Lasar an, „wenn Griechen traurig, wütend oder verzweifelt sind, machen sie sich durch Singen, Tanzen oder Schlagen Luft. Ist dem wirklich so? Zigeuner sind immer fröhlich. Wir singen, tanzen und musizieren, weil wir guter Laune sind. Wozu sollen wir auch traurig sein? Es würde doch nichts an unserem lausigen Schicksal ändern“, sagte der Alte abschließend.

„Los geht’s!“ ermutigte ein weiterer Mann die anderen, während er Wein direkt aus der Flasche trank.

Plötzlich verstummte die Euphorie genauso schnell, wie sie aufgekommen war. Stille! Dann begannen wieder die Saiten

einer Gitarre in den Händen eines jungen Mannes zu schwingen. Während am Rande des Geschehens einige halb nackte, kleine Kinder versuchten der Tänzerin nachzueifern, begann Roxana sich zu drehen. Die Menge klatschte im Rhythmus und feuerte sie an. Andachtsvoll lauschte sie den Tönen, die der Musikant seiner Gitarre entlockte, bewegte ihre Hände und hob anmutig die Arme. Der zweite Gitarrist mischte sich ins Geschehen, gleich darauf fiel die Metallrassel ein.

Dann wirbelte sie im Kreis herum. Gesichter, Baumwipfel und Wagen flogen an ihr vorüber. Sie hob ihren weiten, aus Leinen gefertigten Rock und zeigte ihre scharfen, nackten Beine. Wie immer tanzte sie barfuß. Der Mond erschien während ihres Tanzes durch die vereinzelt Wolken, als wollte auch er sich davon überzeugen, wie hübsch die junge Tänzerin anzusehen war.

Eine weitere Tänzerin mischte sich ins Geschehen, drehte sich mehrmals im Rhythmus der Instrumente um sie. Die beiden spielten schließlich mit ihren sinnlichen Körpern und stachelten bei jeder Bewegung einander an. Als ginge es um ein Duell, bedrängten sie sich mit Blicken, oder wollten sie einander zu einer Romanze auffordern? Sie kamen sich näher, um sich wieder voneinander zu entfernen, verdrehten ihre wilden Körper zum frenetischen Rhythmus und gewährten dabei Blicke, auf ihre vom Schweiß glänzenden Brüste. Schließlich endete die Musik abrupt. Die Tänzerinnen hatten sich auf den Boden fallen gelassen und verharrten einen Moment lang mit geschlossenen Augen.

Als die beiden wieder ihre Augen öffneten, kamen auch schon einige auf sie zugelaufen und umarmten sie, hoben sie in die Höhe und wirbelten sie im Kreis herum. Janis stand ein Stück abseits, schaute sich das Ganze gelassen an. Roxana fing seinen Blick auf, und schlagartig verlor der Moment seinen Zauber. Erneut stimmte ein weiterer Musiker eine Melodie an. Doch sie reagierte, trotz der begeisterten Zurufe der Anwesenden, nicht darauf. Sie lief über den Platz zu Janis und warf sich ihm in die Arme.

„Was ist?“, fragte sie erregt. „Hab ich dir nicht gefallen?“

„Doch, natürlich hast du mir gefallen, sehr sogar.“ Er nahm sie in den Arm und ging mit ihr auf seinen Platz zurück. Ehrfürchtig machten die Zigeuner ein wenig Platz, damit sie sich

setzen konnten. „Vielleicht solltest du dir etwas Wärmeres anziehen. Ich glaube, die Temperatur ist gefallen.“ Janis zog sie enger an sich heran, da er sah, wie sich die Härchen an ihren Oberarmen aufstellten. Da platzte ein anderer in ihre Konversation hinein und bot ihnen Wein an, welchen er direkt aus einer dunklen Flasche trank.

„Nimm einen Schluck Wein, Gadscho“, bot er Janis von seinem Getränk an. „Ich bin diesbezüglich zwar kein Experte, aber ein Tröpfchen hat noch keinem geschadet. Nur wenn es zu viele Tröpfchen sind, dann ergeben sie zusammen eine ganz gewaltige Sintflut.“ Er lachte lauthals über den eigenen Witz. Roxana, die den Mann kannte, mischte sich sofort ins Geschehen.

„Als ich das letzte Mal von deinem Wein getrunken habe“, begann sie, „also der Essig, mit dem die Gadschos in ihren Häusern die Toiletten schrubben, ist weit milder als dein Gesöff!“

„Also, weißt du“, gab dieser frech und giftig zurück, „meinem Esel schmeckt es.“ Aus vollem Halse lachend zog er weiter, um sich einen anderen Zechbruder zu suchen, der seinem guten Tropfen den nötigen Respekt erweisen würde.

„Wie schützen sich eigentlich die Zigeuner im Winter vor der beißenden Kälte?“, fragte Janis auf einmal den mittlerweile angetrunkenen Lasar, der neben ihm saß. „Ich kann mir vorstellen, dass es hier oben recht kalt sein muss.“

„Sie machen ein Feuer, das die ganze Nacht brennt, decken sich mit Fellen zu und liegen Körper an Körper, wenn du verstehst was ich meine. Das soll angeblich wärmen. Oder macht ihr Gadschos so etwas nicht?“ Der Alte schmunzelte herzlich. „Also ich persönlich habe noch nie von einem erfrorenen Zigeuner, der diese Heizmethode praktiziert, gehört. Ihr vielleicht?“, wandte er sich an die übrigen Deutschsprachigen, die in lautes Gelächter ausbrachen.

„Aha!“ sagte Janis irritiert. „So hab ich das eigentlich nicht gemeint.“

„Was sind das für unsinnige Fragen, Gadscho?“, hackte der Alte jetzt ernsthaft nach. „Ich denke, du hast jetzt eine Frau gefunden, eine von uns. Da wird dir bestimmt niemals kalt werden.“ Wieder lachten die anderen. „Eine unserer Weisheiten sagt: Das Weib, das du zur Frau nimmst und deine Milchkuh,

solltest du immer aus deinem eigenen Dorf auswählen. Doch vergiss nie: Dein Herz darfst du einer Frau nie schenken, denn dann wird sie es in tausend Stücke zerreißen. Doch was dich anbetrifft, so kannst du dich glücklich schätzen. Roxana ist ein tolles Mädchen und sie wird dir eine gute Frau sein. Sie mag eine Gadschi sein, doch das ist in ihrem Fall nicht wichtig. In ihr schlägt das Herz und die Seele einer Zigeunerin. Und letztendlich ist es das, was zählt“, sagte der Greis voller Stolz. „Manchmal, wenn ich sie tanzen sehe, glaube ich, dass der Allmächtige sie einfach zum falschen Volk zugeteilt hat. In ihr schlägt eine Zigeunerseele, davon bin ich felsenfest überzeugt. Zu unserem Volk zu stoßen war ihr Schicksal, und vor dem, kann keiner weglaufen.“ Emotional bewegt, rümpfte er sich die Nase. Doch dann fragte er nüchtern: „Wie stehst du übrigens finanziell da? Sie ist zwar ein armes Mädchen, aber du wirst dennoch einen stolzen Preis für sie bezahlen müssen.“

„Aber ich“ Doch der Alte ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Bei uns gibt es kein Arm oder Reich. Es gibt nur Arm und Bettelarm. Wir Bergzigeuner sind die Bettelarmen, denn womit könnten wir hier in den Bergen schon groß verdienen. Aber die Armut ist generell eine nahe Verwandte aller Zigeuner“, philosophierte er. „Mit ihr haben wir seit je her gelebt. Nur weil sie uns ein paar Jahre lang nicht mehr besucht hat, sollten wir nicht glauben, dass sie uns vergessen hätte. Bald wird sie sich wieder melden, da bin ich mir sicher.“

Janis haute es fast vom Hocker. Hier galt er schon als Bräutigam. Noch ehe er sich richtig besinnen konnte, kam schon der nächste Hieb. Ein junger Platzhirsch der Deutsch konnte, dauernd zwischen den Beinen der Älteren herumwuselte und sich zu profilieren versuchte, meinte unbedingt seine Meinung dazugeben zu müssen. Auf einmal mischte er sich in die Unterhaltung ein.

„Weißt du was, Gadscho? Ich glaube deine Frau ist frigide. Kein Wunder, dass du derartige Fragen stellst. Außerdem ist es eine Tatsache, dass sie bisher noch niemand entführen, also zur Frau haben wollte. Du solltest aufpassen, dass du nicht die Katze im Sack kaufst“, schmunzelte er unverschämt.

„Warum schreibst du keine philosophische Abhandlung, damit jeder von deiner großen Weisheit profitieren kann, junger Mann?“, konterte Janis bewusst moderat, um keine Wellen zu schlagen.

Doch Roxana, die fast einen halben Kopf größer als der Rotzlöffel war, schnappte ihn sofort am Nacken und hieb ihm mit der anderen Hand in den Unterleib. Derartige Unverschämtheiten und Beleidigungen ließ eine echte Zigani nicht so einfach auf sich sitzen. Der Jüngling schrie auf und krümmte sich sofort unter Schmerzen.

„So, du unverschämter Ziegenbock. Jetzt wo deine Eier beschädigt sind, taugst du ebenfalls nicht mehr als Entführer. Du bist wahrscheinlich sowieso impotent. Deine Ehefrau wird gezwungen sein, woandershin zu suchen, wenn es ihr die Augen aus dem Kopf drehen soll. Oder aber . . . eine große Gurke benutzen müssen.“

„Das stimmt nicht“, verteidigte er sich und schüttelte Roxanas Hand von seinem Nacken. „Man wird nicht impotent von einem Schlag in den Eiern.“ Die Anwesenden hielten sich alle den Bauch vor Lachen. Der junge Mann nahm die Beine in die Hand und suchte das Weite.

Durch die Beleidigungen des jungen Mannes sichtlich in Verlegenheit gebracht, nahm sie Janis bei der Hand und drängte ihn abseits des Lagerfeuers. Der Mond stand mittlerweile in einem Winkel, der die Lichtung wie einen silbernen Teppich erscheinen ließ, eigens ausgerollt für die Menschen, die darauf schwebten. Es war so silberhell, dass sie jede gestickte Blume, jedes Ornament ihres Rockes erkennen konnte. Doch das Tageslicht hatte die Farben mit sich genommen. Selbst das leuchtende Rot ihres Halstuches zeigte jetzt ein dunkles, beinahe schwarzes Grau.

Sie zog ihn hinter sich her und schob ihn mit Schwung auf einem Pfad. So gingen sie ein paar Schritte in den Wald hinein, genau so weit, bis der Silberteppich zu Ende war. Es roch durchdringend nach Moos, verwelktem Laub und feuchter Erde. Unvermittelt ragte eine Baumgruppe vor ihnen auf. Schnell tauchten sie in ihren Schatten ein. Dann warf sie sich gegen ihn, zog ihn kräftig an sich und küsste ihn lange und leidenschaftlich. Flüsternde Nachtgeräusche, die von den Gipfeln der Bäume auf

den Boden zu fallen schienen, durchbrachen die Stille. Die schemenhaften Umrisse der Bäume schienen in der Luft zu hängen und keine Wurzeln zu haben.

Roxana wandte sich wieder um, schaute über die Lichtung hinaus. Sie mochte die Nacht im Grunde viel lieber als den Tag. Irgendwo in weiter Ferne war das Heulen eines Wolfes zu hören, einsam, furchteinflößend, an abgelegenen Orten widerhallend. Sie stellte sich mit dem Rücken an eine kleine Felswand und ließ ihren Blick über die Finsternis der Nacht schweifen. Aus dem Dunkel schien ihr eine Stimme zuzurufen. So war es hier immer gewesen, so würde es immer sein. In diesem poetischen Moment wurde etwas von der transsilvanischen Seele enthüllt, dachte sie. Eine Seele, die in der Luft schwebte und fast zu greifen war. In der Dunkelheit der Wälder fand sie ihre Erlösung, ihre Wiedergeburt. Hier dominierte eine über Zwänge und Verbote stehende Freiheit. Eine Freiheit, die fast zu schmecken war.

Manchmal hatte sie das Gefühl, dass sich gleich einem Hauch, von einem Moment zum anderen, die Atmosphäre um sie herum veränderte. Als ob ein Unsichtbarer an den Bäumen rüttelte. Die Kiefern flüsterten ein Nachtlied. Doch da, ein Knacken im Unterholz. Ihr Herz machte einen Satz. Sie hielt den Atem an, spitzte die Ohren und lauschte ins Unterholz.

„Janis, da ist etwas“, sagte sie voller Erregung.

Er versuchte sich auf das Geräusch zu konzentrieren. Tatsächlich, da regte sich etwas, ganz nah hinter den nächsten Baumreihen im dichten Gebüsch. Roxana stemmte ihre Fersen in die feuchte Erde des Pfades. Ihr Atem ging flach und stoßweise und ihre Finger verkrampften sich in seinem Arm. Aber es war nichts zu sehen. Nur trippelnde Schritte. Sicher von einem größeren Tier, denn sie kannte die Geräusche des Waldes.

Da stand er auf einmal, kaum wahrzunehmen, zwischen zwei mächtigen Bäumen. Der große, schwarze Körper machte ein paar Schritte hinaus in den Mondschein. Der Kopf drehte sich zu beiden Seiten, der Blick aus seinen kleinen Augen huschte über das Lager. Noch ein paar Schritte, vorsichtig, dann blieb der Eber abrupt stehen. Er erblickte die beiden, die reglos dastanden und ihn betrachteten. Der Eber drehte sich sogleich wieder um und

bewegte sich wieder von ihnen weg. Mit schnellen Trippelschritten verschwand er erneut aus dem Mondschein, hinein ins Ungewisse, bis ihn das Dunkel des Waldes verschluckte. Zwischen den Bäumen war es auf einmal wieder totenstill.

Die beiden Liebenden hielten einander fest, damit die Dunkelheit sie nicht ebenso zu schlucken vermochte. Auf einmal hatte Roxana eine Idee. Sie zog ihn hinter sich her. Nach einem Moment waren sie zwischen den Bäumen verschwunden.

KAPITEL 81 Casian prüft das Gelände vor Ort

Er war schon mit dem ersten Hahnenkrähen aufgestanden und hatte seine engsten Vertrauen geweckt. Nach einem schnellen Imbiss, den sie sich selbst mitgebracht hatten, zogen sie los. Einer der Kundschafter des gestrigen Tages hatte auf sie am Fuße der Berge gewartet. Er würde ihnen den Weg in die Nähe des Waldlagers und des verlassenen Friedhofs zeigen. Noch bevor die Sonne aufgegangen war, liefen sie im dunklen Schatten der Bäume. Immer tiefer wagten sie sich in den Wald hinein, als ob es keine Wiederkehr gebe.

Er war guter Dinge. Wie üblich, waren seine Männer und er in Schwarz gekleidet. Es war Jahre her, dass er sich so vital, so strotzend vor Unternehmungsgestalt gefühlt hatte. Denn heute, würde er wieder auf die Jagd gehen. Mit den Jahren hatte er sich immer mehr von diesen Abenteuern zurückgezogen, ließ am Ende nur noch seine Männer agieren. Letztendlich war er jetzt ein seriöser Geschäftsmann, ging auf die sechzig zu. Da hatte man für gewöhnlich keine Zeit mehr für solche Ausflüchte in die Natur. Doch er liebte die unberührte Natur, es gab nicht Schöneres.

Als sie nach Meinung des Kundschafters fast am Friedhof angelangt waren, ging die Sonne auf. Endlich an der kleinen verlassenen Ruhestätte angelangt, brannte der Himmelskörper warm und hell. Doch die kleine Kapelle, die sich am Rande des Geländes befand, duckte sich immer noch im tiefen Schatten der Bäume. Auf dem Friedhof lag noch ein dünnes Tuch taufeuchten Nebels, dass zwischen zerbrochenen und windschiefen Grabsteinen waberte und Kälte und Nässe atmete.

Das Friedhofsareal war von einem eisernen Zaun umgeben, der an manchen Teilstücken im Laufe der Jahrzehnte eingefallen war. Moos überzog den grauen Mauersockel, in dem die Gitterstäbe eingelassen waren. Ein kleines eisernes Tor, das längst aus den Angeln gefallen war, verhinderte den Einlass, durch den man auf den ziemlich verwilderten Friedhof gelangen konnte. Die Grabsteine, die er durch die Gitterstäbe sehen konnte, mussten schon uralt sein. Bei manchen von ihnen war die Gravur schon so gut wie verschwunden. Wind und Wetter hatten sie langsam eingeebnet und die Toten, die unter ihnen zur Ruhe gebettet waren, dem endgültigen Vergessen anheimgegeben.

Casian stieß die Pforte mit dem rechten Fuß an, sodass sie mit einem quälenden Quietschen ihr Reich freigab. Im Schatten einer Esche stand eine Bank aus Holz, die schon bessere Tage gesehen hatte. Zum Teil bedeckte Efeu das Gemäuer der Kapelle. Moos hatte sich bereits in die zahllosen Ritzen und Risse hineingesetzt. Unkraut war zwischen den Steinplatten hindurchgewachsen. Ranken wucherten über Grabsteine, die so alt waren, dass sie für niemanden mehr Schmerz bedeuteten. Wie schnell alles wieder in einen natürlichen Zustand zurückfiel, dachte er, wenn die Natur wieder sich selbst überlassen wurde.

Dunkle Schatten wechselten sich mit hellem Lichtflecken ab, da wo Lücken im dichten Blätterwerk die Sonne durchließen. Casian schritt bedächtig voran. Nur das Geräusch seiner Schritte auf der bemoosten Erde störte eine Stille, die in ihrer Intensität fast schneidend war. Die knorrigen, seltsam verwachsenen Bäume auf der anderen Seite des Geländes, ragten hoch in den Himmel hinauf. Eine ganze Kolonie von Krähenestern wurde auf einmal in den Wipfeln der Bäume sichtbar. Die großen Vögel, von ihren Beobachtungsposten durch die Anwesenheit der Männer hochgeschreckt, hüpfen zwischen den Zweigen herum, wie eine Versammlung schwarz gekleideter Kirchenväter. Ihre verzehrten Schreie durchbrachen die Morgenstille.

Nicht dass er abergläubisch wäre, aber schon auf den ersten Blick schnürte es ihm die Kehle zu. Dies war ein Ort, dachte er, an dem sich ein Mensch keine Minute länger als unbedingt notwendig aufhalten sollte. Wäre er hier begraben worden, wäre er auf jedem Fall aus seinem Grabe ausgebrochen und würde

umgehen. Diese Erde war definitiv kein Ruheplatz für eine christliche Seele. Dämonen des Volksglaubens und Gespenster der Sagen tanzten vor seinem Geiste zwischen den Grabsteinen und über den gewundenen Pfaden, schlichen auf lautlosen Füßen hinter den Lebenden her.

Eine Steinfigur, die einst einen Engel darstellte, breitete ihre Flügel über dem Grab eines längst vergessenen Menschen aus. Ihr Marmorgewand war überzogen mit üppig wucherndem Gestrüpp. Narbig, flechtenumrankt und bleich vor dunklen, bemoosten Bäumen, starrte die Figur ihn mit kalten, leeren Augen an. Das Geschrei der Krähen wurde nur von einigen aufgeregten Elstern übertönt, die in den Ästen der Baumwipfel lärmten und krächzten.

Er unterbrach seine Gedanken und horchte ins Dunkel hinaus. Waren da nicht Dämonen längst vergangener Tage, die jeden ankommenden Unruhestifter heimsuchten? Versuchten sie ihn vielleicht von hier zu vertreiben, damit die Ruhe der Dahingeschiedenen nicht gestört wurde? Abrupt drehte er sich um. Ein plötzliche, innere Eingebung zwang ihn regelrecht dazu. Auf einmal hatte er ein Gefühl, als ob sie beobachtet wurden. Doch er schritt weiter zwischen den Grabsteinen hindurch.

Die Stille wuchs mit jedem seiner Schritte. Selbst das Geschrei der Krähen verstummte. Die frische, feuchte Morgenluft lag schwer in seinen Lungen. Jeder Schritt hallte in seinem Kopf. Ein Zweig, der unter seiner Sohle brach, knallte wie ein Schuss in die Ruhe hinein. Plötzlich vernahm er einen Laut und drehte sich blitzartig zur Geräuschquelle hin. Ein graubraunes Eichhörnchen sprang hinter einem marmornen Grabstein hervor und entfloh in den Zweigen eines Baumes.

Zwischen Gräbern umherzugehen, war wie zwischen den Regalen einer Bibliothek zu schreiten. Jeder Grabstein war wie der Deckel oder Umschlag eines Buches. Er befand sich gerade vor dem zur Seite gestürzten Stein eines Grabes, auf dessen Marmorplatte deutlich noch einige Worte in Landessprache zu lesen waren:

**Nur wenige Dinge lassen sich nicht
für einen längeren Zeitraum verbergen:
Die Sonne, der Mond, und . . . die Wahrheit.**

Wer war dieser Mensch, dem seine Angehörigen selbst auf seiner Ruhestätte solche Worte mit auf den Weg ins Jenseits gegeben hatten? Wessen Verbrechen hatte er sich schuldig gemacht, dass man ihm auf alle Ewigkeit vor Augen hielt, dass die Wahrheit seiner Taten immer ans Licht kommen würde? Das Eichhörnchen war mittlerweile in höhere Sphären verschwunden.

Der Friedhof war ein Ort des Todes. Vielleicht genau der richtige Ort für das heutige Vorhaben. Der vordere Teil hatte eine mit großen Steinen gepflasterte Fläche. Dann ging er in einen unbefestigten Weg über, der sich zwischen den Leichensteinen mit verwitterten Inschriften hinzog. Eine schwarze Katze lag auf einmal ausgestreckt neben einem Grabstein. Wo die wohl auf einmal herkam, fragte er sich, in dieser düsteren Einöde. Ringsum jede Menge Bäume und Vögel. Ab und zu die hektischen Bewegungen eines Eichhörnchens, aber ansonsten nichts.

Casian schritt einfach drauflos, schaute sich das Terrain genauestens an. Er kämpfte sich durchs Dickicht und fand sich schließlich auf einer kleinen Lichtung wieder. Aus der Vogelperspektive nahm er in der Ferne das unten liegende Tal wahr. Ein Salamander huschte plötzlich von einem feuchten Moostepich in die zarten Schatten der Farne. Ein Weberknecht stakte steif wie eine Giraffe über die Rinde einer Buche. Einige Bäume hatten nach den heißen Sommertagen jetzt schon begonnen, bereits Blätter fallen zu lassen. Eine Art Ankündigung lag in der Luft, dachte er. Ein Vorzeichen!

Natürlich alles reine Einbildung, aber Vorahnungen waren nun mal so. Als sie die Ruine eines weiteren Gebäudes erreichten, setzte er sich auf einen großen Stein und gönnte seinen Männern eine Zigarettenpause. Einer der Männer irrte umher, entdeckte auf einmal eine steinerne Treppe, die den Hang hinunterführte. Als in der Ferne Hundegebell zu hören war, erhob sich Casian und begann die Stufen, die direkt in den Fels gehauen worden waren, hinabzusteigen.

Zu ihrem Erstaunen entdeckten sie ein weiteres Areal mit Gräbern. Dahinter gab es eine Steinmauer, deren obere Steinschichten von jemandem abgetragen zu sein schienen. Hier unten blies ein leichter Wind, der sanft zwischen den Ästen der Bäume schlich. Die Blätter einer uralten Eiche schienen sich an

ihren Zweigen festzuhalten, als ahnten sie jetzt schon, dass der Herbst sie bald zu sich holen würde. Dann, weiter unten, so der Kundschafter, lag das Zigeunerlager.

Die Krähen waren ausgeflogen, trieben sich über dem Gelände und schwebten mit lautem Gekrächz über den Ruhestätten der Geschiedenen dahin. Ein grandioses und zugleich schauerliches Bild, in der sich Grab an Grab reihte. Ein unfruchtbarer Boden, in dem unablässig die menschliche Saat hineingesenkt wurde, von der es hieß, dass sie einst aufblühen sollte zu neuer und unvergänglicher Schönheit. Was für ein Schwachsinn, dachte er. Augenblicklich hielt er in seinen Gedanken inne, denn er war nicht zum Philosophieren hier.

Casian forschte noch eine Weile in der Gegend herum, machte sich Gedanken und schmiedete Pläne. Als er die Informationen, die er brauchte, gesammelt hatte und sie sich gerade auf den Rückweg machen wollten, meldete sich einer seiner Bodyguards.

„Riecht ihr es auch?“, fragte er und hob seine Nase in den Wind, um den Geruch noch besser zu erfassen. „In der Nähe sind Menschen, die gerade ihrer Notdurft nachgehen.“

„Was meinst du damit“, fragte der andere Leibwächter naiv.

„Na, sie scheißen gerade, was denn sonst! Muss ich es dir so genau darstellen? Oder weißt du nicht, wie so etwas riecht?“

Casian gebot ihnen zu schweigen und machte ein Zeichen, dass sie ihm folgen sollten. Es herrschte einen Augenblick Stille, abgesehen vom Lärm einiger Frösche und Vögel. Sie schlichen sich eine Weile zwischen den Baumstämmen hindurch und kamen dann an eine kleine Schlucht, in der ein Bächlein plätscherte. Plötzlich nahmen sie Stimmen wahr. Was sie aufschnappen konnten, hörte sich wie das ihnen bekannte Geschwafel der Zigeuner an. Hier befand sich sozusagen ihre Toilette. Das Lager konnte demnach nicht sehr weit sein. Die Tatsache, dass die Zigeuner die Ökologie dieser unberührten Bergwelt mit bloßen Füßen tagein, tagaus zu Tode trampelten, machte ihn ganz krank. Aber er würde es ihnen schon heimzahlen. Denn zwei Bedürfnisse verfolgten den Menschen von der Wiege bis zur Bahre: Die körperliche Notdurft und . . . die Rachsucht.

Casian schickte den Kundschafter an, bis ans Dorf hinunterzuschleichen und die Lage zu sondieren. Er solle sich ja nicht bemerkbar machen. Die übrigen warteten auf seine Rückkehr. Bald waren sie wieder auf dem Rückweg, um sich mit den anderen im Hotel zu beraten.

KAPITEL 82 Ein Bär im Lager

Roxana schaute auf Janis hinab, der inmitten einer kleinen Bretterbude auf einem großen Heuhaufen lag und noch fest schlief. Sie war schon seit einer ganzen Weile wach und hatte, angelehnt an die schäbige, schief in den Angeln hängenden Tür der kleinen Mini-Scheune, den Sonnenaufgang beobachtet. In der Nacht war sie mit ihm hierher geflüchtet. Aus Erfahrung wusste sie, dass sie ihm Wagen keine Privatsphäre gehabt hätten. Immer wieder würden der eine oder die andere am Wagen vorbeigehen und auch durchs Fenster lugen. Die Mini-Scheune wurde von den Stammesgenossen als Heulager und Materialschuppen genutzt. Nachts kam jedoch niemand hierher, denn wenn etwas fehlen sollte, würde man dann den Betreffenden beschuldigen.

Im Osten hatte das Licht des neuen Tages den Himmel rot gefärbt. Im allgemeinen Volksglauben bedeutete dies schlechtes Wetter. Wahrscheinlich würde es in der kommenden Nacht regnen, vielleicht sogar ein Gewitter geben. Doch jetzt fielen die Sonnenstrahlen durch die Schlitzlöcher in der Bretterwand. Auf dem mit Heu bedeckten Boden, kam langsam Leben in den Geliebten. Er blinzelte und zuckte in den Mundwinkeln. Ein Strohalm war ihm ins Gesicht gefallen und schien ihn zu ärgern. Sie sah wie er die Augen öffnete und einen Moment benötigte, um zu begreifen wo er war. Dann richtete er sich langsam auf und schüttelte sich das Heu aus den Haaren. Sein Blick blieb sofort an ihr hängen.

„Guten Morgen, Herr Janis“, schmunzelte sie frech. „Wie war Ihr Daunenbett heute Nacht?“

„Komm her, du kleiner Teufel in Frauengestalt.“ Sie ging zu ihm und warf sich ihm in die Arme. Nach einigen Streicheleinheiten und vielen leidenschaftlichen Küssen, zog sie ihn endlich in die Höhe.

„Los komm, wir müssen wieder ins Lager. Sonst fangen die alten Weiber an zu labern und zu tratschen an. An Ende zerreißen die sich noch das Maul und ziehen über mich her, und das ist mir dann peinlich. Komm!“

Sie machten sich auf dem Weg, ergötzen sich an der Natur. Doch sie konnte nicht anders. Alle paar Meter musste sie unbedingt anhalten und ihm hier dieses, dort jenes zeigen und erklären. So kamen sie nicht schnell genug voran. Letztendlich gab es aber keine Eile. Als endlich das Lager in Sicht kam, hörten sie Schreie. Er meinte so etwas wie das Wort . . . Bär . . . verstanden zu haben. Roxana beschleunigte plötzlich ihre Schritte, zog ihn hinter sich her.

„Komm, Janis, schnell. Ein Bär! Ein Bär ist im“

„Was?“ Er wurde sofort ernst. Tiefe Besorgnis legte sich auf einmal in sein Gesicht. „Schnell, rennen wir zum Wagen. Ich nehme meine Waffen und du wirst dich einschließen.“ Doch zu seiner Überraschung lachte sie nur.

„Mensch, sei doch nicht so albern. Kein wilder Bär, sondern ein abgerichteter, ein Tanzbär. Komm schnell“, hechelte sie und rannte weiter.

„Und warum rennen wir dann so?“, fragte er verdutzt und verlangsamte seinen Schritt.

„Weil der Bärentreiber nur zwei, dreimal im Jahr hier oben vorbeikommt. Los, wir wollen ihn nicht verpassen. Wer weiß, wann wir wieder die Gelegenheit dazu haben werden.“

„Sachen gibt's, also wirklich. Bärentreiber! Was kommt noch alles, Roxana?“, fragte er mürrisch. „Jetzt fehlt nur noch, dass mir eine alte Schachtel aus der Hand liest.“

„Darauf kannst du Gift nehmen“, platzte sie voller Freude heraus und rannte weiter, er hinter ihr her.

Im Lager war in der Trägheit des Morgens nur das Kreischen der Kinder zu hören, die durcheinanderliefen und fröhlich herumhüpften. Irgendwo begrüßte sie laut krähend ein Hahn. An einem Wagen standen angebunden zwei Esel, die sie neugierig, zu beäugen schienen. Sie gehörten dem Schwager des *baró*, der täglich mit ihnen in den Wald zog und Brennholz sammelte. Die aufgehende Sonne hatte den Horizont in goldenes Licht getaucht.

„Janosh kommt mit einem Bären“, rief wohl ein kleiner Junge und zeigte auf den Weg, der vom Lager zum Tal führte. Das Janosh hatte Janis verstanden, den Rest reimte er sich zusammen.

„*Kaj?*“ Wo, fragte Roxana einen anderen Rotzlöffel.

„Dort! Da kommt er schon! Er hat einen Bären dabei“, übersetzte sie für Janis.

Schon auf Höhe der ersten Hütte des Lagers angekommen, schritt lächelnd und sich mit einem Stock stützend, ein älterer Mann dahin. Hinter Janosh tappte geduldig auf allen Vieren ein riesiger Schwarzbär. Einziges Merkmal war ein starkes Band, das seinen Hals zierte. Ein Raunen ging durch die Menge, als der Bärenreiber die Eisenkette losließ, mit der er den Bären führte. Mit gespitzten Ohren betrachtete das Tier neugierig die Schaulustigen, die es aus einer sicheren Distanz heraus begafften.

Ein kleiner Affe passierte Janis plötzlich in Augenhöhe. Ehe er bemerkte, dass das Tier auf dem Kopf eines Liliputaners hockte, waren die beiden auch schon an ihm vorbei. Der Zwerg watschelte, wie eine betrunkene Ente, mit kleinen Schritten hinter Janosh daher. An einem Seil zog er einen störrischen Ziegenbock hinter sich her.

„Janis, schau! Eine Geiß. Das Lieblingstier des Gauklers ist der Bock“, erklärte ihm Roxana.

Der Dreikäsehoch rasselte plötzlich mit einem Tamburin. Sofort spitzte das dressierte Vieh die Ohren und richtete sich auf den Hinterbeinen auf. Dann lief es unbeholfen ein paar Schritte vorwärts, wobei es tölpelhaft mit den Vorderhufen strampelte. Janis erinnerte sich plötzlich an Victor Hugos *Glöckner von Notre-Dame*. Da wurde die Zigeunerin Esmeralda des Pakts mit dem Teufel angeklagt, nur weil sie mit ihrem gehätschelten Ziegenbock getanzt hatte. Denn der Bock verkörperte bei den Dummen Menschen immer den Teufel.

„Schaut wie der Bär nun tanzt“, schloss Janis aus dem Verhalten eines kleinen Jungen, der von einem Bein aufs andere hüpfte. Der Bärenreiber trat nun einen Schritt vom Ungetüm zurück und hob beide Hände in die Höhe. Da ging der Bär auf die Hinterbeine und streckte die vorderen in die Höhe, sodass er fast doppelt so groß anmutete wie sein Herr. Anschließend bewegte er sich tänzelnd in dem Rhythmus, den Janosh im vorgab. Zur

allgemeinen Verwunderung und Belustigung der Zuschauer, führte der Bär anschließend diverse Kunststücke vor.

Janis erinnerte sich als kleiner Junge, schon einmal einen dressierten Bären in einem Zirkus, gesehen zu haben. Doch die Erinnerung war schon so verblasst, dass es ihn heute erneut erregte, einem wahren Biest so nah zu sein.

„Was haben die mit dem Tier vor?“, fragte er. „Wo soll es sich nachher aufhalten, wo schlafen?“ Roxana zuckte nur die Schultern. Sie wagte sich vor und begann mit Janosh zu reden. Vor allem interessierte sie die Frage, was der Bär denn fressen sollte. Gestern Abend beim Fest, hatte die Sippschaft fast alles aufgegessen. Nichts war mehr übrig.

„Dann setzen wir ihm doch die Kinder zum Fraß vor“, witzelte der alte Janosh, wie ihm Roxana übersetzte. Der Bärenreiber tat so, als würde er den Bären freilassen. Er deutete an, einen der mutigeren Jungen zu packen, der sich fast bis zu ihm vorgewagt hatte und nun kreischend flüchtete.

„Am Morgen frisst er einen Jungen, am Abend ein Mädchen“, übersetzte Roxana und schaute zum Bärenreiber, der nach weiteren Kindern Ausschau hielt, die den Helden spielen wollten.

Endlich in der Lagermitte angekommen gab der alte Janosh einen unartikulierten Laut von sich. Worauf sich der Bär, wie auf Befehl, auf den Boden niederließ und sich totstellte.

„Schau“, sagte Roxana auf einmal. „Siehst du das Halsband? Ist dir der kleine Griff aufgefallen? Es ist ein Würgehalsband. Damit kann man dem Tier die Luft abschnüren, wenn es nicht gehorcht. So werden die Bären dressiert. Aber ihre Zeit ist gekommen. Jedes Jahr werden sie seltener. Bald wird es keine mehr geben. Weder Bären, noch Treiber.“

„Das sind ja wirklich bezaubernde Aussichten, vor allem vom Blickpunkt des Bären“, sagte er.

Janosh wurde vom *baró* und den übrigen Dorfältesten mit allen Ehren empfangen. Was sie sich zu sagen hatten, davon bekam Janis nichts mit, ging ihn sowieso nichts an. Doch er musste unbedingt mit der Bande sprechen. Denn Gefahr war im Anzug. Es galt Vorbereitungen zu treffen, um Frauen und Kinder in Sicherheit zu bringen.

Roxana nahm ihn bei der Hand und zog ihn endlich vom Geschehen weg. Sie gingen zu einem der Wagen, wobei sie nach irgendeiner Frau rief, deren Namen er nicht aufschnappen konnte. Auf das Rufen hin blickte eine Gestalt aus dem kleinen Wagenfenster, während sie sich die Hände an irgendeinem Lappen abtrocknete. Ihre Erscheinung war die einer Frau, die einst stolz gewesen war und nun einen erfolglosen Kampf gegen das Nachlässig werden in den mittleren Jahren führte. Einen Augenblick später kam sie nach draußen. Ihre Hände waren von irgendeiner Arbeit gerötet, ihr Gesicht vor Erschöpfung grau. Aber ihre Augen hatten noch etwas, von dem ehrgeizigen Funkeln früherer Zeiten, bewahrt.

Mit ihrem Fuß schob sie ein Huhn zur Seite, das laut gackernd vor ihrer Wagentür im Wege stand. Dann umrundete sie einen Bund Weidenruten, die sie zu Korbwaren flechten würde und begrüßte Roxana recht herzlich. Das Getuschel, das darauf folgte, endete damit, dass die Frau ihr einen Korb mit gewaschener Wäsche gab. Roxana packte ihn an den beiden Henkeln, zog ihn in die Höhe und deutete ihm mit einem Kopfnicken an, ihr zu folgen.

„Los komm! Wir müssen zum Bach hinunter und für Ilinka nochmals die Wäsche ausspülen. Dafür erwartet uns ein Frühstück mit Kaffee, wenn wir zurückkommen.“

Daraufhin wollte sie den Wäschekorb in die Höhe wuchten, um ihn auf ihre Schulter zu hieven. Doch er kam ihr zuvor und schnappte sich ebenfalls einen der Henkel. So trugen sie den Korb gemeinsam über den Platz, um den schmalen Pfad zu erreichen, der die Böschung hinabging. Obwohl die Kleidungsstücke mehrmals von Ilinka ausgespült und ausgewrungen worden waren, musste man alles nochmals im kleinen Bach im fließenden, kristallklaren Wasser auswaschen. Dann galt es den seit Tagen blauen Himmel auszunützen und die Wäsche zum Trocknen aufzuhängen.

Plötzlich lief vor ihnen ein Eichhörnchen über den Platz. Die Frauen, die herumstanden, begannen sofort aufgeregt untereinander zu schnattern. Eine Dicke gestikulierte so aufgekratzt mit ihren wulstigen Händen, dass sie fast umgefallen wäre.

„Was ist denn mit denen auf einmal los?“, fragte er erstaunt. Die Gemütsveränderung der Frauen war ihm nicht entgangen.

„Ein Eichhörnchen! Das ist ein gutes Omen.“

„Ach ja? Und was ist ein Schlechtes? Ein Dinosaurier vielleicht?“

Sie warf ihm einen Blick zu, der alles oder nichts bedeuten konnte, schien ihn dabei regelrecht zu durchbohren. Letztendlich entschied sie sich aber dafür, es so aufzufassen, als ob er sich nicht über sie lustig machen wollte.

„Eine Eule, zum Beispiel“, sagte sie, wobei sie geheimnisvoll ihre Stimme senkte. „Oder eine Schlange. Am schlimmsten aber sind die Ratten“, kam nur noch ahnend über ihre Lippen.

„Wieso, denn?“ Unwillkürlich hatte er ebenfalls die Stimme gesenkt.

„Sie sind *Mahrimé*. Schmutzig. Besser wir reden nicht davon.“ Sie blickte in die Runde.

„Ach, ja. Natürlich“, mokierte er sich und lachte laut. „Wie konnte ich das bloß übersehen.“

Jetzt wurde sie richtig sauer, versuchte ihn beim Laufen zu treten. Sie warf ihm in der Zigeunersprache irgendwelche Verwünschungen zu, lachte dann aber wieder und schaute ihn verliebter an als je zuvor.

„Die Tochter der dicken Frau da hinten, siehst du sie? Die hat vor ein paar Tagen geheiratet. Als sie sich mit ihrem Mann zum ersten Mal beim Tümpel liebten, flogen gerade Störche über sie hinweg und warfen ihren Schatten auf das Paar. In dem Moment hatte sich die Tochter aufgesetzt und ihrem Lieben erklärt, sie sei schwanger.“

„Aber das ist doch Unsinn, Roxana. Das kann doch noch kein Mensch wissen, gleich nach dem Akt. Nicht mal ein Arzt“, versuchte er sie zur Raison zu bringen.

„Später, als sie wieder im Lager waren“, fuhr sie unberührt fort, „da sagte sie zu ihrem Mann, dass er anfangen solle, einen *Kirvo*, also einen Patten für ihren Sohn zu finden. Denn, an diesem Tag lief ein Bock auf sie zu und schleckte an ihrer Hand.“

„Sie wusste, als die Geiß ihr die Hand abschleckte, dass es ein Sohn wird? Ihr seid doch alle verrückt hier. Man kann doch nicht durch eine Ziege, auf das Geschlecht eines Kindes schließen. Ich werde noch wahnsinnig hier. Aber, . . . okay, okay! Lass gut sein, bitte! Hab Gnade. Ich glaube dir.“ Er schüttelte den Kopf.

„Na dann los! Komm schon, du elender Gadscho. Lass uns zum Bach hinuntergehen. Außerdem können wir schauen, ob wir unterwegs etwas finden, das wir einsammeln können. Löwenzahn, Nesseln, Heilkräuter und vieles mehr. Wir verwenden alles, was uns der Wald und die Natur bescheren.“

Also trottete er neben ihr her. Bald waren sie am Bach. Roxana nahm ein Wäschestück, tunkte es ins fließende Wasser und wrang es mehrmals aus. Dann wiederholte sie die Prozedur mit jedem einzelnen, bis sie alle Klamotten sauber hatte. Ein Kuckuck schien sie von einem Baum aus zu beobachten. Obwohl Janis aus Langeweile einen Stock nach ihm warf, ließ sich der Vogel nicht aus der Ruhe bringen und flog nicht davon. Frösche sangen auf die hohle, gequälte Weise, die für sie typisch war. Insekten brummten und zirpten. Als sie endlich fertig war, ging es wieder zurück.

Ilinka erwartete sie bereits, hatte einen kleinen Tisch vor ihrem Wagen gedeckt. Darauf hatte sie Brot, Früchte, Käse und Kaffee aufgetischt. Auf einem kleinen runden Holzschemel dampfte ein kleines topfartiges Kochgefäß mit Eintopf. Als Roxana ihn endlich ihrer Freundin vorstellte, war Ilinka wie aus dem Häuschen, umarmte ihn und küsste ihn mehrmals auf die Wangen. Es war ihm peinlich, doch er konnte sich nicht wehren.

Sie langten zu, denn die Nacht hatte ihren Tribut gefordert. Der Kaffee schmeckte etwas salzig, doch sie erklärte ihm, dass die Menschen hier ihn so tranken. Als er endlich seinen Eintopf ausgelöffelt hatte, schenkte er sich nochmals Kaffee nach.

„Das war gut, das Fleisch“, sagte er voller Anerkennung zu Ilinka, was ihr Roxana übersetzte. Die Frau murmelte etwas, nickte ihm zu.

„He, was war das für ein Fleisch? Hase oder Truthahn?“, wollte er wissen.

„Unsinn, Janis! Das war das Beste überhaupt. Das sauberste Tier von allen, *Kanraló baló*, oder *Kanzawuri*. Igel eben.

Der Igel ist nicht *Mahrimé*. Nicht wie die“, sie spuckte über die Schulter, „Hunde!“

„Ach“, gab er angeekelt von sich. „Ihr esst auch Hunde?“, Auf einmal musste er würgen. Bei dem Gedanken Igelfleisch gegessen zu haben, schauderte es ihm plötzlich. Er hatte mal einen in seinem Garten aufgestöbert. Seine Stacheln waren voller Flöhe, oder Läuse oder was auch immer gewesen. Aber Hunde? Er spürte, wie ihm Übelkeit aufzusteigen begann.

„Nein, nein! Rede doch nicht so dummes Zeug.“ Sie übersetzte für Ilinka, worauf beide Frauen anfangen zu schmunzeln. Ilinka brach schließlich in dröhnendes Gelächter aus, winkte darauf einige andere Frauen heran und begann ihnen zu erzählen. Wahrscheinlich ging es dabei um dumme Gadschos, Hunde, und die Essgewohnheiten der Zigeuner. Roxana wandte sich an ihn, nahm seine Hand und sah ihn ernst an.

„In den ersten Monaten meines Aufenthaltes im Lager, war Ilinka wie eine Mutter für mich“, sagte sie. „In einer Tragödie hatte sie ihren Mann und ihre Kinder verloren. So war sie allein und konnte sich um mich kümmern. Denn die Menschen hier sahen mich zunächst ein wenig komisch an. Ich war schließlich eine Gadschi, auch wenn mich Cosmina ins Lager eingeführt hatte. Doch mit der Zeit haben mich alle akzeptiert. Später wurde ich wie eine von ihnen behandelt.“

Janis sah die Frau mit freundlichen Augen an. Doch in Ermangelung einer Sprache, die beide Seiten beherrschten, blieb es einfach nur beim Schauen.

„Janis“, meldete sich Roxana, „Ilinka fragt, was du für einen Beruf hast und ob wir ein Paar sind. Was soll ich ihr antworten?“

„Sag ihr einfach, was du willst. Oder, halt! Nein, besser, du sagst ihr Nein! Sag ihr einfach, ich kaufe mir eine Kristallkugel und unterrichte in Zukunft in der Kunst des Hellsehens!“ Er lachte unverschämt.

„Janis, das war nicht sehr witzig! Warum kämpfst du weiterhin gegen dein Schicksal an?“ Doch sie beruhigte sich sofort wieder. „Steh auf! Los, komm.“ Er folgte ihr, während sie einige Worte an Ilinka richtete, die nur nickte und Janis an der Wange zwickte.

„Komm, wir besuchen die alte Esmeralda. Die war früher in deutschen Landen unterwegs, mit der kannst du dich unterhalten.“

„Aber, ich will mich mit niemanden unterh“

Doch sie ließ ihn nicht ausreden, zog ihn einfach mit. Sie wusste, er würde sich nicht sträuben. Denn dafür liebte er sie zu sehr.

„Roxana, bitte! Muss das sein?“ Doch sie antwortete nicht, zog ihn einfach weiter. Wieder einmal sah er sich mit den Unwägbarkeiten der weiblichen Psyche konfrontiert, und wieder einmal blieb ihm nichts anderes übrig, als ihre Launen zu dulden, so gut er konnte.

Als sie an ein großes Zelt kamen, steckte Roxana ihr Gesicht durch den Spalt der Öffnung, des weiß-rot gestreiften Stoffes. Der dadurch entstandene Zug ließ im Innern die Flammen der Kerzen aufflackern, die überall aufgestellt waren. Ein Meer aus Lichtern ergoss sich über den Boden. Inmitten des Kerzenzaubers saß eine alte Frau an einem kleinen Tisch. Sie war eine dieser sehr alten und sehr faltigen Zigeunerinnen aus den Filmen, die einem tief in die Seele blicken konnten.

Sie hatte die Hände ausgebreitet und den Kopf nach hinten geneigt, während sie dabei eine düster anmutende, bedrohlich klingende Melodie summete. Vor ihr aus dem Tisch lag eine große Kristallkugel, die im Licht der Kerzen geheimnisvoll funkelte.

„So tretet näher“, erklang aus der Dunkelheit eine Stimme in einem bayerischen Dialekt. Janis fing sich gerade noch. In der Dunkelheit, war er beim Eintreten über eine Teppichkante gestolpert. Er schluckte schwer, als die Alte ihn auf einmal mit ihren schwarzen Augen eindringlich musterte.

„Setzt euch.“ Sie wies auf die zwei Hocker am Tischchen, zu dem der Teppich hinführte, über den er gestolpert war. Da sich jedoch Roxana nicht setzte, blieb auch er stehen. Sie begrüßte die alte Frau, nannte ihren Namen und erzählte wer ihr Begleiter sei. Doch die Wahrsagerin lächelte nur: Sie wusste doch wer sie sei und kannte auch den Gadscho, der mit ihr vor sie getreten war.

„Und, was wollt ihr von mir?“

Die Augen der alten Frau funkelten in der Kristallkugel. Aus mit Öl zerriebener Holzkohle zog sie wahrscheinlich jeden

Tag die Striche auf ihren Augenlidern nach, vermutete er. Ihre Lippen waren trotz ihres Alters noch rosarot. Roxana hatte ihm auf dem Weg zum Zelt, ein wenig über die Alte berichtet. Es kursierten Gerüchte, dass Esmeralda in jüngeren Jahren immer wieder von einem Bischof aus Regensburg, zu einem Glas Wein eingeladen worden wäre. Ihrer berauschten Geschichten und ihrer Schönheit wegen, soll er des Öfteren nach ihr gerufen haben. In diesem Abschnitt ihres Lebens, hatte sie sich angeblich den bayerischen Dialekt angeeignet. Doch im Lager, glaubte ihr ganze Geschichte niemand so recht. Letztendlich wagte sich aber keiner unter den Stammesgenossen, die Worte einer Wahrsagerin in Frage zu stellen.

„Esmeralda, wir sind gekommen, damit du dem Gadscho seine Zukunft voraussagen kannst“, murmelte Roxana ehrfurchtsvoll.

„Also gut“, sagte die Alte. „So, junger Mann, dir soll ich also die Zukunft voraussagen“, fragte sie mit tiefer, rauchiger Stimme? „Hast du denn überhaupt eine?“ Die Alte lachte.

„Ja, bitte“, lächelte er. „Wissen Sie, ich habe in letzter Zeit so meine Schwierigkeiten mit der Liebe. Die Frauen beißen einfach nicht an!“ Roxana sah ihn erst verständnislos, dann verärgert an. Am Ende hieb sie ihm den Ellenbogen in die Seite.

„Dann setzt euch endlich!“ An ihn gewandt deutete sie auf einen besonderen Stuhl, den Zigeuner für gewöhnlich als Sitzgelegenheit für Nicht-Zigeuner in ihren Behausungen hatten. Kein Stammesbruder setzte sich je darauf. Es drängte sich die Frage auf, wer hier eigentlich unter dem Rassismus zu leiden hatte: Die Zigeuner oder die Gadschos? So etwas hatte er nicht erwartet.

„Mit der Linken pflege ich zu beginnen“, sagte die Alte zu ihm und nahm seine Hand. „Oh, hier! Siehst du diese feine Linie? Es gibt eine Frau in deinem Leben.“

„Ach ja?“ Natürlich, dachte er. Dazu musste man je kein Hellscher sein, Roxana saß ja neben ihm. Dennoch tastete er mit dem Auge seine sogenannten Lebensspuren ab. „Nichts als Falten, die im Laufe der Lebensjahre, durch sich streckende und sich zusammenziehende Muskelfasern, zustande gekommen sind. Mehr oder weniger straff gezogene Haut über Sehnen und Bändern. Alles andere ist doch Humbug“, sagte er ungläubig zu

ihr. Einen Moment lang musterte die Wahrsagerin ihren Kritiker mit eisiger Kälte, ohne jedoch seine Hand aus der ihren zu befreien.

„Deine Skepsis ist deine Sache“, sagte sie streng. Doch schon klang sie wieder freundlich und schaute ihn an, als wolle sie ihm seine Ungläubigkeit vergeben.

Sie erzählte daraufhin von der starken Lebenslinie, der geradlinigen Schicksalslinie und der sanft zum Mondberg hin geschwungenen Kopflinie. Und einiges mehr! Nachdem sie bis dahin üblicherweise, mit etwas Small-Talk, das Vertrauen ihrer gewöhnlichen Kundschaft gewonnen hatte, forderte sie dann die rechte Hand ein. In der galt es in der Folge, die gegenwärtige Situation und Lebenslage des Klienten, herauszulesen. Die Art zu sprechen oder die Augen niederzuschlagen, aber auch das Zucken in den Mundwinkeln des Mandanten, all das waren Buchstaben in einem ungeschriebenen Alphabet. Als Profi musste sie diese Zeichen nur noch zu Worten und Sätzen zusammenfügen.

Janis wiederum glaubte nicht an Märchen dieser Art, dafür aber an die Magie gut erzählter Geschichten. Und diese alte Hexe verstand es exzellent, die Zuhörer mit ihren Ausführungen zu fesseln. Er hörte den Trost in ihrer Stimme und erkannte in ihr die Fähigkeit, den Besucher für einen Moment aus seiner alltäglichen oder unglücklichen Gegenwart, in ein fernes Land zu entführen. Mit ihm verschwendete sie weit mehr als den üblichen Zeitaufwand. Denn der Gadscho erwies sich als gar nicht einfach. Dann vertiefte sie sich eingehender in seine rechte Handfläche. Jede Linie, die von der Außenhand bis in die Handmitte führte, wurde nochmals behutsam nachgezogen. Plötzlich sah sie etwas . . . sehr Schlimmes!

„Dein Mittelfinger ist sehr lang und kräftig. Er zeigt mir, dass du es mit deinem Schicksal aufnehmen kannst. Ich glaube, dich kriegt man nicht so schnell klein.“

„Na ja, wenn Sie es sagen“, lästerte Janis.

„Du bist von einem harten Schicksal gepeinigt. Daher sollte deine Schicksalspur sehr intensiv, beziehungsweise am stärksten ausgeprägt sein.“ Ihr Finger blieb in der Luft über seiner Hand hängen und er hätte sehr gern gewusst, wo denn besagte Schicksalslinie zu finden war.

„Und, was sagt Ihr über meine Schicksalslinie?“, versuchte er es in einem heiteren, mokierenden Ton.

„Sie ist sehr steil, sehr geradlinig und sehr intensiv“, sagte die alte Schachtel.

„Freut mich sehr! Aber ist das nun gut oder schlecht?“

„Lass mich noch einmal hineinschauen. Ich möchte zunächst erkennen, wie sich deine Gegenwart präsentiert“ Ohne weiter auf ihn einzugehen, begann sie wieder die Linien seiner rechten Hand nachzuziehen.

„Und?“ Er bohrte weiter nach.

Roxana missfiel seine Ungläubigkeit und hätte ihn gerne getreten. Doch vor Esmeralda wagte sie nicht zu intervenieren. So abrupt die Alte unterbrochen hatte, so neugierig wurde er jetzt. Ein Blick in seine Rechte zeigte ihm nichts als ein Durcheinander an Falten, denen er nie wirklich Beachtung geschenkt hatte.

„Also, wenn das so weitergeht“, sagte er scherzend, „dann sind wir zu Winterbeginn, wenn der erste Schnee auf dem Rücken des Ostwindes herangeritten kommt, immer noch hier.“ Er lachte über seinen eigenen Witz. Doch die alte Hexe ließ sich nicht aus ihrem Konzept bringen.

„Du bist geradlinig“, begann die Hellseherin von Neuem, „ehrgeizig und mutig. Man erkennt auch eine gewisse Bodenständigkeit. Doch du trägst einen großen Kummer mit dir herum, der lange zurückliegt. Außerdem bist du frustriert.“

„Na, das ist ja allerhand“, lachte er verlegen. Die Alte ergriff seinen Daumen und drehte ihn so, dass sie deutlich die Querlinien im oberen Fingerglied erkennen konnte.

„In deinem Herzen kämpfst du tagein, tagaus mit dir selbst.“

Darauf erwiderte er nichts, denn wo sie recht hatte, da hatte sie recht. Letztendlich hatte sie hier dem Nagel auf den Kopf getroffen. Mit wenigen treffenden Worten hatte sie all das zusammengefasst, das zu begreifen er mehrere Jahre gebraucht hatte.

„Der Winkel zwischen Daumen und Zeigefinger ist ebenfalls sehr ausgeprägt. Du bist sehr willensstark und unabhängig. Um dich, junger Mann, braucht man sich nicht zu sorgen. Und wenn ich mir diese beiden Handlinien ansehe, die

sich hier kreuzen, so kann ich nur sagen, dass du einmal viele gesunde Kinder bekommen wirst.“

Vor Freude über das Gehörte, strahlte Roxana. Ihr Glück schien perfekt, ihr seliges Grinsen reichte von einem Ohr zum anderen. Janis grinste ebenfalls, wobei er sich nun köstlich zu amüsieren begann. Er entzog ihr die Hand und wollte sich schon erheben, doch die Alte sah ihn eindringlich und aggressiv an.

„Was ist?“, fragte er. „Ich dachte, wir sind fertig.“ Argwöhnisch musterte er die Wahrsagerin und stellte fest, dass auch sie ihn eingehend und garstig betrachtete.

„Los, gib mir wieder deine Hand“, forderte sie ihn ungeduldig auf.

Nur widerwillig hielt er ihr erneut seine Hand hin, als könnte er sich auf einmal an der alten Zigeunerin verbrennen. Doch fast schien es umgekehrt der Fall sein. Als sie seine Hand nahm und in die ihre legte, zuckte sie kurz zusammen. Ihr Blick schien plötzlich entrückt, als befände sie sich in einer anderen Welt. Die ganze Stimmung im Zelt war auf einmal wie ausgewechselt. Roxana machte einen besorgten Eindruck. Esmeraldas anhaltendes Schweigen kam ihr wie eine Ewigkeit vor. Was sie aber dann von sich gab, ließ sie erschauern.

„Gadscho, deine Herzlinie ist sehr ausgeprägt und wird von auffallend vielen kleineren Linien gekreuzt. In deinem Herzen, das voller Güte zu sein scheint, wohnen aber zwei verschiedene Welten. Deine eigene und eine fremde. Nimm dich in Acht vor letzterer, denn du gehörst nicht in diese Welt. Du solltest dich so schnell wie möglich von ihr lossagen und deinen eigenen Weg gehen. In nicht allzu ferner Zeit wird diese fremde Welt enden, denn jemand ist schon auf der Suche nach ihr. Ob du meinen Rat annimmst, entscheidet über dein weiteres Schicksal. Die Alte sah nun von der Hand auf und blickte in sein erschrockenes Gesicht.

„Nimm dich in Acht, Gadscho, denn du gehörst nicht in diese Welt.“ Danach schloss sie die Augen und ließ seine Hand los.

Im Zelt war es totenstill. Niemand rührte sich. Nur das Flackern der Kerzen zeugte von einer Art Leben. Roxana war geschockt, den Tränen nahe. Er dankte der alten Frau, gab ihr

einen Zwanzig-Euroschein und verließ mit Roxana das Zelt. Die Wahrsagerin ließ denn Schein schnell verschwinden. Wenn eine Zigeunerin erst einmal Geld in der Hand hatte, konnte selbst der Leibhaftige es ihr kaum entreißen.

„Du darfst das nicht ernst nehmen, was die Alte gesagt hat“, meinte er aufmunternd, als sie sich auf den Weg zu ihrem Wagen machten. Doch sie war dennoch aschfahl geworden, ihr war richtiggehend schlecht. Die letzten Worte der Wahrsagerin hatte ihr sehr zugesetzt. Aber sie schwieg weiterhin, hing ihren verwirrten Gedanken nach.

Wie hatte die alte Schachtel das nur gemeint, dachte er. Und woher wusste sie, bezüglich einer drohenden Gefahr gegen dieses Lager? Und was bedeutete, dass er seinen Weg gehen sollte? Würde sein Weg sonst hier enden, würde er hier sterben, wenn er hierbliebe? Oder hatte er dies alles nur missverstanden? Nein, das konnte nicht sein. Er würde sich sein Schicksal weder von einer alten Schachtel, noch von irgendwelchen Ganoven vorschreiben lassen.

Wie hieß es noch im Wüstenepos Lawrence von Arabien? Der britische Offizier Lawrence, den Peter O'Toole interpretierte, sprach zu einem arabischen Sherif, einem Nachfahren des Propheten, den Omar Sharif darstellte: Nichts steht geschrieben Ali, . . . jeder kann sein eigenes Schicksal schreiben!

Er nahm Roxana bei der Hand und gemeinsam schritten sie davon. Jetzt hatte er die Schnauze so richtig gestrichen voll von all diesen Zigeunerscheiß. Allmählich wurden sie ihm unheimlich mit ihrer aufdringlich bunten Kleidung, ihrer dunklen Haut, ihren stechenden Augen und ihren Kunststücken mit den Messern. Vermutlich hatten die Menschen recht, wenn sie sich vor ihnen hüteten. Gerüchte kamen schließlich nicht ohne Grund auf.

KAPITEL 83 Milos kommt ins Lager

Janis hatte es sich im Wagen gemütlich gemacht. Während er sich wohligh in den warmen Decken, der weichen Heumatte und den bestickten Kissen rekelte, drangen von draußen plötzlich Geräusche durch die Bretterwand des Wagens. Es waren zunächst

undefinierbare Geräusche, die ihn dennoch ermahnen sollten, so langsam aber sicher wieder die Heimreise anzutreten.

Roxana hatte er aufgetragen zum *baró* zu gehen und um eine Audienz zu bitten. Er musste endlich mit diesen Leuten reden und sie auf eventuelle Schwierigkeiten und Gefahren hinweisen, beziehungsweise darauf vorbereiten. Sie war schon vor einer Weile gegangen, wollte sich auch den Bären nochmals anschauen, da Janosh am Nachmittag definitiv schon wieder weiterziehen musste.

Plötzlich hörte er so etwas wie Motorengeräusch. Die Kinder kreischten. Er glaubte aufgeregte Stimmen zu hören. Dann wuchtige Geräusche, die er sofort erkannte. Alles klar, dachte er und entspannte sich. Das waren nur Autotüren. Wieder vernahm er Stimmen, verschiedene, die gedämpft durcheinanderredeten. In dem Moment wurde die Wagentür aufgerissen und eine erregte Roxana platzte herein. Plötzlich übertönte draußen ein lauter Ruf alle anderen Geräusche, und mit einem Mal herrschte eine tiefe, absolute Stille.

„Milos, er ist da. Er ist zusammen mit dem *Curandero* gekommen. Seine Mutter hat ihn gerade in die Arme genommen. Sie ist ganz aus dem Häuschen. Doch er ist wieder einigermaßen beisammen. Er kann laufen, wenn auch etwas ungelenkig. Der Heiler hat ihn gut gepflegt, er wird schon wieder.“ Sie war sehr erregt, denn tief in ihrem Innern fühlte sie gegenüber Cosminas Familie eine schwere Schuld. Er erhob sich und nahm sie schützend in die Arme.

„Komm Liebes, mach dir keine Sorgen. Alles wird wieder gut. Los, lass uns nach draußen gehen. Das Mindeste was du tun kannst, ist den Jungen zu begrüßen.“

Kaum waren sie auf dem Platz erschienen, sahen sie wie sich weitere Türen und Fenster der einzelnen Wagen öffneten. Immer mehr Zigeuner gesellten sich zur großen Menschenmenge, die sich um den Verletzten, seine Mutter und den *Curandero* herum versammelt hatten. Man lobte ihn, spendete gute Worte und freute sich, dass er wieder im Lager war. Keiner beachtete Roxana und den Gadscho, bis Milos Mutter sie erblickte und sie zu sich bat. Sie machten einige Schritte auf die Gruppe zu. Janis sah dem Geschehen mit gemischten Gefühlen entgegen.

Als er Roxana wahrnahm, leuchteten Milos Augen herzlich auf. Er schritt ihr sofort einige Meter entgegen, wollte sie schon umarmen. Doch da fielen seine Augen auf den Gadscho. Sofort veränderte sich seine Miene, erhärtete sich und ein Anflug von Hass legte sich in sein Gesicht.

„Milos, ich bin froh, dass du endlich wieder gesund bei uns bist“, sagte Roxana vorsichtig, der die Veränderung in Milos Gemüt nicht entgangen war. „Komm, lass mich dich in die Arme nehmen.“ Doch der Verletzte rührte sich nicht mehr, machte keine Anstalten weiter auf sie zuzugehen. Er schaute wutentbrannt in die Runde, durchbohrte jeden Einzelnen anklagend mit seinen hasserfüllten Augen.

„Ich glaube meinen Augen nicht. Seid ihr alle verrückt geworden? Die Gadschos haben meine Schwester ermordet und mich halb totgeschlagen. Meine Mutter trauert, hat eine Tochter verloren, und ihr heißt einen der Ihren in unserem Lager willkommen?“ Er schüttelte den Kopf, so als ob er die Welt nicht mehr verstünde. „Oder ist er gekommen, um mir den Rest zu geben?“ Er spuckte in Janis Richtung aus. Dieser rührte sich nicht, da er den Schmerz des jungen Mannes verstehen konnte. Roxana versuchte in der Folgezeit die Dialoge so gut und so schnell es ging zu übersetzen, damit auch er sich ein Bild der Situation machen konnte.

Daraufhin spie Milos, seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, weitere, wahrscheinlich schreckliche Dinge gegen Roxana aus. Es schien als ob er sie verspottete, demütigte und verhöhnte. Die liebevolle Zuneigung, die sie für ihn hegte, zerriss er zu blutigen Fetzen und warf sie ihr wie schmutzige Lumpen vor die Füße. Zum *baró* gewandt, sagte er auf einmal:

„Was will der Gadscho hier? Ich möchte, dass der Fremde sofort aus dem Lager verschwindet.“

Janis wurde Zeuge eines kurzen, wortlosen Kräftemessens zwischen den beiden Stammesgenossen, das solange andauerte, bis die eigene Mutter Milos ins Wort fiel und ihn zu beruhigen versuchte. Sie verstand seinen Zorn und die Bitterkeit die ihn quälte. Doch er musste sich den Tatsachen stellen und musste einsehen, dass weder der Gadscho noch Roxana für sein Malheur schuld waren.

„Milos, bitte! Der Gadscho hat sie gerettet. Er war gut zu ihr, hat sie nach Hause gebracht.“

„Na dann, gut! Dankt ihm schnell. So, jetzt kann er wieder verschwinden und . . . “

„Nein, Milos!“ Imperativ schnitt ihm Roxana das Wort ab. „Der Gadscho wird nicht gehen“, konterte sie. „Er gehört zu mir. Wenn er geht, gehe ich mit ihm.“ Das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

All die Jahre, die sie mit Cosmina und ihrer Familie zusammen verbracht hatten, war ihr Milos wie ein Bruder gewesen. Vielleicht war sie in seinen Augen sogar etwas mehr als das, doch er hatte nie den Mut aufgebracht den Rat der Alten zu bitten, sie zur Frau nehmen zu dürfen. Jetzt war jede Bande zu ihm gerissen. Sie war sehr traurig, einen derartigen Verlust zu erleiden. Doch das Schicksal forderte seinen Tribut, ohne einen vorher zu fragen, ob ihm seine Geschicke gefielen. So war nun mal der Gang der Dinge, alle mussten sich ihrem Schicksal fügen.

Sie schämte sich seines Verhaltens wegen und fühlte Abscheu darüber, dass er seine Gefühle flattern ließ wie schmutzige Lumpen, die im Wind des Schicksals wehten. Eine ungeheure Wut entbrannte in ihrer Seele und machte sie unendlich traurig. Er hatte aus seinen Probleme eine Pfütze gemacht, in der die ganze Gemeinschaft unabsichtlich hineingetreten war.

„Willst du wirklich, dass Roxana uns verlässt?“, fragte ihn seine Mutter erneut. „Aber wir sind doch ihre Familie.“

„Nein! Sind wir nicht, Mutter. Ihre Familie ist tot, oder auch nicht. Wenn schert's! Wir haben sie nur aufgenommen“, beharrte Milos.

„Aber sie eine von uns.“

„Nein, Mutter, das ist sie nicht. Auch wenn du es dir in deiner Trauer wünscht. Deine Tochter kommt nicht wieder, und eine Gadschi kann sie bestimmt nicht ersetzen.“

„Mir kannst du nichts vormachen. Du bist doch nur eifersüchtig. Denn beizeiten schon hattest du dich in sie vernarrt und gehofft, sie könnte eines Tages deine Frau werden. Doch du hast nie den Mut aufgebracht, den Rat um Erlaubnis zu bitten. Und jetzt siehst du sie mit dem Fremden und bist verrückt vor Eifersucht. Das ist es, mein Sohn. Nichts anderes.“

„Sie soll mit dem Gadscho zum Teufel gehen. Ihr Schicksal interessiert mich nicht mehr!“

„Nein, mein Sohn.“ Ihre Stimme wurde jetzt lauter. „Sie ist so gut wie eine von uns, wie eine Tochter für mich. Und sie wird definitiv nicht fortgehen. So, und jetzt rei dich zusammen.“

Da fiel ihnen der Dorf-Chef ins Wort, gebot allen zu Schweigen. Er sprach ruhig und ehrfurchtsvoll, gab zu verstehen, dass einem das Schicksal manchmal harte Bürden auferlegt. Doch der Gerechte dürfe sich dadurch nicht verleiten lassen und sich dem Leben der Gemeinschaft verschließen. Der Gadscho war ein Gast, von allen willkommen geheißen. Er persönlich werde jeden aus dem Dorf verbannen, der sich gegen den Gadscho stellen würde. Auch ihn Milos, würde es treffen, sollte er weiterhin durch Hass verleitet, versuchen gegen seine Worte aufzubegehren.

Doch Milos gab in seiner Wut nichts auf die Worte des Clanchefs. Er lief hin und her, schrie weiterhin seinen Schmerz, Zorn, Wut und Hass heraus. Mit erhobener Hand zeterte er schlimme Worte gegen alle, vor allem aber gegen Roxana und den Gadscho. Der *Curandero*, der ihn die letzten Tage gepflegt hatte, blieb ihm dicht auf den Fersen und versuchte mit allerlei gut gemeinten Zusprchen, die Situation zu entschärfen.

Selbst die alte Esmeralda war bei diesem Krach aus ihrem Zelt gekrochen und kam schleichenden Schrittes auf die Menge zu. Sie stand einen Schritt hinter dem *bar* und verfolgte das Geschehen auf einem Strohalm kauend. Wie üblich waren Achselzucken, das Gesicht dmmlich verziehen, Unschuldsgesten und Kopfschütteln die Attitüden, die die Zigeuner am trefflichsten beherrschten. Sie redeten durcheinander und warfen ihre Spekulationen einander vor die Füße, wie sie es offenbar für gewöhnlich zu tun pflegten.

Im ersten Moment erschrak der *bar*, als er sich ihrer gewahr wurde. Denn für gewöhnlich, mischte sich Esmeralda nicht in die Geschehnisse des Dorfes. Dass sie sich hierher aufgemacht hatte, war kein gutes Zeichen. Als sie der *Curandero*, der mit ihr verwand war, erblickte, ging er schnell auf sie zu und begrute sie. Das affektierte Gehabe des Quacksalters, der sich vor ihr gebärdete wie ein rolliger Kater, strapazierte ihre Geduld. Er begann plötzlich, sich in den allerhöchsten Lobestnen über ihre

großen, hellseherischen Künste zu äußern. Unvorhergesehen erhob sie beide Hände gen Himmel, schrie einige unverständliche Laute und wandte sich an die Menge. Alle waren blitzartig verstummt.

„Das fahrende Volk steckt voller mannigfaltiger Schicksale, die wir jenseits des vom Menschen Erforschbaren nicht begreifen können. Doch ich sehe klar und deutlich böse Mächte, die im Gange sind und unser Verderben wollen. Ich kann sie noch nicht so richtig begreifen, aber gut erahnen. Hütet euch. Es ist nicht der Zeitpunkt, um miteinander zu streiten. Bald werden wir andere Probleme haben. Hütet euch, denn das Verderben ist nah . . .“ Sie drehte sich um, ging wieder auf ihr Zelt zu und verschwand darin.

Durch die Worte der Wahrsagerin war die Menschenmenge auf einmal ganz aus dem Häuschen. In der Welt der Zigeuner hatten ihr Wort und ihre Visionen ein großes Gewicht. Der *baró* berief sofort eine Versammlung ein. Milos und seine einfältigen Gefühlswallungen hatte man schon wieder vergessen. Der alte Lasar nahm Janis abseits und bat ihn der Versammlung beizuwohnen, da er ihnen sowieso noch etwas zu berichten hätte.

Roxana erzählte ihm nochmals detailliert, was sich in den letzten Minuten, seit Milos Eintreffen, ereignet hatte. Sie nahm es gelassen und war froh, dass sie endlich die Dinge klargestellt hatte. Jetzt wusste jeder, wo er stand. Sie hatte ihre Wahl getroffen, sie gehörte zu ihm.

Janis bat sie, ihm Wagen auf ihn zu warten. Sie sollte vor allem Milos aus dem Weg gehen, um weitere hitzköpfige Gespräche von vornweg zu unterbinden. Er brachte sie zur Wagentür, umarmte und küsste sie sanft. Dann machte er sich eiligst zum Treffen mit den Dorfältesten auf.

Unterdessen hatte Stancu erneut angerufen. Als Adrian mit einigen Lokalmatadoren in einem nahen Café beschäftigt war, hatte er sofort die Chance ergriffen. Der Bulle versuchte sich Informationen über die Gegend zu beschaffen, in der das Zigeunerlager und der alte verlassene Friedhof zu finden seien. Er war gut zwanzig Minuten weg gewesen, in denen sich Stancu in aller Ruhe mit Janis austauschen konnte. Sie würden heute am

frühen Nachmittag im Lager eintreffen. Dort würden sie um einen Führer bitten und dann mit diesem zusammen das Terrain des verlassenen Friedhofs aufsuchen.

Adrian kannte weder Janis noch Roxanas Aussehen. Vielleicht erwies sich dies als Vorteil. Er würde auf Karl und seine Mannen angewiesen sein, sollte er etwas unternehmen wollen. So könnte man die anderen ebenfalls in die Wälder locken. Zumal Karl, der sich Exzellenz nannte, sie unbedingt als erster in die Hände bekommen wollte. Was dann geschah, so würde sich Stancu ganz danach richten, wie er sich das vorstellte. Auf einen Wink von ihm würde er die Seiten wechseln und ihm beistehen.

Lasar erwartete ihn bereits vor dem Wagen des Anführers. Man hatte zwei Tische und Sitzgelegenheiten zusammengestellt, damit alle Platz hatten. Der *baró* hatte mit seinen beiden Hunden Aufstellung bezogen, die Ratsmitglieder saßen um ihn herum.

Zwei neugierige Hühner liefen auf einmal gemütlich an ihnen vorbei, beschleunigten jedoch ihren Gang, als einer der Hunde Anstalten machte sich zu erheben. Janis kniete sich zu ihm nieder, ging in die Hocke und tätschelte ihm den Kopf.

„Na, du alter Gauner. Du bist doch sicherlich ein guter Hund und mit einer ordentlichen Spürnase versehen. Wenn uns da draußen jemand auflauert“, er schaute in die Richtung des Waldes, dahin wo der Friedhof lag, „dann würdest du doch sicherlich Alarm schlagen. Oder?“ Der Hund blickte ihm verständnislos in die Augen, als würde er kein Wort verstehen.

„Ach, lass nur Gadscho.“ Lasar streichelte unterdessen den anderen Hund. „Alle hier wissen, dass die beiden Köter niemals anschlagen würden, wenn Fremde auftauchen. Eher begrüßen sie sie schwanzwedelnd in der Hoffnung, die Neuankömmlinge könnten für sie etwas zu fressen haben.“ Die anwesenden Deutschsprachigen lachten. „Die Frau unseres Anführers hat die Hunde zu Lebzeiten verzogen. Auf dem Totenlager hat sie ihnen aufgetragen, zeitlebens auf den *baró* zu achten, ihn notfalls mit ihrem eigenen Leben zu beschützen. Zudem hat ihm die alte Esmeralda prophezeit, dass die beiden Köter ihm eines Tages das Leben retten werden. Daher sind sie ihm so gut wie heilig.“ Der Dorf-Chef, der die Worte des alten Lasar übersetzt bekam, nickte in Janis Richtung.

„Außer meiner Wenigkeit haben wir zu diesem Treffen Männer herangezogen, die auch deine Sprache beherrschen. Auch den jungen Mann, der angeblich Fremde in der Nähe des Lagers gesehen haben will. Denn wir haben seinen Worten sofort geglaubt, taten aber nur so, um keine Unruhen während der gestrigen Feier aufleben zu lassen. Schließlich wollen wir hören, was du zu sagen hast. Zusammen wollen wir dann beschließen, wie wir der nahenden Gefahr trotzen können. Also, erzähle uns was du weißt.“

Janis begann seinen Bericht mit der Rettung Roxanas. Dann erzählte er von ihrer gemeinsamen Odyssee, die sie bis zu diesem Lager, in den Bergen von Maramures, geführt hatte. Er ließ selbstverständlich weder Stancu, noch die von den Bullen erkaufte Informationen aus. Mit dem Stammesgenossen als angeblichen Dolmetscher, wollte sich selbiger Polizist heute hier im Lager einfinden. Unter dem Vorwand, dass angeblich die Gebeine seiner Vorfahren auf dem verlassenen Friedhof ruhten, wollte er das Terrain erkunden. Bei der Erwähnung des Friedhofs, zuckten fast alle Anwesenden augenblicklich zusammen. Sofort bezeugte einer der Alten ernsthaft, dass dies ein schlechtes Omen sei. Janis fragte, was denn diesem Friedhof Besonderes anhaftete.

„Der Friedhof liegt knapp einen Kilometer von hier weiter oben in den Wäldern“, erzählte Lasar.

Wer in früheren Zeiten dort gelebt hatte, wussten die Zigeuner nicht. Soweit der Clan sich erinnerte, gab es keine Menschen in dieser Gegend. Der Friedhof und die dazugehörige Siedlung, falls es sie je gegeben hatte, waren schon seit ewigen Zeiten verlassen. Die Menschen unten im Tal erzählten, dass sich dort ein Massaker ereignet haben sollte. Aber das war weit vor der Ankunft der Zigeuner. Alle Dorfbewohner wurden hingerichtet, Männer, Frauen und Kinder. Dann wurden alle beerdigt. Seither hatte nie wieder ein Mensch seinen Fuß in diese Gegend gesetzt. Bis die Zigeuner kamen.

„Es ist nicht unbedingt angenehm an einem solchen Ort zu verweilen. In unserer Situation war dieses Fleckchen Erde aber genau richtig. Hier stört uns keiner. Doch wir vermeiden es, den Friedhof aufzusuchen. Manchmal gehen wir aber hin und lösen Steine von den Mauern, wenn wir sie gebrauchen können. Du

musst wissen Gadscho, da oben spuckt es, wirklich!“ Lasar machte ein ernstes Gesicht, war von seinen eigenen Worten felsenfest überzeugt. Alle anderen pflichteten ihm kopfnickend bei.

„Was wir tun müssen“, erläuterte Janis, „ist, unter irgendeinem Vorwand, die Frauen und Kinder sicher zu verstecken. Die Männer, die heute Nacht zuschlagen wollen, möchten zum einen Roxana und mich erledigen, zum anderen Beute machen. Die wollen euch eure Jungen und Mädchen wegnehmen. Wollt ihr das zulassen, oder werden wir uns wehren? Seid ihr Manns genug um Waffen jeglicher Art in die Hand zu nehmen und euch zu verteidigen?“ Irgendjemand der Anwesenden übersetzte seine Worte dem *baró* und den übrigen, die kein Deutsch sprachen. Allgemeines Gemurmel erhob sich, wahrscheinlich weil Janis ihre Männlichkeit in Frage gestellt hatte.

„Gadscho“, fuhr der alte Lasar weiter fort, „wir wissen, dass uns ein Überfall bevorsteht. Die jungen Männer, die Fremde im Wald gesehen haben, begriffen sofort was uns bevorsteht. Deshalb haben sie uns benachrichtigt. Was glaubst du, warum die Fremden sonst im Wald herumschleichen? Meinst du, die sind auf Pilzsuche gewesen? Und denkst du, so etwas geschieht uns zum ersten Mal? Du kannst dir nicht vorstellen, wie viele Kinder schon von Zigeunerfamilien geraubt worden sind, wie viele aus unseren eigenen Reihen. Doch was können wir tun? Manchmal ist das Schicksal den Zigeunern gegenüber eben sehr unfair.“

„Ich habe drei Waffen, somit sind wir nicht völlig nackt. Wir können jederzeit unsere Zähne zeigen. Habt ihr weitere?“

„Nein, Gadscho. Ab und zu kontrollieren uns die Staatsdiener. Wenn sie Feuerwaffen bei uns finden würden, kämen wir in den Knast. Kein Zigeuner möchte dorthin. Wir wollen frei sein, frei leben. Aber wir haben alle ein Messer. Außerdem gibt es hier Metallstangen, Holzprügel und Ähnliches. Und, wir sind in der Überzahl.“

„Gut! Heute im Laufe des Nachmittags kommt also ein Zigeuner mit einem Gadscho hier herauf. Sobald ihr mit ihnen gesprochen habt, locken wir sie zum Friedhof. Dort machen wir ihnen den Garaus. Dann haben wir uns heute Nacht nur noch mit den übrigen Ganoven zu beschäftigen. Klar? Also, ich erkläre es euch nochmals. Wir gehen folgendermaßen vor“

KAPITEL 84 Stancu & Adrian im Waldlager

Die alten Männer saßen noch immer beratend beisammen, als plötzlich Motorenlärm zu vernehmen war. Die Kinder und Jugendlichen, die seit der Verabschiedung des Bärenreiters Ruhe gegeben hatten, begann sich sofort dem Lärm zu nähern. Das Motorengeräusch erstarb, dann wurden Türen geöffnet und gleich darauf wieder zugeschlagen. Der *baró* machte sich mit seinen Vertrauten auf den Weg.

Die Kinder hatten mittlerweile einen Kreis um zwei Männer gebildet, die sich langsam sicheren Schrittes der Dorfmitte näherten. Einer der beiden war ein Stammesangehöriger, der andere ein Gadscho. Man sah ihm an, dass er sich für gewöhnlich vor niemandem fürchtete. Er hatte die Statur eines Preiskämpfers, auch wenn er über die Jahre ein wenig Fett angesetzt hatte. Neben ihm wirkte der Stammesbruder, der für Zigeunerverhältnisse recht groß war, wie ein unterernährter Sizilianer.

Der *baró* hatte sich mit seinen beiden vierbeinigen Leibwachen in der Mitte des Platzes aufgebaut, seine Berater zu beiden Seiten Aufstellung genommen. Roxana und Janis hielten sich abseits, galt es sich zunächst vor dem Bullen nicht sehen zu lassen. Endlich waren die Fremden vor der versammelten Menschenmasse herangetreten. Es schien für sie sofort außer Frage zu stehen, wer in diesem gottverlassenen Ort der Chef war. Sie begrüßten ihn ehrfürchtig, dann übernahm der fremde Zigeuner das Wort.

„Freunde“, begann Stancu seinen Diskurs in Romani. Er hob die Hände wie ein Entertainer in einer TV-Talkshow. „Der Gadscho hier, der sich Adrian nennt“, wobei er mit dem Kinn auf Bullen deutete, „hat seine Vorfahren auf dem verlassenen Friedhof liegen, der sich hinter eurer Siedlung befindet. Warum auch immer, würde er gerne dorthin pilgern, um herauszufinden, ob noch Spuren seiner Vorfahren zu finden sind. Deswegen hat er den langen Weg, von Timișoara bis hierher, auf sich genommen.“ Adrian nickte gefällig, zauberte ein wohlwollendes Lächeln in sein Gesicht.

„Seine Mutter liegt im Sterben“, fuhr der Zigeuner weiter fort. „Ihr letzter Wunsch oder . . . Wille, wie es bei den Gadschos

heißt, ist ihr ein Zeugnis zu bringen, dass er das Grab ihrer Familie gefunden hat und ihre Vorfahren sicher in geweihter Erde ruhen.“ Er machte eine kleine Pause, so als ob er den Fortgang seiner Rede noch nicht festgelegt hatte. Dann fuhr er fort. „Also, ich für meinen Teil glaube, der gute Mann ist verrückt. Nur ein Teufel weiß, was die Gadschos denken. Will er sich vielleicht den Grabstein auf den Buckel binden und mit nach Hause schleppen?“ Darauf lachten einige in der Runde, wohl wissend, dass der Gadscho sie nicht verstand.

„Er bittet euch freundlichst ihm einen Führer zu geben, der ihn zu dem besagten Friedhof führt. Selbstverständlich ist er bereit, euch für die ihm entgegengebrachte Freundlichkeit anständig zu entlohnen.“ Roxana flüsterte Janis jedes einzelne Wort ins Ohr, gerade so laut, dass er sie verstehen konnte. Der *baró* richtete einige Worte an seine Adjutanten, dann gab er dem alten Lasar einen Wink, worauf dieser sich in Landessprache an den Fremden richtete.

„Fremder, dein Verhalten ehrt dich. Es ist grundanständig, dich für den letzten Wunsch deiner Mutter so aufopferungsvoll einzusetzen.“ Große Worte, dachte Lasar insgeheim, doch die Gadschos liebten das. „Nun, wir werden über dein Anliegen beraten und dir in Kürze mitteilen, wer von uns dich zum alten Friedhof führen wird. Denn es ist nicht so einfach, wie du denkst. Keiner von uns geht freiwillig da hin. Dort oben spuckt es. Also müssen wir einen Weg finden, wie wir dir helfen können. Bis dahin, sei unser Gast. Komm, du hast sicherlich Durst nach der langen Fahrt bis hierher.“

Lasar führte Adrian und Stancu zu einem kleinen Tisch, der neben dem Wagen des Anführers aufgestellt war. Dort wurden Sie von einigen jungen Frauen bewirtet. Die Alten zogen sich zur Beratung zurück. Janis zog Roxana hinter sich her in Deckung. Noch war der Zeitpunkt nicht gekommen, sich zu offenbaren. Stancu und Adrian wurden Bier, Schnaps, Wasser und einige Kleinigkeiten zum Essen aufgetischt. Beide griffen mit großer Freude zu, galt es doch den Zigeunern wohlwollend zu gefallen, damit sie ihren Führer bekämen. Doch, warum in Gottes Namen mussten diese Hundesöhne erst beraten, dachte Adrian. Und, warum dauerte dies so lange?

Als der alte Lasar mit dem Dorf-Chef und einigen anderen endlich wieder auftauchten, war über eine halbe Stunde vergangen. Der Bulle schwitzte und schien sehr erregt. Das Warten hatte an seinen Nerven gezehrt. Der Greis baute sich vor ihm auf, wies auf seinen Anführer.

„Unser *baró* hat dir folgendes mitzuteilen: Er hat dir einen Führer zugewiesen, der sowohl unsere wie auch deine Sprache spricht. Willst du sie gleich kennenlernen?“

„Was, du meinst der Führer ist eine Frau?“, fragte Adrian aufbrausend. „Ist es denn bei euch Brauch, dass eine Frau einen fremden Mann begleitet?“

„Leider ist es unumgänglich, wenn wir dir helfen sollen. Es hat sich leider kein Mann gefunden, der bereit war zum alten Friedhof zu gehen. Nenn es Aberglaube, Dummheit, Faulheit, nenn es wie du willst, aber vermeide bitte den Ausdruck Feigheit. Denn dann würdest du erleben, dass wir nicht so feige sind, wie du vielleicht denken magst. Außerdem ist ein Stammesbruder, dein Gefährte, dabei. Also ist dem Gesetz genüge getan.“

Adrian war nicht wohl bei dem Gedanken, in Zigeunerlanden mit einer Stammesgenossin einher zu spazieren. Diese Leute waren in dieser Beziehung sehr eigen, um nicht zu sagen gefährlich. Doch wenn es nicht anders ging?

„Also gut“, sagte er zum Alten. „Wann kann es losgehen?“

„Sobald du die junge Frau kennengelernt hast. Komm, lass uns zu ihr gehen.“ Adrian erhob sich. Stancu blieb sitzen, da er noch sein Bier fertigtrinken wollte. Er hatte nichts dagegen.

Zwei Minuten später hatte er eine hübsche, junge Zigani vor sich, die sich Geta nannte. Er wusste nicht, dass er in Wirklichkeit am Ende seiner Suche angelangt war und Roxana gegenüberstand. Die junge Frau trug einen knielangen bunten Rock und eine kurze Bluse, die ein wenig von ihrem flachen Bauch offenbarte. Darüber trug sie eine hüftlange, dünne Strickjacke, da es sich nicht ziemte, so halbnackt vor einem Gadscho zu erscheinen. Man begrüßte sich und tauschte einige belanglose Worte aus. Der Staatsdiener drückte den Wunsch aus, sobald wie möglich aufzubrechen. Angeblich wollte vor Einbruch der

Dunkelheit wieder im Zigeunerlager sein, um wieder ins Tal hinunterzufahren. Geta-Roxana hielt ihn solange wie möglich hin, damit Janis sich mit Stancu austauschen konnte.

Endlich war es soweit. Das Trio verabschiedete sich von den Dorfbewohnern und machte sich auf den Weg. Die Kinder begleiteten sie kreischend bis zur Grenze des Lagers, dann wurde es still. Der Weg ging ein klein wenig aufwärts, die Baumreihen wurden immer dichter. Man hatte ihr den Weg zum Friedhof nochmals erklärt, doch sie kannte ihn sowieso. Schließlich hatte sie hier die letzten sieben Jahre ihres Lebens verbracht.

Den knapp einen Kilometer bis zum alten Friedhof hatten sie gemütlich in zwanzig Minuten hinter sich gebracht. Geta-Roxana ging voran, Adrian hinter ihr her. Den Schluss bildete der Stammesgenosse. Während des Marsches wurde fast nicht geredet. Jeder war darauf bedacht, auf seinen Weg zu achten. Schließlich galt es, nicht über irgendwelche Wurzeln zu stolpern, oder in einem tückischen Bodenspalt hängen zu bleiben.

Endlich führte sie der kaum wahrnehmbare Pfad zu einer Steinmauer, die zum Teil eingefallen, zum Teil durch Raubabbau in ihrer Höhe gemindert war. Geta erzählte, dass sich die Zigeuner hier ab und zu Steine wegbrachen, um diverse Arbeiten im Lager ausführen zu können.

Zunächst machten sie eine kleine Verschnaufpause. Dann begann der Fremde, die sich hinter der Steinmauer befindlichen Grabreihen anzuschauen. Er tat so, als ob er die Namen auf den Steinen zu entziffern versuchte.

„Stancu“, herrschte der Staatsdiener auf einmal. „Los, geh da rüber und schau nach, ob du den Namen Munteanu irgendwo auf einem Grabstein finden kannst.“

Der Zigeuner schaute verlegen, schien sichtlich in Bedrängnis geraten, konnte er doch weder lesen noch schreiben. Hilfsuchend sah er erst nach links, dann nach rechts, bis seine Augen Getas-Roxanas trafen. Sie begriff augenblicklich, worin sein Problem lag. Sofort fiel sie Adrian ins Wort und antwortete geschickt an Stancus Stelle, der wieder aufatmete.

„Herr Adrian, die Steine da drüben sind schon so alt und die Oberflächen so abgewetzt, da kann keiner mehr etwas von den Aufschriften entziffern. Vielleicht sollten sie es oben versuchen, da

sind die Gräber jüngeren Datums. Das hier unten ist der älteste Teil des Friedhofs.“

„Ach, gibt es noch mehr Gräber?“

„Ja, kommen Sie. Wir müssen hier, die in den Stein gehauenen Stufen, hinauf.“

Sie ging voran, die anderen beiden folgten ihr. Erst jetzt sah der Polizist den von Menschenhand geformten Aufgang, der im Schatten des Hanges nicht von der unmittelbaren Umgebung zu unterscheiden war. Vorsichtig setzte er einen Fuß nach dem anderen auf. Denn für Abenteuer dieser Art, trug er eindeutig die falschen Schuhe an den Füßen. Doch letztendlich war es kein großes Unterfangen und alle drei waren alsbald sicher oben angelangt.

Die junge Frau führte die Truppe weiterhin an, brachte sie auf die kleine Lichtung, von der sie einen hervorragenden Blick über das Tal hatten. Doch der Bulle hatte nichts übrig für solcherlei Dinge. Er wollte weiter, sich die übrigen Gräber anschauen. Also ging es weiter. Geschickt führte sie das Zigeunermädchen durch das Gestrüpp. Bald waren sie auf dem Hauptgelände des Friedhofs.

Sofort machte sich Adrian wieder auf, die Namen auf den maroden Grabstätten zu erforschen. Das Mädchen und der Stammesgenosse blieben einige Momente allein zurück, konnten kurz einige Informationen austauschen. Stancu, der es als Stadtzigeuner nicht gewohnt war, derartige Eskapaden in die Natur zu unternehmen, war ganz aus dem Häuschen. Die Sonne brannte jetzt wieder knallhart auf die Lichtung des Friedhofes. Es war schwül und warm und es war noch nicht abzusehen, wie lange sie in dieser prekären Lage würden ausharren müssen. Er setzte sich einfach auf einen umgefallenen Grabstein und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Geta-Roxana nahm jetzt ihre Strickjacke ab, den darunter war sie schon richtig nass geworden. Sie warf das Kleidungsstück einfach über einen anderen, noch aufrechtstehenden Stein. Beide harrten sehnsüchtig auf den Moment, an dem der Polizist endlich seine Recherche beenden würde. Dieser rotierte zwischen den einzelnen Grabsteinen hindurch, tat als ob er sich die Namen ansehen würde. Immer wieder wischte er an bestimmten

Marmorblöcken mit der Handfläche darüber, um die angeblich kaum lesbaren Buchstaben zu entziffern. Dann entfernte er sich weiter weg, verschwand für einige Minuten gänzlich aus ihrem Blickfeld. Vielleicht wollte er ganz einfach mal pinkeln, dachte sie.

Nach einer Weile kam er ihnen, völlig außer Atem, wieder entgegen. In der Zwischenzeit musste er beträchtliche Strecken zurückgelegt haben, um so aus der Puste zu sein. Als er fast auf ihrer Höhe war, fiel ihm auf, dass das Mädchen ihre Jacke abgelegt hatte. So sah sie sicherlich viel geschmackvoller aus, zum anderen aber befürchtete er, dass sein Idiot von Dienst dies später im Lager erwähnen und ihm dadurch Nachteile entstehen könnten.

So trat er eiligst zum Grabstein, nahm ihr Kleidungsstück und wollte es ihr gerade reichen, als sein Blick an ihrer linken Hüfte hängenblieb. Gleich unterhalb der Rippen war ein Muttermal zu erkennen. Was hatte Karl bezüglich des gesuchten Mädchens gesagt? Woran konnte man sie erkennen? Es war genau dieses Muttermal, nachdem er Ausschau halten musste. Bingo!

Verdammt! So viel Glück konnte er doch nicht haben. Vor ihm stand das Mädchen, dass er suchte. Die angebliche Geta war niemand anderes als Roxana. Jetzt galt es sich nicht zu verraten. Er musste die Kleine sofort festnageln. Dann galt es den Deutschen anzurufen, damit er mit seinen beiden Idioten hierherkam und sie mitnahm. Dann würde er sich mit seinem Gefährten den Griechen holen.

Er tat so, als ob er ihr die Jacke geben wollte. Im letzten Moment entglitt sie jedoch seinen Fingern. Sofort bückte er sich um das gute Stück aufzuheben. Blitzschnell schob er sein rechtes Hosenbein hoch. In einem oft eingeübten Handgriff, entnahm er eine oberhalb des Knöchels befestigte Waffe und erhob sich flink wie ein Wiesel. Sofort griff er sich brutal ihren linken Arm und zwang sie in die Knie. Das Mädchen hatte die Attacke nicht erwartet, war vollkommen überrascht und schrie vor Schmerzen.

„So, du kleine Natter! Hast du etwa gedacht, du könntest mich täuschen? Ich weiß, dass du Roxana bist. Dein Spiel ist aus.“ Sie wollte sich widersetzen, doch der Grobian brachte über hundert Kilo Muskelmasse auf die Waage. Wahrscheinlich hätte ihn nicht einmal ein Erdbeben ins Wankeln gebracht.

„Stancu, los, rei ihren Rock in Streifen und binde sie fest. Oder suche dir etwas anderes, wenn es dir deine Zigeunerehre nicht erlaubt. Aber mach schnell. Die Zeit drängt.“

Gleich darauf hatte letzterer einige alte Seile ausfindig gemacht. Wahrscheinlich Überbleibsel vergangener Zeiten, als die Zigeuner das letzte Mal hier zu tun hatten. Er zurrte Roxana an Händen sowie Beinen fest. Darauf kontrollierte der Bulle die Festigkeit der Fesseln. Er traute niemandem. Als er sicher war, dass sie sich nicht befreien konnte, holte er sein Mobiltelefon heraus und rief seine Exzellenz an, der mit seinen Schergen Stand-by am Fue der Berge wartete.

Schnell erläuterte er das bisher Geschehene. Dann erklärte er ihm nochmals genau, wie sie ihn über das Nebental kommend erreichen konnten. Zusätzlich sendete er ihnen die GPS-Koordinaten durch. Idiotensicher! In einer halben bis dreiviertel Stunde müssten sie spätestens da sein.

Vorhin hatte er auf seiner Erkundungstour die kleine eingefallene Kapelle entdeckt. Zusammen mit seinem Helfer griff er jetzt dem Mädchen unter die Arme. Sie trugen sie in die Kapelle. Dann setzten sie sich hin und warteten auf die Ankunft des Deutschen. Und der ließ auf sich warten. Eine halbe Stunde verging, eine Stunde, eine Stunde fünfzehn Minuten. Der Bulle hielt es nicht mehr aus. Es war zum Verrcktworden. Eiligst fummelte er in seiner Hosentasche herum, um sein Mobiltelefon hervorzuholen. Es ließ sich nicht vermeiden. Letztendlich musste er diesem verweichlichten Stadtmenschen, diesem deutschen Deppen gehörig den Marsch blasen, damit er seinen Arsch hierher bewegte. Da vernahm er Geräusche, Schritte. Vorsichtig lugte er hinter der Mauer der Kapelle hervor und sah sie endlich zwischen den Bäumen kommen. Allen voran Odo, dann Karl. Den Schluss bildete ein junger Mann. Wahrschein der, der vom Deutschen Marian genannt wurde.

Karl und seine Mannen hatten sich am Morgen aufgemacht und hatten die Gegend ausgekundschaftet. Zunächst waren sie in ein Nebental hineingefahren. Dann hatten sie eine kleine Straße erklommen, die sie direkt in die Bergwelt unweit der Gegend führte, wo sich der verlassene Friedhof und das Zigeunerlager befanden. Nachdem Adrian ihnen die GPS-

Koordinaten zugesandt hatte, war es ein Kinderspiel gewesen, die genauen Lokalitäten zu finden. Doch sie waren Stadtmenschen. Sie hatten nicht die richtige Ausstattung dabei. So dauerte es eben ein wenig länger, zu ihm aufzustoßen.

Casian hatte ihn schon mehrmals angerufen, doch Karl hatte nicht abgehoben. Er brachte es nicht über sich, einfach nur dazusitzen und zu warten, bis dessen Bande die Arbeit erledigte. Denn dann, würde er von diesem nur noch gehänselt werden. Nein! Er musste den Griechen und das Mädchen zuerst in die Finger bekommen. Wenn er sie dann an ihn auslieferte, würde dieser sich sicherlich abregen, seine Sprenzien vergessen und ihn loben. Dann sollte auch eine weitere Zusammenarbeit, in der Zukunft, kein Problem sein.

Adrian schlüpfte aus seinem Versteck, gab sich zu erkennen. Er ging zielstrebig auf Karl zu, ignorierte die beiden anderen. Der Staatsdiener und der Deutsche wechselten ein paar Worte. Odo machte sich auf, die nähere Umgebung zu erforschen. Dass Marian an ihnen vorbeizog und schnurstracks auf den Ort zuzug, aus dem Adrian entschlüpft war, bemerkten die beiden zunächst nicht.

Ein paar Sekunden später sah sich der junge Mann einem Zigeuner und der verhassten Hure gegenüber. Er wollte ihr schon ans Leder, doch der Zigeuner hielt ihn zurück.

„Was soll das? Willst du, dass sie schreit? Vielleicht von einem im Wald streunenden ihres Stammes gehört wird? Das Lager ist nicht mal einen Kilometer weiter. Reiß dich zusammen. Bald sind wir hier weg.“

Doch der Hitzkopf hatte auf diesen Moment zu lange gewartet und ließ sich nicht zur Räson bringen. Er riss sich von Stancu los und zuckte sein Messer, dass er am Gürtel trug. Schon wollte er auf den Zigeuner los. Doch da war auch schon Odo zur Stelle, packte Marians Handgelenk und drückte es wie ein Schraubstock zu, sodass der junge Mann gezwungenermaßen die Klinge fallen ließ.

„Was fällt dir ein du . . . “

Weiter kam er nicht, denn da hatte er sich schon eine kräftige Ohrfeige eingefangen, die einen Ochsen ins Wankeln gebracht hätte.

„Halt's Maul“, sagte Odo auf Deutsch. Er wusste, dass Marian im Laufe der Jahre bei Karl die deutsche Sprache erlernt hatte. Mehr kam nicht über seine Lippen, denn wie üblich sparte er mit Worten.

Da kamen auch schon die beiden anderen in die kleine Kapelle und erfuhren, was vorgefallen war. Karl rügte seinen Schützling erneut und machte ihm klar, dass die kleine Schlampe nunmehr Casian gehörte. Er allein konnte entscheiden, was mit ihr geschehen sollte.

„So, mein kleines Täubchen. Jetzt wirst du deinen geliebten Griechen anrufen und ihn bitten, dass er zu euch aufschließen soll. Erzähle ihm was du willst. Sag einfach, du hältst es ohne ihn nicht aus. Oder, es könnte hier oben länger dauern und du hast weder etwas zu Essen noch zu Trinken mitgenommen. Oder so ähnlich. Letztendlich ist es mir scheißegal, was du ihm sagst. Hauptsache du lotst ihn hierher. Verstanden?“

„Nein“, zeterte Roxana, „dass tue ich nicht.“ Sofort gab er seinem Schützling einen Wink, der sofort verstand und ihren Kopf an den Haaren nach hinten zog. Seine Klinge erschien wieder, wurde an ihren Hals angesetzt und andrückt.

„Wenn du nicht anrufst, bist du mir zu nichts mehr nutze. Dann kann ich dir gleich die Kehle durchschneiden lassen. Marian!“ Dieser drückte sofort ein klein wenig stärker auf den Hals.

„Meinst du nicht, wir sollten es auf meine Tour machen“, fragte der Bulle. Lass mich den Griechen holen, ich finde schon einen Weg.“

„Nein! Sie wird jetzt anrufen“, erwiderte Karl. Er überlegte einen Moment, dann bellte er: „Odo, schieß dem Zigeuner in den Fuß.“ Darauf holte der Hüne eine riesige Knarre unter seiner Veste hervor und schraubte einen Schalldämpfer auf, den er irgendwo aus der Hose hervorzauberte, Sogleich presste er die Waffe an Stancus Bein und begann schon am Abzug zu drücken, als Roxana schrie.

„Nein! Hört auf. Ich tu's ja. Okay? Aber last von ihm ab.“

„Na, siehst du mein Täubchen, war doch gar nicht so schwer. Und jetzt erzähl mir bloß nicht, du hast seine Nummer vergessen.“ Alle lachten über Karls Humor.

„Was glaubst du?“, sagte Adrian. „Wird der Grieche auf ihr Bellen hin . . . kommen?“ Und an das Mädchen gewandt, fragte er. „Und was glaubst du, was dein Freund tun wird? Ist er überhaupt dein Freund? Also, soweit ich weiß, mögen Griechen Zigeuner nicht unbedingt“, laberte er Roxana voll.

„Ich weiß nicht, ob er kommen wird. Aber so, wie ich ihn in den letzten Tagen erlebt habe, wird er sicherlich genau das tun, was er gesagt hat.“

„Und?“, mischte sich jetzt wieder Karl ins Gespräch. „Was glaubst du, was er tun wird?“ Und zu Marian bellte er: „Mach ihr die Hände los.“

„Er wird all dem Treiben sicher ein Ende machen!“

„Ah, halt endlich die Klappe, du kleine Schlampe!“ Er drückte ihr ein Mobiltelefon in die Hand. „Los, ruf endlich an!“

KAPITEL 85 Casian ärgerlich

Es war schon das x-te Mal, dass er anrief, doch der vermaledeite Krautkopf meldet sich nicht. Casians Geduld war schon längst zu Ende. Er konnte nicht verstehen, warum der Deutsche nicht ans Telefon ging. Sollte er einen seiner Männer in dessen Hotel schicken? Doch er wollte weder sich noch seine Begleiter mit anderen in Verbindung bringen, wenn es sich vermeiden ließ. Eine seiner Tugenden war immer die Vorsicht gewesen, und er war bisher gut damit gefahren.

Hatte vielleicht dieser junge Kerl, von dem ihm Vlad erzählt hatte, Marian, irgendeine Dummheit begangen? Gab es vielleicht Scherereien mit der örtlichen Polizei? Wenn dem so wäre, dann hieß es zunächst Abstand von ihnen zu halten. Doch selbst wenn es sich so verhielt, hätte Karl ein eingehendes Telefonat angenommen. Dessen war er sich sicher. Er rief Vlad an, der mit seiner Truppe in einem anderen Hotel die Nacht verbracht hatte. Einer seiner Männer sollte zu Karls Bleibe gehen und schauen, ob der Mercedes des Deutschen noch vor dem Hotel parkte. Wenn nicht, sollte er zum Gebäude der örtlichen Polizei fahren und sich vergewissern, ob das Fahrzeug vielleicht davor abgestellt war.

Nach einer Weile meldete sich Vlad und informierte ihn, dass Karl und seine Männer spurlos verschwunden waren. Casian verstand die Welt nicht mehr. Jetzt waren sie bis ans Ende Rumäniens gepilgert, waren nur noch einen Schritt vor ihrem Ziel entfernt. Und gerade jetzt verschwand der verweichlichte Bürohengst so urplötzlich? Wo konnten dieser deutsche Holzkopf und seine Blödiane bloß sein?

Doch bald verließen ihn die fürsorglichen Gedanken und andere Ideen kamen ihm in den Sinn. Sollte sich dieser Jammerlappen mit seinen beiden Schwachköpfen vielleicht aus dem Staub gemacht haben? Wenn er tatsächlich so etwas gewagt haben sollte, würde er ihm persönlich die Ohren abschneiden. Niemand konnte sich seinen Befehlen widersetzen, niemand wagte es ohne sich der Konsequenzen bewusst zu sein. Was dachte er sich nur dabei? Er wusste, nicht was er denken sollte. Andererseits war ihm bewusst, dass Bündnisse, die mit Gold erkaufte wurden, wie Fleisch in der Sonne waren: Sie wurden sehr rasch ungenießbar.

Naja, bei Karl konnte er es vielleicht noch verstehen, er könnte es mit der Angst bekommen haben. Aber Odo, was war mit ihm? Er war ein erfahrener Kämpfer, hatte im Laufe der Jahre schon alles Mögliche erlebt. Sollte so ein Mann davongelaufen sein? Nein, er konnte es nicht glauben. Es konnte nicht sein!

Langsam wurde es Nachmittag. Es war an der Zeit sich noch einmal zu besprechen, dann würde man langsam aufbrechen. Schließlich galt es in den Wäldern Position zu beziehen, bevor es dunkel wurde und die Stille jedes weitere Vorgehen verraten könnte. Ein Fahrzeug war in der Nacht von sehr weitem zu hören. Noch so vorsichtig, machte eine Männertruppe immer noch genügend Geräusche, die ein herumstreunender Zigeuner aufschnappen könnte. Dann würde er sofort die anderen warnen.

Letztendlich konnte er es nicht mehr erwarten. Heute Nacht würde er noch einmal alte Tage in Erinnerung rufen, wo er jünger war und voller Energie zu nächtlichen Abenteuern ausgezogen war. Er hatte sogar die alte Mönchkutte dabei, die er früher auf seinen Streifzügen zu tragen pflegte. Manch einer seiner Männer hatte sich allzu oft gefragt, welche besondere Bewandnis es damit auf sich hatte, dass ein Mann wie er, ein

Schwerverbrecher ersten Ranges, solch ein Kleidungsstück trug. Doch er hatte sein Geheimnis nie preisgegeben.

Er wollte noch eine Weile warten, dann noch ein letztes Mal anrufen. Früher oder später würden sie ans Telefon gehen müssen. Dann würde er diesen Idioten aber etwas pfeifen . . .

KAPITEL 86 Ausgetrickst

Eine halbe Stunde später hörten sie schon von weitem Schritte im Wald. Jemand rief Roxanas Namen, die sich jedoch nicht zu erkennen gab. Dann wurde der Rufende, der eine Art Korb mit sich führte, langsam zwischen den Baumstämmen sichtbar. Eine halbe Minute später war er fast an der Ruine der Kapelle angelangt. Endlich war seine Stimme klar zu hören.

„Roxana, komm, zeig dich endlich. Spiel kein Spielchen mit mir. Wo bist du?“

Er lief ein wenig nach links, schaute sich die Grabreihen an, dann ging er wieder in die andere Richtung. Ab und zu beugte er sich über einige Grabsteine um die Inschriften zu lesen, tat als ob er an den Namen interessiert sei. Doch noch immer war von Roxana und den beiden anderen nichts zu sehen.

„Verdammt nochmal, zeig dich endlich“, verlor er so langsam die Geduld. Roxana, wo bist du? Ich hab dir was mitgebracht. Wenn du nicht gleich deine kleine Nase zeigst, esse ich es selber auf.“

Plötzlich hörte der Ankömmling ein Geräusch hinter sich, drehte sich blitzartig um und stand drei Fremden gegenüber. Verschiedener konnte das Trio nicht sein. Der erste war ein Gentleman alter Schule, elegant gekleidet mit allem Drum und Dran. Der zweite glich einem Riesen, mit Pranken wie Bratpfannen. Zu guter Letzt ein trotziger junger Mann, der mit seinem hassverzerrten Gesicht auf dem ersten Blick der Gefährlichste zu sein schien.

„Nun, mit wem haben wir das Vergnügen?“ Als Gentleman, der wusste was sich gehörte, ging der Deutsche die Sache erstmal diplomatisch an. Da sich der Neue vorhin der deutschen Sprache bedient hatte, um Roxana zu rufen, führte auch

er die Konversation in der selbigen Sprache weiter. „Wenn es dir nichts ausmacht, so darfst du mich Exzellenz nennen. Und mit wem haben wir das Vergnügen?“

„Mein Name ist Janis“, antwortete dieser.

„Janis, und weiter? Bist du der Grieche?“

„Ja, vielleicht. Was soll das? Ich bin einfach nur Janis.

Und?“

„Janis, Janis, Janis! Ich weiß nicht was ich sagen soll“, spielte sich Karl groß auf. „Weißt du, wie sehr du mich verärgert hast, was ich alles durch dich erdulden musste? Warum hast du dich in diese Angelegenheit eingemischt? Konntest du nicht einfach deiner Wege gehen? Wer weiß, vielleicht hätten wir uns unter anderen Umständen eines guten Tages kennengelernt, wären vielleicht sogar so etwas wie gute Bekannte geworden. Freunde vielleicht! Doch du kommst einfach des Weges daher und bringst alles aus dem Ruder.“

„Tut mir leid, aber ich weiß nicht wovon du sprichst.“

„Warum nur Janis? Hast du dich in die Kleine vernarrt? Naja, so übel ist sie ja gar nicht für eine Zigeunerin.“ Jetzt war die Katze aus dem Sack.

„Also gut, wo ist Roxana, was habt ihr mit ihr gemacht. In eurem Interesse hoffe ich, dass es ihr gut geht“, sagte er jetzt direkt.

„Du fragst nach ihr wie ein verliebter Gockel, dem seine Liebingshenne abhandengekommen ist. Was ist so besonders an ihr? Hat sie vielleicht Honig zwischen den Beinen?“ Das Trio lachte.

„Und so romantisch! Ein Korb mit Essen und Trinken, als ob ihr zu einem Picknick verabredet wärt.“ Erneut brach das Trio in Gelächter aus.

„Exzellenz“, spielte er nun in dessen schlechtem Theaterstück mit. „Es hat doch keinen Sinn mehr, dass Ihr weiterhin darauf beharrt, das Mädchen mundtot zu machen. Sie hat bis heute niemandem etwas von diesen Gräueltaten verraten, wird es auch in Zukunft nicht tun. Das Leben ist das reinste Sodom und Gomorrha. Roxana kann und wird daran nichts ändern. Lasst ab von ihr, vergesst sie und ich verbürge mich persönlich dafür, dass ihr nie wieder ein Wort von ihr hört.“

„Leider ist es nicht an dir, hier den Ton anzugeben, mein Freund“, erwiderte seine Exzellenz ironisch. „Noch habe ich alle Trümpfe in der Hand.“ Und mit einem Fingerschnipsen erschienen Adrian und Stancu, die Roxana unter den Armen gegriffen hatten und sie aus der kleinen Kapelle trugen. Mit einem derben Stück Stoff, das man ihr in den Mund gesteckt hatte, wurde sie daran gehindert zu schreien. Einige Augenblicke später, stand er allen anderen alleine gegenüber. Doch er ließ sich nicht beirren.

„So, und jetzt sage deinen Leuten, sie sollen sie losbinden und gehen lassen. Ich werde mich nicht wiederholen. Und ihr solltet dann besser alle gehen und euch nicht noch einmal umdrehen. Ansonsten könnte es euch wie Lots Frau in der Bibel ergehen. Könnt ihr euch noch an den Religionsunterricht erinnern, im 1. Buch Moses? Da soll sich die Frau angeblich umdreht haben. Daraufhin erstarrte sie augenblicklich zur Salzsäule.“ Doch die Anwesenden lachten nur herzlich über den gelungenen Witzversuch des Gegners.

„Jetzt im Ernst“, sagte Janis. „Ich bin keines dieser Schafe, die vor euch Ganoven zittern. Ich beuge mich keinem Mann. Lasst uns diese Angelegenheit im Guten regeln. Also, was ist? In ein paar Stunden könnten wir einander schon wieder vergessen haben.“

„Also, ich muss vor euch allen hier beschämt gestehen, dass ich im wahrsten Sinne des Wortes eine riesengroße Bildungslücke habe“, sagte der Deutsche schmunzelnd. „Ich wusste gar nicht, dass Griechen so amüsant sein können. Es ist wirklich bedauerlich, dass wir uns nicht schon früher, unter anderen Umständen kennengelernt haben. Doch, was kann ich tun? Schicksal!“, mokierte er sich.

„Ihr wollt es nicht anders“, sagte Janis. Daraufhin griff er blitzartig in den Korb, holte seine Beretta hervor und schoss auf Stancu, der in diesem Moment die junge Frau etwas zu heftig schüttelte, weil sie sich nicht ruhig verhielt.

Dieser schrie auf und krümmte sich augenblicklich. Dann glitt er zu Boden und zog Roxana dabei mit sich. Adrian, vollkommen vom Aufschrei seines Helfers überrascht, ließ ihren Arm los. Die übrigen waren erstarrt. Marian hatte sein Messer gezückt und wollte es schon werfen, als er von hinten mit einem

Knüppel niedergestreckt wurde. Odo schob sich beschützend vor seinen Herrn, zog gleichzeitig seine Knarre und wollte auf Janis feuern. Dieser hatte sich jedoch längst auf den Boden geworfen, denn gleichzeitig eröffneten hinter ihm zwei weitere Schusswaffen das Feuer. Sie ballerten einfach wild drauflos. Ob eine der Kugeln Odo, Karl oder Adrian erwischt hatten, konnte er zunächst beim besten Willen nicht ausmachen. Doch in Anbetracht dieser Übermacht, ließ der Hüne seine Waffe herabsinken. Der Bulle hatte seine noch gar nicht gezuckt, stand einfach nur wie gelähmt da. Er strich sich mit der rechten Hand über die verschwitzte Stirn, wie ein Puppenspieler, der gerade entdeckt hatte, dass er selbst beim Spiel von einem anderen gelenkt worden war.

Auf einmal kamen die Zigeuner aus dem Wald, lösten sich hinter den Baumstämmen und umzingelten die ganze Bagage. Jeder war mit dem bewaffnet, was er gerade gefunden hatte. Ein Messer, eine Stange, eine Heugabel, einen Holzknüppel. Doch es waren nicht die Waffen, die Furcht einflößten, sondern ihre ausdruckslosen, harten Gesichter. Visagen, die von Entschlossenheit und Härte zeugten und Zeugnis ablegten, dass sie hier waren um zu töten.

„Genug“, schrie Janis in Karls Richtung. „Die nächste Kugel sitzt.“ Er stand wieder auf und ging auf die Bande zu. Mit auf ihn gerichteter Waffe, nahm er sofort Odos Knarre an sich. Als alter Profi war sich der Muskelprotz der Situation bewusst. Er leistete zunächst keine Gegenwehr. Dann beugte sich Janis zur Gefangenen, half ihr auf die Beine und rief zwei Zigeuner heran, die ihre Fesseln losschnitten. Adrian blickte den armen Stancu an, der endlich ein Ende in geweihter Erde gefunden hatte. Drei Stammesgenossen wickelten ihn behutsam in eine Decke und trugen ihn fort.

Zunächst veranlasste Janis, dass die Fremden gefesselt wurden. Sie wurden auf weitere Waffen und Mobiltelefone abgetastet und derer entledigt. Als sie endlich dingfest gemacht waren, pferchte man sie alle zusammen in einer Ecke der Kapelle ein. Dann nahm er endlich Roxana in den Arm. Das arme Kind hatte schon wieder Schlimmes durchmachen müssen. Doch sie hatte ihm voll und ganz vertraut, dass sein Plan gut ausgehen würde. Später ging er zu Karl und ließ ihn auf die Beine stellen. Er

mochte es nicht, mit einem Mann zu sprechen, der nicht auf dem gleichen Niveau war wie er selbst.

„Karl! Exzellenz, wenn sie es wünschen!“ mokierte er sich nun seinerseits. „Ich kann dich nicht verstehen. Wie kann ein Mann deines Formates in solche Machenschaften geraten? Gab es denn nichts anderes zu tun in deinem Leben? Ich kann verstehen, dass Ganoven, Zigeuner oder auch ein korrupter, in Bedrängnis geratener Bulle alles versuchen, um an Kohle zu kommen. Aber ein Mann wie du? Was hat dich dazu verleitet, Jungen und Mädchen zu entführen und sie zu vermarkten? Welche zwanghafte Überheblichkeit hat dich dazu geführt, all das, was mir Roxana erzählt hat, jungen Menschen anzutun?“

Doch Karl schwieg nur. Er dachte über seine Ambitionen nach, über den Weg den er schon gegangen war und das kleine Stückchen, das es noch gebraucht hätte, um bis an die Spitze zu kommen. Alles vergebens für einen weiblichen Teufel in Zigeunertracht. Welch ein Verlust!

„Du scheinst mir wie ein fehlgeleiteter Gelehrter“, führte Janis weiter aus, „der am Anfang Versuche zu wissenschaftlichen Zwecken startet. Später jedoch wird er von der eigenen Forschung manipuliert. Am Ende kennt sein Ehrgeiz keine Grenzen. Letztendlich führt alles zu einer riesigen Schweinerei. Dem muss ein Ende gemacht werden, Karl. Besinne dich wieder. Es ist an der Zeit, die Puzzleteile dieses Wahnsinns zusammensetzen und diesen Alptraum zu beenden.“

Er blickte ihm tief in die Augen und hoffte, seine Worte würden wieder ein wenig Menschlichkeit in ihm wecken. Es war unbedingt erforderlich, die anderen jungen Menschen zu finden und zu befreien, von denen Roxana gesprochen hatte.

„Karl, im Knast wirst du genügend Zeit haben um zu Schweigen und über deine Taten nachzudenken. Vielleicht, sie zu bereuen. Wobei sich für mich natürlich die Frage stellt: Kann Zeit Schuld abtragen? Ich habe keine Antwort darauf. Aber ich möchte nicht, dass du deinem Gewissen weitere Schuld aufbürdest. Bitte Karl, sag mir wo ihr die übrigen Kinder und Jugendliche versteckt, von denen Roxana gesprochen hat?“

Der Deutsche schaute ihn unmissverständlich an, wusste noch nicht ob er reden oder schweigen soll. Doch bevor er sich

entschließen konnte, traten einige der Zigeuner aus der Masse hervor. Karl sah in entschlossene, verschworene Mienen. Er spürte förmlich, dass diese Männer alle zusammenhielten. Männer mit mächtigen Fäusten, die heilige Meineide geschworen hatten und für ihr Gesetz zu töten bereit waren.

„Wie heißt es noch in eurer Bibel, Gadscho“, wandte sich einer der Zigeuner an Karl, wobei er ein exzellentes Deutsch sprach. „Auge um Auge, . . . und . . . so weiter. Ach, scheiß drauf. Den Rest habe ich vergessen!“ Er stellte sich vor dem Deutschen hin, blickte ihm tief in die Augen. „Rache ist der gefährlichste Rausch, den die Götter den Menschen gegeben haben. Rache ist der Reflex des denkenden Menschen, eine komplexe Symbiose aus Handlung und Konsequenz, zu der keine andere Lebensform auf dieser Erde in der Lage ist. Sie hat sich in der Evolution der menschlichen Rasse als so effektiv erwiesen, dass nur die Rachsüchtigsten überlebt haben. Letztendlich ist es ja auch die Logik der Vergeltung, die eurem Gadscho-Rechtsstaat zugrunde liegt. Nicht wahr? Das klare Versprechen, Auge um Auge, dass ein Sünder in der Hölle schmoren oder aber am Galgen hängen muss. Die Rache ist der einzige wahre Grundpfeiler der Zivilisation. Stimmst du mir zu?“ Dann ging er einige Meter auf und ab, kam dann wieder auf Karl zu. „Ich glaube, wir haben etwas ganz Wichtiges übersehen. Oder haben wir den Gaul vielleicht falsch herum aufgezümt, du Sauerkrautfresser?“ Jetzt wurde er wieder vulgär.

Karl wollte etwas erwidern, wurde aber vom Zigeuner sofort wieder unterbrochen. Er holte blitzartig ein riesiges Messer hinter seinem Hosenbund hervor, schaute es einen Moment liebevoll an, so, als ob er es abschlecken wollte.

„*Te del o Del*“, gab der Zigeuner auf einmal von sich. So Gott will, dachte er und stieß blitzartig die Klinge in Karls linken Oberschenkel. Dieser schrie wie von Sinnen und bäumte sich vor Schmerzen auf. Dann stach der Zigeuner erneut zu. Der Deutsche schrie erneut wie von Sinnen, windete sich unter den quälenden, unmenschlichen Schmerzen. Odo, vom Gezeter und Geschrei seines Herrn aufgeschreckt, zerrte an seinen Fesseln und versuchte sich zu befreien um ihm zu Hilfe zu eilen. Doch die Fesseln hielten.

„In der Ceaușescu-Ära wurde ich zuerst selbst wochenlang gefoltert“, führte jetzt der Zigeuner seinen Monolog fort. „Doch durch eine Laune des Schicksals herbeigerufen, avancierte ich später persönlich zum Folterspezialisten. Jetzt werde ich dich foltern, wenn es sein muss. Also Gadscho, wirst du Janis freundlicherweise antworten? Im anderen Fall steche ich solange zu und mache noch ganz andere Dinge mit dir, bis du uns alles verräts.“ Terrorisiert begann der Deutsche zu sprechen. Janis nahm alles mit seinem Smartphone auf, damit die polizeilichen Behörden später die Orte finden konnten, an denen die Jungen und Mädchen gefangen gehalten wurden.

Dann wandte er sich dem Polizisten zu. Roxana fungierte als Mittelsmann, übersetzte den Dialog. Was konnte denn einem eingefleischten Polizisten widerfahren, um so zu tief zu fallen, dass er sich zu solchen Untaten verleiten ließ? Janis wollte sich nicht als Richter aufspielen. Er hoffte, der Bulle würde einsehen, dass er ihn den polizeilichen Behörden übergeben musste.

„Ich verbiete mir diese ungeheuren Verdächtigungen“, war alles, was er zunächst von sich gab. „Ich bin mir keiner Schuld bewusst, habe nur nach den Gräbern meiner Vorfahren gesucht. Und was das Zigeunermädchen behauptet, so lügt sie. Sie ist nie von mir bedroht worden. Wem glaubst du, werden meine Kollegen Glauben schenken? Diesem Abschaum, oder mir?“ Er fühlte sich sicher, denn er wusste, dass Stancu tot war. Also stand nunmehr sein Wort gegen ihres. „Nochmals, macht mich los. Ich habe nichts mit alldem zu schaffen. Und wer im Glashaus sitzt, Griechen, sollte nicht mit Steinen werfen. Letztendlich wirst du dich verantworten müssen. Du hast einen Menschen erschossen. Nicht ich!“ Janis lachte, nachdem sie übersetzt hatte, was der Bulle von sich gab. Die Zigeuner stimmten ebenfalls ins Gelächter ein.

Nachdem die Schmerzen wieder ein wenig nachgelassen hatten, meldete sich Karl und machte ein Zeichen, dass er sprechen wollte. Er war so sehr gekränkt und hatte ein solchen Hass, dass er selbst jetzt noch, in seiner misslichen Lage, diesem Teufel in Frauengestalt eins auswischen wollte.

„Los, holt mir meinen jungen Mann her“, sagte er zu Janis. „Ich möchte euch etwas zeigen, was euch sicherlich brennend interessiert.“

Janis bat darauf zwei Zigeuner, dem jungen Marian aufzuhelfen, der sich aber zunächst vehement dagegen sträubte. Doch letztendlich schafften sie es, ihn auf die Beine zu bringen.

„Roxana“, stichelte Karl. „Weißt du wie dich Adrian erkannt hat?“ Sie vermeinte. „Nein? Dann will ich es dir sagen: Du hast ein Muttermal an der linken Hüfte, gleich unterhalb der Rippen. Stimmt’s?“ Er blickte nach unten, sammelte seinen Mut um die folgenden Worte auszusprechen. Denn er wusste, einmal geäußert, einmal mit Leben erfüllt, konnte er weder sich, noch die anderen vom Schaden beschützen, die sie anrichten konnten. „Als ich dich das erste Mal sah, du erinnerst dich sicherlich, da hatte ich das Mal schon bemerkt. Es kam mir irgendwie bekannt vor. Dann habe ich darüber gegrübelt, immer wieder und wieder, doch es wollte mir einfach nicht einfallen. Als ich dich aber heute wiedersah, stach mir das Mal direkt ins Auge. Plötzlich fiel ein Schleier und die Erinnerung war sofort wieder präsent. Nur hatten wir in diesem Moment keine Zeit, uns über Derartiges zu unterhalten.“

„Und, was willst du uns letztendlich sagen?“, fiel ihm Roxana ins Wort. „Hat es irgendeine spezielle Bewandtnis mit diesem Mal?“

„Los, geh zu Marian. Hab keine Angst, er kann dir nichts mehr antun. Los, trau dich“, forderte Karl sie auf. Sie tat wie ihr geheiß. „So, und jetzt hebe sein T-Shirt an der linken Seite hoch. Eine Überraschung erwartet dich.“ Er lachte eiskalt, kostete die Unruhe und den Schmerz, den er ihr bereitete, vollkommen aus.

Roxana hatte nun voll und ganz verstanden, worauf seine Worte hinauszielten. Doch im entscheidenden Moment konnte sie es jedoch nicht über sich bringen, Marians T-Shirt anzupacken und es hochzuheben. Die Wahrheit, die sich dahinter zu verbergen vermochte, war so bitter, so furchterregend, dass sie sie nicht wahrhaben wollte.

„Nein!“ Sie schrie, steckte beide Hände unter ihre Achseln, damit sie ihr niemand greifen und an Marians Oberteil legen konnte. „Nein, das kann nicht wahr sein. Du dreckiges, mieses Schwein. Wie kannst du uns nur so etwas antun.“ Sie war mit zwei Schritten bei ihm, hieb mit beiden Händen auf den sowieso schon lädierten Deutschen ein.

Janis ging nun auf Marian zu, der noch immer nicht begriffen hatte, was eigentlich vor sich ging. Er hob dessen T-Shirt an und wahrhaftig, der junge Mann hatte am gleichen Fleck ein identisches Muttermal wie Roxana. Über die Launen des Schicksals, konnte man manchmal nur den Kopf schütteln. Obwohl die Situation nichts von Heiterkeit und Lust hatte, musste er schmunzeln.

„Marian, weißt du, wen du hier vor dir hast? Weißt du, wem du schon seit Tagen hinterherrennst?“ Der junge Mann machte ein Gesicht, als ob er soeben mit 100 Stundenkilometer auf eine Wand geknallt wäre. Er verstand überhaupt nichts mehr. „Dieses Mädchen hier, Roxana, ist deine Schwester. Verstehst du mich?“

„Was redest du für einen Scheiß, du verdammter Drecksack“, schrie er ihn an. „Wie kannst du es wagen zu behaupten, dieser Abschaum wäre meine Schwester? Zigeunerpack ist sie, nichts anderes. Außerdem, und daran ist nicht zu zweifeln, hieß meine Schwester Helena.“

Zunächst folgte allgemeines Schweigen. Doch Janis ließ sich davon nicht beirren. Er schaute Marian ernst an, bat ihn tief in seinem Innern in die Vergangenheit zurückzugehen und sich zu erinnern zu versuchen. Konnte er sich noch an seine kleine Schwester erinnern? Gab es etwas, woran sie beide Freude hatten und zwangsläufig eine unauslöschliche Spur in ihrem Gedächtnis hinterlassen haben könnte?

„Ich kann mich noch an den letzten gemeinsamen Tag erinnern“, sagte Roxana mit Tränen in den Augen. „An dem Tag, an dem wir geraubt wurden, tobte am Abend ein heftiges Gewitter. Ein fürchterlicher Sturm! Ich hatte schreckliche Angst und dachte unser Dach würde einstürzen. Nachmittags hatten wir draußen gespielt. Mutter hängt die Wäsche auf. Du saßest auf“

„ . . . dem Baumhaus, das Vater uns mit eigenen Händen auf den großen Ästen der alten Buche zusammengebaut hatte. Dann kamen nachts die Männer, die uns entführten. Danach nichts mehr. Wir haben einander nie wiedergesehen.“ Jetzt blickte Marian ebenfalls bedrückt drein. Er konnte, wollte die Wahrheit nicht wahrhaben. Es dürfte nicht sein! Nicht nach all dem, was er diesem Mädchen angetan hatte. Auf einmal war alle Energie, alles

Böse von ihm gegangen. Er wollte sich nur noch in eine Ecke setzen und die Welt um sich herum ausschließen.

„Roxana, was hat das mit dem Namen Helena für eine Bewandnis?“ fragte er interessiert.

„Das ist mein richtiger Name, soweit ich mich zu erinnern vermag. Doch die Zigeuner, die mich damals kauften, hatte schon zwei mit dem Namen in der Familie. Also hat man mir einen neuen Namen auf die Nase gebunden. Der ist mir mit der Zeit selbst zur Gewohnheit geworden. Danach hieß ich eben nur noch Roxana.“

Janis nahm sie in den Arm und marschierte mit ihr einfach drauf los. Die Zigeuner würden die Gefangenen an einem sicheren Ort verwahren. Morgen würde man entscheiden, wie mit ihnen weiter zu verfahren sei. Doch noch galt es der Hauptgefahr zu trotzen, die nach Stancus Worten heute Nacht zuschlagen würde. Diesbezüglich hatte er sich schon etwas einfallen lassen. Mit Hilfe der Zigeuner sollte es nicht unmöglich sein, dass sein Plan aufging. Er trottete einfach weiter, wollte sich jetzt erst mal um seine Gefährtin kümmern, die vorerst genug Schicksalsschläge hatte einstecken müssen.

„Janis“, flüsterte sie im Gehen, „wie kann mein Schicksal so traurig sein. Jahrelang habe ich an den verlorenen Bruder gedacht, und jetzt endlich finde ich ihn unter solch unglücklichen und trostlosen Umständen wieder. Das Schicksal, das dort oben zwischen den Wolken sitzt, sich Geschichten ausdenkt und unser aller Leben bestimmt, meint es nicht gut mit mir. Kein Lebensweg gleicht dem anderen, für jeden von uns ersinnt es dauernd etwas Neues. Oftmals bringt es uns Glück und prägende Begegnungen“, sagte sie, wobei sie seine Hand ganz fest drückte.

„Da ist was Wahres dran“, gab auch er von sich.

„Manchmal ist es aber auch schlecht gelaunt. Dann passieren solch traurige Momente, wie an diesem Tag, der so schön und harmlos begonnen hatte. Weißt du, die Zigeuner glauben, das Schicksal verschwindet nie von ihrer Seite. Es begleitet sie ihr ganzes Leben lang, beobachtet sie stets und bestimmt ihre Wege. Zuletzt habe ich es gespürt, diesmal bin ich diejenige, für die es etwas Schönes bereithält. Die Liebe, die ich erfahren habe ist etwas Schönes, Einzigartiges. Sie begegnet uns

schließlich nicht oft im Leben.“ Als sie merkte, dass er stehengeblieben war und sie fest in die Arme nahm, senkte sie errötend den Blick.

„Komm, mein kleines Mädchen, lass jetzt diesen sentimental Quatsch. Das bringt jetzt nichts. Morgen sieht die Welt wieder anders aus, du wirst sehen, ganz bestimmt.“

KAPITEL 87 Vorbereitungen vor dem Angriff

Im Lager herrschte große Hektik. Um sich vor dem drohenden Angriff durch die fremden Männer zu schützen, bereiteten sich die Frauen vor, mit den Kindern und einigen Alten, in eine weiter weg gelegene Schlucht zu gehen.

Den Kindern hatte man erzählt, sie würden alle ausziehen, um Heilpflanzen und sonstige essbaren Dinge zu sammeln, die die Natur ihnen bot. Man hatte Verpflegung für einen Tag und große Körbe mitgenommen, um alles transportieren zu können.

Unterdessen hielten die Männer Rat. Sie wussten nicht, wie sie mit den Gefangenen verfahren sollten. Die Polizei einzuschalten war ein recht delikates Unterfangen. Denn waren die Bullen erst mal im Lager, würden sie eher den Zigeunern ans Bein pissen, als die wahren Verbrecher festzunageln. Man wollte sie aber auch nicht laufen lassen.

Stancu war wieder unter ihnen. Der Trick, von Janis mit Platzpatronen angeschossen zu werden und sich totzustellen, hatte gut geklappt. In der Schrecksekunde hatte niemand daran gedacht nachzuschauen, ob er überhaupt verwundet war oder gar blutete. Man hatte seinen offensichtlichen Tod hingenommen. Nach seinem theatralen Ableben hatte sich Adrian sicher gefühlt. Letztendlich hätte nur er ihn rechtlich belasten können. Wenn er wieder vor ihm stehen würde, dachte Janis, wäre er sicherlich zu allen möglichen Kompromissen bereit.

Sie waren alle davon überzeugt, dass die Fremden in der Nacht zuschlagen würden. Im Glauben daran, dass sie den Griechen und das Mädchen ausschalten und einige Gefangene machen könnten, würden sie das Dorf überfallen. Es galt die

Angreifer so zu manipulieren, dass sie Roxana und ihm zu einem bestimmten Ort am alten Friedhof folgten. Dort könnte man sie sicherlich einfacher ausschalten und gefangen nehmen. Die Vorbereitungen diesbezüglich hatten schon angefangen.

Die Männer würden am Abend am Lagerfeuer sitzen. Einige wenige Frauen würden dabei sein. Auch ein paar größere Kinder, die recht schnell laufen konnten, würden das Bild ergänzen. Überall in der Nähe des Lagers, hatte man im Wald gut versteckte Späher positioniert. Demzufolge würden sie bei Zeiten gewarnt werden, dass die Fremden im Anmarsch waren.

Dann würde Roxana zu tanzen beginnen. Die Männer würden ihr wie üblich zuzubeln und offenbar jede Vorsicht fallen lassen. Das würde der Moment sein, dachte sich Janis, wo die Halunken zuschlagen würden.

Die Sonne ging langsam unter. Die Lichtung versank von Minute zu Minute tiefer in der Dunkelheit. Es war, als würde eine mächtige, überirdische Kraft langsam an einem Dimmer drehen. So wie die Wetterlage aussah, würde es wahrscheinlich demnächst zu regnen beginnen.

Janis hatte sich nochmals mit Roxana unter dem Vordach ihres Wagens eingefunden. Die beiden wussten, diese Nacht würde über ihr weiteres Leben entscheiden. Sollte alles gutgehen, würde er bald wieder von hier scheiden. Sie wiederum musste sich überlegen, ob sie weiterhin in diesem Lager verweilen wollte. Oder würde sie seinen Vorschlag annehmen und nach Deutschland gehen? Dort hätte sie die Chance, ein neues Leben zu beginnen.

„Aber Janis, ich möchte nirgendwo hin ohne dich. Warum sonst hätte das Schicksal unserer beider Wege gekreuzt. Ich möchte dich nicht verlieren.“ Sie war aufgeregt, sie wusste, bald war ihre gemeinsame Zeit zu Ende.

„Du verlierst mich doch nicht. Wir werden Freunde sein, für immer. Ich komme auch sicherlich hin und wieder nach Deutschland, solltest du dich dafür entscheiden.“

„Und wenn ich hierbleibe, kommst du dann nie wieder hierher?“, fragte sie auf einmal traurig. „Wirst du mich nicht vermissen? Ich weiß, es ist nicht unbedingt deine Welt hier. Aber, so schlimm ist es doch auch wieder nicht. Oder war das alles hier zu viel für dich?“

„Roxana, mein liebes Mädchen, natürlich werde ich dich vermissen. Immer! Doch ich bin auch Realist. Dein Leben beginnt erst. Du hast noch so viele Jahre vor dir. Sicherlich, am Anfang werde ich dir fehlen. So nach und nach wird unsere gemeinsame Zeit aber in den Hintergrund treten, um anderen Dingen Platz zu machen. Früher oder später wirst du einsehen, dass wir beide das Richtige getan haben. Ich kann und will dir deine Zukunft nicht verbauen. Und so, ist es auch richtig!“ Er machte eine Pause, suchte nach Worten, die sie nicht verletzen würden. „Du bist ein junger Mensch, der in die Welt hinaussollte. Es bleibt nur zu wünschen, dass das Schicksal stets nur Gutes für dich bereithält. Ein hübscher junger Mann, einige kleine hübsche Kinder wären vielleicht ein guter Anfang.“ Ein wohlwollendes Lächeln huschte über seine Lippen.

„Nein, nein! Es kann nicht sein. Vielleicht ist es so richtig in der Welt der Gadschos. Hier denken die Frauen aber anders. Ich habe dir mein Herz geöffnet, du bist jetzt der einzige Mann für mich. Für immer.“

„Jetzt bist du wieder wie ein kleines störrisches Mädchen, das mit dem Fuß aufstampft, weil es seinen Willen nicht bekommt. Es wird mir aber nichts anderes übrigbleiben, als dich vor vollendeten Tatsachen zu stellen. Auch wenn es weh tut“, konterte Janis und war mittlerweile sichtlich aufgeregt. „Wenn alles vorbei ist, werden sich unsere Wege trennen. Basta! Und glaube mir, dass ich derjenige von uns beiden bin, der mehr darunter leidet. Aber manchmal im Leben darf man nicht nur an sich selbst denken, sondern zunächst an die, die man liebt.“ Sie wiederum hielt ihn fest, als ob sie ihn nie wieder loslassen wollte. Konnte das Schicksal wirklich einen solchen Lauf nehmen . . .

Langsam ging der Tag seinem Ende zu. Ein hartnäckiger Niesel hatte begonnen, konnte sich jedoch nicht entscheiden in einen richtigen Regen überzugehen oder aufzuhören. Er legte sich nicht nur klamm auf die Wagen und Vorzelte, sondern auch auf die Gemüter der Sippe. Als die Nacht anbrach, war sie schwül und wie elektrisch geladen. Außerdem war heute, wenn auch momentan wegen dem Regen nicht sichtbar, Vollmondnacht. Janis wusste, dass sich die Zigeuner generell vor dem Vollmond fürchteten.

KAPITEL 88 Angriff

Der Regen war letztendlich gekommen. Zuerst heftiges Nieseln, prickelnd wie Nadelstiche, dann fielen richtig schwere Tropfen. Während sie Stoff und Haut nur stumm traf, löste das gleichmäßige Sprenkeln, rechts und links auf den Grabsteinen, fast ein munteres Klimpern aus. Wind kam auf, brachte die Zweige der Bäume ins Schwanken, fegte durch die Büsche und piffte durch die Spalten der Mauern.

Casian und seine Männer, jetzt nur noch zu siebt, waren schon an der kleinen Kapelle angekommen, hatten sich untergestellt und verharren mucksmäuschenstill. Sie waren Derartiges gewöhnt. Schließlich war es nicht ihre erste Jagd. Ganz in schwarz gekleidet, waren sie bald in der hereinbrechenden Dunkelheit kaum mehr auszumachen.

Vlad stand an vorderster Stelle, schaute über den Friedhof in den Wald hinaus. Der Wind zerrte am Revers seiner schwarzen Jacke. Erst jetzt fiel ihm auf, dass es genau in der Mitte des Friedhofareals gar nicht so viele Gräber gab. Flechten, Moose und eine grünliche Patina, hatten im Laufe der Zeit die freie Fläche mit einer Tarnfarbe überzogen. Es sah fast so aus, wie die Maquette einer Miniaturausgabe des Central Parks in Manhattan, mit den Skyscrapers drum herum. Er stellte sich die Frage, ob sich darunter nur Erde befand, oder früher an dieser Stelle eine gepflasterte Fläche gewesen sein könnte.

Der Regen gewann an Kraft, befeuchtete unter zunehmendem Rauschen sein langes, dunkles Haar. Eine von der Nässe schwer gewordene Strähne verrutschte zeitlupenartig auf seine Stirn. Dicht fallende Tropfen begannen auf die Grabsteine zu trommeln. Die Unebenheiten des Bodens füllten sich mit kleinen Pfützen, die in Rinnsale dahinfließen. Er zog sich zurück, denn er wollte nicht allzu nass werden. Die Nacht war noch lang.

Abseits des Regens setzte er sich auf einen größeren Stein. Die in schneller Kadenz fallenden Tropfen, waren wie ein Theatervorhang. Es war, als ob sich dahinter das wirkliche Leben verberge. Als ob man nur lange genug ausharren musste, bis sich der Vorhang öffnen und man Antworten auf alle offene Frage erhalten würde. Doch philosophisch veranlagt war er noch nie

gewesen. Niemals hatte er das Bedürfnis verspürt, in sich selbst zu versinken. Sein Werdegang hatte sich ihm stets als ein ständiges Wechselspiel aus den unterschiedlichsten Fragen dargestellt, die auf eine von ihm zu erarbeitende Antwort und Lösung warteten. Was es jenseits davon gab oder sich abspielte, war etwas Unausweichliches. Es ließ sich nicht davon beeinflussen, ob er seine grauen Zellen anstrenge um über eine Bedeutung und einen Sinn nachzudenken, die es wahrscheinlich am Ende sowieso nicht gab.

Doch ein paar Minuten des Alleinseins waren eine ganz andere Sache. Sie bedeuteten und verschafften ihm die große Ruhe, die darin verborgen lag, überhaupt nicht denken zu müssen. Nur zu beobachten und unbeweglich zu sein. Er schloss die Augen und lauschte eine Weile dem Heulen des Regens. Schwer und zäh strömte er von einem mittlerweile fast schwarzen Himmel, bleigrau und undurchdringlich. Letztendlich waren das genau die richtigen Rahmenbedingungen für ihr Unterfangen.

Sie würden noch eine Weile warten, bis die Dunkelheit noch schwärzer war. Dann würden sie sich ans Lager heranpirschen, die Lage peilen und in einer Blitzaktion die ganze Bagage zusammentreiben. Es galt Casian vor allem, den Griechen und das Mädchen lebendig zu fassen. Das Ganze war jetzt nur noch reine Prestigefrage. Er musste es einfach tun, denn die beiden hatten ihn zu lange beschäftigt. Wenn es die Situation und der Regen erlaubten, so würden sie einige Kinder einsammeln, bevor die übrigen in der Dunkelheit flohen. Sollte sich die Bagage allzu sehr wehren, musste man eben einige Verluste in Kauf nehmen, doch was soll's: Gab es nicht genügend Zigeuner in diesem Lande?

Danach mussten sie natürlich schnell das Weite suchen. Denn die Zigeuner, einmal den ersten Schreck überwunden, würden sich sofort auf Gegenwehr besinnen und ihn und seine Männer angreifen. Doch da sollten sie eigentlich schon wieder hier im Friedhofsareal sein, wo sie sich bestens verteidigen konnten. Ein kleiner Van wartete schon, einige hundert Meter weiter unten an der Behelfsstraße, um die Kinder aufzunehmen und sie wegzuschaffen.

Er trug seine Mönchskutte und hatte sich sein goldenes Medaillon um den Hals gehängt. Heute Nacht wollte er jagen, sich

nochmals lebendig fühlen, wie in den guten alten Zeiten. Wer wusste, man es ein nächstes Mal geben würde? Würde er überhaupt noch einmal die Chance dazu haben? Sein Arzt hatte sich wieder sorgenvoll über seinen Gesundheitszustand geäußert. Doch das gehörte jetzt nicht hierher.

Dann gab er das Zeichen. Alle prüften nochmals ihre Ausrüstung und sie setzten sich in Bewegung. Sie hatten Waffen und Messer dabei, Utensilien zum Festbinden der Hände, kleine Taschenlampen. Einer schleppte sogar einen Baseball-Schläger mit. Zwischen den Bäumen entlangschleichend, huschten sie von einer Deckung zur anderen und legten die Entfernung bis zum Lager sehr schnell und leise zurück. Alle in schwarz gekleidet, waren sie im fallenden Regen nicht von ihrer Umgebung auszumachen.

Doch als sie endlich in unmittelbarer Entfernung zur Dorfmitte auf der Lauer lagen, hatte der Regen plötzlich aufgehört. Ihre weißen Augäpfel leuchteten in der Dunkelheit. Dagegen waren ihre schwarzgekleideten Körper eins mit der Nacht. Zu ihrem Nachteil stieg wenig später der Vollmond in den schwarzen Nachthimmel. Er verlieh der Landschaft eine merkwürdige, fleckige, beinahe spektrale Lumineszenz. Auf einmal sahen sie reges Treiben im Lager. Kaum hatte der Regen aufgehört, kam diese Kakerlaken wieder aus ihren Löchern gekrochen. Sie schienen es gewohnt zu sein, jeden Abend ein großes Feuer zu errichten und es sich bei Tanz und Musik gutgehen zu lassen.

Casian sah sich das Treiben eine Weile an, harnte jedoch noch der Dinge. Die Flammen waren wie Zungen, die in die Dunkelheit leckten und sie erhellten. Er wollte sichergehen, dass die ganze Sippe dort unten mit ihrem abendlichen Feiern beschäftigt war. Dann erst würden sie losschlagen. Essen wurde aufgetischt. Die Männer langten tüchtig zu. Sie lachten, schwatzten und grölten. Ihre Stimmen waren Geräuschkaskaden die verebten, neu aufschäumten und sich dann wieder brachen. Bis sie schließlich wieder verstummten, um wieder von vorne zu beginnen. Ein ewiges Hin und Her.

Er wunderte sich jedes Mal über diesen Menschenschlag. Wie konnten diese Menschen, mit all den Problemen die sie

hatten, jeden Tag so fröhlich und ausgeglichen sein? Jeden Tag wurde gefeiert, jeden Tag gelacht, gesungen, getanzt. Es war ihm ein Rätsel. In seiner Welt, wo die Menschen weniger substantielle Sorgen hatten, war man nicht halb so lebendig und so voller Lebensfreude.

Zwei junge Männer kamen mit ihren Gitarren auf den Platz, setzten sich neben dem, der sich sehr wichtig gab. Um ihn herum saßen zwei riesige Flohsäcke. Zottelige Köter, die sich neben seinen Füßen gekauert hatten und an Knochen herumnagten. Da sie bisher nicht angeschlagen hatten, sollte von ihnen auch weiterhin nichts zu befürchten sein, dachte er.

Doch, wo waren der Grieche? Wo das verdammte Mädchen? Er kannte die beiden zwar nicht persönlich, doch er hatte eine ungefähre Beschreibung bekommen. Auch der Wagen des Südländers war nicht zu sehen. Sollten die beiden sich etwa aus dem Staub gemacht haben . . . wie Karl . . . schoss es ihm plötzlich wieder durch den Kopf? Warum musste er jetzt schon wieder an diesen feigen Hund und seine Bande denken. Der Hundesohn hatte sich immer noch nicht gemeldet, und das gefiel ihm nicht. Doch momentan musste er ihn aus seinen Gedanken streichen. Später würde er sich noch ausgiebig mit ihm auseinandersetzen können.

Plötzlich waren Schreie, Freudenschreie zu hören. Ein Mädchen oder auch junge Frau, wer wusste das schon genau bei diesem Pack, kam aus einem Wagen und schritt zum Platz. Die Gitarren setzten an. Das Mädchen begann sich sogleich im Rhythmus der Musik zu bewegen. Wie verzaubert wirbelte die Tänzerin umher. Ein wilde, sensuelle Aura schien sie zu umgeben. Hätte er sich an einem anderen Ort, zu einem anderen Zeitpunkt befunden, so hätte er sich das Schauspiel gerne angeschaut. Doch jetzt hieß es den genauen Zeitpunkt abzuwarten, um den Angriff zu starten. Wortlos blickte er zu seinen Männern hinüber, gab ihnen zu verstehen, dass es bald losgehen würde.

Das Mädchen tanzte, drehte sich wie verrückt um die eigene Achse. Vlad sah zu ihm hinüber, machte sich bemerkbar und deutete auf die junge Frau. Casian verstand sofort. Dies war Roxana. Doch wo war der Grieche? Irgendwo musste doch auch er zu sehen sein, oder sollte er allein abgefahren sein? Er gab zu

verstehen, dass sie noch warten würden. Es galt unbedingt den Vermaledeiten auszumachen. Denn sie wussten, dass er mindestens eine Waffe besaß. Wenn sie jetzt schon angriffen, konnte er ihnen aus einem der Wagen auflauern und sie unter Beschuss nehmen. Wenn er aber mit den übrigen am Feuer saß, war es unwahrscheinlich, dass er eine Knarre bei sich trug.

Minuten vergingen, ein neuer Tanz begann. Die Gitarrenspieler schlugen ihre Saiten an, das Mädchen tanzte erneut. Ihre Bewegungen wurden immer leidenschaftlicher und sinnlicher. Die Menge ging regelrecht mit ihrem Rhythmus mit. Es schien, als hätten sie alle zusammen eine übernatürliche Kraft in die Akkorde der Musik gepackt und sie wie ein Geschöpf das atmete, zum Leben erweckt.

Plötzlich wurde Casian von einer Bewegung abgelenkt. Ein Mann war gerade aus einem der Wagen gekommen. Er war ganz anders gekleidet als die Zigeuner und trug eine große Tüte bei sich. Natürlich, das musste der Kavalier sein. Er ging geradewegs zum Feuer, nahm unweit des Möchtegernanführers Platz und sah dem Treiben zu. Es war Zeit zuzuschlagen. Casian schaute nochmals zu seinen Männern hinüber. Dann stand er auf. Seine Männer taten es ihm gleich. Langsam, geduckt, setzten sie sich in Bewegung, schlichen von Baumstamm zu Baumstamm. Sie nutzten jede nur mögliche Deckung aus, um unbemerkt so nah wie möglich ans Feuer zu gelangen.

Es war nicht vorgesehen, von Schusswaffen Gebrauch zu machen. Sie waren nur zur Abschreckung gedacht. Nur in äußerster Notwehr sollte man auf jemanden schießen. Doch es war natürlich ein sicheres Gefühl, so viel Feuerkraft dabei zu haben. Endlich waren sie auf weniger als zwanzig Meter heran. Irgendwo schlug ein kleiner Kläffer an. Der Nichtsnutz musste wohl ihre Witterung aufgenommen haben. Ein zweiter Mistkötter stimmte nun ins Konzert mit ein. Doch die Zigeuner ließen sich davon nicht beirren. Sie waren mit ihrer Feier beschäftigt. Irgendjemand rief etwas. Daraufhin jubelten die anwesenden Kinder, als der Grieche die große Tüte hervorholte und sie einer Frau übergab. Zusammen mit den übrigen anwesenden Frauen, sprach erstere dann zu den Kindern und lockte sie mit der Tüte, die wahrscheinlich Süßigkeiten enthielt, hinter einen der Wagen.

Dann passierte alles sehr schnell. Casian und seine Männer stürmten aus ihrer Deckung auf den Platz. Die Zigeuner schreckten hoch, schrien, gestikulierten mit Händen und Füßen. Alle stoben auseinander, versuchten den Wald zu erreichen um zu fliehen. Janis schoss blitzartig in die Höhe, schnappte sich Roxana und verschwand mit ihr im Wald.

„Vlad, der Grieche und das Mädchen! Lasst sie nicht entweichen, ich will sie lebend“, schrie Casian seinen Männern zu. Auch die übrigen Zigeuner waren schon fast alle in die Finsternis der Nacht entschwunden. Einzig der *baró*, Lasar und einige andere Alte hatten sich nicht die Mühe gemacht, ihre Plätze zu verlassen und die Flucht zu ergreifen. Die beiden Hunde nagten weiterhin an ihren Knochen, so, als ob nichts geschehen wäre. Als Casians Leibwächter mit vorgehaltenen Waffen die wenigen, noch vorhandenen Zigeuner zusammengetrieben hatten, waren sie überrascht, dass nicht ein einziges Kind oder Frau anwesend waren.

„Wo sind die Kinder?“, wandte er sich an den Dorf-Chef. „Wo, eure Frauen?“

„Wer seid ihr, dass ihr es wagt, hier mitten in der Nacht einzufallen und uns derartige Fragen zu stellen?“, antwortete Lasar an seiner statt.

„Schweig du Hund, bevor ich dein Alter vergesse“, beleidigte er den alten Mann. „Ich frage euch nochmals, wo sind die Frauen und Kinder?“

„Die sind eben erst in den Wald, Verstecken spielen“, antwortete der Alte.

„Willst du mich verarschen, mitten in der Nacht?“

„Natürlich, da kann sich doch einer am besten verstecken, oder“, lachte Lasar mit den übrigen im Chor. Jetzt hoben auch die beiden riesigen Hunde die Köpfe, hielten einen Augenblick inne, setzten dann jedoch wieder ihre Knabberei fort.

Casian war nicht auf den Kopf gefallen. Letztendlich sah er, dass hier die Dinge nicht so einfach waren, wie er sich das vorgestellt hatte. Jetzt galt es eben das Beste daraus zu machen. Vlad und seine Männer waren hinter dem Griechen her, seine Leibwächter und er hielten hier die Stellung. Was sollte er tun? Einfach alles sausen lassen und ebenfalls dem Griechen

hinterherrennen, oder sollte er die Alten hier festsetzen und warten, bis die übrige Bagage wieder auftauchte?

Letztendlich entschied er sich dafür, auf die Jagd zu gehen. Heute Nacht war er schließlich nur nebensächlich am Geldverdienen interessiert gewesen. Es galt sich Genugtuung verschaffen, nur das allein zählte. Schnell gab er seinen Leibwächtern ein Zeichen, dann schossen sie in der Dunkelheit zwischen den Baumstämmen dahin. Genau dort, wo auch der Grieche und Vlad verschwunden waren.

KAPITEL 89 Marian im Kerker an der Kette

Der Mond war wieder am Verschwinden. Plötzlich sah die Wolkendecke dichter und dauerhafter aus. Die Nacht wurde auf einmal sehr dunkel. Das Knacken hinter ihnen wurde immer lauter. Sie spürte ihren Herzschlag bis zum Hals. Das silberne Licht, das ihnen ein klein wenig den Weg gewiesen hatte, rollte sich endgültig ein, als der Mond hinter den Wolkenfetzen verschwand. Rhythmisch und entschlossen kam das Knistern immer näher.

In der Dunkelheit konnte man fast keine Hand vor den Augen sehen. Der Wald rauschte. Eine pechschwarze, in die endlose Finsternis reichende Mauer. Sie rannten mit ausgestreckten Armen vorwärts. Immer wieder stießen sie an Bäume. Die Nacht duftete feucht nach Kiefern, Buchen, Erde und ihrem eigenen Schweiß. Ein paar vereinzelte Sterne blinkten auf und verschwanden wieder.

Janis lauschte in die Nacht hinaus. Erneut hörte er das Geräusch, dass sich erst zu nähern schien, dann jedoch wieder verschwand und in der Stille nur das klagende Seufzen des Windes hinterließ. Sie waren hinter ihnen her. Wahrscheinlich keine fünfzig Meter entfernt von ihnen. Als die Verfolger erneut auf irgendetwas traten, das knackte, entfuhr ihr ein ersticker Schrei. Sekundenlang hörte man dann nichts als das Heulen des Windes.

Sie rannten, so schnell es die Steigung, der Slalomlauf um die Bäume und ihre mittlerweile weich gewordenen Knie, erlaubten. In einem großen Bogen wollten sie das verlassene

Friedhofsareal erreichen. Bald würden sie an der Steinmauer sein. Seit Jahren war er nicht mehr zu derartigen sportlichen Hochleistungen gezwungen gewesen. Er riskierte einen schnellen Blick über die Schulter, konnte aber nichts erkennen. Auch die Verfolger schienen nicht gerade Wunderläufer zu sein. Soweit er es beurteilen konnte, waren sie ihnen nicht nähergekommen. Aber sie waren auch nicht zurückgefallen. Vielleicht gingen sie auch nur sparsam mit ihren Kräften um. Denn schließlich wussten sie nicht, wohin die Verfolgung sie führen würde.

Sie erreichten einem großen Felsbrocken. Mattgrau schimmerte er in der Nacht. Janis rechnete sich aus, dass sie sich hier rechts halten mussten, um zur Mauer des Friedhofs zu gelangen. Auch Roxana nickte ihn zustimmend zu. Hastig blickte er noch einmal zurück. Plötzlich wurde ihm bewusst, dass ihre Verfolger dank ihrer momentanen Unentschlossenheit Zeit gehabt hatten, ein ganzes Stück aufzuholen. Sie waren jetzt schätzungsweise dreißig bis vierzig Meter hinter ihnen. Immer noch bewegten sie sich im gleichen enervierenden Schweigen vorwärts. In ihren Händen glitzerte irgendetwas Silbernes in dem Rhythmus auf, in dem ihre Arme vor- und zurückschwangen.

So schnell sie nur konnten setzten sie ihre Flucht fort. Ab und zu warf er einen ziemlich verzweifelten Blick zur Seite. Verschiedene Versteckmöglichkeiten auf beide Seiten des Pfades, lockten verheißungsvoll. Doch er wusste, dass nur seine gequälten Beine und seine überforderten Lungen ihm vorgaukelten, dass diese Verstecke einladend und aussichtsreich seien. Seine Vernunft hingegen sagte ihm, dass diese Anziehungspunkte Illusionen waren. Sackgassen oder andersartige Fallen, aus denen es dann letztendlich kein Entrinnen gab.

Auf einmal konnte er hinter sich das heißere, keuchende Atmen der Verfolger hören. Offensichtlich waren sie doch in einer besseren Verfassung, als er geglaubt hatte. Denn jetzt waren sie ihnen dicht auf den Fersen. Die Distanz zu ihnen betrug jetzt, schätzte er, knapp dreißig Meter. Doch auch sie waren mit ihren Kräften am Ende. Jetzt machte ihre Nähe aber eine Entscheidung unvermeidlich. Es hatte keinen Sinn mehr, weiterhin nach Verstecken zu suchen, oder den Friedhof erreichen zu wollen. Dort lag ein Teil der Zigeuner auf der Lauer. Sie warteten darauf,

sich aus dem Hinterhalt auf die Bösen zu stürzen und sie auszuschalten. Sie mussten sich an der nächsten Biegung schnell irgendetwas einfallen lassen. Roxana war ebenfalls mit ihren Kräften am Ende. Bis zum Friedhof schaffte sie es jetzt bestimmt nicht mehr.

„Janis, folge mir“, sagte sie auf einmal keuchend. „Es gibt eine Höhle unweit von hier. Die Zigeuner meiden sie wie die Pest. Angeblich soll der Ort verflucht sein. Böse Geister gehen da um. Es besteht kein Zweifel“, flüsterte sie vollkommen ernst und außer Atem. „Dort sind übersinnliche Kräfte und Energien aktiv. Doch ich bin früher dennoch manchmal mit Cosmina dorthin gegangen. Wenn wir allein sein wollten. Manchmal war es wie ein Zwang. Da zog es uns förmlich in diese geheimnisumwobene Höhle hinein. Ihre Existenz ist keinem Gadscho vertraut.“ Doch er schüttelte nur den Kopf über so viel Dummheit. „Los, streng dich nochmal an“, hauchte sie ihm zu. „Wir müssen uns nochmals einen Vorsprung ausarbeiten, damit die Verfolger nicht bemerken, wohin wir entschlüpfen.“

Er fragte sich, ob dies unbedingt eine gute Idee sei. Doch in Anbetracht dessen, dass er momentan keine andere Lösung sah, folgte er ihr. Endlich erreichten sie, immer noch keuchend und rennend, einen kleinen Weg. Er mündete an einem Hügel, der sich plötzlich in der Finsternis vor ihnen abhob.

„Da ist er“, sagte sie, nahm ihn bei der Hand und zog ihn hinter sich her.

Er sah einen Hügel, der fast so hoch war wie eine dreistöckiges Haus. Büsche, Sträucher und Bäume umstanden ihn und wuchsen auf ihm. Der Eingang in die Höhle wurde von riesigen Luftwurzeln versteckt, die den Boden aufgetrieben hatten. Die hinter Gestrüpp getarnt liegende Öffnung wäre von einem Nichteingeweihten bei diesen Lichtverhältnissen überhaupt nicht, und selbst bei Tag nur unter größten Schwierigkeiten entdeckt worden. Die Wurzeln ragten wie verschlungene, bizarre Bögen auf. Plötzlich stoppte sie abrupt und nahm seine Hand. Mit einigen Verrenkungen zeigte sie ihm, wie er sich hinter ihr durch die Öffnung hindurchzwängen konnte. Sobald sie in der Höhle verschwunden waren, hörten sie auch schon die Verfolger, die direkt am Eingang vorbeispurteten.

Janis holte sein Mobiltelefon aus der Tasche, aktivierte die Taschenlampe-Funktion. Jetzt hatten sie erstmal ein wenig Licht und konnten sich in der Dunkelheit orientieren. Zunächst ließ er Roxana einfach führen, da sie angeblich die Höhle kannte. Sie konnten ohne Probleme aufrecht gehen und schritten einfach drauf los. Plötzlich hörten sie wieder Geräusche hinter sich. Die Verfolger hatten wohl gemerkt, dass die beiden ihnen an dieser Stelle irgendwohin entwischt waren und waren zurückgekehrt. Er hoffte sie würden in der Dunkelheit den Eingang übersehen, denn sonst

„Warst du schon einmal soweit drin?“, fragte er sie. Denn er sah, dass sie nur vorsichtig schrittweise voranging, jeden Zentimeter abtastete.

„Nein, für gewöhnlich gingen wir nur die ersten paar Meter in die Höhle hinein, wir brauchten ja schließlich auch etwas Licht.“

Der Durchgang führte direkt in den Hügel. Janis schätzte, dass sie sich maximal einhundert Meter vom Friedhofsareal entfernt befanden. Im schwachen Licht seines Telefons hatte er das Gefühl, durch einen Tunnel in eine andere Welt zu gelangen. Der Boden war hart und mit unzähligen Wurzelsträngen durchsetzt. Man musste höllisch aufpassen, um nicht ins Stolpern zu geraten. Die Höhle war nicht aus Stein und Fels, sondern aus Erde und Wurzeln, die ein richtiggehendes Gewölbe über den beiden Eindringlingen bildeten.

Hand in Hand schritten sie dahin, fragten sich, was sich wohl gerade über ihnen, auf der Erdoberfläche, abspielte. Hatten die Bösen irgendjemandem geschadet? War jemand verletzt worden, oder noch schlimmer? Sie erreichten eine Art Kammer. Ein Pulk von grotesken Kleintieren und Käfern jeglicher Art, krabbelte über dem Boden. Dann sahen sie auf einmal etwas, dass sie nicht erwartet hatten. Auf dem Boden lagen hunderte von Einzelknochen und Skelette. Überbleibsel von Menschen, die in längst vergessenen Zeiten gestorben waren. Doch das Kuriose war, dass manche der Verstorbenen noch rostige Speer- und Dolchspitzen unterhalb der Rippen- und Brustknochen stecken hatten. Alte, graubraune Knochen, die im Halbdämmer dalagen wie Zeugen einer blutigen Vergangenheit. Was war hier einst

passiert, fragte er sich? Roxana murmelte irgendwelche Zauberworte gegen den bösen Blick. Humbug, von dem sie jedoch glaubte, sie beide damit beschützen zu können.

Man hatte die Verstorbenen nicht erst in Säрге gelegt, sondern sie einfach in einer großen Gruft irgendwo unter dem Friedhofsgelände begraben. Kleintiere, Insekten aller Art und selbst Ameisen konnte man erkennen, wenn der Lichtstrahl sie traf. Durch die Wände war im Laufe der Zeit Wasser gesickert und hatte Lücken hinterlassen. Dadurch konnten sich Pflanzenreste und Wurzeln ihren Weg bahnen und die Innenwände des großen Grabes bedecken. Die Höhle entpuppte sich als ein weiterer Teil des Friedhofs.

Roxana zitterte am ganzen Körper. Vor dem Aberglauben, der Angst und ein wenig vor der feuchten Kälte, die hier unten herrschte. Sie tasteten sich weiter vor. Ihre geweiteten Augen wurden auf einmal von einem hellen Fleck angezogen. Was konnte das sein? Strebten sie einem Ausgang zu? Und wenn ja, was oder besser, wer erwartete sie dort: Ihre Leute oder die Bösewichte?

Als sie endlich nahe genug heran waren, kamen sie aus dem Staunen nicht heraus. Der helle Fleck entpuppte sich als flackernder Schein, dessen Lichtquelle eine Fackel war. Sie steckte in einer Fassung, einer verrosteten Halterung, unmittelbar neben einem torbogenähnlichen Eingang. Doch wer sollte hier unten gewesen sein? Und wozu hätte man Fackeln anzünden sollen? Dazu müssten hier Menschen umgehen? Doch weit und breit gab es über der Erde niemanden, der in dieser Gegend hauste. Außer den Zigeunern natürlich. Ab hier schien die Höhle von Menschenhand gebaut zu sein. Die Wände waren aus großen, quaderähnlichen Steinblöcken zusammengesetzt, die oben halbkreisförmig ein Gewölbe bildeten.

Janis bat sie ihre Lichtquelle zu halten. Dann holte er seine Waffe aus dem Holster, dass er unter seinem Hemd trug. Ab jetzt hieß es höllisch aufpassen. Sie wagten sich einige Meter weiter in den von Menschenhand geformten Gang. In Halterungen an der Wand, erleuchteten jetzt weitere brennende Fackeln den Weg. Er zog eine davon heraus und benutze sie fortan als Lichtquelle.

Sie forschten noch eine Weile weiter, wobei sie vorsichtig Schritt für Schritt vorangingen. Und dann auf einmal, konnten sie ihren Augen nicht glauben. Plötzlich blickten sie in eine Art Kerker. Unter einem winzigen, vergitterten Fenster, das vor Zeiten zugemauert worden war, hingen an einer schweren, verrosteten Eisenkette die Reste eines Skeletts. Darunter war ein ganzer Haufen aufgeschichteter Knochen.

Und daneben, an einer zweiten Kette, hing mit zerrissenen Kleidern ein junger Mann, den man am linken Arm angekettet hatte. Er hatte sich gegen die Mauer gelehnt schien noch lebendig zu sein. Das Hemd hing in Fetzen von seiner Brust. Sein freier Arm blutete. Die Haare hingen ihm wirr in das schweißüberströmte, zerschundene Gesicht, sodass sie ihn zunächst nicht erkannten.

Die zusammengesunkene Gestalt zeichnete im rötlichgelben Schein der Fackel einen bizarren, verzerrten Schatten, erinnerte ein wenig an Frankensteins Geschöpfe. Roxana trat näher heran, musterte den jungen Mann mit weit aufgerissenen Augen. Plötzlich kam ihr die Kreatur bekannt vor.

„Marian!“, schrie sie entsetzt. „Was haben die mit dir gemacht? Wo sind die verdammten Wachen?“

Mit dem Blick eines Wahnsinnigen, versuchte der Verletzte etwas zu sagen. Doch sein Mund konnte keine Worte artikulieren. Sein linker Mundwinkel hing leicht herab, als würde er hämisch grinsen. Das Gesicht war verzehrt. Die schlechte Beleuchtung trug mit dazu bei, diese makabre Szene zu unterstreichen.

„Komm, wir müssen ihm helfen“, sagte sie auf einmal flehentlich. Doch Janis blockte ab.

„Bist du dir sicher, dass wir das tun sollten? Hast du vergessen, was er dir angetan hat?“

„Was auch immer es war, er ist mein Bruder. Ich muss ihm helfen, es kann nicht anders sein. Bitte, hilf mir ihn zu befreien. Vertrau mir, Janis. Bitte!“

Widerwillig betrachtete er Marians Kette, versuchte mit aller Kraft die Glieder zu sprengen. Doch vergebens, die Kette hielt. Dann suchte er den kleinen Raum ab, um eine Art Brechstange zu finden. Der Erfolg blieb jedoch aus. Er versuchte

den Angeketteten aufzurichten, schlug ihm ein paar Mal auf die Wange, um ihn wieder zur Besinnung zu bringen.

„Los, rei dich zusammen“, versuchte er ihn wiederzuerwecken. „Marian! Wach auf, du Penner. Wo sind die Wachen, wohin sind sie verschwunden? Warum ist niemand da?“ Endlich kam wieder ein wenig Leben in den jungen Mann. Er 6ffnete den Mund, versuchte einige Worte zu artikulieren. Doch vorerst kam nur ein unverständliches Gemurmel hervor, noch war er nicht Herr seiner Sinne.

„Odo . . . befreit . . . Zigeuner erschlagen . . . ein paar Zellen . . . weiter hinten.“ Langsam kam er wieder auf Touren. Gleich darauf kamen seine Worte wieder flüssiger aus seinem Mund.

„Der Hne hat die beiden Wachen mit einer Hand erwürgt . . . dann hat er Karl befreit. Wenn der nicht bald . . . zum Arzt kommt, wird er sterben. Auf seine Anweisung hin, hat er mich zusammengeschlagen. Weil ich nicht mit ihnen gehen wollte. Sie haben mich einfach angekettet zurückgelassen und sind verschwunden. Mittlerweile müssen die schon über alle Berge sein.“

„Und wo ist der Scheibulle abgeblieben?“

„Das weiß ich nicht“, sagte Marian, der sich verausgabt hatte und jetzt wieder mit sich selbst kämpfte, um nicht die Besinnung zu verlieren.“

„Roxana, versuche ihn aufrecht zu halten. Er darf nicht wieder bewusstlos werden. Ich gehe die toten Wächter suchen, die haben sicher die Schlüssel für das Kettenschloss in der Tasche. Vielleicht finde ich weiter hinten auch den Kotzbrocken von einem Bullen.“

Roxana tat wie ihr geheißen. Er zog los und war bald hinter der nächsten Ecke verschwunden. Keine zwei Minuten später erschien er wieder mit einem Schlüsselbund, der drei Schlüssel enthielt.

Sofort machte er sich daran, das Schloss zu 6ffnen. Der zweite Schlüssel passte, aber nur um die Kette von der Wandhalterung aufzuschließen. Wo sich aber der Schlüssel befand, um Marians Handgelenk von der Kette zu befreien, blieb ein Rätsel. Dennoch, der junge Mann war endlich frei. Doch

zunächst würde er, die knapp über einen Meter lange Eisenkette, mitschleppen müssen.

„Ich hoffe, wir bereuen es nicht, dass wir dir geholfen haben. Du hast schon genug Scheiße gebaut. Versuche wieder ein wenig gutzumachen. Und vor allem, du hast jetzt wieder eine Schwester. Beschütze sie, du Idiot“, sagte Janis zornig. „Los, helfen wir ihm die ersten paar Meter zu laufen. Danach kommt er sicherlich wieder in die Gänge.“

Marian massierte sich heftig Arme und Beine. Die beiden waren ihm zunächst behilflich. Anfänglich hatte er seine Schwierigkeiten, doch nach einigen Metern begann er wieder von alleine zu laufen.

„Kannst du dich noch daran erinnern, wie ihr hier hineingekommen seid, als euch die Zigeuner hierhergeführt haben?“, fragte ihn Janis.

„Wir sind durch eine kleine Tür irgendwo im Friedhofsareal. Wo genau, kann ich dir jetzt nicht mehr sagen. Es ging auf jeden Fall runter. Überall brannte Licht, das die Fackeln spendeten. Dann wurde ich angekettet. Dann sollte Karl folgen. Am Ende wollten die Bewacher Odo anketten. Dieser hatte sich schon lange von seinen Fesseln befreit, wartete nur auf den geeigneten Moment und schlug zu. Die beiden hat er einfach erwürgt. Die konnten nicht mal einen Laut von sich geben. Den Rest kennt ihr.“

„Na, dann müssen wir jetzt nur noch den Ausgang suchen“, sagte Janis. Ich schlage vor, wir gehen einfach den Fackeln nach, irgendwo müssen sie ja hinführen.“

Der Gang wurde schmaler, sodass sie nicht alle zusammen nebeneinander hergehen konnten. Als der Korridor plötzlich scharf nach links abbog, sahen sie im Lichtschein der nächsten Fackel ein riesiges Gewölbe. Direkt vor ihnen befand sich eine oben abgerundete Tür, die sich genau der Wölbung der Tunneldecke anpasste.

Janis fragte sich, was sie wohl dahinter erwartete. Sie schauten sich gegenseitig an, doch alles Überlegen half nichts. Jemand musste sowohl die Verantwortung als auch die Klinke in die Hand nehmen. Marian trat vor und legte die Hand auf den Griff. Gerade wollte er die Pforte aufzuschieben, als . . .

KAPITEL 90 Kampf im Gewölbe

Ein kleiner Luftzug entstand, als Marian den Einlass öffnete. Während sie dastanden, wehte die Flamme der Fackel, wie eine heiße Fahne hinter dem Stiel her. Sofort spürte Janis den heißen Hauch und merkte, dass seine Haare ein klein wenig angesengt wurden. Manchmal streifte sie sogar sein Gesicht.

Plötzlich vernahmen sie Schritte, die von hinten kamen. Roxanas markerschütternder Schrei hallte wie eine Anklage durch das Gewölbe. Er drehte sich um und erkannte sogleich zwei der Männer, die ihnen vom Lagerplatz weg hinterhergerannt waren. Sofort wurde ihm bewusst, dass die Auseinandersetzung unvermeidlich war. Sie hatten den verborgenen Eingang der Höhle doch noch gefunden, waren ihnen gefolgt und hatten sie eingeholt.

Im nächsten Augenblick gerieten sie aneinander. Janis hieb sofort mit seiner Fackel zu. Derjenige, der rechts von ihm aufgetaucht war, hatte eine fleckige Fratze, hasserfüllt und furchterregend. Der Angreifer hatte ebenfalls eine brennende Fackel in der Hand. Damit hämmerte er jetzt ebenfalls auf Janis ein. Das Feuer fauchte. Beide gaben nicht auf. Die Fackeln krachten immer wieder aufeinander. Das Gesicht des zweiten Mannes wurde nun ebenfalls deutlich von den Flammen erhellt, sodass Marian plötzlich aufschrie.

„Der hintere ist Vlad. Er gehört mir“, schrie er voller Hass. Sofort zog er die vor ihm stehende Roxana zur Seite und versuchte sich an den Kämpfenden vorbeizuschieben. Dann ging er auf Vlad zu.

Die beiden Streithähne hieben mit ihren Fackeln weiterhin aufeinander ein. Die Flammen vereinigten sich für einen Moment. Funken sprühten umher, rieselten auf die beiden herunter, während die Fackeln danach wieder auseinandergerissen wurden. Eine heiße Welle glitt über Janis Gesicht und versengte ihm die Augenbrauen. Doch er gab sich keiner Schwäche hin. Aus einer inneren Eingebung heraus, zog er das linke Bein hoch und rammte es dem Bösewicht in den Unterleib. Sogleich knickte der Mann vor ihm zusammen. Ein dumpfer Laut drang aus seiner Kehle. Der Arm mit der Fackel sank nach unten. Janis kickte ihm ins Gesicht und hämmerte ihm

seine Fackel auf den Kopf, sodass der Knieende nunmehr auf den Boden sank und bewusstlos liegenblieb. Die Fackel hielt er jedoch immer noch brennend in der Hand.

Marian hatte sich indessen an Janis vorbeigeschoben. Er wog die Eisenkette, die noch immer an seinem Arm befestigt war und balancierte sie hin und her. Vlad hatte unterdessen seine Klinge gezogen. Janis wollte sie zur Raison bringen, doch die beiden ließen es sich nicht nehmen, offene Rechnungen zu begleichen. Sicherheitshalber zog er seine Waffe und richtete sie in Richtung des stehenden Gegners.

„Na, du Muttersöhnchen“, bellte Vlad, „was glaubst du, was du mit deiner Hundekette gegen mich anrichten kannst?“

Der unheimliche Gegner war nur als Silhouette gegen die blakende Fackel wahrzunehmen. Marian hob die Hand, ließ die Kette kreisen. Er glaubte flink genug zu sein, um den Angreifer zu treffen und zu Boden werfen zu können. Doch er hatte die Wendigkeit seines Gegenübers unterschätzt. Blitzschnell wirbelte der herum. Marian sah auf einmal einen schwarzen Schatten vor seinen Augen auftauchen. Er hatte sich aber schon zu weit vorgewagt. Es war ihm nicht mehr möglich auszuweichen oder sich nach hinten fallen zu lassen. Während er beim Versuch, Vlad mit der Kette zu verletzen, kläglich gescheitert war, schoss nun dessen Hand mit der Klinge nach vorne und stach ihm in die linke Hand. Ein gellender Schrei hallte durch das unterirdische Gewölbe. Mit der anderen Hand schlug ihm der Gegner voll ins Gesicht, sodass er nach hinten taumelte. Stöhnend zog sich der junge Mann vorerst zurück, während Vlad wieder breitbeinig Position bezog.

„Was ist“, verhöhnnte er ihn, „tun dir die Milchzähne weh? Los, komm schon du Memme. Du willst es nicht anders.“

„Schluss jetzt“, bellte Janis noch einmal und zielte mit der Waffe auf den Bösewicht. „Lass das Messer fallen, sonst schieße ich.“ Doch der hörte nicht auf ihn.

In diesem Augenblick sah er in den Augen des Gegners eine Veränderung. Gleichzeitig schrie Roxana auf. Plötzlich glaubte er eine Bewegung hinter sich wahrzunehmen. Der zweite Mann, den er zuvor im Zweikampf bewusstlos geschlagen hatte, war wieder zu Sinnen gekommen und hatte sich von hinten

angeschlichen. Wie ein Bulldozer hatte er Roxana zur Seite geschoben und war erneut mit der Fackel auf ihn losgegangen. Der verzweifelte Versuch einer Abwehr kam zu spät. Die Fackel traf ihn.

Dann ging alles sehr schnell. Vlad stürmte nach vorne. Janis, vom Schlag aus dem Gleichgewicht gebracht, schoss einfach mehrmals drauf los. Der hinter ihm Stehende hob schon wieder die Hand mit der Fackel, hatte aber nicht auf Marian geachtet. Der, wieder zu Kräften gekommen, ließ jetzt die Kette niedersausen. Der Angreifer wurde schwer getroffen und ging zu Boden. Sofort schlug der junge Mann erneut zu, immer und immer wieder. Bald war von dem am Boden Liegenden kein Mucks mehr zu hören.

Vlad hatte sich zwei Kugeln eingefangen und lag auf dem Boden, das Messer immer noch in der Hand. Selbst jetzt noch, im Todeskampf, war sein Wille derartig ausgeprägt, dass er sich zu erheben versuchte. Er robbte vorwärts und schnappte sich Marians Bein, der mittlerweile auf den Sterbenden zugegangen war. Sich daran stützend, hob er die Hand mit dem Messer und wollte ihm die Klinge in den Fuß stoßen. Doch Janis war schon heran und kickte die Hand mit der Klinge einfach zur Seite. Diese entsprang der Hand und knallte gegen die Mauer. Daraufhin wollte Marian erneut die Kette niedersausen lassen, doch Janis hielt ihn davon ab. Sie mussten plötzlich alle niesen, denn der Staub, der durch den Kampf aufgewirbelt worden war, wurde immer dichter. Ihre Kehlen waren auf einmal wie ausgetrocknet. Ihre Augen brannten.

„Lass ihn, es geht zu Ende mit ihm. Der wird niemandem mehr schaden“, sagte Janis. „Los, hauen wir ab. Wir müssen raus aus diesem Loch. Es kann schließlich nicht lange dauern, bis die anderen merken, dass etwas nicht in Ordnung ist und nachkommen.“ Endlich konnte er wieder die zu Tode erschrockene Roxana in die Arme drücken, ihr ein wenig Hoffnung geben.

Dann machten sie sich auf den Weg, gingen endlich durch die von Marian geöffnete Tür. Gleich darauf wurde der Gang so schmal, dass sie nur noch einer hinter dem anderen voranschreiten konnten. Feuchtigkeit tropfte von den Wänden. Roxana schien in ihren leichten Sachen zu frösteln. Am Ende des Ganges erreichten

sie eine steinerne Treppe, die ein paar Stufen nach oben führte. Der Weg unter ihren Füßen war zunächst noch glatt und ebenmäßig. Doch mit der Zeit wurde er holprig und führte direkt in einen Stollen. Notdürftig wurde dieser von armdicken Balken zu beiden Seiten abgestützt. Sie hatten plötzlich den Eindruck, als wären sie in einer verlassenen Goldmine. Der Weg wurde immer steiniger. Hin und wieder mussten sie massive Felsblöcke umgehen, die ihnen im Weg waren. Doch sie gingen stets weiter.

Roxana war noch dynamisch genug und übernahm, mit einer Fackel in der Hand, die Führung. Marian folgte in der Mitte und Janis ging am Ende mit einer weiteren Fackel einher. Der steinerne Gang roch nach feuchter Erde. Von seiner Decke hingen Wurzeln und Ranken herunter. Sie hatten es im Laufe von Jahrzehnten geschafft, das Erdreich und zuletzt auch das bröckelige Mauerwerk zu durchbrechen. So liefen sie eine Weile den Stollen entlang, dann war der junge Mann schon wieder erschöpft. Er musste sich unbedingt einen Moment an einen der Balken anlehnen um sich auszuruhen. Roxana war weitergegangen, hatte seinen Halt nicht bemerkt.

Marian drückte sich mit dem Rücken gegen einen Balken und wollte daran hinuntergleiten, bis er mit den Hintern auf den Boden saß. In diesem Moment geschah es. Der Balken, im Laufe der Zeit durch die Feuchtigkeit unter Erde morsch geworden, brach hinter ihm hinweg. Die Ereignisse überstürzten sich dann und erreichten einen dramatischen Höhepunkt. Auf einmal begann die Erde über ihnen zu bröckeln. Die Decke über ihnen brach ein und Steine kamen herunter. Eine Staub- und Steinlawine hüllte sie ein. Sie vernahmen nur noch das Poltern und Rumoren der Gesteinsmassen. Marian, der sich gerade noch erheben und in Janis Richtung hechten konnte, rief etwas Unverständliches. So gut es ging, versuchten sie Mund und Nase vor dem aufgewirbelten Staub zu schützen. Dann aber, nach dem ersten Schreck, hatte Janis nur einen Gedanken. Roxana! Was war mit ihr geschehen, war sie verletzt?

Sofort half er Marian auf. Panikartig begannen sie, mühselig einen Stein nach dem anderen beiseite zu räumen. Sie mussten so schnell wie möglich auf die andere Seite des verschütteten Stollens gelangen. Der Schweiß perlte ihnen von der

Stirn. Plötzlich schreckte Janis auf. Ein leises Geräusch bohrte sich wie eine glühende Nadelspitze in seinen Körper. Er fühlte, dass etwas in der Nähe war. Dieser finstere alte Stollen kam ihm auf einmal bedrohend vor. Die Wände schienen in der Dunkelheit auf einmal näher zu rücken. Sein Schädel brummte, er vermochte nicht mehr klar zu denken. Dann wieder dieses Geräusch. Als schabe Stein auf Stein. In seinem Kopf pochte es, als versuchte etwas von ihnen heraus auszubrechen.

Ohne, dass es ihnen bewusst war, hatte Roxana auf der anderen Seite ebenfalls begonnen, die Steine abzutragen. Ihre Haare fielen ihr ins Gesicht, doch sie machte sich nicht mehr die Mühe, sie zurückzustreichen. Ihre Kleidung klebte wie einen zweite Haut auf ihrem schweißüberströmten Körper.

Eine halbe Stunde später war es endlich so weit. Die Gesteinsmassen waren vollständig abgetragen, die drei wieder vereinigt. Sofort nahm er sie in seine Arme. Doch jetzt war nicht der Moment, sich schon wieder eine Pause zu gönnen. Sie beschleunigten ihren Schritt, denn sie wollten endlich aus diesem Loch heraus.

Sie liefen weiter bis sie schabende, kratzende Geräusche vernahmen. Janis gebot ihnen stehenzubleiben und schwenkte seine Fackel in alle Richtungen. Das Licht der Flammen erfasste die Decke über ihnen. Er glaubte eine Bewegung wahrgenommen zu haben. Dann hörten sie sie. Sie kamen. Panik ergriff Roxana, als einer der Nager sich von oben herabfallen ließ. Er landete auf Marians Schulter. Sofort bohrte ihm das Scheusal die Zähne in den Hals.

Der Verletzte schrie auf. Wahnsinn flackerte in seinen Augen, als er mit hastigem Schütteln versuchte, die Ratte loszuwerden. Aber die spitzen Schneidezähne, die sich in sein Fleisch gebohrt hatten, lösten sich nicht. In einer verzweifelten Geste, packte er das Tier am Hals, drehte den Kopf des Schädlings herum. Deutlich hörte man das Knacken der Halswirbel. Doch selbst im Tod ließ die verdammte Ratte nicht locker. Wie Widerhaken hingen die Beißer in seiner Haut.

Auf dem Boden um sie herum, waren mittlerweile weitere ekelerregende Scheusale aufgetaucht. Alles war mit Leben erfüllt. Das Pfeifen und Quietschen der Nager verstärkte sich zunehmend.

Und dann hingen sie an ihm. Eine graugrün schimmernde Ratte, so mager wie ein Skelett, schüttelte Janis mit einem Kick von seinem Hosenbein. Das Maul mit spitzen Zähnen war weit aufgerissen.

Erneut ließ sich ein weiteres Ungeheuer von der Decke fallen. Es blieb in Roxanas Haarpracht hängen und versuchte sich mit den Vorderbeinen darin festzuhalten. Die Hinterpfoten drückten währenddessen auf ihrer Schulter hin und her, versuchten den Halt nicht zu verlieren. Sofort war Janis heran, schnappte den Unhold und schmetterte ihn gegen das Mauerwerk.

Es gelang ihnen noch einige Ratten mehr abzuschütteln. Doch letztendlich waren es einfach zu viele, um sich ihnen widersetzen zu können. Verzweifelt rannten sie los, um sich irgendwo in Sicherheit zu bringen. Die Nager ihnen hinterher. Eine Biegung kam, dann noch eine.

Plötzlich befanden sie sich in einem großen, hohen Raum. An seinem anderen Ende gab es eine Tür. Endlich! Doch sobald sie angekommen waren, sahen sie, dass die Tür sehr solide gebaut und abgeschlossen war. Ihr eisernes Schloss machte nicht den Eindruck, dass man es wie in den Hollywood-Krimis, mit der Waffe zerschießen könnte. Deshalb versuchte es Janis erst gar nicht. Mit vereinten Kräften rüttelte er mit Marian daran, doch aussichtslos. Die Tür ließ sich nicht aufreißen.

„Da!“, gelte sie auf einmal. Sie war dabei, die Wände mit ihrer Fackel abzuleuchten. „Eine Leiter. Da vorne ist eine Metallleiter. Da müssen wir hochklettern.“

Sie blickten zur Stelle, zu der sie gewiesen hatte. Eine Eisenleiter! Sie war fest an der Wand montiert. Wohin sie führte, konnten sie von hier aus nicht ersehen, denn ihr oberes Ende lag in einer absoluten Finsternis. Sofort gingen sie darauf zu. Mit ausgestreckten Armen konnte man gerade noch die unterste Sprosse erreichen.

Roxana schnappte nach der ersten Sprosse, ein Bein fand Halt in einem Spalt in der Wand. So schaffte sie es, sich ein Stück weiter hochzuziehen. Mit großem Kraftaufwand erreichten ihre beiden Füße die unterste Sprosse. Als sie endlich den nötigen Halt hatte, begann sie nach oben zu klettern. Dann warfen sie ihr eine der Fackeln zu, die aber ihren weiteren Aufstieg erschwerte.

Sie ging voran, dann folgte ihr Bruder, dessen Aufstieg sich noch schwieriger gestaltete. Zum Schluss sollte Janis folgen. Doch noch hatte er die Leiter nicht erfasst, da bohrten sich schon wieder die mittlerweile angerückten Nager in sein Bein. Er ließ seine Fackel fallen, drückte sich vom Boden ab und sprang die Leiter an. Ohne Zuhilfenahme der Beine zog er sich an den Sprossen hoch. Einer der angerückten Unholde hatte es im letzten Moment geschafft, ihn anzuspringen. Der Nager war gerade dabei, an seinem Hosenbein hochzukrabbeln. Endlich mit dem Knie auf Höhe der ersten Sprosse, knallte er das Bein gegen die Metallstange und zerquetschte das kleine Ekel, das einfach zu Boden fiel.

Dann begann der Aufstieg. Mühsam setzten sie, einen Fuß nach dem anderen, in die nächsthöhere Sprosse. Selbst im trüben Schein der Fackel, die sie in der einen Hand hielt, war zu erkennen, dass an diesem Ort, oder besser auf dieser Leiter, schon seit vielen Jahren keiner mehr gewesen war. Nach etwa fünf bis sechs Metern Aufstieg öffnete sich ihnen ein Gang in horizontaler Lage. Von unten war er jedoch nicht einzusehen gewesen. Sofort verließen sie die Leiter und schoben sich vorsichtig in den Korridor. Von irgendwo erklang ein Plätschern. Wahrscheinlich Quellwasser.

Roxana schwenkte die Fackel in alle Richtungen. Plötzlich kam ein unterdrücktes Stöhnen über ihre Lippen. Sie drückte sich ganz eng an Janis heran. Soweit das Licht reichte, soweit ihr Blick in der Dunkelheit vordringen konnte, hingen Fledermäuse von der Decke herab. Wie ein Himmel, der aus schwarzgrauen, atmenden Todesboten bestand, spannten sie sich über sie.

„Oh, das ist ein sehr schlechtes Omen“, sagte sie auf einmal total verwirrt und weiß vor Angst.

„Sei still, Roxana“, befahl er. „Das ist doch Unsinn, sind doch nur Tiere. Und letztendlich ist es ein sehr gutes Zeichen. Denn wo Fledermäuse sind, da muss es auch einen Ausgang geben. Das hier müssen Jungtiere sein. Die erwachsenen Blutsauger sind gerade draußen auf der Jagd. Los, weiter! Hier muss irgendwo ein Ausgang sein. Los weiter geht's Roxana, bleib nicht stehen, verdammt“

KAPITEL 91 In der Höhle

Tief in diesem unterirdischen Tunnel standen sie nun, drei kaum sichtbare Schatten. Sie hatten sich gegen die Felsenwand gedrückt, denn die von Menschenhand erbauten Gewölbe hatten wieder aufgehört. Mittlerweile waren sie in einer Art riesigen Höhle angelangt, an deren anderem Ende ein schwacher Lichtpunkt zu sehen war. Ihre Fackel war mittlerweile erloschen. Janis Telefon war erneut die einzige Lichtquelle, die ihnen den Weg weisen konnte.

Doch plötzlich vernahmen sie Geräusche. Sofort drückte er seine Lichtquelle weg. Im gleichen Moment hielten sie alle drei den Atem an. Zwei tanzende Lichtkegel wurden sichtbar, die auf der anderen Seite der Höhle über dem Boden glitten. Die huschenden Lichtstrahlen, die immer heller wurden, kamen von links her. Einen Augenblick lang standen die drei wie versteinert da. Die Fähigkeit, einen vernünftigen Gedanken fassen zu können, hatte sie schon fast verlassen. Doch ihr Selbsterhaltungstrieb war noch nicht erloschen.

Roxanas Brust hob und senkte sich im Rhythmus des mühsamen Atems. Ihre angestregten Lungen versuchten vergeblich den Anforderungen des Körpers zu entsprechen, der nicht schnell genug mit Sauerstoff versorgt werden konnte. Die Maske, die mit ihrem Gesicht getauscht hatte, drückte nur noch schreckliche Angst aus. Ihre Nasenlöcher waren gebläht, die Augen weit aufgerissen. Der Schweiß auf ihrem Antlitz vermittelte den Eindruck, als wäre sie mit Glyzerin eingeschmiert. Sie war fast am Ende ihrer physischen Kräfte. Die Gewissheit, dass ihre Situation immer auswegloser wurde, hatte in ihr eine jenseits jeglicher Vernunft liegende und nicht zu bezähmende Panik ausgelöst. Eine Phobie, die einen Menschen dazu trieb, über die Grenzen des Verstandes in die endlosen Tiefen des Wahnsinns zu versinken.

Am Anfang hatte sich Janis Plan allzu gut angehört. Zunächst waren sie den Angreifern davongelaufen. Doch sie hatten es nicht bis zum Friedhof und den dort auf der Lauer liegenden Stammesgenossen geschafft, die dann über die Verfolger herfallen sollten. Dann hatte sie die dumme Idee, ihn in die Höhle

zu ziehen. Letztendlich passierten noch so viele andere Dinge. Ein Ende schien aber nicht absehbar. Jetzt kamen ihnen die Bösewichte auch noch entgegen.

Janis nahm ihre Hand, flüsterte ihr ins Ohr. Sie mussten sich rechts halten. Langsam begannen sie, sich an der Felswand entlangtastend, geräuschlos voranzuschreiten. Denn sie mussten unbedingt die andere Seite erreichen, ohne von den sich nähernden Männern gesehen zu werden. Mit einer Hand immer auf der Felswand vor sich, wartete er darauf, dass sich seine Augen an die zwischenzeitlich intensivere Dunkelheit gewöhnt hatten. Sein mühsam keuchender Atem wurde von den unsichtbaren Wänden um ihn herum als gespenstisches Flüstern zurückgeworfen.

Die herannahenden Männer gingen mit entschlossenen Schritten durch die Höhle. Ihre Taschenlampen glitten dabei unaufhörlich in einem Bogen von 180 Grad durch den Raum. Auf eine Geste des einen, blieben beide stehen und schauten in alle Richtungen. In der Hoffnung etwas Verdächtiges zu erkennen, versuchten sie mit ihren Lichtquellen die Finsternis zu durchstoßen. Doch dann nickte der eine befriedigt und stieß einen seltsamen Pfiff aus. Die beiden Männer gingen weiter.

Die drei hatten sich sofort gegen den Boden gedrückt, als die Lichter sie zu erfassen versuchten. Ihre ganze Aufmerksamkeit konzentrierte sich in die Richtung, aus der der Pfiff gekommen war. Fast gleichzeitig hörten sie wieder einen ähnlichen Ton. Doch diesmal kam er aus einer anderen Ecke der Höhle. Unwillkürlich blickte Janis in die Richtung, aus der die neue Bedrohung kam. Dann drehte er den Kopf nach rechts, von wo erneut ein Verständigungszeichen erklang. Verzweifelt versuchten seine Augen die letzte Gefahrenquelle zu lokalisieren. In der alles umhüllenden Dunkelheit, war aber nichts zu hören oder zu sehen.

Einen Moment lagen sie einfach nur regungslos da. Ohne jede Entschlusskraft. Fast wahnsinnig vor Angst. Dann ertönten innerhalb von einigen Sekunden erneut drei Verständigungspffiffe. Doch jetzt klangen sie viel näher. Als Janis wieder den Lichtschimmer sah, der von den Taschenlampen ausging, nahm er Roxana bei der Hand und signalisierte Marian, ihm in der Dunkelheit zu folgen. Seine Waffe in der anderen Hand, flohen sie

auf leisen Sohlen blindlings in die einzige Richtung, die ihnen momentan eine Zuflucht gewähren konnte. Er wurde jetzt nur noch von einer intuitiven Eingebung, einem Bauchgefühl, geleitet. Von jenem Instinkt, der so alt war wie die Menschheit und der einem Menschen sagte, dass er nicht sterben dürfte, bevor seine Zeit noch nicht gekommen war.

Sie waren kaum zehn Meter vorwärtsgekommen, als plötzlich in geringer Entfernung zu ihnen eine Taschenlampe aufleuchtete. Sofort blieben sie wie angewurzelt stehen. Marian hob die kettenfreie Hand gegen das Gesicht, um sich gegen das grelle Licht zu schützen. Roxana kniff die eben noch weit aufgerissenen Augen zusammen. Unbewusst versuchte sie, das Ausmaß dieser neuen Gefahr, mit der sie konfrontiert wurden, zu ergründen. Aber alles was ihre zusammengezogenen Pupillen erfassen konnten, war eine kaum erkennbare männliche Gestalt hinter dem Lichtstrahl. Dann kam langsam die andere Hand des Mannes nach vorne und das Licht der Lampe fiel darauf. Die Hand hielt ein riesiges Kampfmesser, dessen Klinke tückisch glitzerte.

In einen verzweifelten Ansatz, wollten sie einfach wenden und davonlaufen. Doch sofort wurden sie sich der Situation bewusst. Die beiden anderen Halunken kamen ihnen ebenfalls entgegen. Wahrscheinlich waren sie nicht viel weiter weg, als der erste Mann. Das Entsetzliche an dem Vorgehen der drei Nahenden, das Nervenzerfetzende an ihrer Art, war die fast gemächliche und unbarmherzige Sicherheit ihres Verhaltens, mit der sie daherkamen.

„Roxana, Greco! It's over. Give up“, ertönte auf einmal die Stimme des einen. „Greco, we have nothing against you. Just give us the girl.“

Janis bedeutete seinen Gefährten still zu sein. Noch wussten die anderen nicht, wo sie sich genau aufhielten. Sie blufften nur. Wenn sie jedoch hier stehen bleiben würden, so wären sie bald bei ihnen. Im Widerhall der drei Lichtquellen hatte er einen Eingang zu einem weiteren Höhlenraum ausmachen können. Keuchend wie ein Fuchs, dem Jagdhunde hinterher waren, rannten er auf einmal los. Stolpernd zog er die anderen beiden hinter sich her. Doch keiner der drei Verfolger versuchte

hinter ihnen herzurennen, oder ihnen den Weg abzuschneiden. Hatte man sie denn nicht bemerkt, fragte er sich? Doch dann wurde ihm klar, dass die Männer ihnen folgten. Mit der gleichen kaltblütigen Entschlossenheit, sicher und ohne Hast, ließen sie sich durch die Geräusche der Fliehenden leiten.

In der kleinen Höhlenkammer, in die sie hineingerannt waren, blieben sie einen Moment lang stehen und blickten sich um. Auf einmal bemerkten sie, dass die Wände des Raumes massiv waren, feindselig und glatt. Sie wiesen nicht die winzigste Möglichkeit auf, die vielleicht eine weitere Fluchtchance ermöglicht hätte. Der einzige Ausweg war die Öffnung, durch die sie gerade hereingekommen waren. Somit saßen sie diesmal wirklich in der Falle. Es gab keinen Ausweg mehr. Janis umklammerte seine Waffe fester. Er wusste, gleich würde er von ihr Gebrauch machen müssen.

Plötzlich hieb ihm Roxana mit dem Ellenbogen in die Seite und zeigte nach oben. Im ersten Moment verstand er den Sinn ihres Verhaltens nicht. Schließlich erkannte er, trotz seines betäubten Verstandes, dass etwas an dieser Höhlenkammer anders war. Die Verfolger mit ihren Lampen waren noch gar nicht in Sicht. Wie kam es also, dass sie trotzdem so gut sehen konnten? Er konnte nichts Genaues erkennen, dafür war es nun doch nicht hell genug. Aber im Unterschied zu der beklemmenden und unheilvollen Finsternis in der Höhle davor, herrschte hier so etwas wie Dämmerlicht.

Fast direkt vor ihren Füßen lag ein riesiger Haufen von Felsbrocken und Steinen. Offensichtlich war es das Resultat eines Steinschlages oder Einsturzes aus vergangenen Zeiten. Janis blickte nach oben. Der Steinhaufen, der sich in einem Winkel von mehr als fünfundvierzig Grad erhob, schien kein Ende zu haben. Er schien einfach unaufhörlich in die Höhe zu wachsen. Bis zu seinem oberen Ende müssten es ungefähr fünfundzwanzig, wenn nicht gar dreißig Meter Höhenunterschied sein, schätzte er. Wo er endete, da musste die Freiheit sein. Denn dort, ganz oben, da konnte er jetzt ein kreisrundes Stück Sternenhimmel ausmachen. Von dort kam also das Licht, wurde im unmissverständlich klar. Von irgendeinem Deckeneinsturz, der vor langer Zeit stattgefunden hatte.

Eigentlich waren sie schon längst am Ende ihrer Kräfte. Doch irgendein urzeitlicher Trieb übernahm auf einmal die Kontrolle über seine Taten. Es war, als ob er jegliche Autorität über seinen Körper und sein Gehirn verloren hatte. Ohne einen einzigen Moment zu zweifeln oder in die Richtung zu blicken, aus der die Verfolger früher oder später zwangsläufig auftauchen würden, schnappte er sich Roxanas Hand. Auf einmal war es, als ob eine unsichtbare, riesige Hand die drei hinaufdrängte. Sofort begannen sie den Hang zu erklettern.

Der Geröllschutt war wackelig und im höchsten Grade gefährlich. Es war so gut wie unmöglich, sicher Fuß zu fassen. Bei jedem Meter den sie gutmachten, rutschten sie wieder einen halben zurück. Doch ihre wahnsinnige Verzweiflung überwand die Gesetze der Schwerkraft. So kletterten sie Stück für Stück den steilen Hang aus Steinen hinauf, was kein Mensch bei normalem Verstand versucht hätte. Als sie etwa ein Drittel des Weges zurückgelegt hatten, hielten sie einen Moment inne und blickten hinunter. Janis hatte bemerkt, dass das Licht unter ihnen heller geworden war. Am Fuße des Steinhaufens standen die drei Verfolger mit ihren eingeschalteten Taschenlampen in der Hand. Sie blickten zu ihnen hinauf, machten jedoch keinerlei Anstalten, ihnen zu folgen.

Seltsamerweise leuchteten sie nicht nach oben. Sie hatten den Lichtstrahl ihrer Lampen auf den Boden zu ihren Füßen gerichtet. Selbst wenn sein verwirrter Verstand diese merkwürdige Handlungsweise registriert hätte, wäre ihm keine Zeit geblieben, darüber nachzudenken. Die trügerischen Steine unter seinen Händen und Füßen gaben ständig nach. Er musste laufend darauf achten, nicht auszurutschen oder das Gleichgewicht zu verlieren. Also drängte er seine Gefährten weiter. Ihre Knie schmerzten unerträglich, ihre Schienbeine waren abgeschürft. Dennoch, sie mussten immer weiter, mussten es schaffen. Bis nach oben, bis zur Freiheit.

Nach zwei Drittel des Aufstiegs mussten sie wieder eine Pause machen. Marian war am Ende. Seine erschöpften Muskeln versagten ihm den Dienst. Janis schaute bei dieser Gelegenheit wieder hinunter. Die drei Männer standen immer noch unbeweglich da wie zuvor, hielten die Taschenlampen auf den

Boden gerichtet und sahen zu ihnen hinauf. Es lag etwas ungeheuer intensives in ihrer Gelassenheit. Als ob sie auf etwas warteten. Irgendwo in den Tiefen seiner mittlerweile betäubten Denkfähigkeit, fragte er sich, worauf? Er wandte den Kopf wieder nach oben. Zwischenzeitlich waren sie näher an der oberen Lichtquelle heran. Ein wolkenloses Stück Sternenhimmel offenbarte sich ihm. Da wurde ihm ihre schreckliche Zwangslage auf einmal klar.

Ganz oben, am Rande der Öffnung, stand ein Mann. Er hob sich deutlich sichtbar im Mondlicht ab. Sein Gesicht lag teilweise im Schatten, aber Janis konnte ohne Schwierigkeiten die schimmernden weißen Zähne erkennen. Es sah aus, als lächelte er. Lächelte er vielleicht sogar wirklich? Die Klinge seines Messers schimmerte jedoch weniger humorvoll im Lichte der Stablampe, die er in der anderen Hand hielt. Plötzlich schaltete er seine Lichtquelle aus und glitt über den Rand des Loches nach unten.

Janis Gesicht zeigte keine Reaktion. Er hatte einfach nichts mehr, womit er hätte reagieren können. Einige Augenblicke verhielten sich die drei Gefährten reglos. Der Mann glitt währenddessen von oben her langsam aber sicher auf sie zu glitt. Eine kleine Steinlawine wurde durch seinen Abstieg ausgelöst. Dann war der Mann auch schon an ihnen heran. Sofort ging er mit seinem Messer auf Janis los. Um der scharfen Klinge seines Gegners zu entgehen, warf sich dieser blitzschnell auf die Seite. Doch aufgrund seiner Hast und der Steinbrocken, die immer noch unaufhörlich von oben herabrutschten, verlor er den Halt und begann hilflos nach unten wegzusacken. Instinktiv streckte ihm Marian sofort die Hand mit der Kette hin. Beinahe wäre er, sich überschlagend, einfach in die Tiefe gefallen. Die Chancen, seinen Sturz bremsen zu können, waren gleich Null, denn die Steine hatten sich durch die Attacke sehr gelockert. Der Angreifer konnte plötzlich sein Gleichgewicht nur dadurch halten, indem er sich auf allen Vieren auf dem steinigen Hang abstützte.

Das war der Moment, den Marian sofort zu nutzen verstand. Während Roxana ihren Geliebten wieder auf die Beine zu holen versuchte, zog er die Hand mit der Kette von ihm ab. Blitzschnell machte er zwei Schritte auf den Angreifer zu. Mit all der ihm verbliebenen Kraft, schlug er unbarmherzig auf den

Gebückten ein. Der Mann schrie, richtete sich schnell auf. Um einen eventuellen, weiteren Schlag abzufangen, hob er sogleich beide Hände schützend vor seinen Körper. Doch der ausgekochte Bengel, verschlagen und listenreich wie er war, benutzte beim zweiten Ausholen die Kette wie eine Peitsche. Er wickelte sie um die Beine des Mannes und zog einfach daran. Sofort wurde dieser auf der wackeligen Unterlage von den Beinen geholt, begann den Steinhang hinunterzurutschen. In einem verzweifelten Versuch, sich irgendwo festzuhalten, begann er zu schreien.

Durch sein Geschrei aufgeschreckt, die missliche Lage erkennend, begannen nun die anderen drei eiligst den Hang zu erklimmen. Doch durch den Sturz des ersteren lösten sich derartig viele Steine, dass daraus eine richtiggehende Lawine wurde. Als der Mann endlich die Distanz bis zum Boden hinuntergefallen war, lagen er und seine Kumpane, die sich nicht rechtzeitig aus der Gefahrenzone in Sicherheit bringen konnten, unter den Gesteinsbrocken der Lawine begraben. Vereinzelte Beine und Arme ragten aus dem Wirrwarr heraus.

Ohne auch nur einen Gedanken an die Verschütteten zu verlieren, begannen die drei sofort die letzten paar Meter zurückzulegen und kamen endlich wieder an die Oberfläche. Janis half Roxana über die Öffnung des Loches zu klettern. Dann zog er den ermüdeten Marian hinter sich her. Sie fanden sich auf einer kleinen Lichtung wieder. In deren Mitte stach das Loch der Öffnung, wie ein dunkler Punkt in der Landschaft, heraus. Sofort machten sie sich daran, einige Meter weiter die schützende Nähe der Dunkelheit der Bäume aufzusuchen. Schließlich wussten sie nicht, ob weitere Männer in der Nähe waren.

Der Himmel riss in diesem Moment vollkommen auf, als er hätte er auf ihr Erscheinen gewartet. Durch die Ritzen in der Wolkendecke fiel fahler silberner Lichtschein. Die eigenartige Kulisse wurde dadurch in eine unheimlich, gespenstische Atmosphäre getaucht.

Janis warf einen Blick zu der zerklüfteten Wolkenlandschaft hinauf. Die Ränder waren dunkelviolet, fast schwarz. Dunkle Klumpen zogen über sie hinweg und verbargen wieder einen Teil des Vollmondes. Hinter den Wolkenbergen schien sich ein bleiches Nichts auszudehnen.

Eine Eule, die auf einem Ast saß, sah auf die drei herab. Weil sie sich überhaupt nicht bewegte, wirkte sie irgendwie künstlich. Selbst der heranreichende Wind ließ ihr Gefieder nicht erzittern. Doch auf einmal drehte sie den Kopf und plusterte sich auf. Ihr scharfer Blick durchmaß den Raum und konzentrierte sich dann auf einen bestimmten Punkt. Schon flog sie davon.

„Roxana, weißt du wo wir sind?“, fragte er außer Atem.

„Nein, doch weit vom Friedhof können wir nicht sein“, antwortete sie ebenfalls erschöpft.

Marian, mittlerweile wieder Herr seiner Sinne, wusste nicht wie er sich verhalten sollte. Er wusste nicht, was er sagen oder was er tun sollte, noch wie er seine Schwester um Vergebung bitten und seine Schande wieder gutmachen könnte. Doch noch waren sie nicht in Sicherheit, noch waren sie den Bösewichten nicht entkommen.

„Janis, wenn ich richtig mitgezählt habe, hat es bis jetzt Vlad, seine Männer und die beiden Leibwächter Casians erwischt. Doch wo ist Casian selbst? Ich kann mir nicht vorstellen, dass er über alle Berge ist. Nach allem, was ich schon über ihn gehört habe, ist das kein Mann, der vor irgendetwas zurückschreckt. Der würde es auch ohne Waffen mit einem halben Dutzend anderer aufnehmen.“

„Deshalb müssen wir auch sofort weiter, müssen zu den Zigeunern aufstoßen. Allein kann er gegen uns alle nichts unternehmen. Los, bewegt euch.“

So begannen sie einfach in eine Richtung zu laufen, von der er glaubte, die Richtige zu sein. Ein paar Minuten später hatten sie einen Punkt erreicht, den Roxana wiedererkannte. Jetzt wusste sie genau, in welche Richtung sie sich wieder orientieren mussten.

Der Vollmond hatte wieder seinen perfekten Kreis erreicht und leuchtete ihnen den Weg. Er war am Himmel wie ein runder Scheinwerfer, der sein Licht auf die Erde streute und der Dunkelheit den Schrecken nahm. Um ihn herum funkelten die Sterne. Sie schickten einen blassen, fahlen Schimmer dem Erdboden entgegen und verstreuten ihn dort. Roxana gab sich auf einmal ganz der Natur hin. Sie achtete beim Laufen auf die sie umgebenden Geräusche. Es war nie ganz still. Immer wieder raschelte und scheuerte es neben und hinter ihnen. Die Tiere der

Nacht waren längst erwacht. Allerlei Kleintiere und Mäuse, sogar Marder gab es hier. Selbst Wölfe trieben sich gelegentlich hier herum. In den letzten Jahrzehnten hatten sie sich wieder aus der Ukraine hierher verirrt. Ein derartiges Tier hatte sie aber persönlich noch nie gesehen.

„Janis, schau doch mal hoch“, sagte sie zu ihm und lachte endlich wieder.

Alle hoben die Köpfe und blickten, schauten und staunten, denn es war einfach wunderbar, nach den Strapazen der Höhle. Ein Schauspiel, das die fürchterlichen Begegnungen mit den bösen Männern beinahe vergessen ließ. An das, was vor ihnen lag, wollten sie in diesen Augenblicken nicht denken. Dunkelblau, dabei so tiefwirkend und gleichzeitig zum Anfassen nahe, spannte sich das nächtliche Firmament. Das war nicht nur irgendein Himmel, das war die Weite des Alls, die Unendlichkeit des Universums, die zu Träumereien verlockte und zum Philosophieren einlud.

Und dann die Sterne. Roxana hatte den Eindruck, als wären Millionen winziger Lämpchen eingeschaltet worden. Und dazu der Vollmond in seiner ganzen Pracht. Eine tolle Kulisse. Der Mond war dermaßen hell, dass man auf seiner Oberfläche sogar die diversen Landschaften erkennen konnte. Verschieden Bereiche zeichneten sich als graue Schatten ab. Ein Mond, wie von einem Maler geschaffen, dachte sie. Es war, als erfahre sie ein Wunder. Sie sah es nicht nur, sondern erlebte es richtiggehend. Zumindest ihr rann ein Schauer der Ehrfurcht über den Rücken. Eine Gänsehaut, die so rasch nicht weichen wollte.

„Was ist los mit dir?“, fragte Janis, der eine Veränderung in ihrem Gesicht bemerkt hatte.

„Mich macht der Himmel an“, erwiderte sie fröhlich. „Ist es nicht wunderbar? Sonst schaut man sich dieses Schauspiel nicht unbedingt jeden Tag an, wenn der Mond voll ist. Aber nach den Strapazen vorhin, freue ich mich jetzt riesig darauf, dies erleben zu dürfen.“ Roxana schaute immer wieder zum Himmel hoch. Als wäre sie gezwungen, den Blick auf den Mond zu richten. Dabei lief sie weiter und achtete darauf, nicht zu stolpern. Doch ihr Blick war weiterhin in die Höhe gerichtet, als hätte sie Angst, dass der Mond wieder verschwinden könnte. Ihre Flucht, ihre Verfolgung,

alles lag auf einmal so weit zurück. In den letzten Minuten war es ihr wieder gelungen, andere Prioritäten zu setzen. Sie ging wie ein Schlafwandler, wie ein Mondsüchtiger, einfach des Pfades entlang.

Nach einer Weile erreichten sie endlich den verlassenen Friedhof. Dort gingen sie auf und ab, fanden jedoch niemanden vor. Die Zigeuner, die sich hier auf die Lauer gelegt hatten, waren verschwunden. Die Bäume und Grabsteine warfen harte Schatten über weiß ausgeleuchtete Flecken auf dem Boden, aber sonst, war nichts zu hören. Um sie herum herrschte eine besondere Stille, die man nur in solchen Nächten erlebte. Sie war tief und fast zum Greifen nahe und erfüllte das Gelände mit einer gefälligen Ruhe. Dennoch, die Gefährten fühlten sich nicht wohl in dieser Umgebung.

Plötzlich empfanden sie den Himmel über ihnen wie einen gewaltigen Staudamm. Seine Farbe war ein tiefes Blau und mit kalten Sternen fixiert. Etwas stimmte hier nicht. Janis konnte es förmlich spüren. Unruhig bewegte er sich hin und her. Dauernd schaute er sich um, was den anderen beiden auffiel.

„Was ist los mit dir?“, fragte Marian besorgt.

„Ich kann es dir nicht genau beschreiben, aber ich habe das Gefühl, dass wir hier nicht alleine sind.“

Roxana horchte ebenfalls in die Nacht hinein. Sie schielte dabei sogar zum Mond hinauf, als könnte er ihr eine Antwort geben. Doch die gelbe Scheibe schwieg. Ihre Augen befanden sich in ständiger Bewegung, sie achtete auf jedes noch so kleine Geräusch. Selbst gegen den leisen Wind, der mit den Blättern der Bäume spielte, hegte sie großes Misstrauen. Aus dem Nichts nahm sie plötzlich die gespenstischen Umrisse eines großen Vogels wahr. Das Federvieh glitt durch den dunklen Wald. Sie spürte den Druck seiner mächtigen Schwingen in der Luft, als er nah an ihr vorbeiflog. Sein Schatten folgte ihren Schritten, als wäre er zu flüsterndem Leben erwacht. Ein Schauer lief ihr über dem Rücken.

Plötzlich vernahmen sie ein vages, kaum hörbares Geräusch. Es war wie ein Schlagen mit irgendwelchen, nicht definierbaren Dingen, dass die Stille des Waldes aufwühlte. Seine Provenienz war nicht eindeutig bestimmbar. Etwas war im Wald, lauerte in ihrer Nähe. Doch auf einmal, war es wieder still. Sie

warteten, lauschten. Roxana spürte etwas Kaltes auf ihrer Haut. An ihrem Hals zuckte es. Sie sah nichts, aber sie glaubte auf einmal fest daran, dass etwas passieren würde.

„Was tun wir jetzt?“, fragte sie. „Unheimlich, nicht wahr? Sollen wir wieder zum Lager gehen?“ Janis antwortete nicht. Er horchte nur gebannt in die Finsternis hinaus.

„Was bleibt uns anderes übrig? Sollen wir hier vielleicht warten, bis Casian auftaucht oder uns jemand aus dem Hinterhalt erschießt?“, meldete sich Marian.

Wie ein Pistolenschuss war darauf das Knacken, das plötzlich durch die Nacht hallte. Roxana stockte der Atem. Sie startete in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war und sah einen vagen Schatten, der um einen Baumstamm herumschlich. Etwas, das aussah wie ein wellendes Gewand, löste sich aus der dunklen Umgebung eines großen Baumes.

„Janis, da ist jemand“, wisperte sie. „Ich habe ihn gesehen, ganz sicher! Zwar undeutlich, aber er schien eine Art Gewand zu tragen . . .“

Und sie hatte sich nicht getäuscht. Es geschah urplötzlich und ohne jede Vorwarnung. Etwas kam aus dem Wald heraus. Sie hörten erneut das Knacken eines Astes, dann sahen sie etwas Schwarzes, das die Deckung des Waldes verließ und langsam vom Licht des Mondes erfasst wurde.

„Los, hauen wir ab“, schrie Marian. „Oder sollen wir hier vielleicht auf Casian warten?“

„Nicht nötig“, sagte auf einmal eine selbstbewusste, herrische Stimme auf Deutsch. Ein Schatten begann sich zwischen den Bäumen zu bewegen. Seine Umrisse waren zunächst unklar. Er schien wie die Männer zuvor, ganz in schwarz gekleidet zu sein. Doch je näher er auf sie zukam, desto deutlicher zeichnete sich die Erscheinung im Schein des Vollmonds ab.

Langsam nahm die Gestalt Form an. Die Kleidung hatte etwas welliges und fließendes an sich, wie eine schwere Gardine, die sich im Wind bewegte. Dann jedoch begann sich der Ankömmling genauer herauszukristallisieren. Am Ende standen sie einem athletisch gebauten, reifen Mann gegenüber, der in der Kutte eines Mönches steckte. Er stand ihnen unübersehbar gegenüber, wie der Schatten einer Regenwolke.

„Marian, schau, der Mönch!“ , schrie Roxana auf einmal. Und plötzlich war die Erinnerung längst vergangener Tage wieder voll da. „Er ist es! Der Mann, der uns einst aus unserem Elternhaus geraubt hat.“ Plötzlich war alle Müdigkeit von ihr gewichen. Wie eine Tigerin kurz vor dem Angriff, stand sie sprungbereit da. Sie wurde jedoch von Janis festgehalten, damit sie sich nicht sofort auf den Mönch stürzte.

„Janis, los mich los, verdammt noch mal. Er ist es! Dieses Schwein hat uns einst das Leben und die Zukunft versaut.“ Sie versuchte sich aus seiner Umklammerung zu befreien, doch vergebens. „Ich möchte diesen Hundesohn umbringen. Lass mich los!“ Sie wurde knallrot, war vor Rage den Tränen nahe.

„Du warst es“, fragte Marian, „der mich an Karl verkauft hat? Damit der mit mir Tag für Tag machen konnte, was er wollte? Der mir darauf eingebläut hat, dass die Zigeuner mich und meine Schwester geraubt und verkauft hätten? Weißt du, dass ich daraufhin bis zum heutigen Tag, alle Zigeuner deswegen gehasst habe? Kannst du dir vorstellen, wieviel Böses ich deswegen anderen Menschen zugefügt habe?“ Er begann langsam auf den Schwarzgekleideten zuzugehen. „Ja, jetzt erinnere ich mich ganz genau. Du bist es wahrhaftig. Sicherlich trägst du auch immer noch die goldene Halskette unter der Kutte.“

Um dem jungen Mann den Beweis zu erbringen, dass er sich wirklich erinnerte, griff Casian an der Halskrause unter die Kutte und beförderte ein goldenes Amulett ans Tageslicht. Gefällig baumelte die Kette an seinem Hals. Er schaute ihnen sogleich in die Augen und lächelte selbstsicher.

„Ich bin untröstlich, aber ich weiß leider nicht, wer ihr seid“, mokierte er sich. „Dafür habe ich in all den Jahren zu viele Geschäfte, beziehungsweise Warenlieferungen dieser Art, getätigt. Doch wenn ihr es sagt, wird es sicherlich so sein. Wer bin ich, dass ich mir erlauben könnte, daran zu zweifeln“, witzelte er. „Letztendlich ändert dies aber nichts an der Tatsache, dass ich euch jetzt leider zur Hölle schicken muss.“

„Warum?“, mischte sich jetzt Janis ins Gespräch, der immer noch mit Roxana zu kämpfen hatte. „Warum kannst du es nicht gut sein lassen? Es reicht, verdammt noch mal! Die beiden haben genug gelitten. Roxana hat bis heute niemandem von euch

und euren Machenschaften erzählt, und Marian, . . . der wird sich hüten, denn er selbst hat eine große Schuld auf sich geladen. Also, warum gehen wir nicht einfach jeder seinen Weg und vergessen einander?“

Casian war mittlerweile recht nahegekommen. Nur noch einige Meter trennten ihn von den dreien. Er hatte seine Hände unter die Kutte geschoben, wo es wahrscheinlich Öffnungen gab. Darunter konnte er alle möglichen Waffen tragen. Selbst eine kleine Maschinenpistole, wie eine Uzi oder eine Skorpion, hätte darunter Platz, ohne dass man ihrer gewahr wurde.

Langsam hatte er Roxana wieder unter Kontrolle. Diskret zog er seine Waffe und harpte der Dinge, die nun passieren würden. Irgendwie hoffte er immer noch die Situation entschärfen zu können. Andererseits spekulierte er darauf, dass Casian endlich einsah, dass sein Engagement nunmehr vollkommen unnötig war. Doch in all der Aufregung, hatte er nicht mit Marians Torheit gerechnet.

Plötzlich zog der junge Hitzkopf an ihm vorbei, baute sich vor dem Gegner auf und begann seine Kette zu schwingen. Der lachte ihm nur höhnisch ins Gesicht, wusste er doch, dass ihm dieser Taugenichts nicht gefährlich werden konnte.

„Marian, komm zurück, mach keinen Unsinn“, versuchte Janis den Dummkopf zur Räson zu rufen. Doch der junge Querulant, ließ sich von seinen Rachegeleüsten, nicht abbringen. Er wollte mit Casian abrechnen, wollte ihn dafür töten, dass er ihm und seiner Schwester so viel Leid beschert hatte.

„Geh mir aus dem Weg, du Tor. Mit dir habe ich nichts zu schaffen“, bellte Casian. „Bis vor kurzem dachte ich noch, du wärst einer von uns. Einer von Karls Männern. Also, lass es dabei bewenden und scher dich zum Teufel. Ich will nur den Griechen und das Mädchen. Und jetzt weiche!“

Das war der Moment, wo Marian die Hand hob und die Kette niedersausen ließ. Doch er hatte nicht mit der blitzartigen, geschmeidigen Wendigkeit seines Gegners gerechnet, der sofort zur Seite gewichen war. Gleich darauf schoss sein rechtes Bein hoch, vollführte eine Drehbewegung und traf ihn am Kopf. Er taumelte, fing sich jedoch wieder ohne zu fallen. Doch noch bevor er sich wieder sammeln konnte, war der Gegner schon wieder

heran. Knallhart schlug er ihm mit der Rückhand ins Gesicht und haute ihn regelrecht um, sodass er benommen am Boden blieb.

„So, die Ratte wird eine Weile beschäftigt sein. Endlich können wir Männer uns einander zuwenden“, sagte er zu Janis. „Warum musstest du dich in Dinge einmischen, die dich nichts angehen, Grieche? Was willst du nur bei diesen Leuten, was gibt es hier für dich zu holen? Ein Mann wie du, aus einer besseren Welt, kultiviert, belesen vielleicht, erfolgreich? Wie wäre es, wenn du für mich arbeiten würdest?“ Doch der Gefragte konterte nur mit einer Gegenfrage.

„Das Gleiche könnte ich dich fragen. Was willst du von diesen Leuten? Gibt es denn in diesem Scheißland nichts anderes für dich zu tun?“

Marian begann sich wieder zu regen. Roxana wollte schon zu ihm rennen, doch Janis hielt sie davon ab. Noch war nicht abzusehen, was Casian im Schilde führte. Erneut die Hände unter den Falten seiner Tracht verborgen, musterte er selbstgefällig seinen Gegenüber.

„Deine Männer sind alle tot. Glaubst du nicht, dass es reicht? Müssen noch mehr sterben, um deinen Egoismus zu befriedigen?“, versuchte er ihn erneut zur Raison zu bringen. Dieser Idiot musste doch endlich einsehen, dass das Spiel zu Ende war.

Er wusste, er konnte auf den Bösewicht schießen. Doch würde er ihn auch treffen? Wenn er daran dachte, mit welcher Geschwindigkeit und Wendigkeit sich dieser Marians entledigt hatte, kamen ihm Zweifel. Das einzige was er tun konnte, war Zeit zu schinden. Zeit, damit Roxana und Marian das Weite suchen konnten.

Er überlegte, dass wenn er zur Waffe griff, sein Gegner sicherlich dasselbe tun würde. Und dann? Doch er hatte keine Zeit weitere Gedanken zu spinnen, denn auf einmal begann Casian die beiden zu umkreisen.

„Pass auf, Grieche. Ich mach dir einen äußerst generösen Vorschlag. Wir beide, du und ich, kämpfen um die glamouröse Zigeunerprinzessin. Wenn du mich tötest, dann könnt ihr glücklich werden und viele kleine Bastarde haben. Wenn ich gewinne, tja dann?“

„Also ich“ Weiter kam er jedoch nicht, denn Casian sprach weiter.

„Du hast sowieso keine Wahl. Wenn du nicht kämpfst, töte ich euch sowieso. Also, was hast du zu verlieren? Leg die Waffe auf den Boden und bereite dich zum Kampf.“

Janis sah ein, dass Casians Worte eine gewisse Logik hatten, die nicht zu widerlegen war. Roxana sah ihm verloren in die Augen und er gab ihr zu verstehen, dass es jetzt keinen Ausweg mehr gab. Er hoffte, den Widersacher so lange hinhalten zu können, bis sie das Weite gesucht hatte. Dann würde er weitersehen, sollte er da noch aufrecht stehen und am Leben sein.

„Und du, lege deine Mönchskutte ab“, forderte er, „damit wir sehen, was du darunter verbirgst.“

„Ich hoffe, du hast deinen Frieden mit deinem Gott gemacht, Grieche. Die Hölle erwartet dich“, brüllte Casian und schlüpfte aus seiner Tracht. Auch er legte die Waffe, die er am Gürtel in einem Holster trug, auf den Boden. Dann ging er ohne weitere Worte auf Janis los.

Für einen um zwanzig Jahre älteren Mann, war er immer noch unheimlich wendig und dynamisch. Sofort sprang er Janis an und versetzte ihm einen derartig harten Schlag gegen den Kopf, dass dieser einige Meter nach hinten taumelte. Doch er fing sich gleich wieder, bereit Casians neuen Ansturm zu trotzen.

Dieser tippelte wie ein Balletttänzer um ihn herum, war wieder bereit den nächsten Schlag auszuführen. Janis hatte größte Mühe, seiner Choreographie zu folgen. Immer wieder näherte sich der Gegner, täuschte Angriffe vor, die er aber letztendlich nicht ausführte. Es war ihm anzusehen, dass es ihm richtiggehend Spaß machte, dass er geradezu auflebte! Ein nervenaufreibendes Katz-und-Maus Spiel begann. Und Janis wusste, dass ein unsichtbarer Regisseur ihm der Rolle der Maus zugeschanzt hatte.

Erneut näherte sich der Gegner wieder. Diesmal schien es, als ob er wieder zuschlagen würde. Doch plötzlich wurde die Nacht von allen Seiten erhellt. Geräusche wurden hörbar. Einige Sekunden später begannen sich aus der Finsternis zahllose Schatten herauszukristallisieren und Gestalt anzunehmen.

„Sie sind wieder da!“, schrie Roxana plötzlich. „Janis, die Zigeuner sind wieder zurück.“

KAPITEL 92 Casian Tod durch die Hunde

Die ganze Sippe, das ganze Dorf schien sich mitten in der Nacht auf dem Gelände des verlassenen Friedhofs eingefunden zu haben. Viele trugen selbstgemachte Fackeln mit sich. Sie drängten sich durch die Grabsteine hindurch und fluteten das Gelände in ein wallendes Feuermeer, dessen Flammen im sanften Wind tanzten.

Einen Moment später hatten sie die Streithähne umzingelt. Selbst Stancu war dabei, der jetzt abseits an der Friedhofsmauer lehnte und in seiner Tasche nach seinen Zigaretten und Feuerzeug suchte. Während er den Rauch seiner Kippe hinausblies, dachte er über das Wesen der Menschen nach. Die Ambivalenz, die im Herzen der Gadschos schlummerte, konnte er nicht begreifen.

Das Vermächtnis der Verbitterung und des nackten Misstrauens, das viele Jahrhunderte der Unterdrückung und Ungerechtigkeit hinterlassen hatte, konnte er nicht verstehen. Desgleichen konnte er nicht einsehen, warum die dünne Kruste zivilisierten Verhaltens manchmal durchbrochen wurde von diesem alten Vermächtnis: Der von den Vorvätern übernommenen Tradition von Hass, Überfall und schneller Vergeltung seinem Volk gegenüber.

Andererseits hatte er bisher am allerwenigsten die Furcht verstanden, die in der Zigeunerseele schwärzte: Die Furcht, das Unterdrückung und Ausbeutung nur jene erteilte, die es auch verdienten. Doch warum sollte sein Volk ein solches Schicksal verdienen? Er zog noch einmal an seinem Glimmstängel, dann warf er die glühende Kippe auf den Boden und zertrat die Glut mit den Schuh. Dann näherte er sich dem Geschehen und den beiden Gegnern, die zunächst noch durch die Erscheinung der Zigeuner auf ihren Plätzen verharrten. Wie lange musste sein Volk noch leiden, bis ihm Gerechtigkeit widerfuhr, fragte er sich.

Der *baró*, von seinen beiden Hunden begleitet, zog der ganzen Sippschaft voran. Endlich trat er vor die beiden Kampfhähne. Das unerwartete Erscheinen der Zigeuner hatte Janis eine Verschnaufpause verschafft. Casian dagegen verhielt sich in Bezug auf deren Präsenz vollkommen gleichgültig. Plötzlich hob der Dorf-Chef die Arme, gebot seinem Volk

Schweigen. Er richtete einige Worte an die Gemeinschaft, dann trat Lasar vor, und sprach.

„Unser Anführer gebietet euch den Kampf einzustellen und es dabei bewenden zu lassen. Der Grieche kann bleiben, du aber“, wobei er auf Casian deutete, „musst auf der Stelle diesen Ort verlassen. Geh, woher du gekommen bist, und lass dich nie wieder bei uns blicken. Geh jetzt“, sprach er und zeigte herrisch mit seiner Hand Richtung Wald.

Doch Casian ließ sich durch die Worte des alten Mannes nicht beirren. Sofort ging er wieder auf Janis los. Noch ehe dieser in der Lage war, die Absichten seines Widersachers zu erkennen, hatte dieser einen unter seinem Hemd versteckten Dolch hervorgezaubert und hieb damit auf ihn ein. Sofort stach er zu, erwischte den ahnungslosen Griechen an der Schulter und verletzte ihn ernsthaft. Roxana schrie auf, die Menge erstarrte.

Wie in Hypnose spürte er das warme Blut, das in einem dicken Rinnsal an seinem Arm und Rücken herunterlief. Doch schon kam Casian wieder tänzelnd daher. Er legte das Messer von der einen in die andere Hand und spähte auf den günstigsten Moment, um erneut zustechen zu können.

Der *baró* schrie den beiden irgendetwas zu, das Janis jedoch nicht verstand. Einige Zigeuner versuchten sich dem Bösewicht zu nähern. Dieser war jedoch dermaßen beweglich, dass sie ihn nicht fassen konnten. Blitzschnell schlug er den ersten beiden dermaßen brutal ins Gesicht, sodass die übrigen wieder zurückschraken.

Durch den Blutverlust geschwächt, stand er mittlerweile auf zitternden Beinen und taumelte an der rauhen, schmutzigen Wand der kleinen Kapelle entlang. Er rutschte mehr, als dass er ging. Der Boden unter ihm schien wie eine Schaumgummimasse nachzugeben. Es wurde dem Verletzten nicht bewusst, dass er stürzte und sich mühsam wieder aufrichtete. Seine Sinne schalteten langsam ab. Ich brauche Hilfe, dämmerte es noch in seinem Gehirn, dann kam auch schon der erste Aussetzer. In seinem fiebernden Bewusstsein machte sich der Gedanke breit, dass dies alles nur ein furchtbarer Traum und niemals Wirklichkeit war. Durch den zähen, dunklen Nebel, der über seinen Augen wallte, erkannte er Roxana, die seinen Namen rief. Dann knickte

er ein und fand sich am Boden wieder. Doch keiner konnte ihm helfen, denn zwischen ihm und den anderen stand Casian.

Der hatte sich wieder der Zigeuner entledigt und wollte erneut auf Janis zugehen. Obwohl er sah, dass der Grieche nicht mehr kampffähig war, wollte er sich seinen Sieg nicht nehmen lassen. Er wollte ihn auskosten. Doch der *baró* schritt nun furchtlos auf ihn zu. Von seinen beiden Kötern begleitet, schrie er ihm einige Verwünschungen zu, die diesen jedoch nicht unbedingt zu beeinflussen schienen.

„Wo seid ihr, Männer dieses edlen Stammes, dass es nur ein alter Mann wagt, sich mir entgegenzustellen?“, warf er seinerseits der Menge vor. „Seine beiden Schoßhunde haben mehr Mut, als ihr alle zusammen. Hat den keiner die Courage, gegen mich zu kämpfen? Na los, was ist? Hatte nur der Gadscho Eier, sich mit mir einzulassen?“ Casian spuckte verächtlich aus, beleidigte die ganze Bagage.

„Na gut, ihr wollt es nicht anders“, schrie er und schnappte sich darauf den vor ihm stehenden Clanchef von hinten, presste ihm sein Messer an die Gurgel. „Gibt es denn in euren Rängen nur Weiber? Soll ich mich vielleicht mit Roxana im Zweikampf messen?“ Er lachte der versammelten Mannschaft hämisch ins Gesicht. „Ihr kotzt mich alle an“, sagte er auf einmal, riss den Alten an seinem Hemd herum und schlug ihm mit aller Kraft, mit einem zielgerichteten Faustschlag, zu Boden.

Sofort raunte es in der Menge. Blutüberströmt lag der alte Mann am Boden. Casian beschloss, dass es nun genug war. Mit aller Kraft hielt er sein Messer fest in der Hand. Mit dem festen Willen ihm endlich den Gnadenstoß zu versetzen, steuerte er erneut auf den verblutenden Griechen zu. Doch er hatte nicht mit der Verbissenheit des alten Mannes gerechnet, der sich schon wieder auf allen Vieren hinter dem Fremden hergemacht hatte und ihn nun von hinten ansprang.

„*Te del o béng . . .*“, sagte Stancu auf einmal. Der Teufel soll den Gadscho holen und griff ebenfalls an. Marian, der mittlerweile wieder auf dem Damm war, vereinte sich mit ihm. So zogen sie gemeinsam gegen den Bösewicht. Durch deren Handeln ermutigt, sprangen nun weitere Zigeuner ins Geschehen ein und wollten sich alle gleichzeitig auf den Schurken stürzen. Doch

unbeeindruckt der gegnerischen Überzahl, schnappte der sich erneut den *baró* am Hals, zog ihn wie eine Puppe hoch und stieß ihm mit der anderen das Messer in den Bauch.

Daraufhin verharrten die meisten Männer wie paralysiert. Während er den Schwerverletzten wieder losließ, krümmte der sich, hielt sich mit beiden Händen den blutenden Bauch und glitt zu Boden. Casian bückte sich und wollte den Alten erneut hochziehen, als plötzlich aus dem Nichts heraus die beiden Hunde wie verrückt zu kläffen begannen. Der Speichel troff von ihren Lefzen. Sie gebärdeten sich plötzlich wie tollwütig. Der Schwarzgekleidete reagierte sofort und es gelang ihm noch, sich zu den Bestien umzudrehen.

Doch der erste Köter hatte ihn schon angesprungen, sodass er das Gleichgewicht verlor und auf allen vieren zu Boden stürzte. Die zweite Bestie fiel daraufhin sofort über seinen Oberschenkel her. Er hörte das Geräusch zerreißenden Stoffes fühlte einen schrecklichen Schmerz am Bein, nachdem der Hund seine Zähne in seinen Oberschenkel gestoßen hatte. Es schmerzte höllisch. Casian schrie auf und verlor für einen Moment die Kontrolle. In diesem Augenblick packte ihn der erste Hund am Nacken und hielt an ihm fest. Den Bruchteil einer Sekunde später hatte er sich wieder so weit unter Kontrolle. Er konzentrierte sich auf den Köter an seinem Oberschenkel. Blindlings stach er zu, fühlte einen weichen Widerstand und hörte ein entsetzliches Jaulen. Seine Hand wurde klebrig vom heraussprudelnden Lebenssaft des Hundes.

Den meisten Zigeunern erstarrte das Blut in den Adern. Einige versuchten sich den Hunden zu nähern. Doch ohne von ihrem Opfer abzulassen, knurrten die Bestien dermaßen bedrohlich, sodass sie es unterließen. Casian wiederum versuchte nach dem Hund zu schlagen, der seinen Nacken im Maul hatte. Er fühlte, wie seine Kräfte nachließen und erkannte, dass er nicht mehr lange in der Lage sein würde, seine Bewegungen zu kontrollieren. Zentnergewichte schienen an seinem Oberschenkel und seinem Nacken zu hängen.

Noch einmal schrie er auf und mobilisierte seine letzten Kräfte. Dann stach er nochmals gegen den Körper an seinem Bein. Der verletzte Hund wurde erneut verwundet. Wie verrückt

gebärdete er sich und rollte sich mit seinem ganzen Körpergewicht hin und her. Den Oberschenkel ließ er jedoch dennoch nicht los. Durch die unkontrollierten Bewegungen des Tieres wurde Casian aber vollkommen herumgewirbelt. Sein Gesicht wurde plötzlich in die feuchte Erde gedrückt. Auf einmal lag sein Oberschenkel über der Bestie, sodass er eine gute Ausgangsposition hatte, um dem Köter endgültig den Garaus zu machen. Zielgerichtet stach er dieses Mal in den Hals des Zweibeiners. Ein letztes Mal zuckte das sterbende Tier mit spastischen Bewegungen auf, rotierte plötzlich jaulend herum und ohne einen weiteren Ton von sich zu geben, stürzte es schwer neben ihm zu Boden. Es hatte sein Leben ausgehaucht.

Der andere Hund hielt ihn aber immer noch mit seinem gewaltigen Kiefern am Nacken fest, wie man es ihm einst beigebracht hatte, als es in den alten Zeiten noch galt, die Wölfe zu bekämpfen. Er schien auf einen Befehl seines Herrn zu warten, um seine Fangzähne vollends in das Fleisch des Gegners zu schlagen. Casian wagte es nicht sich zu bewegen und überlegte, wie er sich des Hundes entledigen könnte.

„Beiß!“, rief ihm Lasar im Flüsterton zu, der sich mittlerweile um den verletzten *baró* kümmerte. „Beiß endlich zu, verdammte, nichtsnutzige Tölle“, schrie er verzweifelt. Doch der Hund hörte nicht auf ihn, reagierte wahrscheinlich nur auf eine bestimmte Stimme.

Casian schlug nun mit dem Messer hinter sich, versuchte den Zweibeiner zu verletzen. Doch dessen vorteilhafte Position in seinem Rücken, hielt ihn praktisch außer Reichweite der Messerstiche. Keiner wagte es, sich dem in Rage befindlichen Hund oder Casian zu nähern. Wieder spornten die Zigeuner den Hund an, endlich ein Ende zu machen, doch vergebens. Der vermaledeite Köter reagierte nicht auf ihre Zurufe.

„Er wird nicht zubeißen“, sagte auf einmal eine alte, gebrechliche Stimme. Die Zigeuner drehten sich schlagartig um und hatten auf einmal die alte Wahrsagerin vor sich. Sie stand auf einmal unter ihnen, schien jedoch vollkommen desinteressiert am ganzen Geschehen.

„Der verdammte Köter wird nicht zubeißen“, sagte sie emotionslos. „Erst wenn ich es ihm befehle.“ Sie hatte aus einiger

Entfernung mit angesehen, wie der Fremde den *baró* angegriffen und dann mit dem Messer verletzt hatte. Als sie sah, wie der Dorf-Chef blutend auf die Erde fiel und ihr bewusst wurde, dass sein Schicksal besiegelt war, hatte sie endlich die Hunde auf den Fremden losgelassen. Die Alte ging um die Menge herum, tigerte zu Casian und beugte sich zu ihm hinunter. Dieser versuchte immer noch den Hund von sich abzuwerfen, doch es war vergebens. „Wirst du von hier abziehen, wenn der Hund von dir ablässt, Gadscho?“, fragte sie ihn vollkommen unpersönlich.

„Fahr zur Hölle, du alte Hexe“, war alles was sie zur Antwort bekam. „Wenn die Tölle mich loslässt, bist du die erste, der ich das Herz herausreiße und dann dem Köter zum Fraß vorwerfe.“

„Dann ist es um dich geschehen“, sagte die Alte und zischte daraufhin einige unverständliche Laute an den Hund. Augenblicklich begann der Hund sich wie tollwütig zu gebärden. Es knackte richtiggehend als er noch fester zubiss, während er dabei den Kopf hin- und herriss.

„Ich treffe euch alle wieder in der Hölle . . .“, konnte Casian gerade noch von sich geben. Man hörte das Genick des Schurken brechen. Er war sofort tot. Der Hund ließ jedoch weiterhin nicht von ihm ab. Erst als die alte Wahrsagerin ihm liebevoll über den Hals strich und einige geheimnisvolle Worte in sein Ohr flüsterte, gab er endlich sein Opfer auf. Langsam trottete er dann winselnd zu seinem Herrn und legte sich wie immer an seine ihm angestammte Seite.

Jetzt rannte Roxana endlich zu Janis und konnte sich um ihn kümmern. Bisher war sie durch Casian und die Hunde verhindert gewesen. Sie versuchte ihn langsam hochzuziehen. Stancu und Marian rannten ebenfalls sofort herbei und halfen, den Verletzten beim Laufen zu stützen. Roxana verband ihn notdürftig, um den Blutverlust zu stoppen. Es ging ihm auch schon wieder ein wenig besser, da er sich in den letzten Minuten nicht mit Casian hatte messen müssen.

Der *baró* hingegen war schwer verletzt. Doch nach Meinung des *Curandero*, der mittlerweile von irgendwoher aufgetaucht und eine erste medizinische Analyse erstellt hatte, würde der alte Haudegen nochmals mit dem Leben

davonkommen. Man hatte ihn gegen einen schrägliegenden Grabstein gelehnt. Sein treuer Hund hatte an seiner Seite Platz genommen und seinen großen Schädel auf die Beine des alten Mannes gelegt. Einer hielt ihm eine Flasche mit Schnaps hin. Der Dorf-Chef nuckelte sofort daran, als ob sein Leben davon abhängen würde.

Roxana stützte ihn nunmehr ganz allein. Zusammen gingen sie langsam ein wenig abseits der anderen und setzten sich auf einen umgestürzten Baumstamm. Sie wollte ihn endlich wieder für sich alleine haben

„Janis, ich hatte so furchtbare Angst um dich“, war alles, was sie jetzt sagen konnte. Alles weitere las er in ihren Augen.

„Roxana, hör mir bitte jetzt gut zu! Ich möchte, dass du alles vergisst, was heute Nacht passiert ist. Vergiss, dass du je hier warst. Lösche die ganze Geschichte aus deinem Gedächtnis. Behalte in deiner Erinnerung nur das Wenige, das Schöne, was wir zusammen erlebt haben. Sobald du, wie ich hoffe, demnächst im Flugzeug sitzt, wird dies alles hier vergessen sein. Du wirst dann eines Morgens aufwachen und ganz normal weiterleben, als ob nie etwas geschehen wäre.“ Doch er wusste auch, dass Menschen sonderbare Wesen waren. Sie vergaßen immer, was sie nicht vergessen wollten, und dachten stets an das, was sie lieber vergessen hätten. „So, und jetzt quäle mich bitte nicht mit Diskussionen, denn ich kann nicht mehr.“

So blieben sie eine Weile auf dem Baumstamm sitzen. Roxana nahm seine Hand, drückte sie an ihre Wange und küsste sie. Die Stimmen der Zigeuner waren kaum noch zu vernehmen. Der Hund lag immer noch auf den Beinen seines Herrn. Das Bewusstsein des Tieres war vergleichbar mit einer empfindlichen Elektronik. Es nahm Schwingungen auf und wusste sie genau zu deuten. Das Tier spürte die Gefahr, der sein Herr ausgesetzt war. Deswegen war es, seit es an seiner Seite lag, regelrecht nervös. Ein fast hilfloses Knurren drang aus seinem Maul. Es hatte die Schnauze weit aufgerissen, Geifer tropfte hervor, und sein Kopf bewegte sich von der einen Seite auf die andere.

Auf einmal wurde Janis wieder lebendiger. Er versuchte sich aufzurichten, wobei er sich schwertat und von ihr gestützt werden musste.

„Komm Liebes, lass uns von hier verschwinden. Wir haben den Dahingeshiedenen lange genug Totenwache gehalten. Lassen wir ihnen ihren Frieden.“

Jetzt hieß es erst mal wieder das Lager erreichen. Morgen würden die Zigeuner beraten. Dann würde man sehen, wie die Geschichte zu Ende gehen würde. Würde die Polizei eingeschaltet werden, oder würden die Zigeuner einfach alle begraben, so als wäre nie etwas geschehen? In diesem Moment war es ihm schlicht und einfach egal.

Sie trotteten zusammen Richtung Lager. Bald erreichten sie die kleine Lichtung, von der man einen Blick über das Tal hatte. Winzige Lichter schimmerten am Horizont. Kleine, beleuchtete, unbedeutende Punkte, die wahrscheinlich Beleuchtung von Straßenlaternen oder Fenstern waren, hinter denen normale Menschen lebten, lachten und sich freuten.

Sie standen da, schauten über den Horizont. Irgendwo in der Ferne blitzte es mehrmals. Mittlerweile hatte es wieder leicht zu regnen begonnen. Doch die beiden schienen es nicht bemerkt zu haben. Der Vollmond war wieder hinter dunklen Wolken verschwunden. Hand in Hand lauschten sie der eindringlichen Stille der Nacht. Deren Intensität wurde selbst durch das Fallen der Regentropfen, nicht beeinträchtigt. Winzige Tropfen benetzten Roxanas Haar, während sie zum Himmel hinauf sah.

„Janis schau, der Regen,“, sagte sie auf einmal, als ob es ein weltbewegendes Ereignis wäre.

In der Ferne zuckte ein Blitz durch die Finsternis, es folgte ein Donner. Sie näherte sich ihm und drängte sich gegen ihn, bis er die Wärme ihrer Haut durch die feuchte Kleidung hindurch spüren konnte. Während sie die Arme fest um seinen Hals schlang, legte sie ihren Kopf auf seine Schulter. Weit weg am Horizont schien eine ewige, unerschütterliche Ruhe zu herrschen.

Er schloss die Augen und roch den Duft ihres Haares, das kühl an seiner Wange lag. Dort draußen, weiter hinten am Horizont, regnete es nun heftiger. Milliarden und Abermilliarden von kleinen Tropfen, die vom Himmel fielen und sich für einen kleinen Moment eines harmonischen Daseins erfreuten. Dann öffnete er die Augen und die Realität hatte ihn wieder eingefangen.

„Komm Kleines, es ist Zeit“, sagte Janis. „Zeit zu gehen!“

BEFREIUNG

KAPITEL 93 Roxanas Abgang

Obwohl er sich seinen Aufenthalt im Lager nicht so lange vorgestellt hatte, verweilte er nun seit einer Woche unter ihnen. Die ersten beiden Tage nach seiner Verletzung musste er sich von Roxana und dem *Curandero* verarzten und pflegen lassen. Dann, als er wieder soweit bei Kräften war, ließ sie ihn nicht gehen.

Die beiden Deutschen Karl und Odo waren spurlos entkommen. Sie waren irgendwie im letzten Moment entwischt. Zurück in ihre schmutzige Unterwelt, in der Verbrechen, Einschüchterung, Korruption und gekaufte Loyalität regierten. Dort würden sie solange weitermachen und überleben, bis eines Tages eine andere Bestie ihres Kalibers daherkam. Ein Monstrum, das noch bösartiger und skrupelloser war als sie selbst und beide vernichtete. Es war wahrscheinlich nur eine Frage der Zeit.

Den Staatsdiener hatten die Zigeuner freigelassen. Jedoch nur unter der Voraussetzung, dass er mit Marian an der Befreiung anderer Jungen und Mädchen mitwirkte. In Zusammenarbeit mit den lokalen Behörden, musste man sofort die Orte ausfindig machen, an denen diese gefangen gehalten wurden und sie befreien. Man war sich sicher, dass er Wort halten würde. Schließlich konnte man ihn jederzeit mit Stancus Aussage unter Druck setzen. Zu guter Letzt könnte er sich sogar einige Lorbeeren verdienen. Vielleicht würde ihm sogar ein Orden verliehen? Somit waren alle zufrieden. Casians Team hatte man alle zusammen begraben. Nur eine Handvoll Zigeuner wussten, wo sich ihre letzte Ruhestätte befand.

Er hatte sich ausgiebig mit ihr unterhalten. Endlich hatte er sie soweit positiv beeinflusst, dass sie sich bereit erklärte, nach Deutschland zu gehen. Dort hatte er einen guten Freund, der ihr ein kleines möbliertes Apartment zur Verfügung stellen würde. Zum nächstmöglichen Zeitpunkt sollte sie dann auf eine berufliche Schule gehen, die ihr ermöglichen sollte, einen praktischen Beruf ihrer Wahl zu erlernen. Das Problem mit dem Lesen und Schreiben, so war er sich sicher, würde sie schnell lösen können. Sofern sie es wirklich wollte.

Heute war ihr letzter Abend im Lager. Morgen früh würden sie aufbrechen. Zunächst nach Timișoara zum Flughafen.

Da würde er sie in den Flieger nach Deutschland setzen. Sein Freund Armin würde sie am Stuttgarter Flughafen abholen und zu ihrer neuen Wohnung führen. Janis würde wieder nach Griechenland zurückkehren. Da wo er ihn, durch diesen Tsunami in Frauengestalt, vor einiger Zeit verloren hatte, würde er den Faden wieder aufnehmen. Dann ging es irgendwie weiter.

Am Lagerfeuer waren alle getrübt Stimmung. Sie wussten, sie würden Roxana für eine ganze Zeit lang nicht wiedersehen. Vielleicht sogar nie wieder. Der *baró*, wieder einigermaßen auf den Beinen, sprach einige Worte bezüglich ihrer Reise. Janis verstand kein Wort. Es war ihm aber sowieso nicht mehr wichtig. Er wollte nur noch weg hier. Viele der Anwesenden kamen kurz vor dem Schlafengehen zu ihr, um sie zu verabschieden. Denn am nächsten Morgen würde er mit ihr zeitig aufbrechen.

Marian und der Bulle waren verschwunden, hatten sich seither nicht mehr gemeldet. Er hoffte, der junge Mann würde sich in Zukunft besinnen und ebenfalls ein neues Leben beginnen. Janis hoffte, er würde all die Schandtaten, die er fehlgeleitet verbrochen hatte, in Zukunft wieder durch positive Aktionen wettmachen. Für Roxana hoffte er, dass ihr Bruder sich bald bei ihr melden und ihr in Zukunft, zumindest seelisch, eine weitere Stütze in ihrem Leben sein würde.

Ihre letzte Nacht war von Trauer über den baldigen Abschied und unerfüllten Träumen begleitet. Janis war von seinen Gefühlen hin- und hergerissen, wusste aber nicht was er tun sollte. Er wollte nicht egoistisch sein, musste dieser jungen Frau eine Chance im Leben geben. Sie hatte allzu viel durchgemacht und musste endlich anfangen ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen. Ein letztes Mal erlebten sie gemeinsam den Rausch der Sinne, doch bei all der Liebe und Freude, die ihnen dieser Akt bereitete, war dieses Mal eine Bitterkeit übriggeblieben.

Roxana hatte sich eine lange und komplizierte Erklärung zurechtgelegt. Doch jetzt, waren alle Worte verschwunden. Ihr Kopf war ganz leer. Mondlicht sickerte durch die dünnen, billigen Vorhänge, die sich am kleinen offenen Fenster neben der Schlafstätte bauschten. Sie zog die milde Nachtluft ein, und versuchte stöhnend ihre Gedanken zu sammeln. Nur unscharf sah

sie sein Gesicht im Dunkel des Wagens, dessen Züge sie auf solch hoffnungslos verzehrende Weise liebte. Letztendlich konnte sie nichts anderes mehr tun, als mit ihrem tiefsten und innigsten Wunsch herauszuplatzen.

„Janis, ich liebe dich von ganzem Herzen. Ich wünsche mir, dass du mich zur Frau nimmst.“

„Bitte, Roxana, lass das. Wir haben uns doch schon des Öfteren darüber unterhalten. Es geht nicht! Und wie stellst du dir das vor? Willst du mir vielleicht auch so ein Halsband umhängen, wie Janosh Bären, damit du mich nach und nach dressieren kannst?“

Im nächsten Moment schien das Entsetzen über diese Enthüllung, wie eine große, dunkle Welle über sie zusammenzuschlagen. Wie hatte sie nur so einfältig sein können? Überfallartig hatte sie ihn mit ihrer Sehnsucht nach einer festen Bindung konfrontiert. Ihn, der seine persönliche Freiheit über alles liebte, sodass er zurückscheute wie ein nervöser Ackergaul.

Er musste sich vorkommen, als habe jemand ein Netz über ihn geworfen. Zwangsläufig würde er zappeln und um sich schlagen und nichts anderes im Sinn haben, als sich wieder daraus zu befreien. Doch wie auch immer, endlich war es heraus. Sie hatte ihn über ihre geheimsten Träume aufgeklärt. Das Versteckspiel hatte ein Ende. Erst nach einer Weile, wagte sie ihn anzusehen. Doch Janis schaute sie nur liebevoll an, wollte ihr nicht wehtun. Er nahm sie in die Arme, und so lagen sie einfach beisammen.

„Janis, sagst du mir bitte jetzt deinen richtigen Namen“, fragte sie ihn auf einmal wieder. Doch er ging nicht darauf ein, streichelte sie nur.

Wenn er auch manches nie ausgesprochen hatte, so konnte sie dennoch bis auf den Grund seiner Seele schauen. Sie fühlte seine Gedanken. Er lag vor ihr so offen, wie ein Buch. Sie wusste, sie hatten ein Fundament, das unverletzbar war: Liebe, Vertrauen, Freundschaft! Dennoch wollte dieser Dummkopf wieder in sein altes Leben zurück. Was konnte sie nur tun?

Am nächsten Morgen waren sie schon früh aufgebrochen. Der *baró* und einige andere hatten sie am Lagerausgang verabschiedet. Sie alle hofften aufrichtig, die beiden bald

wiederzusehen. Auch Janis versprach hoch und heilig, eines Tages wiederzukommen. Insgeheim hoffte er aber, nie wieder einen Fuß in diesen verdammten Wald setzen zu müssen.

Ein paar Stunden später waren sie ohne weitere Vorkommnisse am Flughafen angekommen. Der Aeroportul International Traian Vuia in Timișoara hatte nichts mit einem *International Airport* gemein, aber er erfüllte seinen Zweck. Eurowings flog direkt nach Stuttgart-Echterdingen. Die Flugdauer betrug etwas mehr als eine Stunde. Er parkte auf dem Parkgelände für Kurzzeit Parker. Bis zu ihrem Abflug waren es nur noch zwei Stunden.

Am Flughafen herrschte die sonderbare Mischung aus Hektik und Ruhe, wie man sie häufig antrifft. Als ginge die Welt gleich unter, hatte es die eine Hälfte der Leute eilig, noch schnell irgendwo hinzukommen. Die andere Hälfte dagegen hatte sich mit dem drohenden Untergang abgefunden. Menschen rannten hektisch an ihnen vorbei, während andere im Zeitlupentempo durch das Terminal schlenderten.

Nachdem sie die Eincheck-Formalitäten erledigt hatten, blieb ihnen noch ein wenig Zeit. Ein letztes Mal würden sie einander in den Armen halten können. Während sie wieder auf den Ausgang zustrebten, strömten auf dem Gang Jetlag geplagte Reisende an ihnen vorüber. Es war, als ob sie es kaum erwarten konnten, zu ihrem jeweiligen Gate zu kommen, um sich dort erneut in eine neue Schlange einzureihen. Heute wimmelte es von Menschen, die vor allen in den Urlaub flogen. Ein kleinwüchsiges Paar kämpfte sich durch die Menge und zog den größten Koffer hinter sich her, den er je gesehen hatte. Italienische Geschäftsleute schritten zielstrebig auf den Ausgang zu. Es herrschte unbeschreiblicher Lärm.

Sie sahen einander an. Ohne dass sie sich darüber hätten austauschen müssen, wussten sie beide, was zwischen ihnen hätte sein können. Seit dem Tag, an dem sie sich unter recht ungewöhnlichen Umständen kennengelernt hatten, fühlten der eine für den anderen das, was nötig war, um zwei unglückliche Seelen zusammenzubringen. Unter anderen Umständen . . .

Aber letztendlich waren ihrer beider Leben zu verschieden, liefen in allzu weit voneinander entfernt liegende

Richtungen. Der Schnittpunkt, an dem sich ihrer beider Schicksalslinien gekreuzt hatten, war nicht gewichtig genug. Die Ereignisse rundherum hatten ihn nicht aus ihrem Schatten treten lassen. Was ihnen bleiben würde, war die Erinnerung aneinander. Vielleicht der eine oder andere Gedanke an Verheißungen, die sie gestreift, aber nicht hatten greifen können.

Janis riss sich als erster aus seinen Empfindungen. Wie üblich verhinderte er, dass etwas Gewalt über ihn bekam, was am Ende doch zu nichts führen konnte. Sie waren vor den Eingang des Terminals gegangen, lagen sich etwas abseits der ankommenden Flugpassagiere in den Armen. Wie in den letzten Tagen, war auch heute wieder Regen angesagt. Kleine Tropfen begannen auf ihre Nase und ihr Haar zu fallen. Tieffliegende Wolken trieben über sie hinweg. Ein Wind kam auf, aber nicht stark genug, um ihre Worte zu verwehen. Er zog sie unter das Dach des Eingangsbereichs, damit sie nicht allzu nass wurde.

„Roxana“, begann er auf einmal, „Liebe ist das größte Opfer, Liebe zu empfangen das größte Geschenk. In den Gedanken eines anderen zu existieren bedeutet eine Art Leben, selbst wenn man sehr, sehr weit weg ist. Und selbst wenn ich Morgen sterben sollte, solange du an mich denkst, werde ich immer weiterleben.“

Doch alles reden half nichts, die Uhr tickte weiter. Bald würde der Augenblick kommen, wo sie schweigend durch das Terminal zur Passkontrolle schreiten würde. Der Augenblick der Trennung, der Moment, um etwas zu sagen . . . Er zermartete sich das Gehirn, um eine Floskel, eine schönen Übergang zu finden, der der Gegenwart die Spannung nahm und ihren Abschied liebevoller gestaltete. In dem Moment flogen ein paar Wildgänse in Formation über die beiden hinweg. Schweigend beobachteten sie den Zug, der Richtung Süden flog und langsam in der Ferne verschwand.

„Sind das Zugvögel gewesen, die sich schon auf dem Weg gen Süden befinden?“, fragte sie, nur um etwas zu sagen zu haben.

„Wer weiß? Vielleicht machen sie auch nur Vorübungen, um dann, wenn der Zeitpunkt gekommen ist, startklar zu sein“, antwortete er, um dem Augenblick die Spannung zu nehmen.

Ein Flugzeug war gerade gestartet, brachte ihre Gedanken durcheinander. War ihr Platz hier, oder führte ihr Lebensweg nach Deutschland? War dort ihre Bestimmung? War so etwas wie Bestimmung, Schicksal, überhaupt möglich? Bisher hatte sie nie darüber nachgedacht, hatte immer geglaubt, das Leben eines jeden Menschen führte über verschlungene Pfade einen unbekanntes Ziel entgegen. Wenn sie sich allerdings ein Leben ohne ihn vorzustellen versuchte, stieg ein unerträgliches Gefühl der Einsamkeit in ihr auf. Allein der Gedanke war unvorstellbar. Denn sie wusste genau, ihr Platz war nunmehr an seiner Seite. Er war mit ihr hierhergekommen um Abschied zu nehmen, und nun brach ihr dieser Abschied fast das Herz. Denn jenseits dessen, was sie nun verlieren würde, lag das vollkommene Nichts, die absolute Sinnlosigkeit. Sie hatte nicht die geringste Vorstellung, wie sie mit dieser Situation würde leben können.

Diese paar Tage mit ihm in den Wäldern von Maramures waren für sie, trotz der vorangegangenen Probleme, die schönste Zeit in ihrem Leben gewesen. Zauberhafte Tage, die zwischen ihr altes und ihr neues Leben eingeschoben waren. Andererseits würden sie in der Zukunft auch die schmerzvollsten sein. Sie entdeckte in sich eine neue Empfänglichkeit, entdeckte die wahre Liebe. Widerstandslos ließ sie sich auf einer idyllischen Woge des Friedens und der Geborgenheit treiben. Es war für sie ein vollkommenes neues Gefühl, so viel Vertrauen in einen Menschen zu haben. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie jeden Augenblick ihres Daseins genossen. Vom Gezwitscher der erwachenden Vögel in der Frühe, bis zum späten Abend, wenn sie mit ihm selig in die Kissen ihres Lagers sank.

Das Schicksal hatte ihre Wege irgendwie an den Rändern zusammengenäht, den Faden festgezurr und ihre Gefühle füreinander zu einem Ganzen verschmolzen. Janis dachte, er könnte die Naht so ohne Weiteres wieder auftrennen, ganz nach Belieben. Jetzt merkte er, dass sie viel tiefer reichte, außer Sichtweite und völlig außerhalb seiner Kontrolle. Der dumpfe Schmerz des baldigen Abschieds quälte ihn, lag wie ein schwerer Stein auf seiner Brust. Am liebsten hätte er den Kopf zurückgeworfen und dem Himmel seinen Zorn entgegengeschrien.

„Für jeden Menschen gibt es dann und wann einen Punkt, an dem er sich sagt, hätte ich doch nur dieses oder jenes anders gemacht,“ sagte Roxana, lächelte traurig und blickte auf ihre Hände hinunter. „Aber meistens ist es dann leider zu spät.“

Er nickte, denn er wusste was sie meinte. Sie überraschte ihn immer wieder mit einfachen menschlichen Bemerkungen, die mit wenigen kurzen Worten den Kern einer Angelegenheit trafen. Sie war nicht scharfsinnig, aber sehr klug, auf ihre eigene unkomplizierte Weise wissend. Es war nicht mehr als ein Hauch von Irritation in ihrer Stimme, aber er bemerkte sie. Eine sanfte Erinnerung an . . . ja, an was eigentlich? Er dachte daran, dass es nicht nur die Schuld des einen war, wenn zwei einen Fehler machten. Auch nicht, wenn der eine knapp vierzig und der andere gerade zwanzig Jahre alt war.

„Offenbar tragen wir Menschen des Öfteren eine Maske im Leben“, sagte er auf einmal, „immer öfter, sodass man irgendwann einfach vergessen hat, wer man wirklich ist. Doch ich, ich werde nie vergessen, was ich dir schulde. Ich hoffe, mir wird einmal die Möglichkeit gegönnt, diese Schuld zurückzahlen zu können. Letztendlich frage ich mich jedoch, wie kann man das Geschenk des Lebens, das du mir dargeboten hast, zurückzahlen?“

Eine schweigende Übereinkunft schien zwischen ihnen zu bestehen, wie ein dunkles Band. Doch erst jetzt begann er ihren wahren Preis zu erahnen. Alles hatte seinen Preis im Leben, aber eine Wahl hatte er letztendlich nicht gehabt. In seiner Entscheidung und seinem Vorgehen konnte keine Schuld liegen. Ein letztes Mal schaute sie zum Himmel hinauf. Immer noch fielen kleine, feine Tropfen. Es gab keine Hoffnung mehr. Alles war nur eine Illusion gewesen, an die sie hatte glauben wollen.

„Vielleicht sollten wir uns nie wiedersehen. Ich liebe dich über alles, das weißt du. Doch du, dummer Grieche, schickst mich fort von dir. Ein Wiedersehen würde nur meine Narben wieder aufs Neue aufreißen.“

„Wahrscheinlich hat du recht. Wahrscheinlich werden wir uns nie wiedersehen“, gab jetzt auch er zu. „Als du in mein Leben getreten bist, wusste ich zunächst nicht, wohin das Schicksal mich dieses Mal führen würde. Nachdem ich die Gefahr kannte und den Entschluss fasste, dich zu beschützen, war ich zum

ersten Mal wieder seit langem im Leben erfüllt von etwas, dass größer war als alle Angst der Welt. Mag sein, dass mein Leben fehlgelaufen ist. Durch dich hatte es dennoch noch einmal einen Punkt erreicht, an dem es wertvoll wurde. Roxana, wo immer du hingehst, wo immer du bist, bitte behalte mich als einen Mann in Erinnerung, den deine Liebe zutiefst berührt hat. Als einen Mann der verloren war, und gerettet wurde. Solange du an mich denkst, werde ich immer bei dir sein.“

„Ich werde auf dich warten, du dummer Grieche. So lange wie nötig, denn du bist ein dreister, geselliger, unendlich charismatischer Gauner und der einzige Mann für mich. Doch bis du dich definitiv für mich entschieden hast, will ich dich nicht wiedersehen.“

„Roxana, bitte höre auf so zu reden! Lebe ein neues Leben. Auch ich liebe dich über alles, doch ich darf deine Zukunft nicht zerstören. Es ist nicht richtig so. Deshalb musst du gehen. Bitte mache es uns beiden nicht so schwer.“

„Wenn du mich wirklich liebst, schicke mich nicht fort von dir. Bitte . . .“, startete sie noch einen letzten Versuch.

„Es muss sein!“ Schweigen. „Es gibt keine Zukunft für uns. Nur für dich!“

„Ich werde auf dich warten, ganz egal was du sagst. Dann werden wir beide endlich frei sein. Frei von allem, den Menschen, den Regierungen, den Kulturen, dem Altersunterschied und deinen Dämonen.“ Ihre Finger schlossen sich um die seinen. Sie sah wieder kurz hinauf in den Regen, dann wieder auf ihn. „Ich werde wie ein kleiner Regentropfen darauf warten, dass du kommst. Ich werde darauf warten und hoffen, dass du dich in der Zwischenzeit so sehr nach mir sehnst, dass unsere Wege sich wieder kreuzen und wir uns wieder in Liebe vereinen.“ Ein Lächeln kämpfte in ihrem Gesicht gegen die antretenden Tränen an. Der Regen hatte mittlerweile ihre Lippen benetzt. Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, schmeckte das kühle Nass. „Bitte Janis, emanzipiere dich endlich von deinen dummen Einschränkungen und Einstellungen. Dann wirst auch du endlich das brennende Gefühl der Unabhängigkeit erkennen. Der Geschmack grenzenloser Freiheit wird sich auch dir offenbaren. Denn ich bin mir nunmehr sicher: Freiheit hat einen Geschmack!“

„Willst du wirklich auf so einen alten, dummen Esel wie mich warten? Unsinn!“ Er räusperte sich. „Es ist Zeit Liebes, Zeit ein neues Leben zu beginnen.“

Er wollte nicht, dass sie fortging. Doch er wusste, es war richtig so. Der Moment, da sie ihn verlassen würde, stand drohend bevor. Er fürchtete sich davor, wollte nicht wieder allein sein, wie vor ihrer Begegnung. Letztendlich hatte er aber keine Wahl. Ihr Fortgehen würde eine Art Vakuum schaffen, das sein ganzes Leben einsaugen würde.

„Komm Kleines, es ist Zeit. Wir müssen zur Passkontrolle. Dort heißt es Abschied nehmen.“

Der feine Regen fiel konstant weiter. Die Luft war geschwängert von leidenschaftlichen Worten. Die Menschen um sie herum murmelten Abschiedsbeschwörungen und Liebesschwüre. Manch einer gab hastige Bestellungen für die Lieben in einem anderen Ort auf diesem Planeten . . .

Eine Mutter fiel in die Arme ihres Sohnes, eine Frau drückte sich in die Arme ihres Mannes. Als würden sie sich für immer trennen, als sei dieser kleine Abschied, letztendlich der große Letzte. Ein sanfter Gong ertönte, und die darauffolgende Stimme einer Frau, kündigte das baldige Boarding für den Flug nach Stuttgart an. Sie waren an der Passkontrolle angekommen.

Es gab nichts mehr zu sagen. Nach einem letzten Blick küsste sie ihn leidenschaftlich. Dann zog Roxana langsam ihre Hände zurück, drehte sich um und schritt zur Passkontrolle. Gleich darauf glitten die automatischen Glastüren, die sich hinter den Kiosken der Kontrolleure befanden, auseinander. Einen Augenblick später, war sie wie vom Erdboden verschluckt. Sie hatte sich nicht ein einziges Mal mehr umgedreht. Plötzlich wurde ihm gewahr: Sie war fort. Er hatte Tränen in den Augen. Das Leben hatte ihn soeben verlassen.

Ein paar Minuten stand er nur da, war nicht bereit wegzugehen. Er konnte sich nicht dazu überwinden den Gedanken zu schlucken, dass es endgültig war. Die nackte Wahrheit, gegen die er sich nun zu wehren versuchte, traf ihn wie ein Kübel Eiswasser mitten ins Gesicht. Sie war weg!

Widerstrebend wandte er sich nach einer Weile schließlich ab und ging von dannen. Einer ungewissen, aus den

Konsequenzen dieser Beziehung erwachsenden, einsamen Zukunft entgegen. Zeit, Hoffnung und Zukunft, wenn es sie je für ihn gegeben hatte, waren nun endgültig zu Ende gegangen.

KAPITEL 94 Janis endlich wieder in Thessaloniki

Es war kurz nach sechs Uhr in der Früh, als er nach fast zwei Wochen endlich wieder vor seinem Haus stand. An der Haustür angekommen, sah er zunächst, dass sein Briefkasten mit Werbeprospekten und Briefen aller Art vollgestopft war. Ohne den Inhalt zu kontrollieren, nahm er alles heraus und warf es einfach im Flur auf den Boden. Dann ging er durch Haus und empfand eine Art Schwindelgefühl. Nach seinem letzten Abenteuer in Rumänien, kam es ihm unwirklich vor, wieder hier zu sein. Seine Dämonen würden ihn in der vertrauten Umgebung wieder einholen.

Unbewusst kamen ihm auf einmal Erinnerungen auf. So ließ er die Geschehnisse der letzten Tage nochmals Revue passieren. Die Gefahren, die Angst, die Fahrten nach Craiova und Maramures, die Wagenburg und schließlich der Abschied von Roxana. Diese Reise hatte viel Neues in sein Leben gebracht: Grausames, Trauriges, aber auch viel Schönes und Erfreuliches. Es hatte vor allem viele neue Rätsel aufgeworfen und unbeantwortete Fragen offengelassen. Janis war am Ende, erschöpft, auseinandergerissen von Reue und Schuldgefühlen. Er fühlte sich in die Enge getrieben, gefangen in einer Einsamkeit, die ihm noch nie so schwer erschienen war. Die Einsamkeit war ansonsten sein treuer Begleiter gewesen, jetzt ertrug er sie auf einmal nicht mehr.

Aber er war auch dankbar. Das Leben hatte ihm mit Roxana noch einmal ein Wunder erleben lassen. Er hatte noch einmal die Frische und Unbefangenheit der Jugend erfahren dürfen. Während er im Flur sein Antlitz im Spiegel betrachtete, mokierte er sich über sein dummes Gesicht. Letztendlich fühlte er sich aber dem Schicksal verpflichtet, dass es ihm noch einmal solch eine Gnade gewährt hatte. Jetzt aber wollte er nur noch schlafen, die Augen zu machen und die Welt aussperren.

Spät am Nachmittag erwachte er wieder. Als er die Augen öffnete, musste er sich zunächst orientieren. Plötzlich wurde ihm klar, dass er wieder in seinem eigenen Bett geschlafen hatte. Zwei halbgelesene Romane lagen auf seinem Nachttisch. Wahrscheinlich würden sie auch noch eine ganze Weile so liegen bleiben. Momentan hatte er einfach nicht genügend innere Ruhe, um ans Lesen zu denken. Im Gegenteil, die Unruhe in seinem Innern wetzte schon ihre Krallen, und es war natürlich kein Geheimnis, woran das lag. Mit schleppenden Schritten mühte er sich ins Wohnzimmer. Die Fenster waren schmutzig, die Spätnachmittagssonne spiegelte sich verwirrend auf den Glasschränken und dem polierten Holz des Esszimmertisches. Aus der Küche drang das Ticken einer Uhr, schwerfällig und quälend langsam. Ansonsten war kein Geräusch zu hören, nicht einmal draußen. Als hätte sich die Welt in Luft aufgelöst. Der erste Tag seiner Rückkehr zu Hause, und die ganze Welt war voller Leere und Einsamkeit.

Einem Tsunami gleich war sie in sein Leben getreten, hatte Unordnung, Veränderung, Leidenschaft und Liebe gebracht. Auf einmal überkamen ihn Gefühle, die von Liebe über Schmerz zu Bedauern und schließlich, zu Dankbarkeit reichten. Er hatte sich wahnsinnige Sorgen um ihr Wohlbefinden gemacht und war sich sicher, dass sie das Ausmaß seiner Empfindungen nie so richtig hatte abschätzen können. Andererseits machte er sich etwas vor und log sich selbst an, damit die Wahrheit, die ihn schmerzte, sich plausibel anhörte. Obwohl er sie über alles liebte, hatte er sie gehen lassen. Oder hatte sie weggeschickt!

Doch das Leben ging weiter. Er musste nur wieder an seine alten Gewohnheiten anknüpfen, schauen wie seine laufenden Geschäfte vorangekommen waren. Mit dieser Geschichte hatte er alles schleifen lassen, war seinem Programm Tage, ja Wochen hinterher. Panopoulos, Arianit, Mondì, alle hatte sie schon mehrmals angerufen und gefragt, wie der Stand der Dinge sei. Bald würde alles wieder im Lot sein. Am Abend würde er mit allen telefonieren und sie erst mal in Sicherheit wiegen. Morgen dann würde er sich mit Stelios beraten und schauen, wann der Transfer mit den Maultieren über die Bühne gehen konnte. Doch zunächst einmal würde er sich Duschen, Rasieren, frisch

Kleiden und dann in eine Taverne essen gehen. Endlich wieder heimische Gerüche und Speisen, von denen er in den letzten Tagen nur so geträumt hatte.

Er fuhr in die Altstadt hinunter und kehrte in einem kleinen Restaurant ein, das traditionelle Küche anbot. Durch die Düfte der Küche berauscht, begann er sogleich alles Mögliche zu bestellen: Frittierte Zucchinischeiben, griechischen Salat nach Art des Hauses und Fleischklößchen. Dazu eine große Portion γεμιστά, gefüllte Paprikaschoten und Tomaten, reichlich mit bestem Olivenöl übergossen, wie er es mochte. Dann noch allerlei Kleinigkeiten, einige Oliven, ein wenig φέτα-Käse. Das ganze spülte er mit τσίπουρο, den bekannten Makedonen-Schnaps, hinunter. Am Ende gönnte er sich etwas Süßes mit Zimt, das die Ehefrau des Wirtes, mit viel Liebe selbst zubereitet hatte. Nach dem üppigen Essen, ging er noch auf ein Glas zu Panagiotis. Gleich darauf wollte er dann nach Hause gehen, doch aus dem einen Gläschen wurden zwei, drei und schließlich kam er schwer angetrunken nach Hause. Dort betrank er sich dann so richtig, wie schon seit Jahren nicht mehr.

Dann hockte er die halbe Nacht auf dem gefliesten Boden seines Badezimmers und starrte mit glasigen, leeren Augen in die Toilettenschüssel. Er war nur noch vom Wunsch beseelt, sich endlich übergeben zu können, damit all dies ein Ende hatte. Sein Herz pulsierte in unregelmäßigen Schlägen. Schatten in den Ecken flackerten und pochten, verrenkten sich zu stacheligen, widerlichen kleinen Kriechtieren, die in nächsten Augenblick aber wieder verschwanden.

Unverrichteter Dinge ging er letztendlich in sein Schlafzimmer. Ohne sich auszuziehen warf er sich aufs Bett und schlief ein. Später wachte er wieder auf, kämpfte mit der Bettwäsche, schlief wieder ein und wurde von seinen Dämonen in einen Alptraum gezogen. Doch als er am nächsten Morgen wach wurde, hatte er nur ein einziges Bild klar im Kopf, wie einen Engelschein vor seinen Augen: Roxana!

Zunächst blieb er mit offenen Augen unbeweglich im Bett, hatte ein Stechen in der Brust. Es war so heftig und körperlich, dass er es auf Durst zurückführte. Er setzte sich auf die Bettkante, sah auf einmal auf seine Zehennägel. Plötzlich wurde er sich

bewusst, dass er sie eigentlich schon seit geraumer Zeit hätte zurechtschneiden müssen. Letztens ließ er wohl alles schleifen. Es nützte alles nichts, er musste aufstehen. In der Küche schnappte er sich eine kleine Wasserflasche und trank sie in einem Zug leer. Der Schmerz in der Brust ließ aber dennoch nicht nach. Der Mensch ist ein Tier, das lebt um zu leiden und durchzuhalten, dachte er.

Das Debakel von letzter Nacht, verteilte sich auf dem Wohnzimmertisch. Er hatte wieder vergessen, den Fernseher auszuschalten. Ein paar Leute stolperten gerade durch eine Game-Show. Die Seiten eines offenliegenden Buches wurden durch einen schwachen, gespenstischen Luftzug bewegt.

Seine leichte Sommerjacke lag als dunkler Fleck auf dem Boden. Überall erstreckten sich lange, verzerrte Schatten. Der Wurm des Zweifels begann auf einmal an seinem Ego zu nagen, und dieser Wurm trug Verfall und Zerstörung in sich. Doch er machte sich nichts daraus. Was konnte er auch tun?

Sogleich schleppte er sich unter die Dusche. Das eiskalte Wasser war wie eine Ohrfeige und er dachte, dass er eines Tages mit dem Älterwerden mit solchen Faxen aufhören musste. Doch das kalte Wasser zwang ihn wieder zu funktionieren. Nach dem Abtrocknen ging es wieder in die Küche. Darauf folgte die stets gleiche Routine: Kaffeewasser aufsetzen, danach ein Blick nach draußen. Heute war es ein wenig bewölkt. Vielleicht würde es wieder regnen. Scheiße!

Als der Kaffee soweit war, setzte er sich Wohnzimmer. Er musste sich wieder so langsam daran gewöhnen, dass das Leben weiterging. Jetzt hieß es Frühstück, dann Stelios anrufen und noch einige weitere Telefonate tätigen. Nachdem er sich gestärkt hatte und bereit war den Tag anzugehen, wählte er den jungen Quälgeist an. Nach drei Klingeltönen war dieser schon an der Strippe.

„Hey, du müder Gadscho. Wo bist du? Immer noch im Zigeunerparadies?“

„Ach, leck mich! Ist das eine Begrüßung, nach so langer Zeit? Wir müssen uns sehen. Was hältst du von einem Kaffee? In einer Stunde im *Caprice*, Ecke Mitropoleos und . . .“

„Ja, ja! Ist schon gut. Ich weiß wo das ist. Also, bis gleich.“

„Warum denn so kurz angebunden?“, fragte ihn Janis.
„Ist denn jemand hinter dir her?“

„Nein, Janis. Ehrenwort!“ Und schon legte er auf.
Spätestens jetzt war sich Janis sicher, dass genau das Gegenteil der Fall war.

Danach rief er alle der Reihe nach an, entschuldigte sich bei ihnen für seine Absenz und die Verspätung die damit einherging. Jetzt galt es nur noch Tatiana anzurufen. Es galt die Wogen zu glätten, danach konnte das Leben wieder seinen gewohnten Gang gehen. Er wählte, gleich darauf ging sie ran.

„Janis, mein Schatz, wo bist du? Ich habe schon angefangen mir Sorgen zu machen. Du bist noch nie so lange weg gewesen. Was war das nur für ein Auftrag, so lange Zeit? Wir müssen uns so bald wie möglich treffen. Ich möchte, dass du mir alles genau im Detail erzählst und dann, . . . Na, du weißt schon. Momentan kann ich leider nicht frei reden. Mein Ehemann ist zu Hause. Also, bis bald. Du rufst mich heute Nachmittag an. Versprochen?“ Schon hatte sie aufgelegt, bevor er noch irgendein Wort platzieren konnte. Weiber!

Er machte sich auf den Weg in die Stadtmitte, Richtung Mitropoleos Straße. Nachdem er im Parkhaus des Einkaufszentrums Notos-Galleries geparkt hatte, schlenderte er die Tsimiski-Straße entlang und sah sich beiläufig die Auslagen der Geschäfte an. Er musste unbedingt ein Geschenk für Tatiana kaufen. Nach so langer Zeit konnte er nicht mit leeren Händen vor ihr auftauchen. Ein paar Minuten später erreichte er das *Caprice*. Stelios wartete schon auf ihn.

Nach einer herzlichen Umarmung und einigen Begrüßungsfloskeln, setzten sich die beiden und bestellten sich etwas zu trinken. Der Jüngere schnitt sofort das Thema an, erklärte das Prozedere, nannte seinen Preis und garantierte mit seinem ehrbaren Namen, dass alles seinen rechten Gang gehen würde. Außer, es würde etwas Unvorhersehbares geschehen: Polizei, Soldaten, Grenzschutz. Daraufhin würde dann logischerweise eine Schießerei, Verfolgung im Wald oder Ähnliches folgen, was höchstwahrscheinlich den Verlust der Ware bedeuten würde. Sollten am nächsten Tag, derartig schlechte Neuigkeiten, nicht in den Nachrichtenjournalen zu sehen sein, würde die Ware

planmäßig in Thessaloniki ankommen. Daraufhin würde man sie nach Athen schicken. Irgendwann wurde er Janis anrufen und ihm Bescheid geben, wo man die Ware abholen konnte.

Nachdem sie sich geeinigt hatten, vereinbarten sie, sich in zwei Tagen in der albanischen Kleinstadt Bilisht, im Kreis Devoll, zu treffen. Janis musste mit Mondis und seinen Leuten die Antiquitäten heranschaffen, die Stelios Sippe dort auf die Maultiere laden würde. Alles Weitere läge dann in den Händen seines Vaters und dessen Bande.

Janis hatte schon genug von diesem Tag. Es reichte ihm! Er wollte nur noch allein sein und beschloss am Meer spazieren zu gehen. Nach einigen Hundert Metern erreichte er die Uferpromenade. Wenig später kam er am Weißen Turm vorbei. Zu Fuß kam er schneller voran als die Blechlawine, die auf dem Boulevard Niki neben ihm dahinkroch. Auf der großen Esplanade hielt er kurz inne und holte einige Male tief Luft, um seinen Gedanken frischen Sauerstoff zuzuführen.

Hunderte von Menschen waren trotz des schwülen und warmen Wetters unterwegs. Einer spielte mit einem kleinen Hund, ein weiterer trug ein Kind auf den Schultern. Über den Thermaischen Golf hinweg, konnte er in der Ferne die Umrisse des Olymp-Massivs ausmachen. Majestätisch stieg der heilige Berg aus dem Meer auf. Dann marschierte er weiter an der *Nea Paralia*, wie nie neugestaltete Uferpromenade genannt wurde. Gleich darauf erreichte er die Regenschirme-Skulptur des Künstlers Georgios Zogolopoulos. Entgegen der allgemeinen Meinung der Bewohner, so der Künstler, stellte die Skulptur eine Ansammlung von Sonnenschirmen dar. Das Nobelhotel Makedonian Palace, das gleich danach folgte, erschien ihm jetzt traurig und farblos.

Wie ein Fesselballon, dessen Haltetaue gekappt worden waren, trieb er ziellos dahin. Nach einigen Minuten wurden die Spaziergänger spärlicher. Jetzt fühlte er sich wohler. Er hielt an, schaute eine Weile ins Wasser, das heute kaum Wellen hatte. Eine ganze Weile stand er einfach nur da und starrte aufs Meer hinaus, in der Hoffnung, eine Antwort würde auf den Strand zutreiben. Aber nichts dergleichen geschah.

Da erspähte er plötzlich Kerimi, einen alten Zigeuner, den er seit vielen Jahren kannte. Kerimi verdiente sich seinen

Lebensunterhalt als Schuhputzer, was einmal auf dem ganzen Balkan ein ehrenwerter Beruf gewesen war. Jetzt verdienten sich Überlebenskünstler wie er ihren Unterhalt hauptsächlich durch die Touristen. Die meisten Einheimischen empfanden es mittlerweile angeblich als peinlich, sich von jemandem die Schuhe putzen zu lassen. Außerdem trugen immer mehr Menschen Sneakers oder Turnschuhe, sodass sein Können immer überflüssiger wurde. Oder lag es einfach nur daran, dass er Zigeuner war? Janis grüßte ihn herzlich, wechselte ein paar Worte mit ihm und setzte dann seinen Spaziergang fort.

Paare gingen Arm in Arm am Wasser entlang, lachten und unterhielten sich leise. Andere standen einfach nur dem Meer zugewandt da und schauten in die Ferne. Durch Geräusche aufmerksam geworden, blieb er stehen und blickte zum Himmel hoch. Es dauerte einen Moment, bis er die Vögel gegen das graue Licht des bewölkten Himmels entdecken konnte. Ein kleiner Schwarm zog dort oben dahin, dicht unter den Wolken. Was für eine Art, konnte er auf die Entfernung nicht ausmachen.

Beim Gebäude des Segelvereins stank es immer, weil man den Müll auf der einen Seite stapelte. Es roch nach Gräten aus dem Fischrestaurant und nach verfaultem Gemüse. Zwei obdachlose Männer waren auf einmal zwischen den Müllcontainern. Sie pissten jede der Mülltonnen an, wie Wölfe, die ihr Revier markierten. Dann machten sie sich wieder daran, die Leute anzupöbeln. Sie bettelten, tranken aus ihren Flaschen und schrien Obszönitäten, wenn ihnen jemand nicht aus dem Weg ging. Auf einmal wollte er nicht mehr weiter, wollte nur noch nach Hause, die Welt aussperren und allein sein.

KAPITEL 95 In Tatianas Fängen

Er hatte sich todmüde aufs Sofa gelegt, war gleich darauf eingeschlafen. Als er durch irgendein Geräusch erwachte, war es schon später Nachmittag. Das Licht fiel durch die Jalousien, er musste blinzeln. Gleich darauf stand er auf und zog sie hoch, damit mehr Licht das Wohnzimmer durchflutete. Ein rascher Blick nach draußen zeigte ihm, dass es bald regnen würde. Eine

sanfte Brise wehte durch das schräg geöffnete Fenster. Auf der Straße hörte er Kinder lachen und das gelegentliche Geräusch, wenn ein Ball auf den Straßenbelag traf.

Plötzlich dachte er an Kinder und daran, dass sie einander auf eine ganz besondere Art und Weise kannten. Sie trafen keine Vereinbarungen wie Erwachsene, unterschrieben keine Verträge. Sie vertrauten einfach einander, oder aber, sie taten es nicht. Man wurde ebenso plötzlich zum Feind, wie es kommen konnte, dass man entdeckte, dass man der beste Freund von jemandem war. Alles war bei ihnen so frei. Sie waren so unbeschwert, wie eine Feder im Wind. Das kleinste Nichts konnte sie in Entzücken versetzen, dafür ließ sie oftmals Weltbewegendes kalt. Das Kindergeschrei auf der Straße war die einzige Gegenwart die zählte. Alles andere, Raum und Zeit, waren stehengeblieben.

Er schnappte sich die Fernbedienung, die auf dem Wohnzimmertisch stand und schaltete den Fernseher an. Eine hübsche freundlich dreinschauende Moderatorin erschien alsbald, tratschte in einer Nachmittagsshow mit ihren Gästen herum. Es wurden diverse Themen angeschnitten, die ihn allesamt überhaupt nicht interessierten. Auf einem anderen Kanal debattierten einige Intellektuelle über die nahenden Wahlen, die Anfang Juli stattfinden würden. Da klingelte das Mobiltelefon und riss ihn aus seinen Gedanken. Tatiana!

Es ließ sich nicht vermeiden, dass sie eine Stunde später vor der Haustür stand. Sie überhäufte ihn mit ihren Küssen und sprach ihn schwindelig. Eigentlich wollte sie, dass er ihr von seiner Reise erzählte. Letztendlich ließ sie ihn aber überhaupt nicht zu Wort kommen. Er wiederum war soweit ganz froh, dass sie das Wort ergriff, denn er war nicht unbedingt guter Laune. Ein wenig später bestellten sie sich bei einem Delivery-Service etwas zu essen. Dann verschwand sie im Badezimmer. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie wieder auftauchte und plötzlich vor ihm stand. Sie war nackt bis auf ein Badetuch, das sie unter die Arme geklemmt hatte und das knapp ihre Hüften bedeckte. Er nippte noch an einem Getränk, dass er sich während ihrer Absenz eingeschenkt hatte. Letztendlich ergriff Tatiana die Initiative und schleifte in ins Bett, wo sie dafür sorgte, dass er ihr seine ungeteilte Aufmerksamkeit widmete.

„Was zum Teufel, ist mit dir los?“ Zweifel kamen ihr auf. „Könntest du, anstatt Trübsal zu blasen, dir vorstellen dich auszuziehen, zu mir zu kriechen und eine Hand zwischen meine Beine zu legen?“ Janis wusste im ersten Moment nicht, was er darauf sagen sollte, hatte immer noch sein Glas in der Hand.

„Mach's kurz“, sagte sie sichtlich erregt. „Sag einfach ja oder nein! Beides geht klar. Hauptsache, du brauchst zur Entscheidungsfindung nicht so lange, bis es mir peinlich wird.“

Es war schließlich Tatiana, die ihm das Glas aus der Hand nahm und es auf das Nachttischchen stellte. Als sie ihn anblickte, lächelte sie, schien etwas sagen zu wollen. Stattdessen beugte sie sich aber zu ihm hinunter und küsste ihn leidenschaftlich. Als sich ihre Lippen trafen, erklärte sich die Dringlichkeit ihres gegenseitigen Bedürfnisses von selbst. Sie waren plötzlich atemlos und fielen zusammen auf die Kissen. Er lag neben ihr und genoss es ihre Wärme zu spüren, ebenso wie den Duft ihres teuren Parfums.

Mit einem selig in sich ruhenden Gesichtsausdruck, lag sie vollkommen entspannt da. Sein Blick wanderte über ihren straffen Busen, bis zu den perlmuttfarbenen lackierten Zehennägeln hinunter. Eine Hand glitt an ihren rechten Oberschenkel hinauf, löste das Badetuch von ihrem Körper.

„Na, gefällt dir die Aussicht?“, fragte sie spöttisch. Er schmunzelte nur. Sie spielte mit ihm, während sich ihr Mund zu einem schelmischen Lächeln verzog.

„Ja“, antwortete er kurz angebunden. Vermutlich verspürte sie jetzt so etwas wie Genugtuung, oder Stolz. Stolz machte Menschen schön, begehrenswert. Darauf drehte sie sich um. Elegant, langsam und verführerisch legte sie sich auf den Bauch. Ihre Gesäßrundungen waren eine Augenweide. Zwei Hälften einer sich in vollendeter Reife befindlichen Aprikose. Zum Reinbeißen!

„Willst du erst noch deinen Leumund anrufen und ihn um Erlaubnis bitten, oder . . . ?“

Er ließ sie nicht weiterreden, umging sie stattdessen von hinten. Mit langsamen Bewegungen schlang er die Arme um sie und streichelte ihre Brüste. Tatiana hielt zunächst still, bebte bei jeder Berührung. Schon glitten seine Hände weiter. Sein

leidenschaftliches Flüstern und sein keuchender Atem geilten sie auf. Über sie gebeugt, hielten seine Hände an ihren Oberschenkeln inne, die er nun drückte und streichelte. Dann führte er seine Hände hoch zu ihrer Scham. In dem Maße, indem ihre Zweifel sich auflösten, gab sich Tatiana begehrten Empfindungen hin. Sie lächelte insgeheim, während sie ihre kräftigen Pobacken an sein teuflisches Glied presste. Schließlich drehte sie sich um, drückte ihn in die Kissen und setzte sich auf ihn.

„Und jetzt, mein lieber Janis, jetzt ruf den Teufel herbei. Denn bei dem, was ich jetzt mit dir anstelle, wirst du seine Hilfe nötig haben.“

Sie liebten sich eine ganze Weile. Als er nicht mehr konnte, ließ sie zufrieden von ihm ab. Er betrachtete sie still, bewunderte ihren muskulösen, braun gebrannten Rücken und die straffen Gesäßbacken. Zu gerne, würde er jetzt einmal so richtig hineinbeißen wollen. Tatiana drehte sich zu ihm um. Sie spürte dieses wohlige Gefühl, irgendwo zwischen Erschöpfung und Tatendrang, dass sie jedes Mal nach einem intensiven Liebesspiel mit ihm befiel. Ein zufriedenes, glückliches Grinsen huschte über ihr Gesicht.

„Solange dein Schwanz, den du zwischen den Beinen hast, seine Pflicht zu erfüllen weiß“, stellte sie fest, „gehört mein Körper dir. Bitte enttäusche mich nicht.“

„Weißt du was“, sagte er erschöpft, „wenn ich noch einmal so komme, dass mir die Gehirnzellen rausfliegen, dann werde ich bald gar keine mehr übrighaben.“ Beide lachten. Bald waren sie erschöpft eingeschlafen.

Es war tiefe Nacht. Ein Geräusch hatte ihn geweckt. Instinktiv bewegte er seine Hand an die Augen, um den Traum, der auf seinen Augenlidern festsaß und wob, zu verjagen. Ein Motorrad mit hörbar kaputtem Auspuff knatterte draußen irgendwo auf der Straße vorbei, entfernte sich dann. Die Hunde in der Nachbarschaft erwachten und begannen zu bellen. Der Traum erschrak und wollte entfliehen. Einen Augenblick noch, dann war der Hauch, die Erinnerung daran zwischen seinen Schläfen entschwunden.

Wie er sofort feststellte, war Tatiana gegangen. Nach Hause, zu ihrem Mann. Selbst sie gehörte irgendwo hin. Er

lauschte in die Dunkelheit hinein. Seine Ohren vernahmen das Geräusch eines Autos, das in einiger Entfernung vorbeifuhr. Dann war wieder alles still. Er erhob sich, schaute auf seine Uhr. Gleich halb fünf in der Früh.

Da hörte er von weitem einen Hahn krähen. Sofort wurde ihm bewusst: Das war der Gockel von Pantelis. Dieses vermaledeite Federvieh war morgens immer der erste Krachmacher. Wie ein ungeduldiger Spießer, der vor der Morgendämmerung, wenn der Schlaf am süßesten war, ein Riesengezeter veranstaltete. Er wollte versuchen weiterzuschlafen. Da knatterte es schon wieder draußen auf der Straße. Das motorisierte Zweirad war wieder da und sauste das schmale Asphaltband zwischen den Gebäuden entlang. Es machte einen Mordslärm, bis es sich endlich wieder entfernte. Da hatte er die Schnauze voll, schüttelte das Lacken von sich ab und stand auf.

Eine halbe Stunde später war er unten an der Strandpromenade der *Nea Paralia*, gleich hinter dem Areal des *Λευκός Πύργος*, dem Weißen Turm und Wahrzeichen Thessalonikis. Die Stadt schlief noch, es regnete spärlich. Eingepackt in einer Regenjacke mit Kapuze stand er einfach nur da und schlug die Zeit tot. Er hörte das Rauschen und Klatschen des Wassers gegen die Mole, konnte jedoch in der Dunkelheit die Wellen nur unklar erkennen. Irgendwo hörte man in der Ferne ein Schiffshorn erklingen, ein einziger, trostloser, melancholischer Ton. Die Schatten von Menschen, die aus irgendwelchen Nachtclubs kamen, trotteten über die Promenade des Kais nach Hause und sahen dabei aus, als schwebten sie in der Luft.

Er ging ein paar Schritte geradeaus, schüttelte auf einmal einfältig seinen Kopf über seine eigene Dummheit. Glaubte er denn wirklich, die Erleuchtung zu seinen Problemen zu dieser frühen Stunde hier zu finden? Eine tiefgründliche und unauslöschliche Erschöpfung zeichnete ihn, hatte sich in geschwollenen Furchen um Augen und Mund eingenistet. Sie war nicht von der Art, die sich mit ein- oder zweimal richtig ausschlafen, oder mit ein paar Tagen Nichtstun beheben ließ.

Fakt war, dass er die Einsamkeit nicht mehr ertrug. Doch was konnte er schon dagegen tun? Er würde einfach tagein, tagaus weiterleben, ohne Zukunft, ohne Ziel.

KAPITEL 96 Wieder im Land der Skipetaren

Es war windstill, als er an diesem Morgen aus seinem Haus trat. Ein kühler Duft schlug ihm entgegen. Als er die nasse Straße bis zu seinem Fahrzeug entlangschritt, bemerkte er, dass er vergessen hatte das Fenster auf der Fahrerseite zu schließen. In der Nacht hatte es geregnet. Nun war der Innenraum, und vor allem sein Sitz, feucht. In der Nacht hatte er den Regen gehört. Es war nur ein kleiner Wolkenbruch, der ebenso schnell verschwand, wie er gekommen war.

Jetzt ärgerte er sich, musste mit einer großen Plastikfolie den Sitz abdecken. Trotzdem redete er sich ein, dass dies heute ein besonders guter Tag werden würde. Im gleichen Moment wurde ihm aber bewusst, dass dies in Zukunft nicht der einzige Tag sein würde, den er mit einer Anzahl kleinerer Lügen, Ausflüchten und Selbsttäuschungen begann. Für heute Mittag hatte er sich mit Mond in Pogradec verabredet. Wie immer wollten sie zunächst im Hotel Royal gemütlich etwas trinken, dann endlich die Geschichte mit den archäologischen Artefakten zu Ende bringen. Die Wettervoraussichten waren zwar nicht die Besten, doch es hätte schlimmer sein können.

Kurz nach der albanischen Grenze setzte jedoch starker Regen ein. Der Wind fegte mit solcher Heftigkeit um seinen Wagen, als hätte er ein persönliches Interesse daran, dass Janis sein Ziel nicht erreichte. Die Scheibenwischer hatten größte Mühe, wenigstens ein winziges Fleckchen der Windschutzscheibe freizuhalten. Nur seine schiere Verzweiflung verleitete ihn dazu, unter derartig schlechten Wetterbedingungen, eine solch wagemutige Fahrt auf sich zu nehmen.

Es dauerte eine ganze Weile, bis er unter dieser hundsmiserablen Witterungslage, und mit über einer Stunde Verspätung, im Hotel Royal ankam. Mond wartete schon auf ihn. Sie setzten sich unter den überdachten Teil der Gartenwirtschaft ins Freie, um für alle Fälle vor einer weiteren Überraschung des Wettergottes gefeit zu sein. Einige Leute hatten sich gleich nach dem Unwetter, schon wieder auf den Bänken an der Uferpromenade niedergelassen. Wie Eidechsen, die sich in der Sonne wärmten.

„Ich hoffe, du hat dich wieder einigermaßen erholt“, sagte Mondì.

Janis hatte ihm von seinen Abenteuern telefonisch erzählt, hatte jedoch in diesem Moment keine Lust, weiter darauf einzugehen. Er wollte nicht, dass Mondì das Thema Roxana ansprach, denn er versuchte es soweit er konnte zu verdrängen.

„Und was treibt ihr hier? Wie stehen die Dinge?“ Janis Interesse war rein geschäftlicher Natur.

„Naja, es könnte besser sein. Neulich haben sie meinen Vetter mit 18 Emigranten, alles Kurden und Syrer, in Nord-Makedonien geschnappt. Es war kurz vor der serbischen Grenze, verdammt. Eine viertel Stunde später und die Sache wäre gelaufen. Pech! “

„Manchmal läuft wirklich alles daneben“, pflichtete Janis bei. „Es ist zum Kotzen.“

„Die ganze Kolone wurde wieder abgeschoben. Er jedoch musste einen ganzen Haufen Kohle für die Kautionshinblätter, konnte dann aber wieder gehen. Nun darf er nicht mehr ins Nachbarland einreisen. Scheiße! Nun muss ich dafür sorgen, dass er einen neuen Pass mit einem anderen Namen bekommt. Sein Business muss schließlich weiterlaufen. So geht das Leben weiter.“

„Hast du deinem Bekannten Bescheid gegeben, dass wir Morgen laden werden?“

„Klar, von unserer Seite ist alles vorbereitet.“

„Gut, dann können wir heute Abend nochmals einen draufmachen. Morgen geht's dann nach Bilisht, wo wir Stelios und seine Zigeunerbande treffen. Absolut vertrauenswürdig, du kannst dich auf die Leute verlassen“, sagte Janis.

„Scheiß drauf!“, konterte Mondì. „Du weißt wie ich über Zigeuner, und speziell über Q, denke. Ich vertraue nur dir, mein Freund. Du bist mein Garant in diesem Geschäft, sonst niemand. So, und jetzt lass uns Essen gehen. Danach muss ich mich hinlegen. Abends erwarte ich dich dann hier“, sagte Mondì und erhob sich.

Als sie sich am Abend wiedertrafen, folgte zunächst eine kleine Tour durch die Kneipen der Stadtmitte. Dort trafen sie bekannte Gesichter, grüßten hier und dort. Sobald Mondì ein paar Gläser intus hatte, kribbelte es in seinen Lenden. Er wollte zu

einigen leichten Mädchen die er kannte, doch Janis hatte keine Lust dazu. Somit verabredeten sie sich zum Frühstück im Hotel, wollten darauf zusammen mit der Fracht nach Bilisht aufbrechen.

In seinem Zimmer angekommen, umschloss ihn sofort wieder die Einsamkeit. Er ging zum Fenster und blickte zum See hinaus. In der Ferne konnte er auf der Nord-Makedonischen Seite verschwommen die Lichter von Ohrid ausmachen. Unten an der Promenade liefen Menschen unter den Laternen am Wasser entlang. Junge Menschen, Paare, Verliebte, Erwachsene, alle eilten ihrem Traum von Leben und Glück nach. Sie alle waren von der lauen Nacht umschlossen. Der Wind, der in schwachen Stößen heranwehte, war kaum spürbar.

Er wandte sich wieder ab, ging ins Bad und sprenkelte sich Wasser ins Gesicht. Als er sein Antlitz im Spiegel erblickte, schüttelte er verständnislos den Kopf. Das Beste was er tun konnte, war das Licht zu löschen und schlafen zu gehen. Zwei kleine Getränke aus der Minibar waren seine einzigen Verbündeten in dieser einsamen Stunde. Die einzige Lichtquelle im Zimmer war die Straßenlaterne, die vom Fenstersturz reflektiert wurde. Es schien, als hätte in seinem Innern alles längst zu existieren aufgehört. Das einzige was hier noch lebendig war, waren die Stimmen und Geräusche der fremden Menschen in den anliegenden Zimmern, die dort liebten und hassten, lachten und weinten. Von seinen Emotionen wie gelähmt, lag er reglos auf dem Bett und starrte an die Decke.

So lag er lange wach. Da er jedoch keinen Schlaf fand, stand er irgendwann wieder auf, schnappte sich eine Flasche Wasser. Während er seinen Blick wieder auf den See richtete, trank er gierig wie ein Verdurstender. Die Promenade lag nun menschenleer da, alle waren sie nach Hause gegangen und schliefen. Ein alter Wagen fuhr mit flackernden, defekten Scheinwerfern scheppernd vorüber. Dann war es wieder still. Die Mietskasernen, die sich in einiger Entfernung abzeichneten, lagen vollkommen dunkel da. Kein einziges beleuchtetes Fenster, als ob sie ausgestorben wären. Völlige Stille bis auf das dumpfe Hämmern in einer Fabrik in weiter Ferne. Das Schlagen eines riesigen Herzens, verschlossen in einem Körper aus Stahl und Beton. Plötzlich spürte er das dumpfe Pochen seines eigenen

Herzens. In der Stille der Nacht, glaubte er das Echo seines Herzschlags von den Häuserwänden widerhallen zu hören. Janis legte sich wieder hin, gesellte sich zu seinen Dämonen und teilte mit ihnen seine Einsamkeit.

KAPITEL 97 Bilisht

Die Sonne stieg langsam aber sicher höher, goss ihr gleisendes Licht über den See. Janis saß am Frühstückstisch, sein Blick wanderte über die Wellen des Wassers. Mondi erschien pünktlich um neun, grüßte als er an den Tischen vorbeiging einige bekannte Gesichter und gesellte sich dann zu ihm.

„*Καλή μέρα, Μεγάλε*“, sagte er. „Du siehst beschissen aus. Was ist nur los mit dir? Hast du nicht gut geschlafen? Was quält dich, verdammt?“

„Ist schon in Ordnung, bin nur ein wenig müde“, verteidigte sich Janis.

„Komm, mach mir nichts vor. Ich habe dich schon oft müde erlebt, aber so, noch nie. Du willst mir doch nicht etwa sagen, dass du die ganze Zeit an sie denkst?“ Mondi schüttelte nur den Kopf. „Mensch, das war doch nur eine Frau, weiter nichts. Es gibt Wichtigeres im Leben.“

„Ja, ja“, murmelte Janis vor sich hin. „Ich bin kurzzeitig am Boden, aber noch lange nicht ausgezählt. Sobald ich wieder auf Tour bin, kommt alles wieder ins Lot.“ Doch so richtig glaubte er nicht daran.

„Das wollte ich damit nicht sagen, alter Freund. Ich kenne dich schließlich lange genug. Das Problem ist nur, dass man manchmal was zwischen die Zähne kriegt, was dem Magen nicht bekommt.“ Mondi lachte selbst über den Unsinn, den er gerade erzählt hatte.

„Was soll's. Das Ganze renkt sich wieder ein. In ein paar Tagen sieht die Welt schon wieder ganz anders aus.“

„Du siehst aus, als wärst du auf einer Bananenschale ausgerutscht und auf die Schnauze gefallen. Aber, macht nichts. Du bist hart im Nehmen“, machte er sich über ihn lustig, lachte und rief dem Kellner einige unverständliche Worte zu.

„Naja, so hat jeder seine Ansichten“, sagte Janis, ging aber nicht weiter darauf ein.

„Wenn’s so ernst ist, warum rufst du sie nicht an . . . oder . . . warum fliegst du am besten nicht gleich hin?“, stichelte der Albaner.

Das Frühstück kam endlich und unterbrach weitere Gedankengänge. Eier mit Speck, Gemüse, Marmelade, Cognac und Kaffee. Komische Frühstückssitten in Pogradec.

„Komm, lang zu“, sagte Mond. „Wer weiß, wann wir heute wieder was zu beißen bekommen.“

Nach dem Frühstück telefonierte Mond, dann fuhren sie ein paar Kilometer aus der Stadt hinaus. Dort trafen sie auf zwei Männer. Sie waren, mit der zu verschiebenden Fracht, in einem großen Van angerückt. Mond und Janis fuhren voraus, der Van folgte ihnen. Nach ungefähr einer knappen Stunde waren sie in Bilisht angekommen, die letzte Stadt auf der Strecke Tirana, Elbasan und griechische Grenze.

Gleich nach der Stadtgrenze, trafen sie Stelios in einer Raststätte. Der junge Zigeuner wartete bereits mit seinem Vetter Savvas auf sie. Nach kurzen Begrüßungsfloskeln folgten sie den Zigeunern auf der Straße Richtung griechische Grenze, dann ging es irgendwann links ab. Einige Kilometer weiter kamen sie an eine Siedlung, die aus einigen mehr schlecht als recht zusammengeschusterten Baracken bestand.

Die Zigeuner in diesem Bereich Albaniens lebten in einer für sie eigenen Welt der Gewalt. Schon innerhalb der Sippe herrschte eine starke Kontrolle und Autorität, die die mächtigen Familien auf die anderen ausübten. Darüber hinaus mussten sie täglich gegen den Rassismus ankämpfen, der ihnen keine Ruhe ließ. Das System des Staates war raffiniert und agierte im 21. Jahrhundert nicht mehr mit Gewalt und Aggressionen. Mittels Gesetzen und legalen Schikanen gab es genügend Methoden und Instrumente, um ihnen das Leben zur Hölle zu machen. Am schlimmsten traf es die nichtsesshaften Volksangehörigen. Sie waren bei Weitem die Ärmsten und Schmutzigsten. Oft ohne fließend Wasser und Strom, hausten sie in erbärmlichen Verhältnissen und lebten mehr oder weniger von den Abfällen der zivilisierten Welt.

In der Siedlung trafen sie auf einen alten Zigeuner, der zwar außer einem Brummen nichts anderes sagen konnte, aber mit seinem strahlenden Lächeln die Ankommenden dennoch willkommen hieß.

„Dies ist mein Vater“, präsentierte ihn Stelios voller Stolz. „Er kann leider nicht mehr sprechen, man hat ihm einst die Zunge abgeschnitten. Eine alte, verzwickte Geschichte.“ Na, wenn das keine vielversprechende Aussichten waren. Es erübrigte sich jeder weitere Kommentar.

Um sie herum versammelten sich dunkle Gesichter, in Lumpen gekleidete Gestalten mit zerzausten Haaren. Mondis hatte eine gewisse Abscheu gegenüber so vielen Zigeunern auf einmal. Er mochte sie aus vielerlei Gründen nicht.

„Janis, Mondis, kommt“ sagte Savvas. „Lasst uns erstmal einen Kaffee trinken.“

Janis war von dieser Idee nicht sehr erbaut. Gleichzeitig wusste er aber, dass er nicht drumherum kommen konnte, ohne diese stolzen Menschen zu beleidigen. Eine ältere Frau trug ein silbernes Tablett zu einer provisorischen Sitzgruppe. In deren Mitte befand sich ein kleiner Tisch. Auf dem Servierteller standen mehrere *finchan*. Kleine Demi-Tassen, die in Janis griechischer Heimat *φλυτζάνι* genannt wurden und mit dem überall auf dem Balkan bekannten Gebräu, gefüllt waren.

Die Türken als auch die Zigeuner fügten dem Kaffee oftmals etwas Salz hinzu, um die Reaktion der Gäste zu beobachten. Trank ihn der Fremde reaktionsfrei und ohne Murren, so war er sympathisch und anpassungsfähig, Das wurde dann generell als Zeichen eines guten Charakters gedeutet. War der Servierte jedoch vom Gebräu angewidert, dann war hinsichtlich dieser Person Vorsicht geboten.

Doch dieser Kaffee duftete herrlich, auch wenn Janis einen Augenblick lang darüber nachdachte, mit welchen schmutzigen Händen man die Tassen gespült und den Kaffee zubereitet hatte. Es grauste ihm allein schon beim Gedanken und noch hatte er keinen einzigen Schluck genommen. Doch jetzt hieß es in den sauren Apfel beißen.

Nachdem sie alle ihren Kaffee ausgetrunken hatten, stellte Savvas die Tassen umgestülpt auf die Untertassen und ließ einige

Minuten verstreichen. Endlich drehte er sie wieder um und studierte mit großem Kennerblick den Verlauf der Bahnen und Pfade, in die der Kaffeesatz verlaufen war.

„Oh, Janis“, sagte er begeistert, „unser Business wird sicherlich gut ablaufen. Das sehe ich hier“, und zeigte auf eine unbestimmte Stelle innerhalb des *finchan*. „Weiterhin sehe ich“, und er zeigte wieder auf eine imaginäre Stelle, „dass du sehr bald sehr, sehr glücklich sein wirst. Eine hübsche junge Frau wartet auf dich.“

Janis fragte sich, wie man einen solchen Unsinn glauben konnte. Was sollte Savvas oder sonst jemand in den Bahnen und Pfaden des Kaffeesatzes sehen können? Doch er enthielt sich weiterer Kommentare und nickte nur stumm. Savvas war sehr erfreut, ob der guten Kunde, die er hatte verkünden können.

„Nun, Leute, wenn ihr soweit gestärkt seid“, sagte Mondì, „sollten wir uns vielleicht an die Arbeit machen. Ich muss heute noch zum Dienst.“ In der Baracke neben ihnen hatte ein Zigeuner aus Stelios Bande angefangen zu singen.

„*Γιατί μου το κάνεις αυτό, γιατί μου το κανείς αυτό, . . . αμάν, αμάν, γιατί . . . δεν είμαι καλά . . .* Warum tust Du mir das an, warum tust Du mir das an, warum . . . mir geht es nicht gut! Auf einmal schien dieser musikalische Krach Savvas auf die Nerven zu gehen. Er begann zu brüllen.

„Vangelis, verdammst nochmal, mach was du willst, quäle uns, schlage uns, beschimpfe uns, aber bitte, bitte, halt endlich die Klappe.“

Vangelis Traum von einer großen Sängerkarriere, hatte hiermit ein klägliches Ende genommen. Sie beendeten das Kaffeekränzchen und gingen wieder zu den Fahrzeugen. Dort waren mehrere kleine Kinder versammelt und spielten miteinander. Sie waren alle sehr schmutzig, barfuß und mehr oder weniger in Lumpen gekleidet.

Auf Janis Frage, warum die Kinder generell so heruntergekommen aussahen, klärte ihn Savvas über eine Zigeunereigenart auf. Die Kinder seien nicht so zerlumpt wegen mangelnder Sauberkeit oder Verwahrlosung. Die Zigeuner glaubten, ein jedes Kind sei schön, sodass es die Eifersucht der Erwachsenen und damit den bösen Blick auf sich zog. Also wusch

man sie bis zu einem gewissen Alter selten und kleidete sie auch nicht sonderlich. Eine Art Verkleidung eben, um ihre Schönheit vor den Erwachsenen zu schützen und zu verbergen.

Stelios scheuchte die Rasselbande weg. Dann stiegen alle in ihre Fahrzeuge und folgten Savvas, bis zu einem verlassenem Gehöft, einige Kilometer weiter. Dort war zunächst Endstation. Die Kisten mit den archäologischen Objekten wurden aus dem Van geladen. Die Ware würde an diesem Abend auf die Maultiere gepackt werden, die momentan noch an einem anderen, nahe gelegenen Ort gehalten wurden. Dann ging die Ladung unter Führung von Stelios brummelndem Vater und seinen Gefährten in der Nacht über die Gegend der Prespa-Seen nach Griechenland hinüber. Wie die Fracht von da bis nach Athen gelangen würde, war laut Stelios ein Berufsgeheimnis. Sobald die Ware an ihrem Bestimmungsort angekommen sei, würde man Janis anrufen, damit er alles weitere in die Wege leiten konnte.

Nachdem das Geschäftliche erledigt war, wollte Savvas nun alle wieder in die Siedlung einladen. Er hatte veranlasst, die Spezialität des Hauses vorzubereiten: Igel mit Gemüse! Das Nationalgericht der hiesigen Balkanzigeuner. Eine wahre, göttliche Köstlichkeit, wenn man seinen Worten Glauben schenken wollte. Wahrscheinlich hatten die Zigeuner diese kulinarische Köstlichkeit einst Jesus vorgesetzt, dachte Janis. Da hatte er sich lieber gleich kreuzigen lassen. Beim Gedanken an den Fraß, wurde ihm jetzt schon übel.

„Sag mal, wie können die nur einen solchen Scheiß fressen?“, fragte Mondy angewidert. „Werden denen schon bei der Geburt die Gaumen herausoperiert, oder haben die sich jede Form von Geschmack systematisch beim Trinken abtrainiert?“, witzelte er bezugnehmend auf den großen Alkoholkonsum der Zigeuner.

Zum Glück brachte er dann den Vorwand vor, dass es nun an der Zeit sei aufzubrechen, da bald sein Dienst begann. Als Beamter konnte er es sich nicht erlauben, zu spät zu erscheinen. Somit konnten sie sich letztendlich aus der Affäre ziehen, ohne Savvas, Stelios und die übrigen zu beleidigen. Man nahm Abschied und trat den Rückweg nach Pogradec an.

Zurück in der Stadt unterhielten sie sich noch eine Weile über die Abwicklung der ganzen Geschichte. Was Mondy vor

allem interessierte, war wie er zu seinem Teil der Provision kommen würde. Doch Janis meinte, darüber sollte er sich keine Gedanken oder Sorgen machen. Alles würde seinen Weg gehen.

„Du siehst immer noch genauso beschissen aus wie am Morgen“, meinte Mondì. „Sollte es wegen der jungen Frau sein, so bitte ich meine Scherze von heute Früh zu entschuldigen. Wenn du wirklich an der Kleinen hängst, so gehe und hole sie zurück. Nachdem was du mir erzählt hast, bin ich mir sicher, dass sie eine anständige und treue Frau ist. Aber jetzt mal unter uns, eh, war sie denn eigentlich noch Jungfrau?“ Janis lachte nur über den vernommenen Unsinn, ging jedoch nicht weiter auf die Frage ein.

„Ach, das ist alles nicht so einfach. Was sollte denn aus ihr werden, hier mit mir? Bin ich denn jemand, der eine Familie haben könnte? Schau mich doch an. Ich weiß nicht wo ich Morgen sein werde, und wann ich wieder mein Zuhause sehe. Und vor allem, ich bin bald vierzig, sie gerade um die zwanzig Jahre alt. Wo soll das hinführen? Komm lass gut sein, streue nicht noch mehr Salz in meine Wunden“, sagte er verletzt.

Sie verabschiedeten sich bald voneinander. Mondì ging zum Dienst, Janis in sein Hotelzimmer. Endlich allein im Zimmer, Einsamkeit, Friede! Gottverdammter Mondì, er hatte ihm wieder Erinnerungen heraufbeschworen. Roxana, Roxana, Roxana . . . ! Jeder Gedanke nur Roxana. Die Erinnerungen an ihr schienen an ihm zu kleben, wie Kaugummi an einer Schuhsohle.

Allein im Zimmer lag er auf seinem Bett und schaute die Decke an. Er würde heute nochmals hier übernachten, denn er hatte nicht einmal mehr die Kraft oder Courage, nach Hause zurückzufahren. Vielleicht sollte er die Augen schließen und an etwas anderes denken. Doch er wusste, selbst wenn er so handelte, schaffte er es nicht die Welt und seine Probleme auszusperren. Seine Dämonen waren immer da, waren letztendlich seine einzigen Gefährten. Janis rappelte sich wieder hoch, ging wie üblich zum Fenster. Draußen war es mittlerweile später Nachmittag. Alles wirkte von hier oben so friedlich. Die Menschen unten am See waren so lebendig. Der Himmel war strahlend blau. Über den Horizont zogen einige Vögel. Er schaute ihnen nach, wie sie einer unendlichen, scheinbar problemlosen Freiheit entgezogen.

Es half alles nichts. Was sollte, was konnte er tun? Also legte er sich wieder hin. Auf einmal kamen ihm Erinnerungen an den Moment, wo er sie zum ersten Mal traf. An die Gefühle, die durch sie geweckt wurden. An die Zeit, die sie zusammen erlebt hatten und all das Schöne, dass ihm gegönnt war noch einmal zu erfahren. Es gab so viele schöne Momente mit ihr. Doch eine Erinnerung hatte in ihm tiefste Spuren hinterlassen. Der Moment, wo sie wie ein kleines Kind auf seine Brust gekrabbelt und darauf eingeschlafen war. Diese Erinnerung würde sich in seinen Gedanken nie in Rauch auflösen und ihm wie Nebelschwaden durch die Finger gleiten. Sie würde auf ewig verbleiben und gehörte ihm.

Er nahm eins der Bücher, dass er mitführte und begann darin zu blättern. Der klägliche Versuch, das Kapitel erneut zu finden, bei dem er es zuletzt aus der Hand gelegt hatte, scheiterte. Allen Versuchen zum Trotz, fand er die gesuchte Stelle nicht wieder, denn er konnte sich einfach nicht konzentrieren. Genervt warf er das Buch ans andere Ende des Zimmers, wo es auf dem Boden liegenbleib. Es half alles nichts, es gab keinen Ausweg. Plötzlich wurde ihm bewusst, dass seine Dämonen sich um ihn scharten, es sich gemütlich machten. Sie warteten, bis er einschlief.

Er fragte sich, wie er die letzte Zeit ausgehalten hatte. Es war eine sich endlos hinziehende Reihe von Tagen, durch die er sich nur mühsam geschleppt hatte. Mit kurzen schnellen Atemzügen, ließ er all die kleinen Dämonen raus, die in diesem Augenblick in ihm wüteten.

Morgen würde er wieder in Thessaloniki sein. Dann ging es mit einem Kunden auf vier Rädern bis nach Mailand, von da aus per Flugzeug nach London. Endlich würde sich in seinem Leben wieder die gewohnte Routine einstellen. Er würde wieder die gleichen Grenzen passieren, die gleichen Straßen befahren, jede Teilstrecke in genau eingeteilten Zeitintervallen bewältigen.

Dann würde er seinen Mann in London, im *Hampshire Restaurant and Bar* am Leicester Square abliefern. Ende! Eine Nacht am Piccadilly Circus. Dann ging es am nächsten Tag wieder mit dem Flieger zurück nach Mailand, dort ins Auto und zurück in die Heimat. So lag er da und starrte auf die Zimmerdecke, starrte in die heranschleichende Dunkelheit, die wieder Dämonen gebar.

KAPITEL 98 Zurück auf heimischen Boden

Fünf Tage später, nachdem er seinen Kunden in London abgesetzt hatte, war er wieder zurück in Thessaloniki. Während der Rückfahrt, als er sich noch in Serbien befand, hatte Stelios angerufen. Die Ware war schadlos in Athen angekommen. Janis konnte die betreffenden Leute anrufen, um die Kisten an einem bestimmten Ort abzuholen. Zuhause angekommen, würde er erst einmal wieder Tatiana beruhigen müssen. Pogradec mit eingerechnet, hatte er wieder über eine ganze Woche gefehlt.

Nachdem er geduscht und etwas gegessen hatte, nahm er die Post aus seinem Briefkasten heraus und ging sie schnell durch: Eine Paketabholungsbescheinigung für eine Büchersendung, Werbungen diverser Art und Rechnungen, ansonsten nichts von Belang.

Danach führte er einige Telefonate, übermittelte Mondi die erfreuliche Nachricht und wollte sich dann schlafen legen. Doch als er in seinen Garten hinaustrat, überkam ihn Ratlosigkeit. Was sollte sein nächster Schritt sein? Wie sollte es weitergehen? Er überlegte kurz, stieg kaum zu Hause angekommen wieder in seinen Wagen und fuhr los. Es war eine spontane Eingebung. Heute regnete es wenigstens nicht. Die Sonne schien, als wollte sie ihn wieder zu Hause willkommen heißen.

Am Stadtrand angekommen durchquerte er zunächst ein Industriegebiet mit hohen Gebäuden von der Art, wie sie in den siebziger Jahren gebaut worden waren. Gerüche, beißend, übelriechend und penetrant, hüllten ihn von allen Seiten ein und verfolgten ihn. Dann passierte er einen kleinen Steinbruch, wobei dort schon sehr lange kein Abbau mehr stattgefunden hatte.

Endlich kam er auf freies Land, das ihm menschenleer und kahl vorkam. An die Stelle von üblen Industrierüchen traten frische, wohlriechende Düfte nach Wiesen, Blumen und Kräutern. Er durchkreuzte endlose Felder. Die Sonne schien sanft und die Luft war mild. An einem kleinen Weiher sah er Vögel, die sich dort versammelt hatten.

Ein wenig später erschien am Himmel eine Gruppe von großen Vögeln. Weich und geschmeidig flogen sie auf ihn zu. Zum ersten Mal bemerkte er ihre außergewöhnliche Leichtigkeit. Eine

Gabe, die den Menschen gänzlich fehlte. Beim Anblick dieses Naturschauspiels wurde ihm bewusst, dass es in der Natur nichts Wundervolleres gab.

Die natürliche Eleganz und Unbeschwertheit, mit der sie dahinsegelten, beeindruckte ihn gewaltig. Der Mensch lebt um zu arbeiten und zu leiden, dachte er. Die Vögel dagegen, um zu fliegen. Wie hieß es noch im Song von Reinhard Mey: Über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein . . . Man müsste ein Vogel sein, um die unendliche Freiheit erfahren zu dürfen. Dort oben gab es keine Grenzen, keine Verbote, keine Sorgen. Wie gerne hätte er jetzt sein Dasein mit einem dieser Geschöpfe getauscht, um wäre mit den übrigen einfach in die grenzenlose Freiheit dahingesehelt. Was hatte Roxana noch über die Freiheit gesagt? Ob sie einen Geschmack hätte? Könnte es sein, dass die Freiheit dort oben wirklich so etwas wie einen Geschmack haben könnte?

Dieses Schauspiel hatte sein Herz wieder mit einem Glücksgefühl erwärmt. Er bekam auf einmal Lust, zum Strand zu fahren. Dort angekommen, stieg er aus dem Wagen. Das Wasser breitete sich endlos vor ihm aus. Das Meeresufer an dieser Stelle war menschenleer. In der Ferne sah er einen Spaziergänger, wahrscheinlich eine ältere Dame mit ihrem Hund. Ohne dass er es zunächst bemerkte, wurden seine Schuhe nass, als er einige Schritte am Wasser entlangging. Ein Schwarm Zugvögel strich über seinem Kopf hinweg. Dem nassen Schuhwerk zollte er keine Beachtung. Allein das Hiersein zählte: Die Ruhe, die Freiheit, das Einssein mit der Natur. Später ging er zu seinem Fahrzeug, setzte sich auf die Rückbank und zog endlich seine nassen Latschen aus. In diesem Moment riss ihn sein Telefon aus seinen Tagträumen. Sobald er den Anruf entgegennahm, meldete sich eine sichtlich genervt Tatiana.

„Janis, wo bist du schon wieder untergetaucht?“, schrillte sie in den Hörer.

„Ich bin am Meer.“

„Und was tust du da?“

„Ich sitze einfach nur hier und denke nach, denn mir geht so einiges durch den Kopf. Es gibt da ein paar Dinge, die ich in meinem Dickschädel klären muss.“

„Ach, lass den Scheiß“, versuchte sie ihn auf andere Gedanken zu bringen. „Komm, lass uns nachher zu dir gehen. Dann denken wir zusammen nach, okay?“

„Nein, nicht heute . . .“, sagte er jedoch völlig kraftlos. Auf einmal wurde sie so richtig sauer. Letztendlich war er schon wieder eine Woche verschwunden, und jetzt, wo er die Sache wieder geradebiegen konnte, spielte er den Miesepeter. Sie hatte die Gabe, im Verlauf einer harmlosen Unterhaltung, tragische Sentenzen zum Besten zu geben. Dieses Mal gab sie sich im Tonfall eines kleinen schmollenden Mädchens.

„Du elender Makedone, du Scheißgrieche, du liebst mich nicht mehr!“

„Oh, Tatiana, bitte! Es ist nicht so wie du denkst. Im Gegenteil . . .“, setzte er an. Doch da hatte sie schon aufgelegt. Und Gott schuf Eva, um Adam bis zum Ende aller Tage zu quälen!

Wieder zu Hause merkte er, dass es in der letzten Nacht wieder geregnet hatte. Das Wetter war zur Zeit genauso verwirrt, wie seine Gedanken. Doch in diesem Moment zeigte sich die Sonne. Silbrig schimmernde Pfützen hauchten dem Kiesboden des Innenhofes Leben ein. Er schaute in eine Pfütze und sah sein Spiegelbild. Wie konnte es nur soweit kommen mit ihm, dass er so verzweifelt gestrandet war? Als er einen kleinen Stein in die Pfütze kickte, verschwamm sein Spiegelbild wieder.

Warum verhielt es sich seit ihrem Abflug so, als hinge seine ganze zukünftige Existenz davon ab? Das Leben ging doch weiter, verdammt! In der Pfütze hatten sich die Wasserwellen wieder geglättet. Er dachte eine Weile nach, betrachtete wieder sein gequältes Antlitz im seichten Wasser, und musste sich eingestehen, dass es nur eine einzige und lang zurückliegende Ursache für seine Misere gab. Alles hatte vor Jahren mit seiner Scheidung begonnen.

Als er in Stuttgart von zu Hause fortgegangen war, hatte er zunächst geglaubt, dass er vielleicht ein paar Wochen, höchstens ein, zwei Monate fortbleiben und dass er bald zurückkehren würde. Doch bald wurde ihm klar, dass die Reise ins Nichts, die er angetreten hatte, sehr viel länger dauern könnte, oder vielleicht nie enden würde. Irgendwann hatte er sich damit abgefunden und die Tatsache akzeptiert, dass es zu Ende war.

Die Scheidung nahm in seiner Absenz nur einige Monate in Anspruch. Irgendein Gerichtsdienner sandte ihm eine beglaubigte Kopie des Urteils nach Griechenland. Von diesem Augenblick an, begann er abzudriften. Morgens wollte er nicht mehr aufwachen und lag nur noch faul am Strand. Er rief auch nicht mehr an, und mit jedem Tag der verging, wurde es immer schwieriger den Kontakt wieder aufzubauen.

Wovon hatte man genug, wenn man nicht mehr wollte? Vom Leben, von der Langeweile, oder vom Überdruß der einen befiel, wenn man jeden Morgen sein Gesicht im Spiegel sah? Wie konnte es soweit kommen, dass er immer die wichtigsten Menschen in seinem Leben aufgab? Konnte die Enttäuschung so groß werden, dass er nun auch zu seinen Träumen und seinen Ambitionen keinen Anschluss mehr fand? Wie sollte es nur weitergehen mit ihm, wohin würde ihn all das führen?

Er ging endlich ins Haus, setzte sich an seinem Esszimmertisch auf einen Stuhl. Später wusste er nicht mehr, wie lange er reglos dagesessen hatte. Irgendwann wurde ihm gewahr, dass sein Kopf vollkommen leer war. Die nackte Einsicht, dass er all die Zeit nur gewartet hatte, kam ihm auf einmal wie ein nasser Lappen ins Gesicht. Er hatte bisher nur nicht verstanden, dass er wartete, noch worauf. Nun glaubte er es zu wissen.

Vielleicht sollte er einfach ein wenig Fernsehen. Vielleicht gelang es ihm so, auf andere Gedanken zu kommen. Er schaltete den Fernseher ein und zappte sich durch die Programme. Doch leider ließ die Programmviefalt momentan sehr zu wünschen übrig. Am folgenden Sonntag wurde in Griechenland zur Parlaments-Wahl gerufen. Die Fernsehnachrichten schlugen den Zuschauern den ganzen verdammten Tag lang nur dieses Thema um die Ohren. Mitsotakis, Mitsotakis, Mitsotakis . . .

Er hatte sich wieder zu Hause eingeschlossen. Draußen hatte es wieder angefangen zu regnen. Später hatte es nicht mehr ausgehalten und hatte Armin in Stuttgart angerufen. Dieser erzählte ihm, dass es Roxana sehr gut ging. Sie hatte sich gut eingelebt. Dennoch sah man, dass sie ihm nachtrauerte.

„Ich verstehe gar nicht, was dieser hübsche Engel eigentlich an so einem alten Sack wie dir findet? Du bist weder pflegeleicht, noch sonst irgendwie auf längere Zeit auszuhalten“,

sagte Armin spaßeshalber. „Die Kleine ist hübsch, jung, hochintelligent, also das genaue Gegenteil von dir. Sie wird hier sicherlich bald ihren Weg gehen. Da bin ich mir ganz sicher“, amüsierte sich der Deutsche.

„Na dann ist ja alles Bestens“, gab er einfältig von sich.

„Dennoch, du solltest sie mal anrufen. Es kann doch nicht sein, dass ihr beide so viel miteinander erlebt habt, und du alter Kotzbrocken bisher noch nicht einmal angerufen hast, seitdem sie hier ist. Die kleine Maus ist total verliebt in dich. Jedes Mal, wenn ich sie sehe, spricht sie unentwegt nur von dir. Ich frage mich ernsthaft, ob die Kleine nicht verhext ist“, sagte er scherzhaft.

„Ach, das ist doch alles nicht so einfach, du schwäbischer Mostkopf. Ich weiß nicht wie ich reagiere, wenn ich wieder ihre Stimme höre.“ Schon beim Gedanken daran, wurde Janis ganz warm um Herz. Mit einem Mal ging ihm auf, dass Liebe der Augenblick ist, in dem einem plötzlich das Herz brechen will.

„Hör zu, du Schwachkopf! Wenn du schon nicht anrufst, dann schick ihr wenigstens eine Voicemail auf ihre neue Mobilnummer. Ich schicke sie dir anschließend mit SMS. Dann kann sie, sofern sie möchte, ihrerseits anrufen. Wie dem auch sei, mach was! Tue es bitte mir zuliebe, unserer alten Freundschaft wegen.“ Armin legte eine Pause ein, sagte dann ernst: „Ich kann nicht mit ansehen, wie dieses junge Ding hier tagein, tagaus ihr Leben verschleudert, um an einem alten Dinosaurier wie dir festzuhalten.“

Janis versprach dem Freund darüber nachzudenken. Sie verabschiedeten sich und würden in den nächsten Tagen wieder miteinander telefonieren. Auch jetzt noch, so viele Tage nach ihrem Abflug, fiel es ihm immer noch schwer zu verstehen, was geschehen war. Aus Erfahrung wusste er, dass es in jeder Krisen- und Stresssituation einen Moment gab, wo alles Selbstvertrauen verbraucht zu sein schien. Aber dieses Mal war dieser Augenblick ungewöhnlich früh gekommen.

Draußen wurde der Regen immer stärker. Am Fenster harrend, gab er sich seinem Kummer hin, ließ sich vom Schauspiel kreiselder Windböen und peitschender Regenfäden entführen. Von dumpfen Schmerz gebeugt beobachtete er, wie die Landschaft von trüben Schlieren aufgewühlt und fortgespült wurde. Je inniger

er hinaussah, desto dichter wurde das Netz aus Wind, Regen und Kummer, dessen Maschen sein Herz umschnürten.

Die Wolken drückten auf die Hausdächer wie riesige Wellen, die Fassaden waren triefend nass. Der Regen würde weiter anhalten, dachte er. Ein nicht enden wollendes Donnernrollen, Tropfenstakkato und fortwährendes Einhämmern auf Fensterscheiben, Balkone und Steinbrüstungen, in allen erdenklichen Tonlagen. Die Silhouette einer alten Platane in Nachbars Garten glich einem Skelett, das durch die Luft gewirbelt wurde. Wie er so hinaussah auf den Regen, den Wind und die Schatten, nahm seine Traurigkeit Gestalt an. Erinnerungen stiegen auf, verdichteten sich in der feuchten Luft, ließen aus Regen und Sehnsucht das Antlitz der Geliebten hervortreten. Er drückte seine Stirn gegen das kühl Glas, schloss die Augen und versuchte sie sich vorzustellen. Was sie wohl in diesem Augenblick machte?

Er hielt es auf einmal nicht mehr aus hier, musste raus aus diesem Haus, sonst würde er noch wahnsinnig werden. Ein wenig unter Menschen würde seine Laune wieder aufbessern. Also machte er sich auf, fuhr trotz des miesen Wetters zur Stadtmitte. Dort würde er eine ihm bekannte Bar anlaufen, um seinen Kummer zu ertränken.

Erst spät in der Nacht kehrte er wieder heim. Mittlerweile hatte es wieder aufgehört zu regnen. Die Uhr im Armaturenbrett seines Fahrzeugs zeigte halb vier in der Früh. Vor seinem Haus angekommen stellte er den Wagen einfach vor seiner Garage ab. Er stieg jedoch nicht aus, sondern blieb noch im Inneren des Fahrzeugs sitzen. Gedankenverloren starrte er zu den Bäumen in seinem Garten, deren Zweige sich in der nächtlichen Brise wogten.

Er hatte einige Stunden im *Λαδάδικα*-Viertel in einer Taverne verbracht, hatte etwas gegessen und noch viel, viel mehr getrunken. Danach war er in einer Bar gelandet, hatte seinen Kummer vollends ertränkt, bis ihn die Übelkeit gepackt hatte. Am Ende war er wieder in seinen Wagen gestiegen und hatte gerade noch so die Strecke bis zu seiner Garageneinfahrt geschafft. Jetzt saß er hier im Wageninneren wie ein Päckchen Elend und ließ die Zeit verstreichen, ohne zu wissen warum.

Die Sekunden tickten dahin, ohne dass er zu einer Reaktion fähig gewesen wäre. Die Zeit verging unaufhaltsam und

es schien ihm, als wäre sie zähflüssiger als durchgekauter Kaugummi. So viele Tage waren vergangen, seit sie von ihm gegangen war. Tage ohne ihre Stimme, ihr Lächeln, ihren Glanz. Tage, unterteilt in Minuten und Sekunden, jede schmerzhafter als die Vorangegangene.

Mit ihr war auch das Leben und die Hoffnung von ihm gegangen. Die Leere, die sie hinterlassen hatte, wurde mit dem Verstreichen jeder Minute, jeder Sekunde immer größer. Das Loch, das sie dort hinterlassen hatte, wo einst sein Herz gewesen war, stopfte er nun mit Alkohol und staubiger Einsamkeit. Er spürte, wie es ihm die Luft zum Atmen nahm. Jede Sekunde sehnte er sich mehr und mehr danach, sie wiederzusehen. Auf einmal hielt er es ohne sie nicht mehr aus.

Die Nachbarschaft lag in diesen frühen Morgenstunden ruhig im sanften Licht der Dunkelheit da. Der Blick von seinem Standpunkt ging über einen Teil der Siedlung. Weiter weg er sah diverse Mehrfamilienhäuser und auch einige noch größere Gebäude. Von all den Fenstern waren nur drei erleuchtet. Drei von hunderten. Er fragte sich, was für Probleme jene Menschen hinter den erleuchteten Fenstern quälte, damit sie ihnen den Schlaf raubten und sie zu dieser Zeit noch wach waren. Auf einmal fühlte er eine tiefe Verbundenheit mit den Menschen hinter diesen erleuchteten Vierecken.

Was konnte er nur tun? Sogar sein Herz hatte dieses kleine Biest mitgenommen, als sie gegangen war. Janis, den Tränen näher als der Wut, stieg endlich aus den Auto, schloss es ab und ging auf die Haustür zu. Sobald er vom Sensor erfasst wurde, schaltete sich die automatische Gartenbeleuchtung ein. Auf der Terrasse stand ein Gartentisch mit drei Stühlen. Alle waren noch so in der Position, wie er sie vor über einer Woche verlassen hatte. Das Buch über Naturwissenschaften lag auf dem Tisch. Eins derjenigen, die auf dem Rücksitz seines Wagens lagen, als Roxana sie entdeckt hatte und ihn über das Lesen ausfragte.

Paradox! Gegenstände, die früher recht unbedeutend waren, hatten auf einmal Bedeutung, da sie ihn an sie erinnerten. Er atmete tief durch, öffnete endlich die Haustür. Im Hausinnern war es recht dunkel, nur in der Küche brannte eine Notbeleuchtung. Er ging direkt ins Schlafzimmer und warf seine

leichte Jacke aufs Bett. Danach ging er ins Bad, ließ im Spülbecken das kalte Wasser laufen und wusch sich das Gesicht, trocknete sich ab und betrachtete sich anschließend im Spiegel. Sein Abbild lächelte ihm zunächst melancholisch zu. Letztendlich schien es sich über die Aussichtslosigkeit seiner Situation und dem Verlangen nach jemandem, den er selbst von sich verstoßen hatte, zu mokieren.

Plötzlich erschien ihr Gesicht neben seinem, Kopf an Kopf, traurig lächelnd. Er starrte auf das geliebte Antlitz und spürte einen bohrenden, tiefen Schmerz, der sich in seiner Brust ausdehnte. Das Verlangen und die Sehnsucht nach ihr kamen mit einer ungeheuren Wucht. Sie blickte ihn mit weichen, reglosen Augen und einem ewigen Lächeln aus dem Spiegel heraus an.

„Ich vermisse dich sehr Roxana“, flüsterte er ihrem Spiegelbild zu und drückte seine Handfläche gegen den Spiegel. Er wünschte sie in diesem Moment, er könnte sie berühren. „Ich bin verrückt nach dir, kleine Gypsy-Lady.“ Er beugte sich vor, berührte den Spiegel mit seinem Kopf und schloss die Augen.

„Bitte“, flehte er, „bitte, Roxana, vergib mir!“

KAPITEL 99 Neue Hoffnung

Ein neuer Tag, neue Hoffnung. Es war sehr windig. Geistesabwesend blickte er aus dem Fenster auf die Straße hinaus. Der Wind trug seine Gedanken in die Ferne. Später, am frühen Nachmittag, als es ihm endlich gelang seine Beklommenheit abzuschütteln, rief er Tatiana an. Er wollte sich für seine gestrige Unlust entschuldigen. Ein Versuch, sie so lange wie möglich im Gespräch festzuhalten und ihr von seinen Problemen zu erzählen, scheiterte kläglich. Sie schien entweder nicht verstehen zu wollen, oder hatte einfach keine Zeit zuzuhören.

„Janis, du kannst nicht einen Fuß in zwei Schuhen haben. Ruf mich wieder an, wenn du wieder auf dem Boden der Tatsachen zurückgefunden hast. Bis dann!“, war das Letzte, was er von ihr vernahm. Dann war die Verbindung unterbrochen. Was konnte er jetzt noch tun? Keine Roxana, keine Tatiana. Alles am Boden. Shit!

Er fuhr kopflos in die Stadtmitte. Um die Zeit totzuschlagen, schaute er sich geistesabwesend die Auslagen der Geschäfte an. Nebenher führte er einige Telefonate. Irgendwann, als er wieder aufgelegt hatte, wusste er auf einmal nicht mehr, wohin er eigentlich unterwegs war. War er überhaupt irgendwohin unterwegs? Total verwirrt, begann er nachzudenken. Vielleicht sollte er sie doch einmal anrufen. Vielleicht würde ihm das helfen, mit seinen Gefühlen klarzukommen und wieder ein wenig Licht am Horizont zu erblicken. Oder sollte er ihr einfach einen Brief schreiben, den Armin ihr vorlesen könnte? Plötzlich guter Dinge, ging er in ein Schreibwarengeschäft und kaufte sich einige Bögen Papier, einen Füller samt Tintenpatrone, Umschläge und Briefmarken für das Ausland. Gleich darauf trottete er an der Strandpromenade in eine Cafeteria, bestellte sich einen Espresso und begann zu schreiben.

Er genoss den kratzenden Laut des Füllers auf dem Papier. Ein Gefühl überkam ihn plötzlich, als würde er längst verlorenen Gedanken lauschen. Nach und nach fügten sich die Buchstaben zu Worten, die Worte zu Sätzen. Der Füller glitt weiterhin über den Bogen, spann ein Netz aus beinahe vergessenen Erinnerungen. In seinem Inneren begann es irgendwo zu kribbeln. Ein widerstrebendes Verlangen, nach Verständnis, nach Einsicht kam auf. Das Schreibinstrument schabte noch kontinuierlich über das Papier, erzeugte ein Geflecht aus Worten und materialisierte erlebte Augenblicke neu. Es war, als ob es versuchte, sie der Vergänglichkeit zu entreißen. Janis schrieb und schrieb, und es gab immer noch Platz für ein paar weitere, neue Gedankengänge.

Nach einer Weile hatte er einen einigermaßen passablen Text beisammen. Er unterschrieb ihn mit *Janis* und steckte ihn in einen Briefumschlag, auf den er Armins Adresse - zu Händen Roxana - notierte. Am Ende frankierte er das Couvert. Na also, so schwer war es doch gar nicht, dachte er. Nichts war jemals wirklich zu Ende. Jetzt musste er nur noch herausfinden, wie es weiterging. Dann machte er sich auf, einen Briefkasten der *EATA*, der griechischen Post zu finden, um den Brief einzuwerfen.

Paradoxerweise merkte er auf einmal, dass er vor vielen Jahren schon einmal genau an dieser Stelle an der Strandpromenade entlanggegangen war. Damals hatte er ebenfalls

einen Brief geschrieben, an seine Ex-Frau. Darin hatte er nochmals den verzweifelten Versuch unternommen, hatte noch einmal darum gebeten, ob sie nicht wieder zusammen sein könnten.

Doch letztendlich hatte er den Brief nie abgeschickt. Er hatte ihn genau an dieser Stelle langsam in Streifen gerissen und übers Wasser gestreut. Die Papierschnitzel hatten sich alsbald mit Wasser vollgesogen und waren, wie seine verzweifelten Hoffnungen, untergegangen. Nach einer kurzen Überlegung nahm er den Brief, denn er erst vor wenigen Minuten beendet hatte in seine Finger, schaute ihn noch einmal an und zerriss ihn dann ebenso in kleine Fetzen. Er warf die Papierstreifen über dem Wasser nach oben, sodass sie der Wind noch höher hinauftrug. Schließlich waren sie bald nicht mehr zu sehen und fielen dann unweigerlich irgendwann ins Meer.

Doch heute fühlte er sich auf einmal ganz anders als vor jenen Jahren. Nein, seine Hoffnungen würden heute nicht mit dem Verschwinden der Papierfetzen untergehen. Auf einmal fasste er sich ein Herz. Heute würde es anders laufen, . . . nein . . . er würde sie nicht anrufen, sondern einfach zu ihr gehen.

„Roxana“, schrie er auf einmal einfach vor sich hin. „Roxana, ich . . .“ Eine Bö trug den restlichen Satz davon.

Gleich darauf suchte er ein Reisebüro auf, fand noch einen Flug für den heutigen Abend nach Stuttgart. Jetzt hieß es schnell nach Hause. Packen, dann Armin anrufen um ihn über sein baldiges Kommen zu unterrichten. Selbstverständlich durfte er ihr nichts von seinem Kommen verraten, sollte nur unter einem Vorwand dafür sorgen, dass sie zu gegebener Zeit nicht aus dem Haus ging. Das unwiderstehliche Verlangen sie wiederzusehen, trieb ihn an. Doch, würde sie ihn wiedersehen, geschweige denn wiederhaben wollen?

Um 19.10 Uhr Ortszeit landete der Airbus 320 pünktlich auf dem Flughafen in Stuttgart-Echterdingen. Janis kannte den Flughafen in- und auswendig, war bald aus dem Terminal und nahm sich ein Taxi. Eine halbe Stunde später war er an Armins Adresse angekommen. Der Freund wohnte im ersten Stock, Roxana im dritten. Wie vereinbart, klingelte er zunächst bei ihm. Sie begrüßten sich herzlich, doch es drängte ihn weiter. Schließlich spurtete er die Treppe hoch, immer zwei Stufen auf einmal

nehmend, stand endlich vor ihrer Tür. Plötzlich fühlte er eine Beklommenheit, würgte schwer und wusste auf einmal nicht mehr, ob er das Richtige tat. Doch irgendein ein Dämon in ihm bewegte seine Hand auf die Klingel zu und zwang seinen Zeigefinger den Knopf zu drücken. Als sie die Tür öffnete und im Rahmen stand, sah er ein Freudenfeuer in ihren Augen aufleuchten. Sie zeigte jedoch keine andere Reaktion.

„Hallo Roxana“, war alles was er im ersten Moment von sich geben konnte. Er schluckte. „Nein, bitte, sag nichts!“ Janis kniete sich vor sie nieder, nahm ihre Hand und schaute zu ihr auf, direkt in ihre Augen.

„Mein kleines Gypsy-Mädchen, ich möchte fühlen was du fühlst, ich möchte wissen was du weißt und ich möchte an deinem Leben teilnehmen. Ich liebe dich von ganzem Herzen.“ Da nahm sie ihn in ihre Arme und ließ ihn wieder in ihr Leben. Sie küssten sich lange und leidenschaftlich. Als sie endlich wieder von ihm abgelassen hatte, hing sie sofort wieder der ewigen Frage nach.

„Janis, du dummer Grieche! Bitte sage mir jetzt endlich deinen richtigen Namen“, flehte sie.

„Mein Name ist“ Die Aufzugstür, die in diesem Moment aufging, spuckte eine Schar lärmender, laut schreiender Kinder heraus und schluckte den Rest von Janis Worten.

NACHWORT & DANKSAGUNG

Nachwort

Auch wenn diese Erzählung zum Teil auf echten Tatsachen beruht, ist sie als Roman verfasst worden. Dies bedeutet, dass keine der Personen die darin vorkommen, in der wirklichen Welt so existieren. Dennoch ist es nicht immer möglich, Ähnlichkeiten zu vermeiden. Was hier wiedergegeben wurde, könnte so geschehen sein. Aber es ist nicht notwendigerweise so gewesen.

Im vorliegenden Roman gibt es viele gleitende Übergänge zwischen Wahrheit und Fiktion. Namen von Personen, die in Roxanas „echtem Leben“ eine Rolle spielten, sind zum Teil beibehalten worden. Sie wurden aber mit anderen Charakteren des Buches vertauscht. Denn letztendlich hat es nach so langer Zeit keinen Sinn mehr, irgendjemanden anklagen zu wollen. Diese Erzählung hatte ihre Zeit, nun ist längst Geschichte geworden. Letztendlich ging es aber darum, dass ihre Wahrheit nicht davongetragen und für immer verloren geht.

Danksagung

Ich danke meinem Lebenspartner, der so viel Geduld und Zeit aufgebraucht hat, sich meine Geschichte anzuhören und für die unermüdliche Energie, die er in dieses Projekt investiert hat. Er selbst ist kein gelernter Autor, hat sich durch endlose Synonyme-Listen durchkauen und die deutsche Grammatik „wieder“ auffrischen müssen. Wir hoffen, er hat es soweit fertiggebracht, einen halbwegs anständigen Text auszuarbeiten und zu übersetzen, um diese Erzählung interessant darzubieten.

Was das Wort Zigeuner anbetrifft, so habe ich meistens absichtlich vom neomodischen Wort *Roma* Abstand genommen. Mein Freund Stelios würde mich verständnislos anschauen, wenn ich ihn als Roma bezeichnen würde. Diese Menschen sind Zigeuner, so wie wir anderen Griechen, Deutsche oder Rumänen sind. Auch untereinander verwenden sie diesen Ausdruck nie. Ein

Zigeuner ist und bleibt ein Zigeuner. Nur Möchtegernpsychologen und spießige Sozialarbeiter entsprechender staatlicher Behörden verwenden diesen Begriff. Diskriminierend wird der Ausdruck erst, wenn man ihn gegen jemanden entsprechend benützt. Doch genauso, wie man Scheißzigeuner sagen kann, kann man auch Scheißdeutscher oder Scheißgriechen sagen. Sollten sich deswegen alle Deutsche oder Griechen anders betiteln lassen?

Über das Ende dieser Geschichte, haben wir uns viele Stunden lang beschäftigt. Sollte es in einem Drama ausarten? Oder glücklich enden? Wir suchten nach einem Schluss, der der Tragweite und der schrecklichen Wahrheit gerecht werden konnte. Gleichzeitig musste aber auch Platz für Hoffnung geschaffen werden.

Wir hoffen, es sind uns keine allzu großen Fehler unterlaufen. Wir würden uns freuen, wenn wir entsprechende Kritik und Anregungen erhalten würden. Wer weiß, vielleicht gibt es ein Folgebuch von Roxanas und Janis Abenteuer.

Werter Leser, vielen Dank für Ihr Interesse und dass Sie sich bis hierher „durchgelesen“ haben. Wir hoffen, es gab bei Ihnen einen Augenblick, wo sie mit einem Lächeln, aber auch mit einer Spur von Melancholie an die Geschichte zurückdenken, da Ihnen nun „Roxana & Janis“ und die übrigen Charaktere des Buches fehlen werden. Denn ein guter Roman - und wir hoffen, dass es ein solcher war - ist ein Buch, bei dem man bedauert, dass man es schon zu Ende gelesen hat.

Für Kritik und weitere Anregungen danken wir im Voraus unter Email:

roxana4jani@gmail.com

Andreea-Elena Elefterescu

Erich Stamatiou

Die Würde des Menschen ist unantastbar (Art. 1 Abs. 1 Grundgesetz).

Balkan-Landkarte



Transsilvanien-Karte

Ungefähre Schauplätze und Straßenverläufe dieser Geschichte



